Bibliothek
der
Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben
von
H. Malten.

Erster Band, erster bis dritter Theil.

Erster Theil.

Aarau 1839.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Ueber Nothwendigkeit, Zweck und Bereich einer selbstständigen deutsch-katholischen Kirche.

Erste Erläuterung.

Quid vis egestas imperat. *)
Accii Plauti Sent.

„Was will Rom?“ ... Die Frage ist, seit es einen Papst und ein „heiliges Kollegium“ in der Weltstadt gibt, schon unzählige Male aufgeworfen und sehr verschieden beantwortet worden.

Als Grund- und Hauptergebniß aller Erörterungen stellt sich der Satz auf: „Rom will Macht, materielle wie moralische.“ Durch den Nimbus seiner Glaubens-Eiferung bemüht es sich unausgesetzt, auf die Einbildungskraft des großen Haufens zu wirken, sie in die Schlingen seiner fast übernatürlich scheinenden Beziehungen gefangen zu halten und seinen mehr im Geheimen thätigen als offen sich geltend machenden Einfluß beständig zu vermehren.

Rom täuscht sich über seine prekäre Lage nicht. Es sieht sehr wohl ein, wie jeder wissenschaftliche Fortschritt, jede größere Ausdehnung der Verstandes-

*) Nothwendigkeit läßt alles thun.

kraft, jede neue Verfeinerung der allgemeinen Gesittung es seinem Ende näher führt. Um nun einer solchen verhängnißvollen Lösung aus Kräften entgegen zu arbeiten, und sie — wohl einsehend, daß es den Triumf der menschlichen Vernunft über thierische Befangenheit auf die Länge nicht zu verhindern im Stande sein dürfte — wo nicht unmöglich zu machen, doch von Jahr zu Jahr zu verzögern, bietet es alle Mittel seiner geistlichen Allopathie auf, um die intellektuellen Zuckungen des christkatholischen Körpers in Europa zu beschwichtigen.

Daher sein Streben, überall wo es Raum zu gewinnen vermag sich fester zu stellen, sich den Rücken zu sichern und zu fernern Unternehmungen sich Bahn zu brechen. Daher das seit 1814 in Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland, mit einem Worte „wo es sich Eingang zu verschaffen gewußt,“ befolgte Verfahren, das, wenn man es auch nicht als das geschickteste, umsichtigste und zweckmäßigste bezeichnen kann, dennoch mit Konsequenz und hier oder da nicht ohne Erfolg in Ausführung gebracht worden.

Man beobachte nur die vom Vatikan seit der zweiten Restauration in Frankreich auf dieses Land angewendeten Maßregeln, die Schlauheit und Thatkraft, womit er darin seine Grundsätze einzuschmuggeln sich bemüht, die Vorkehrungen, welche er zur Vermehrung und Läuterung seines Anhanges ergriffen. Kaum daß er sein zweischneidiges Schwert, den Jesuitismus, aus der Scheide gezogen und schon bedient er sich desselben, von der Regierung zuerst im Geheimen dann öffentlich unterstützt, gegen alle, die seinen Anmaßungen sich in den Weg zu stellen wagen.

In der Schweiz sind die Schritte Roms ganz dieselben gewesen, wie in Frankreich. Ist es in diesem nicht so weit gekommen, daß es an der Souveränetät gerüttelt, so war es aus dem alleinigen Grunde, weil es durch seine kurzröckigen Jesuiten derselben schon versichert war.

Am grellsten aber hat sich sein Streben in Deutschland entlarvt. Das Verfahren der Kuria, der preußischen Regierung in der kölner Angelegenheit gegenüber, gewährt den auffallendsten Beweis nicht allein von ihren einseitigen Begriffen über die sogenannten Rechte der Kirche, im Konflikt mit den positiven Rechten des Staats, sondern auch von ihren demagogisch-theokratischen Umtrieben im verbergenden Schooße dieser Kirche selbst, und von der grade dadurch das Glück und die Ruhe aller Länder, die sich noch nicht vollkommen seiner Einmischung entrissen haben, bedrohenden Gefahr.

Wie die Sachen jetzt stehen, kann ein für Deutschland heilbringendes Ergebniß dem Problem entwachsen, das Rom zu unvorsichtig oder übereilt der scharfen Erwägung der gereiften Intelligenz unsers Jahrhunderts geboten. Die Frage: „mit welchem Rechte mischt sich eine fremde Macht in die innern Angelegenheiten, Verfügungen und Bedürfnisse selbstständiger Staaten?“ ist so scharf zergliedert und beleuchtet, sie ist so wenig zu Gunsten Roms beantwortet worden, daß es nur eines Winkes von höherer Stelle bedarf, um alle bisher bloß spekulativen Verstandeskräfte in Deutschland, Frankreich und der Schweiz zu gemeinsamem Wirken gegen die römische Hierarchie zu verbünden.

Rom hat zweimal gesprochen. Aber seine zweite Allokution ist nicht richtiger, nicht vernunftgemäßer, nicht befriedigender gewesen, als die erste. Es hat, seiner eigenen Versicherung gemäß, „für Kirche und Religion, für seine kanonischen Gesetze und für das Ansehn des Kurialstuhls sich erhoben.“ Es hat Himmel und Erde zu Zeugen angerufen und sich „ernstlich“ verwahrt gegen alles, was zur Gefährdung oder Beschränkung seiner Rechte (hinc ille lacrimæ) in der preußischen Monarchie verfügt oder gar in Ausführung gebracht werden könnte.

„Seine Absicht ist nicht schwer zu errathen,“ heißt es über diesen Punkt in der Nr. 312 der „Leipziger Allgemeinen Zeitung,“ vom 8. November 1838. „Als die Kirche in das tiefste Verderben versunken, hat Europa Jahrhunderte lang vergeblich den römischen Stuhl um ein allgemeines Konzilium zur Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern gefleht, gedrängt, bestürmt. Jahrhunderte lang hat es geschwiegen und schweigend gebilligt alle Gräuel, welche von seinem Klerus und dessen Henkersknechten in Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Ost- und Westindien, und noch in neuesten Zeiten vielfach verübt worden sind. Es hat aber auch geschwiegen, als Josef II. gewaltsam reformirte und ausdrücklich erklärte, daß sein Gesetz über die Ehe auch den auf das Sakrament bezüglichen kanonischen Vorschriften derogire und alle Bischöfe zur Nachachtung verpflichte.

„Kaum aber war Freiherr von Droste zu Vischering, vielfacher erheblicher Gründe wegen, von seinem Bischofsitz entfernt worden, so veröffentlichte der römische Stuhl die heftigsten und beleidigendsten Reden

gegen die preußische Staatsregierung, **bevor er von dem ganzen Thatbestande gehörig unterrichtet sein konnte.**

„Daß der angebliche Statthalter Christi sich durch Zorn habe hinreißen lassen, wird er selbst nicht als Erklärungsgrund aufstellen mögen. Daß die Ansprache eine friedliche Schlichtung herbeiführen sollte, wird nach deren ehrenrühriger Abfassung eben so wenig behauptet werden können. Zu einer „Rechtsverwahrung“ war auch noch dann Zeit genug, wenn alle Versuche zu gütlicher **Ausgleichung** gescheitert.

„Bis auf weiteres erscheint daher die Vermuthung gerechtfertigt, „der römische Stuhl habe, durch seine eben so heftige als eilfertige Ansprache, seine geistlichen Unterthanen in Preußen zur „Theilnahme“ an der erzbischöflichen Widersetzlichkeit zu erregen gehofft, um dort zu eben so glorreichen Resultaten hinzuführen, als diejenigen sind, welche in Belgien durch die päpstliche Partei zu Stande gekommen und in der zweiten Allokution vom 13. Sept. 1838 mit **Jubel** begrüßt worden sind.“ Von Tadel der aufrührischen Umtriebe der geistlichen Konspiratoren in Belgien ist aber weder in jener Ansprache noch früher irgendwie die Rede gewesen.

„Nachdem indeß die Allokution vom 10. Dez. 1837 wenn auch nicht völlig die gehoffte, so doch die Wirkung gehabt, daß die päpstische Partei in Deutschland frischen Muth gewonnen, daß von den übrigen Klerikern viele eingeschüchtert worden, und ein großer Theil der Priesterschaft in den östlichen Provinzen Preußens „sich entschieden gegen Staatsgesetze und Verfügungen der Regierung aufgelehnt,“ scheint Rom es für zweck-

dienlich zu halten, aber- und abermals Oel in die Flammen zu gießen, und nun die gesammte römisch-katholische Geistlichkeit des Königreichs Preußen zur völligen Strenge der ältern Disziplin zurückzuführen.

„Man muß gestehen, Rom befindet sich in einer verhängnißvollen Lage. Von je her, und noch im Encyklikum vom 15. Aug. 1832, hat es als höchsten Grundsatz aufgestellt: „von Allem, was einmal ordnungsmäßig festgesetzt, dürfe nichts weggenommen, nichts verändert, es dürfe nichts zugesetzt, sondern es müsse den Worten und dem Sinne nach unverbrüchlich bewahrt werden.“ Ebenso behauptet es von je her, alle Kirchen müßten mit der römischen, als dem Mittelpunkte der Einheit, übereinstimmen und so die immer gleiche Allgemeinheit der Kirche sich bewahren. Endlich hat der römische Stuhl von je her für alle seine Verfügungen, welcher Art sie auch seien, gleichen Gehorsam von Allen in Anspruch genommen; der heiliggesprochene Gregor VII hat sogar den Ungehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche für ein ärgeres Verbrechen erklärt als die Ketzerei selbst.

„So hat der römische Fels die ganze Kirche zu versteinern und sie prinzipienmäßig als eine schlechthin und durch und durch unveränderliche Institution den ewigen und allgemeinen Gesetzen des Lebens und der Metamorfose zu entrücken getrachtet.

„Leben siegt aber ewig über den Tod, und kein Erstarrtes vermag sich auf immer der allgemeinen Kommunion zu entziehen. Rom ist nun fortwährend in die tragische Alternative versetzt, entweder an seinem Grundsatz der Unveränderlichkeit festzuhalten und dadurch in immer feindlichern Gegensatz gegen das

rund umher sich entwickelnde Leben zu gerathen, oder durch Nachgibigkeit, Dissimulation und allgemeine Dispensen die Forderungen des Lebens einigermaßen zu beschwichtigen, aber eben dadurch seinem Grundprinzip immer untreuer zu werden.

„So hat es nur die Wahl, entweder immer größere Massen sich von seiner Starrheit ablösen zu sehen, oder durch Aufgeben derselben seine Auflösung selbst *herbeizuführen*. Die Allokution vom 15. Sept. 1838 ist, wie die vom 10. Dez. 1837, durchgängig ein Ausdruck jenes innern, bis in das Fundament hinabreichenden Zwiespaltes. In dieser wurde einmal von den „unerschütterlichen Prinzipien der katholischen Kirche" gesprochen, dann wieder zugestanden, daß der römische Stuhl durch Drohungen sich habe bewegen lassen, in „mildere Maßregeln" für die westlichen Provinzen des preußischen Reiches zu willigen.

„In beiden Ansprachen klagt der römische Stuhl über „schmähliche Verletzung der kirchlichen Einheit;" und doch ist es der römische Stuhl selbst, welcher durch seine speziellen Verwilligungen für Polen, Belgien, Holland und mehre westliche Theile Preußens diese kirchliche Einheit verletzt hat.

„Der römische Stuhl rühmt den Erzbischof von Gnesen und Posen, daß er nicht ferner den Gebrauch dulden wollte, der „in jenen Gegenden in Bezug auf gemischte Ehen der Lehre der katholischen Kirche zuwider aufgekommen war;" und doch ist es der römische Stuhl selbst, welcher im Breve vom 25. März 1830 für die westlichen Provinzen Preußens ein von der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient erlassenes Gesetz ausser Kraft gesetzt hat. Der römische

Stuhl rühmt von sich selbst, daß er „nicht nachgelassen in der Sorgfalt, die ihn lange schon antreibe, die Schmach vom Hause Israel (!!) abzuwenden." Und doch ist ihm hinlänglich bekannt, daß schon seit länger als 50 Jahren in Oestreich gemischte Ehen eingesegnet werden, obgleich staatsgesetzlich festgestellt ist, daß bei gemischten Ehen die Söhne des protestantischen Vaters in dessen Religion erzogen werden.

„Am auffallendsten ist aber, wie Gregor XVI sogar seine Allokution an das Kardinal-Kollegium für „untrüglichen Ausspruch des apostolischen Stuhls" angesehen wissen will, von welchem ein Erzbischof „nicht abweichen könne, ohne die Schuld schnöde verletzter Einheit der Kirche auf sich zu laden." Mag immerhin mehre Generationen hindurch sich in der Kirche eines Landes eine Praxis gebildet und die Staatsregierung dieselbe bei ihren Gesetzen zum Grunde gelegt haben, so soll doch eine zufällig einem Erzbischofe zur Kenntniß gekommene Allokution des Bischofs von Rom hinreichend sein, um ihn sofort zu verpflichten, sich über die von ihm beschworenen Staatsgesetze hinauszusetzen.

„An welche päpstliche Satzung aber soll der Erzbischof von Gnesen sich halten? In der Allokution vom 10. Dez. 1837 verwirft der Papst „jede in Preußen gegen den wahren Sinn der von Pius VIII gegebenen Erklärung in Betreff der gemischten Ehen eingeführte Praxis." Allein diese Erklärung war nicht an die polnischen Bischöfe erlassen, die etwa nur auf die benediktinische Konstitution zu verweisen waren. In der Allokution vom 13. Sept. wird an „die Bedingungen erinnert, welche der heilige Stuhl zu fordern

pflege.“ Aber der heilige Stuhl hat seit Jahrhunderten als Regel aufgestellt, daß der protestantische Theil zuerst seine Religion abschwören müsse, bevor ein Katholik eine Ehe mit ihm schließen dürfe.

„So tritt überall die Prätension der Untrüglichkeit für den römischen Stuhl, der Unveränderlichkeit und Einheit für die römisch-katholische Kirche und der völligen „Unabhängigkeit“ derselben von der bürgerlichen Gesetzgebung hervor, obgleich nichts verworrener und gefahrdrohender ist als die Jurisprudenz jenes Stuhles in Betreff der Ehe überhaupt und der gemischten Ehen insbesondere; obgleich die römisch-katholische Kirchengenossenschaft überall in sich zerfallen ist, obgleich, Gott sei Dank, die kirchliche Gesetzgebung seit bald tausend Jahren überall von den Staatsgesetzgebungen die heilsamsten Einschränkungen erfahren hat.

„Wohin die Oberherrschaft der römischen Hierarchie und ihrer Kanons zu führen vermag, davon bieten Spanien, Italien und Belgien hinreichend abschreckende Beispiele; wohin der römische Stuhl auch jetzt noch die katholischen Völker führen möchte, davon zeugt jene andere Allokution vom 13. September, wodurch wir erfahren, daß Se. Heiligkeit „schon lange daran dachten, der belgischen Nation ein öffentliches Zeugniß ihrer väterlichen Liebe zu ertheilen;“ davon zeugt jenes unbedingte Lob, welches dem Frhrn. Droste und Hrn. v. Dunin gespendet; davon zeugt endlich die Herstellung und Begünstigung des Jesuitenordens, dessen fanatisirende und knechtende Wirksamkeit keines neuen Erweises bedarf.

„Rom muß natürlicherweise „auf völlig un-

beschränkten Verkehr aller Bischöfe mit ihrem geistlichen Oberherrn dringen;" denn er bedingt die Möglichkeit der Oberherrschaft selbst. Aber nur in solchen Staaten kann es gewagt werden, der ultramontanen Influenz freien Spielraum zu gestatten, in welchen einerseits auch der öffentlichen Kritik und Diskussion ein gleicher Spielraum gesichert, in welchen anderseits allen vernunftrechtlichen Freiheiten aller Staatsbürger eine konstitutionelle Bürgschaft verliehen ist.

„Im völlig freien Kampfe des Geistes mit der Hierarchie, darf man des Sieges des erstern gewiß sein; wo aber der Geist einer Nation oder einer Staatsgesellschaft noch unter Vormundschaft der Staatsregierung steht, und Verfassung und Gesetze noch nicht allen Einzelnen jene Bürgschaften vollständig gewähren, da hat nothwendig die Staatsregierung strenge zu wachen, daß die Unterthanen nicht von Rom aus stets von neuem fanatisirt und „zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung, zur Verachtung, ja zur Verabscheuung der Andersgläubigen aufgereizt und aufgestachelt werden."

„Rom muß, wie es von je her gethan, Alles fordern und aufbieten, daß, wie Gregor XVI von den Belgiern rühmt, „dem Stuhle Petri nicht nur der Klerus, sondern auch das ganze gläubige Volk musterhaft unterthan und ergeben sei." Es muß dann stets diese Unterthänigkeit dazu benutzen, die freie Forschung zu unterdrücken und die Gläubigen möglichst von allem vertraulichen Verkehre mit den Andersgläubigen abzuhalten.

„Eben hieraus ergibt sich aber auch, daß alle

Staatsregierungen, welche ihres heiligen Berufes, das Walten des Geistes, des gemeinmenschlichen Rechts und der wahrhaften Humanität zu sichern und zu fördern, inne geworden sind, nie auf das „Plazet“ verzichten können, welches der römischen Hierarchie stets ein Stein des Anstoßes, den Völkern Europas aber eine Schutzmauer gewesen, die ihnen gestattet, aus glaubenstolzer Bornirtheit und Misanthropie zur Freiheit des Geistes und des Herzens, zu vorurtheilloser Bildung und echtem Kosmopolitismus sich zu erheben. Rom kann nicht mehr, wie die erste apostolische Synode, sagen: „Es gefällt (placet) uns und dem heiligen Geiste.“ Denn der Geist, der in alle Wahrheit leitet, hat sich in achtzehn Jahrhunderten unter die Völker verbreitet, und es ist eine Sünde wider diesen Geist, wenn jetzt noch ein einzelner Mensch für seine Aussprüche und Ansprachen Untrüglichkeit und für diese seine „Unfehlbarkeit“ unbedingten Gehorsam in Anspruch nimmt, um — Feindschaften zu erneuern und zu verewigen, für deren Versöhnung Ströme des edelsten Blutes geflossen sind.“

Widersprüche über Widersprüche sind seit langem die eigenthümliche Staatsklugheit der päpstlichen Macht. Hat sie eines Mißgriffes oder Fehltrittes sich schuldig gemacht, so zieht sie nicht selten mit einem noch größern sich aus der Verlegenheit. Darin besteht ihre heutige, wie ihre frühere Unfehlbarkeit. Ist es nicht merkwürdig und ein wohl beachtungswerthes Zeichen unsrer Zeit, von Rom den König Ludwig Filipp loben und preisen zu hören, dessen Tochter, von einem katholischen Bischof getraut, in gemischter Ehe lebt und ihren Knaben in der so arg befeindeten

und verdammten evangelischen Glaubensmeinung erziehen läßt? Wie reimt sich ein solches Benehmen mit den anderseits gegen die gemischten Ehen geschleuderten Bannstrahlen und mit den fanatischen Angriffen gegen einen anerkannt frommen und gerechten Monarchen, den kein anderer Vorwurf trifft, als daß er mit über alle Leidenschaft und Einseitigkeit erhabener Langmuth, den Umtrieben Roms die Ordnung und die Gesetze seines Landes entgegenstellt?

Zeigt sich bei dieser Veranlassung nicht eine durchaus nackte menschliche Natur, und zwar keine der liebenswürdigen, sondern vielmehr eine der aller gemeinsten und niedrigsten, die sich mit Geschenken und Bestechungen erkaufen läßt?

„Gibst Du mir etwas, so will ich Dir zu Diensten sein."

— Aber ich habe Dir schon gegeben.

„Ja das gilt jetzt nicht, das habe ich schon und sehe es nicht mehr als Geschenk an. Was ich einmal habe, ist für mich nur eine abgetragene Schuld."

— Aber ich gebe Dir mehr als irgend einer.

„Grade deshalb habe ich um so größere Rechte und Ansprüche. Warum hast Du mir so viel gegeben? Du mußt wohl erkannt haben, daß Du mir viel schuldig bist." *)

Es ist ganz dasselbe mit den gemischten Ehen, wie mit denen in verbotenen Graden der Verwandschaft. Die römische Kirche hat die letzten angeblich immer verabscheut und „stets alles gethan, damit in dieser Hinsicht die natürlichen und göttlichen Gesetze aufrecht

*) Vergl. Leipziger Allg. Ztg. Nr. 305, S. 3683.

erhalten würden." Und dennoch ertheilt sie Dispensen in ihrem Betrachte, doch wohl verstanden, nur gegen gleich baare Bezahlung. Es ergibt sich daraus, daß in Rom die Form immer mehr gilt, als die Sache*).

So zielt denn auch in der Gegenwart alles Dichten und Trachten des Vatikan nur darauf hin, die Erlaubniß zur Abschließung gemischter Ehen eben so wohl zu einem einträglichen Handelsartikel für sich zu machen, als die zu denen in zu nahen Verwandtschaftsgraden Die Spekulation ist, wie man sieht, gar nicht übel und mancher schöne Thaler würde nach Rom wandern, gelänge sie besonders in Bezug auf Deutschland, auf das es dabei am meisten abgesehen ist. Wir erwarten jedoch mit Zuversicht, daß sie an der deutschen Vernunft eben so wohl als an der deutschen Gewissenhaftigkeit unvermeidlich Schiffbruch leiden werde.

Darum ist es absolute Nothwendigkeit, daß die in Rede stehende Sache, wie überhaupt alles, was den vom päpstlichen Stuhl gegen Deutschland beabsichtigten Gewissenszwang, wie die damit in genauer Verbindung stehende beabsichtigte immerwährende Brandschatzung, mit Offenheit besprochen, genau erwogen und unter allen Gesichtspunkten beleuchtet werde. Denn nichts fürchtet Rom mehr, und mit vollem Rechte, als solch Verfahren.

In seiner Encyklika vom September 1832 schleudert Gregor XVI den Bannfluch gegen Preß-, Denk- und Gewissensfreiheit, fordert die Bischöfe seiner

*) Beurtheilnng der römischen Staatsschrift und der Allocution. Von Dr. J. Ellendorf. S. 9 u. f.

Kirche auf, alles anzuwenden, um so „verruchte und zerstörende Grundsätze“ zu beseitigen, und verpflichtet alle Gläubigen, diese seine Ansichten über die drei namhaft gemachten Punkte, als unmittelbare Aussprüche des heiligen Geistes unbedingt anzunehmen und zu beachten.

Einige Zeit nachher ist derselbe Papst ganz entgegengesetzter Meinung. In seiner Allokution vom 13. September 1838 jammert er über die unleidliche Tirannei wider Denk- und Gewissensfreiheit in der preußischen Monarchie. Er findet es empörend, daß man seiner unberufenen Einmischung in innere staatsrechtliche Angelegenheiten mit Ernst und Würde entgegentritt; daß man die verhängnißvollen Umtriebe seiner demagogisch-theokratischen Propaganda nicht länger dulden will. Es möchte sich wohl der Mühe verlohnen, zu erfahren, was Rom im umgekehrten Falle sagen würde, wenn die preußische Regierung z. B. verlangte, daß irgend eine Konfession im Kirchenstaat, ohne Kenntnißnahme der dortigen höchsten Landesbehörde mit ihm korrespondiren solle, und zwar mit dem Rechte von Seiten Preußens, jener Konfession eine organisatorische Einrichtung geben zu dürfen, welche den eigenen Gesetzen und Verfügungen jenes Staats nicht entsprechend wäre? Und dennoch behauptet der Papst gradezu, daß wenn man eine solche Einmischung in der preußischen Monarchie und in Deutschland überhaupt ihm nicht gestatte, man gegen Religions- und Gewissensfreiheit handle. Wahrlich es ist schwer, seltsamere Behauptungen aufzustellen.

Allein dergleichen Einwürfe und Protestationen sind nichts, im Vergleich mit der von derselben geistlichen

Autorität ausgehenden direkten Aufforderung an alle römisch-katholischen Bischöfe, „nicht länger zu zögern, sondern unverweilt in die Fußstapfen der Erzbischöfe von Köln und von Gnesen zu treten,“ mit andern Worten, ihren Landesherren den Gehorsam aufzusagen, gegen die Gesetze der respektiven Staaten, von denen sie eingesetzt worden und die sie reichlich besolden, sich zu empören und einer fremden Regierung zu Erreichung ihrer Zwecke gehorsamer und dienstbereitwilliger zu sein, als ihrer eigenen, wäre es selbst zum offenbaren Nachtheil und jedenfalls gradezu gegen den ausdrücklichen Willen dieser letzten. Heißt das nicht zum Aufruhr antreiben, so hat das Wort, wenigstens nach unsern Begriffen, keinen bestimmten Sinn.

Durch solche und ähnliche Maßregeln hat Rom, seit Bildung der gallikanischen Kirche (der anglikanischen Kirche und Großbritanniens gar nicht zu gedenken), Frankreich verloren, von dem es nur noch hier und da einiger geringfügigen Almosen — wie dessen bei Bildung des Bisthums Algier — sich erfreut, die ihm dann um so höher in Rechnung gestellt werden, und wogegen es dem „geliebten Sohn“ Ludwig Filipp demüthigst schmeicheln muß.

Durch seinen Jesuitismus hat es Portugal und Spanien zurückgestoßen, und entfremdet sie sich fortwährend immer mehr, der 900,000 Realen ungeachtet, welche Christina letzthin in die Krippe des heiligen Kollegiums geworfen. Aus demselben Grunde hat sich Oestreich und Oberitalien längst von ihm abgewendet und überall, selbst in den paritätischen Kantonen der Schweiz, wo man sich mit Ernst und Nach-

druck seinen Anmaßungen entgegenstellt, muß es sich bequemen, die scharfgezeichnete Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht feststellen zu lassen.

Allein dabei wird es nicht bleiben. Es wird in dem viel wichtigern und weiterhin reichenden Kampfe mit dem gewerbthätigen Zeitgeist, der das intellektuelle und materielle Dasein der Völker beseelt, noch ganz andere Zugeständnisse machen müssen, als sie nach dem dreißigjährigen Kriege unerläßlich wurden.

„Rom würde übrigens so gegen Preußen nicht auftreten," heißt es in einem Artikel aus Berlin, über die Allokution des Papsts vom 13. Septbr. 1838, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung, „und seine weisen Gesetze, welche die beste und solideste Freiheit befördern, nicht so bekämpfen, wie es gethan, wenn nicht die Alpen und das Meer dazwischen lägen. Doch irrt es auch hier in der Berechnung. Es wird Preußen zwar nicht zu Uebereilungen reizen; ja Preußen wird vielleicht scheinbar in einzelnen Punkten nachgeben, nur nicht in der geistigen Aufklärung. Und grade durch diese wird und muß es der Unvernunft Herr werden. Im geistigen Gebiete hat Preußen seine Grenzen über ganz Europa ausgebreitet, und auch das gelobte Land der Klerisei ist seinem Einflusse nicht fremd geblieben. Jeder neue Kampf wird durch neue Siege bezeichnet, und auch diese (zweite) Allokution wird in vielen Ländern selbst den Starrblinden die Augen öffnen, wie es die erste schon gethan. Nach dieser Rede des heiligen Vaters wird Preußens Streit mit Rom die Angelegenheit aller Staaten. Rom hat sich selbst den Stab gebrochen."

Die preußische Regierung hat den Hauptabgangspunkt der zwischen ihr und dem Vatikan entstandenen Störung vollkommen richtig aufgefaßt, und die Entwickelungskrisis, welche unvermeidlich daraus hervorgehen muß, mit durchdringendem Scharfsinn vorausgesehen, indem es die ganze Sache, mit ihren Ursachen, Beweggründen und Beziehungen, der öffentlichen Erörterung überantwortet. Es war unmöglich, dem theokratisch-politischen System der Hierarchie eine gefährlichere Wunde beizubringen, als auf solche Weise. Rom und Oeffentlichkeit: Zenith und Nadir, Obskurantismus und Licht. Wie der Kampf auch enden mag, die päpstliche Macht in Europa wird dadurch jedenfalls einen harten Anstoß erleiden.

Rom fühlt und begreift das auch jetzt schon so wohl, daß es alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung bringt, den ihn bedrohenden Streich wo nicht ganz zu vermeiden, doch so viel als möglich zu mildern. Unter keinem Papst sind so viele anonyme Heilige von jedem Alter und Geschlecht wieder an die Tagsordnung gekommen, als durch Gregor XVI. Man kann ihn in solchem Betrachte als den recht eigentlichen kanonischen Resurrektionspapst bezeichnen. Es würde viel zu weitschweifig und selbst zu langweilig sein, alle diese neuen Legende-Kandidaten die Revüe passiren zu lassen. Begnügen wir uns nur eine derselben, die so viel wir wissen bis jetzt das meiste Aufsehn erregt und die meisten „Wunder" verrichtet, aus dieser jungen heiligen Schaar zu näherer Würdigung hervorzuheben.

„Die heilige Philomena," heißt es in der kurzen

Nachricht über diese Jungfrau und Märtyrin *), „wegen der vielen Wunder, die sie überall, wo sie verehrt wird, wirkt, die Wunderthäterin genannt, war bis auf unsere Zeiten unbekannt. Ihr heiliger Leib ward im Anfange dieses Jahrhunderts zu Rom in einer der Catacomben gefunden, wo die ersten Christen die ehrwürdigen Ueberreste der Märtyrer beisetzten. Ihr Name, ihre Marter und Todesart, die sie für Jesus Christus zu leiden das Glück hatte, wurde aus der Aufschrift des Steines, der ihr Grab deckte, erkannt, so wie aus verschiedenen „Urkunden", die man bei ihren Gebeinen fand. Eine Lilie, welche man auf dem Grabsteine mit verschiedenen Sinnbildern ihres Marterthums sieht, bezeugt, daß sie als Jungfrau und Märtyrinn gestorben sei. Der Zeitpunkt aber ihres heiligen Todes läßt sich nicht bestimmt angeben. Die Geschichte hat uns davon, so wie von den nähern Umständen ihres Lebens, nichts überliefert; allein es sind viele Gründe vorhanden zu glauben, daß sie gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts von dem gottlosen Diocletian zum Tode verurtheilt worden sei.

„Fünfzehnhundert Jahre verflossen, bevor die Heilige aus ihrem Grabe gehoben, und ihre kostbaren Ueberreste von der heil. Kirche auf den Altären zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt wurden. Seitdem schien die Allmacht Gottes, welche damit ganz besondere Absichten hat, sie mit Ihrer ganzen Herr-

*) Kurze Nachricht über die heilige Philomena, Jungfrau und Märtyrinn, nebst einer neuntägigen Andacht zu ihrer Ehre. Freyburg in der Schweiz, bei Franz Ludwig Piller, Buchdrucker. 1834.

lichkeit zu umgeben, und das Dorf Mugnano (bei Avellino, im Königreich Neapel), wohin sie übertragen worden, ward bei dieser Gelegenheit der Schauplatz der größten Wunder. „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören und die an allen Gliedern Gelähmten erhalten den Gebrauch derselben wieder.“ Es geht von der heiligen Philomena eine geheime Kraft aus und heilt alle, die in der Einfalt des Glaubens zu ihr beten.

„Es wurde alsbald in der Provinz davon gesprochen, daß diese neue Wunderthäterin dort erschienen sei; aus der Provinz verbreitete sich eiligst der Ruf nach allen Seiten hin durch das Königreich Neapel; und da Gott sie überall durch glänzende Wunder, die auf ihre Fürbitte erfolgten, bekannt werden ließ, drang der Name der hl. Philomena über die Alpen und Meere, bis zu den äußersten Enden der Welt, voll der Gnade und des Segens.“

In zwei Briefen, wovon in derselben kleinen Schrift Auszüge gegeben werden, heißt es: „Eine neue Heilige macht seit einiger Zeit großes Aufsehen in Italien. Wegen der großen Anzahl Wunder, hat sich ihre Verehrung mit erstaunlicher Schnelligkeit bis jenseits der Alpen, und selbst über die Meere hinaus verbreitet. Ich meine die hl. Philomena, Jungfrau und Märtyrinn, deren heilige Gebeine ich zu Mugnano verehrt habe. Ihr Bildniß glänzt bereits auf den Altären in zwei Kirchen Roms, nämlich in der zu unsern lieben Frau des Sieges, und in der Kirche der hl. Martha; und wegen der beständigen drei- und neuntägigen Andachten, sind sie unaufhörlich von frommen Gläubigen angefüllt; da die Gnaden und wun-

derbaren Heilungen, die man auf ihre Fürsprache erhält, so groß und vielfältig sind. Das letzte Wunder geschah verflossenen Monat zu Ankona an einer Person, die lahm und blind zugleich war. Zuerst ward sie von der Lähmung ihrer Glieder befreit; das Gesicht erhielt sie aber erst am Ende der neuntägigen Andacht, als man ihr mit dem Bildnisse der Heiligen den Segen ertheilte...." Rom den 7. April 1834.

„Alles, was man von den Wundern und Gnaden erzählt, welche Gott auf die Fürsprache der hl. Philomena dem Königreiche Neapel und den Bewohnern der Mark Ankona im Kirchenstaate erwiesen hat und noch täglich erweist," besagt das zweite Schreiben, „bleibt weit hinter der Wirklichkeit und dem, was man von ihr sagen kann, zurück. Daher verbreitete sich auch die Andacht zu dieser wunderthätigen Jungfrau in diesen Gegenden so sehr, daß, von den größten Städten bis zu den kleinsten Dörfern, kaum eine Kirche zu finden ist, wo man nicht ihr Bildniß verehrt, oder einen Tag im Jahre der Andacht zu ihr widmet...." L... 17. Junius 1834.

„Aber nicht nur die kostbaren Ueberreste der hl. Philomena sind Werkzeuge der Allmacht Gottes, wodurch sie so viele und große Wunderdinge wirkt," fügt die Schrift hinzu, „sondern selbst ihre Statuen und Bilder, die Bücher, in denen ihre Wunder erzählt werden, Blättchen, welche Gebete zu ihrer Ehre enthalten, die Kleidungsstücke und Tücher, von denen ihr heiliger Leib umgeben war, das Oehl vor ihren Statuen und Bildnissen, selbst die Kerzen welche auf ihren Altären brennen."

„Man möchte sagen, es sei hinreichend etwas zu

besitzen, was, wie immer auch nur einigen Bezug auf die Heilige habe, um an der Gabe der Wunder, die sie vom Herrn in einem so hohen Grade empfing, Theil zu nehmen. Es ist dies zu Rom, wo die öffentliche Andacht zur hl. Philomena von Tag zu Tag wächst, allgemein anerkannt. Unser hl. Vater, Papst Gregor der XVI weihte vor kurzem selbst eines ihrer Bildnisse ein; schon Leo der XII nannte sie die große Heilige. Viele Fürsten der hl. Kirche, Erzbischöfe und Bischöfe, Vorsteher der geistlichen Orden und die ausgezeichnetsten Mitglieder der Welt- und Ordensgeistlichkeit trugen und tragen noch auf das thätigste bei, diese Angacht*) immer mehr und mehr zu verbreiten... Sind dies nicht hinlängliche Beweise von der Macht der hl. Philomena bei Gott? von den großen Absichten der göttlichen Vorsehung mit ihr, und von der Wahrheit jener Wunderthaten, die man ihr allgemein zuschreibt?

„Also wen da dürstet, der komme herbei und trinke. Der Herr hat uns mitten im Hause Jakobs, der hl. katholischen, apostolischen, römischen Kirche, eine Quelle eröffnet. Nur ein wenig Glauben, sei er auch nur so groß wie ein Senfkörnlein, kann ihm die größten Gnaden erlangen. Nahet also zuversichtlich, ihr Kleingläubigen, eilet, kaufet unentgeldlich durch lebendiges Vertrauen die Güter des Himmels, welche Gott Euch bereitet hat, und durch die Vermittelung der hl. Philomena geben will."

Die beigefügte „neuntägige Andacht zur heiligen Philomena" ist nicht weniger karakteristisch und pikant

*) Ein trefflich bezeichnender Druckfehler, den man nicht besser hätte wählen können.

als die Geschichte der Wiederauffindung ihrer Gebeine und das Verzeichniß der nicht allein von diesen, sondern auch von ihren Bildern, Statuen rc. rc. bewerkstelligten Wunder. Theilen wir, um von dieser Kuriosität des 19. Jahrhunderts wenigstens einen Begriff zu geben, einen wenn gleich sehr zusammengedrängten Auszug mit.

„Erster Tag. 1. Erwäge, daß die heilige Philomena Jungfrau war.... Jungfrau mitten in der Welt.... Jungfrau trotz der Verfolgung.... Jungfrau bis zum Tode.... Welch ein Vorbild! Kann ich es betrachten, ohne zu erröthen?... Woher diese meine Beschämung?... Was für ein Mittel dagegen?... 2. Höre zu ihrer Ehre die hl. Messe und besuche eine ihrer Statuen oder eines ihrer Bildnisse, wenn du es schicklich kannst. 3. Verdemüthige dich öfters, wenn du ihre jungfräuliche Reinigkeit betrachtest und erröthen mußt.

„Zweiter Tag. 1. Erwäge, daß die heilige Philomena Jungfrau war und nicht aufhörte es zu sein... 2. Wie am ersten Tage. 3. Fliehe sorgfältig was dir schaden kann.

„Dritter Tag. 1. Erwäge, wie die hl. Philomena die Liebe zur Jungfrauschaft in ihrem Herzen unterhielt und vermehrte. 2. Wie am ersten Tage. 3. Verdoppele den Eifer in allen deinen Gebeten.

„Vierter Tag. 1. Erwäge, daß die hl. Philomena Märtyrin war.... daß sie leiden.... Vieles leiden.... bis zum Tode leiden mußte. 2. Die nämlichen Uebungen. 3. Ertrage mit Geduld die geringen Leiden, Widersprüche, Ungemach, welche dir der Herr nach seinem heiligsten Willen heute zuschicken wird.

„Fünfter Tag. 1. Erwäge, daß die hl. Philomena den Martertod für Jesus Christus duldete.... Sie wollten ihr den Glauben mit Gewalt entreißen... sie zur Verletzung ihrer Taufgelübde bringen... zum Götzendienst und Abfall zwingen... Aber umsonst... Was will von dir bei so mancherlei Gelegenheiten der Teufel, die Welt, das Fleisch, dein eigenes verderbtes Herz? was anders, als eine ähnliche Treulosigkeit? 2. Die nämlichen Uebungen. 3. Trachte die Menschenfurcht zu überwinden. Sprich von Zeit zu Zeit: Es ist besser Gott, als den Menschen gefallen.

„Sechster Tag. 1. Erwäge, daß die hl. Philomena, als sie für Jesum Christum starb, die Worte des Erlösers in Ausübung bringen mußte: Wer seinen Vater und seine Mutter... ja sogar sein Leben, aus Liebe zu mir nicht hasset, der kann mein Schüler nicht sein. 2. Die nämlichen Uebungen. 3. Trachte während des Tages nur allein Gott zu gefallen.

„Siebenter Tag. 1. Erwäge, daß die hl. Philomena, als sie für Jesum starb, Spott, Hohn und Beschimpfungen aller Art zu dulden hatte. 2. Die nämlichen Uebungen. 3. Dränge die Aufwallungen deines Herzens zurück.

„Achter Tag. 1. Erwäge, daß die hl. Philomena, nachdem sie aus Liebe zu Jesu alle Güter dieser Erde und sich selbst hingegeben hatte, in die Freuden des ewigen Lebens einging. 2. Die nämlichen Uebungen. 3. Lege dir heute ein freiwilliges Opfer auf...

„Neunter Tag. 1. Erwäge, daß die hl. Philomena von Jesus Christus, nachdem sie hienieden ihm

Alles geopfert hatte, selbst in dieser Welt dafür mehr denn das Hundertfache erhalten habe... Welch ein Ruf!... Welche Macht!... Welche Herrlichkeit!... Wie viele irdische Größe zu ihren Füßen!... Welch ein Zulauf von frommen Wallfahrern an den Orten, wo sie verehrt wird!... Wie viele Feste zu ihrer Ehre!... Welche Verehrung für ihre Statuen?... Welch ein brennendes Verlangen nach ihren hl. Reliquien! u. s. w. So erfüllt Gott seine Verheißungen. 2. Die nämlichen Uebungen. 3. Uebe heute zur Ehre der Heiligen ein Werk der Barmherzigkeit aus."

Die Neuntagsandacht wird durch ein Gebet zur heiligen Philomena beschlossen, das man an jedem Tage derselben zu sagen hat. Man bemerkt darin besonders die Stellen:

„Ich freue mich mit dir über die „Gewalt", die dir Gott verliehen hat.... Hilf mir, o große Heilige, durch deine mächtige Fürsprache. Erlange mir vor Allem eine Kraft der Seele unüberwindlich in allen Anfechtungen.... eine Großmuth, der für Gott kein Opfer zu schwer fällt.... eine Liebe stark wie der Tod, wo es den Glauben Jesu Christi gilt, die hl. römische Kirche und das höchste Oberhaupt derselben, den gemeinsamen Vater der Gläubigen, den Hirten der Hirten und Schäflein, den Stellvertreter Jesu Christi in der ganzen christlichen Welt.

„Außer diesen Gnaden, um welche ich dich, o heilige Philomena, in glühender Andacht meines Herzens bitte, begehre ich neue Gnaden, die ich nicht minder mit größter Zuversicht durch deine mächtige Vermittelung zu erlangen hoffe... (Nenne diese Gnaden der Heiligen mit Einfalt, Vertrauen und De-

muth...) Nein, dieser so gute Gott, für welchen du dein Blut und Leben hingegeben hast; — dieser so gute Gott, der gegen dich und durch dich so freigebig mit seinen Gütern und Gnaden ist; — dieser so gute Gott, der mich geliebt hat bis in den Tod, und sich aus Liebe zu mir unter den Gestalten des Brodes und Weines zum Genusse darreicht; nein, dieser so gute und liebevolle Gott wird dein Bitten und Verlangen nicht verschmähen; da er gleichsam selbst das Bedürfniß hat, uns wohl zu thun. Ich hoffe es und setze mein ganzes Vertrauen auf ihn und auf dich. — Amen!"

Die von Rom wo nicht gradezu vorgeschriebene doch gebilligte Andacht zur heil. Philomena, ist indeß wenig auffallend in Vergleich mit der „Praxis zu Ehren des heiligen Franz Xaver, Apostel Indiens, welche ein überaus wirksames Mittel ist, durch Verwenden dieses ruhmwürdigen Heiligen von Gott alles zu erhalten, was man wünscht *)."

Die Zahl der Wunder, welche in vorstehend angedeuteter Praxis namhaft gemacht werden, ist Legion. Das interessanteste von allen ist das auf Seite 13 beschriebene, welches einem dem heiligen Franz Xaver äusserst ergebenen Frauenzimmer widerfahren. Diese Person hatte nämlich, zur Bestreitung der Kosten eines Festes, das sie während der Neuntagsandacht zu feiern beabsichtigte, eine Summe geborgt, die in ihrem Beutel sich über die Hälfte vermehrte, dergestalt,

*) Devote Pratique pour la neuvaine en l'honneur de St. François-Xavier, apôtre des indes, etc. A Epinal, chez Pellerin, impr.-libr. 1835.

daß ihr so viel übrig blieb, um ihr ganzes ferneres Leben gemächlich damit auskommen zu können.

Die Krone solcher neu ersonnenen Andachtsübungen ist jedoch ohne Zweifel der von den ehrwürdigen Väter Kapuzinern, in ihrer Eigenschaft als Missionäre, herausgegebene „Sünderspiegel,“ überaus nützlich für aller Arten Leute und dargestellt durch allerlei Figuren *).

„Ihr seht darin,“ heißt es auf dem Titel, „den elenden Zustand einer Seele, die das Unglück gehabt in Todsünde zu verfallen. Ihr seht darin auch den glücklichen Zustand einer Seele, wenn sie das Glück hat, der Gnade Gottes sich zu erfreuen, nebst einer kleinen Zeichnung vom unglücklichen Zustande einer verdammten Seele. Ihr bemerkt auch gefälligst (vous remarquerez, s'il vous plait) wie entsetzlich die Qualen der Hölle sind. Ihr werdet sodann über die Belohnung nachdenken, welche Gott denen zugesteht, die in dieser Welt gut leben (!). Wenn Ihr, nachdem Ihr aufmerksam dies Buch gelesen, Euch nicht entschließet, von der Sünde Euch abzuwenden, müsset Ihr für das unglückliche Schicksal Eurer Seele zittern.“

Das erste Bild, ein roher, unförmlicher Holzschnitt, zeigt ein Herz mit dem Kopfe einer jungen Person. Es soll den Zustand eines Menschen in der Todsünde versinnlichen. Im Herzen gewahrt man, am untern Theile, den beflügelten, gehörnten und beschwänzten Teufel, mit einer langen Ofengabel in der

*) Le Miroir du Pécheur, composé par les RR. PP. Capucins, Missionnaires; Très-utile à toutes sortes de personnes: le tout représenté par Figures, etc. A. Epinal, chez Pellerin. 1838.

linken Hand. Er ist von den sieben Hauptsünden, in Gestalt von Thieren und anderer Zeichen umgeben. Neben dem Herzen ist ein Engel und darüber eine Taube. Die Unterschrift lautet: „Mein Gott mache, daß ich den übeln Zustand meines Herzens sehe."

Die zweite Skizze stellt ebenfalls ein Herz dar, mit einem Mannskopfe besetzt. Von allen Seiten durch die sonderbarsten Figuren bestürmt, wovon einer auf einem Vogel (wahrscheinlich einem Pfau) reitet, ein anderer auf einem Bock, ein dritter auf einem Fisch (oder Schwein, was sich schwer bestimmen läßt), von einem Raufer verwundet, einem Trinker angelockt, einem fliegenden weiblichen Teufel mit seinen Schlingen bedrohet und von mehren andern verführerischen Koboldén geneckt, wovon nur der mit der Fackel oder dem Lichte (der Aufklärung) einen bestimmten Karakter zu haben scheint, umschließt das Herz in sich ein Auge, einen Stern, eine Kugel, ein kleines Haus, einen umgekehrten Geldbeutel, einen Fisch, ein Kruzifix, ein Becken, eine Badwanne und einen Wurm. In der Mitte lieset man die Worte: Jesus meine Liebe, und zu beiden Seiten auf besondern Zetteln die Inschrift: Quicon tranos — Sideus prono bis. Ein Engel hält ebenfalls zwei große Zettel, worauf steht: Fürchte Gott und seine Gerechtigkeit. Die Unterschrift bezeichnet diese Versinnlichung als den Zustand eines zu Gott sich bekehrenden Menschen.

Grausenerregend ist der auf der dritten Tafel dargestellte eines in Todsünde zurückgefallenen Menschen. In des Herzens Mitte brüstet sich ein gekrönter und beschnurbarteter Fürst auf seinem Thron, umringt

von den sieben Hauptsünden: einer Kröte, einem Hasen (?), einem Skorpion, einem Schwein, einem Bock, mit Hörnern die einer großen Schneider- oder Tuchmacherscheere ähnlich sind, einem Ungeheuer mit pfeilartiger Zunge, gewaltigen Tatzen und langen Ohren und einem Pfau. Das arme Herz schwimmt in einem Flammenmeere. Zur Linken ist ein Engel, zur Rechten eine Nachteule oder Fledermaus, deren Bedeutung sich nicht leicht errathen läßt.

Nicht weniger erbaulich und schlagend ist die Darstellung vom Zustande eines in Todsünde Sterbenden und die vom unglücklichen Zustande einer verdammten Seele. In der ersten lauert der Teufel am Fußende des Bettes und auf die vom Erlöser von oben gerufenen Worte: „Entfernt Euch," zieht sich der Engel vom Kopfende zurück. In der zweiten ligt der mit Schlangen umwundene und davon gebissene Mensch nackt auf einem Rost, mitten in einem helllodernden Feuer, von den verschiedenartigsten Dämonen mit Keulen, Morgensternen, Mistgabeln und andern Waffen oder Werkzeugen durchstochen und zermalmt.

Die Versinnlichung des Zustandes einer Seele, der es leid thut, Gott beleidigt zu haben; dessen eines in Gottes Gnade Sterbenden, und dessen einer glückseligen Seele, stehen hinter den vorerwähnten in nichts zurück. Gehen wir darüber hinweg, um zu der Nachricht an den Sünder (Avis du Pécheur) zu gelangen, die nach der Melodie: „Le Berger que j'aime," ein Lied mittheilt, wovon wir nur die beiden ersten Verse nachschreiben wollen.

Vois, pécheur infâme,
L'état de ton âme

En péchés mortels;
Voici que tu quittes
La vraie conduite
Du chemin du ciel.

Sais-tu que le diable
Tous les jours t'accable
De nouveaux péchés?
Et si tu ne quittes
Ta faible conduite,
Tu seras damné *).

Mehr durch Mittel und Vorkehrungen, wie die eben angedeuteten, als durch Klugheit, Umsicht und richtigen Takt, bemüht sich Rom Individuen und Völker von sich abhängig zu erhalten. Aber indem es auf solche Weise bei rohen, ungebildeten Massen sich feststellt, verliert es immer mehr beim unterrichteten Publikum und eilt seinem Verfall mit immer rascheren Schritten entgegen.

„Die päpstliche Allokution vom 10. Dezember," sagt Dr. J. Ellendorf in seiner „Beurtheilung der römischen Staatsschrift und der Allokution," Seite 46 u. f., „war eine Uebereilung, keines Mannes, gewiß keines Papstes würdig.... Ihr Ton ist so feindselig und beleidigend für Preußen, daß man behaupten kann, das 18. und 19. Jahrhundert habe nichts ähnliches aufzuweisen. Auf Privatnachrichten und Zeitungsartikel sich stützend, die Einsicht der Aktenstücke verschmähend, bricht der Papst in die härtesten,

*) Sieh verruchter Sünder den Zustand Deiner Seele in Todsünden. Sieh da wenn Du von der wahren Verfolgung des Himmelsweges Dich abwendest. Weißt Du, daß der Teufel täglich mit neuen Sünden Dich überschüttet? Und wenn Du nicht abläßt von Deinem schwachen Betragen, wirst Du verdammt sein.

wenigstens ihm gar noch nicht motivirten Vorwürfe gegen Preußen aus, es habe „die Rechte des Episkopats und des hl. Stuhles usurpirt, die katholische Kirche unterdrückt,“ und schleudert diese Erklärung mitten in die katholischen Provinzen Deutschlands. Dem so arg beschuldigten Staate gegenüber, werden die Tugenden und die Trefflichkeit des Erzbischofs zum Himmel erhoben, alle seine auch in Rom längst bekannten Vergehen gegen die Vorschriften der Kirchendisziplin, des kanonischen Rechtes und die Staatsgesetze in Betreff der hermesischen Sache verschwiegen, und der hl. Vater redet blos von gemischten Ehen.“

So spricht sich nicht etwa ein Protestant aus, sondern ein guter Katholik, der jedoch nicht zur römischen Schaar gehört. Seine Gesinnungen, Urtheile und Vorschläge sind vor allem „deutsch“ und verdienen eben deshalb eine um so größere Beachtung, weil sie unverholen der Aufgabe zustreben, welche wir in gegenwärtigem Artikel unter allen ihren Gesichtspunkten zu erwägen uns vorgenommen. Ueber die Allokution selbst äussert sich der Verfasser (S. 64 u. f.) folgendermaßen:

„Der h. Stuhl hat uns in neuester Zeit mit vielen Breven und Allokutionen beschenkt. Alle, ohne Unterschied, tragen denselben Typus; in allem ist der Eingang derselbe. Die von Gregor XVI. zeichnen sich besonders aus. Wir wollen neben der Allokution nur noch erwähnen der Consistorialrede vom 2. Febr. 1836 und der Encyclica. Alle beginnen mit Klagen und Wehgeschrei über die Noth und den Jammer der Kirche. Dieses Klagegeschrei hat nun schon seit 300

Jahren die Welt durchtönt; es lautet stets gleich. Die Allokution hat nur dieselbe Weise gesungen.

„„Während wir vom bittersten Schmerze über die aller Orten so bedrängten und fast ganz zu Boden liegenden Verhältnisse der katholischen Kirche verzehrt wurden, und alle Sorgen und Gedanken dahin richteten, die Leiden Israels gemäß der uns von Gott verliehenen Gewalt zu heilen: kam auf einmal eine neue Ursache der Trauer hinzu.““

„Das ist das alte Lied vom römischen Weh, von der Kirche Noth und Pein. In stets schärfer und bitterer klingenden Accenten hat es getönt seit 1789. Ein Gefühl der Wehmuth und des Grauens wandelt uns an. Es ist als vernehmen wir die Klagen des gefallenen Sion. Aber von seinen Trümmern schallt's auch mit dumpfer Stimme: „Herr du hast uns gezüchtigt ob unserer Missethaten und gerecht sind deine Gerichte.“ Und dann wandelt uns ein Grauen an, daß die Klagenden verstockt und blind geworden sind, und nicht sehen, daß sie selbst sich ihren Jammer zugezogen haben, und neben ihrem elegischen Wehgeschrei tönt uns des blinden Sängers mahnendes Wort: αὐτῇσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο.

„Ja wohl sind sie in Noth zu Rom. Wohin sie blicken: was sie Kirche nennen, liegt in Trümmern, und so weit das Auge späht, ist keine Rettung, keine Hülfe. Es scheint, als wenn der Herr das Ohr seiner Erbarmung geschlossen habe. In Frankreich ist die Kirche beraubt, vom Staate unterjocht. Aus einem Volke von 33 Millionen ist christlicher Geist, christliche Sitte verschwunden; die Kirche verachtet, vergessen. Spanien und Portugal haben der Hierarchie den Krieg

angekündigt, haben ihre Reichthümer, ihre Privilegien ihr genommen, und es muß allem Anscheine nach dahin kommen, daß ihr von aller Herrlichkeit nichts bleibt. Beide Länder befinden sich im Zustande eines faktischen Schisma. In Italien können nur die Bajonette Oestreichs die weltliche Herrschaft des h. Vaters vor dem Grimme seiner empörungssüchtigen Unterthanen retten. Das stolze Gebäude der Hierarchie ist in seinen Grundfesten erschüttert. Die Völker der vorzugsweise katholischen Länder huldigen den Grundsätzen, haben sie in ihre Verfassungsurkunden aufgenommen, welchen Gregor XVI rastlos den Krieg erklärt, welche er anathemisirt, ohne daß es irgend fruchtet: der Preß-, Denk- und Gewissensfreiheit. Die Gemüther sind von der Kirche gewandt, die Quellen des römischen Reichthums sind versiegt, vertrocknet; die römische Kirche erliegt fast der Noth ihrer Finanzen.

„Woher all diese Noth, dieses Unglück? Woher grade in den katholischen Kernländern? Es sind die Sünden der Hierarchie, die der Herr bestraft. Ihr wollt die Welt regieren, wollt, vom h. Geiste erleuchtet, die Kirche lenken an Christi statt; wollt wie ein Evangelium die Doktrinen verkündigen, von deren Befolgung das Wohl der Kirche und des Staats abhängt.

„Sagt, warum kam unter eurer Regierung solch Weh über beide? Durch eure Verkehrtheit, durch euren Unverstand, womit ihr aus der Kirche einen weltlichen Staat, ja eine Domäne machtet, deren Ertrag ihr verzehrtet; womit ihr den Staat aussoget, entkräftetet, verschlanget, und die Völker zum Auf-

stande, zu Haß und Ingrimm gegen euch brachtet; womit ihr mit eisernem Starrsinne euch den Forderungen der Zeit entgegensetztet, bis sie mit eisernem Fußtritte euch zermalmte; womit ihr euch mit tausend Privilegien verschanztet, euch dem Staate entzoget und den Völkern unerträgliche Lasten auflegtet, womit ihr die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft in Fesseln schluget, und die Menschheit am Gängelbande eures Egoismus führtet.

„Das hat euch die Völker zu „Feinden" gemacht, und dieser Zorn wird dauern, bis ihr entweder anders geworden oder vernichtet seid. Wo ihr mit eurer Macht unumschränkt gewaltet, wo keine Gewalt über euch stand, wo ihr es treiben konntet nach eurem Belieben und Wünschen, da ist es schlecht und jammervoll geworden, bis man euch die Praxis legte. In Portugal und Spanien habt ihr schrankenlos geherrscht, in den Kabinetten über die Könige und die Völker. Reich wie Crösus seid ihr geworden. Eure Einkünfte überstiegen die der Krone. Ihr habt euch Paläste gebaut; eure Dome sind Weltwunder.

„Und das Volk irrt müssig, hungernd, in Lumpen neben euren Domen und Palästen, und ganze Quartiere der Städte stehen wüste und leer, und ist kein Ackerbau, kein Handel, keine Industrie, keine Kunst, keine Wissenschaft. Alles ist öde, todt, verstorben. So ist es unter eurer Herrschaft geworden, und wird nicht anders, „bis die Völker erwachen und euch verjagen oder weiser und menschlicher machen," und euch lehren, daß euer Reich nicht von dieser Welt sei; womit sie, Gott sei Dank, schon einen guten Anfang gemacht.

„Blickt auf alle katholischen Länder, worin ihr geherrscht: sie sind zerrüttet, elend, unglücklich geworden unter euern Händen. Ihnen ist einzig der unselige Trost verblieben, sich durch Revolutionen zu helfen, deren erste Opfer ihr werdet. Dahin habt ihr es gebracht, ihr, die ihr der Welt Gesetze geben wollt, wodurch sie glücklich und gut werden soll, während sie unter eurer Herrschaft elend, böse wurde; ihr, die ihr euch vom h. Geiste erleuchtet, geleitet nennt, während ihr im „Dunkeln" wandeltet, und nicht einmal Menschenverstand zeigtet; ihr, die ihr die Welt vor Revolutionen schützen wollet, während diese unter euren Händen, unter euren Augen in allen katholischen Ländern entstanden, durch euer Treiben entstanden; ihr, die ihr voll Weisheit sein wollt und nicht einmal die Stimme der Zeit versteht.

„So sind die Dinge geworden, über die die Päpste in ihren Breven und Allokutionen klagen, deren eine die vom 10. Dez. 1837 ist."

Nichts sonderbareres als der Schluß dieser Allokutionen, Breven, Bullen rc. neuerer Zeit, den man beinah als stereotyp betrachten kann. Er ist eine unaufhörliche Jammerklage, ein endloses Wehgeschrei über die täglich gegen „die Braut des unbefleckten Lammes einbrechenden Uebel," und Gebete zum Himmel, daß er seinen Weinberg, die h. Kirche, beschützen möge.

„Jeder Katholik," sagt Dr. Ellendorf, „wird diese Gebete mit Inbrunst aus voller Seele mitbeten. Schon seit 300 Jahren werden sie gebetet. Aber was sollen wir denn eigentlich erbitten? Antwort: daß Gott die Diener seiner Kirche erleuchten und den Geist der

Weisheit und Liebe auf sie herabsenden möge. Denn durch die Diener der Kirche ist die große Zahl aller jener Uebel gekommen, unter denen dieselbe seufzt.

„Denn, um der Sache näher zu kommen: wer trug die Schuld der Reformation, welche die Kirche auf den Tod verwundete? Nicht die damalige Menschheit, die sich gegen die Kirche empörte, sondern der Papst und die Geistlichkeit, welche sich die „Kirche“ nannten, aber diese selbst ihrem Egoismus unterthan machten, und durch die schmachvollen Mißbräuche, die sie mit dem Heiligsten trieben, die Menschen zu Empörung und Abfall reizten. Jene Geistlichkeit, die untergegangen in Reichthum und Wohlleben, sich vom Staate trennte, und auf der Menschheit lag, wie ein drückender Alp; die sich verächtlich machte beim Volke durch Barbarei und Unsitte.

„Wer verhinderte zum großen Theile, daß die Kirchenspaltung sich beilegte? Die Statthalter Christi, durch ihre widerwärtige politische Stellung, der ihre kirchlichen Tendenzen untergeordnet waren. Ihre Herrschaft in Italien galt ihnen mehr, als die ganze Kirche. Durch jene Stellung wurden selbst ihre eigenen Bestrebungen, die Reformation zu unterdrücken, so gelähmt, daß die Reformation ihren endlichen Sieg zum großen Theile den politischen Tendenzen der Päpste verdankt.

„Wer brachte jenes furchtbare Weh über die Kirche in Frankreich? Die Geistlichkeit, die ihres Berufes vergessen hatte, unter deren Augen, unter deren Händen die ruchloseste Filosofie, die gränzenloseste Liederlichkeit, die größte Irreligiosität in das Volk drang;

jene Geistlichkeit, die unermeßliche Reichthümer besaß, und sich allen Pflichten der Staatsbürger entzog.

„Woher das Leid, das in Spanien und Portugal der Kirche widerfährt? Aus denselben Gründen, woher es ihr in Frankreich wurde. Die edelste, herrlichste Nation, die spanische, sonst die Fürstin Europas, ist zum großen Theile durch die Schuld der Hierarchie die elendeste, niedrigste, bedaurungswürdigste geworden. Die neueste Zeit rächt diese Sünden an den Urhebern.

„Woher im Kirchenstaate selbst jene Empörungen und Zerrüttungen? Die Priesterregierung ist die schlechteste in Europa, ohne Verstand und Vernunft. Das Volk sieht das endlich ein und will sich Rettung schaffen.

„Allenthalben, wo die Hierarchie in der größten Freiheit und Unumschränktheit gebot, hat sie Staat und Kirche zerrüttet. Durch sie ist die Kraft und Stärke der katholischen Welt gebrochen, und nur da ist Verjüngung eingetreten, wo die Herrschaft der Hierarchie durch Gesetze, wie in Oestreich, oder durch Revolution, wie in Frankreich, gebrochen ist.

„Daher wollen wir den Himmel bitten, daß er den h. Vater und die ganze Hierarchie erleuchte (insofern sie noch erleuchtungsfähig ist), und auf den Pfad der Apostel, sollte es auch wider den Willen derselben geschehen, zurückführe, damit Staaten und Kirche verjüngt werden. Der katholische Glaube ist noch ungeschwächt; er wird nirgends verfolgt. Aber gegen die katholische Hierarchie haben sich, wie früher so auch jetzt, die Völker, und grade am heftigsten die katholischen aufgelehnt, weil sie ihren Lebens-

bedingungen sich hartnäckig widersetzte. Mögen Päpste und ihre Anhänger über Verfolgungen der Kirche, über ihr Märtyrerthum schreien; die Geschichte wird ihnen Homers Worte zurufen: Durch eigene Schuld gingen sie zu Grunde."

Die Ereignisse und Wandelungen einer Parlamentswahl in England.

Der Teniers des britischen Lebens, Karl Dickens, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Boz, schildert, auf eine eben so treffende als pikante Weise, das Treiben und die einzelnen Umstände der Wahl eines Mitgliedes zum Unterhause des britischen Parlaments in einer Stadt, die er Eastanwill nennt und die man vergebens auf allen Karten von Großbritannien suchen würde. Pickwick, Stifter eines nach ihm benannten Klubbs, und vier Mitglieder des letzten, Tupman, Winkle und Snodgraß, langen dort am Vorabend einer Wahl an. Pickwick, das Haupt der Beobachtungs-Karavane, ist ein kurzsichtiger Filantrop, mit dickem Bauche, einer grünen Brille und einem empfindsamen Herzen. Er ist überaus ruhig und geduldig, weshalb er seinen Begleitern, von denen die Ueberlegenheit seines Geistes, die Schärfe seines Instinkts, die langmüthige Beharrlichkeit seiner Gewohnheiten bereitwillig anerkannt werden, als Vorbild und Leitstern dient.

„Nichts großartigeres und edleres als das Schauspiel einer Parlamentswahl," sagte Pickwick zu seinen Reisegefährten. „Welche herrliche Gelegenheit für scharfsichtige Beobachter wie wir, die Entwickelung aller menschlichen Eigenschaften unter ihrem schönsten Gesichtspunkte erfassen zu können."

Freiheit, Ruhm, Vaterland, alles große und bewunderungswürdige, spiegelte sich in unsers gutmüthigen Filosofen Seele. Er befand sich in einer leicht erklärlichen Aufregung, als man in Eastanwill ankam. Die Bewohner der Stadt sonderten sich in zwei Parteien. Die Wichtigkeit jedes einzelnen dazu gehörigen Individuums steigerte sich bei Erneuerung der Wahlen. Herz und Seele, Vermögen und Ehrgeiz, mit einem Worte alles wurde für den Sieg der „Blauen" und der „Büffel" eingesetzt. Je erbitterter der Kampf, um so mehr Vergnügen, Genuß und Bewunderung. Die Blauen ließen keine Gelegenheit entgehen, den Büffeln einen Streich zu spielen und die Büffel versäumten nichts, an den Blauen sich zu reiben.

Alles in Eastanwill gehörte zu einer dieser beiden Parteien. War es darum zu thun eine Straße zu pflastern, einen Brunnen zu graben, eine Kirche auszubessern, so wurde, was die Büffel auch in Vorschlag bringen mochten, von ihren Gegnern hartnäckig bestritten, wo nicht gradezu unausführbar gemacht, und eben so umgekehrt. Die Gesellschaft zersplitterte sich in eine Menge kleiner, einseitiger Klicken, die nichts ausgezeichnetes aufkommen ließen, die alles herabsetzten und verlästerten und die grade deshalb immer tiefer in den Sumpf der Alltäglichkeit und Kleinigkeitskrämerei versanken. Es gab in der Stadt eine

nicht geringe Zahl Schenkwirthschaften jeder Art, dagegen keinen Versammlungsort, wo die Gebildeteren sich hätten vereinigen können. In der Kirche selbst war die gesellschaftliche Trennung noch bemerkbar und die Unverträglichen gruppirten sich feindselig einander gegenüber. Wie wenig bedeutend der Ort an und für sich auch war, hatte er dennoch zwei mit den Waffen der Satire und gegenseitiger Ausfälle sich bekämpfende öffentliche Blätter: die „Zeitung von Eastanwill," das Organ der Blauen, und den „Unabhängigen," das der Büffel. Ihre gedruckte Beredsamkeit erlaubte sich alle demosthenischen Lizenzen, die auf irgend eine Weise sich geltend machen ließen. An energischen Ausdrücken bewunderungswürdigen Unwillens, an erhabenen Zornkataklysmen fehlte es darin nie. Die Begeisterung ihrer Leser machte sich durch lautes Bravogeschrei Luft, wenn die Hauptartikel mit den schnarrenden Worten begannen:

„Die Elenden, welche sich erfrechen uns anzugreifen;" oder: „Die schurkischen Beschuldigungen, welche die Zeitung gegen uns ausspeit;" oder aber: „Das fluchwürdige Verfahren des Unabhängigen gegen uns" ꝛc. ꝛc. Eine solche Ebbe und Flut gegenseitiger Verwünschungen schien den Leuten zur Erhaltung ihrer Gesundheit nothwendig geworden zu sein.

Der Augenblick war gut gewählt zur Erforschung der eigenthümlichen Gewohnheiten und der geheimen Streitigkeiten der Bürger von Eastanwill. Ihr Patriotismus strahlte eben in seiner vollen Glorie. Die Wahlen waren vor der Thür. Der Vertreter der Blauen, der ehrenwerthe Samuel Slumkey, vom Schlosse Slumkey, stand vom Scheitel bis zur Ferse

gewappnet dem Büffel-Kandidaten, Horaz Fizkin, Esquire, gegenüber. Den Versicherungen der „Zeitung“ von Eastanwill zufolge, waren die Blicke von ganz England auf diese Stadt gerichtet und die zivilisirte Welt erharrte von ihr ein großes Beispiel. Der „Unabhängige“ begnügte sich nicht damit, bloß anzutreiben, er zürnte noch überdem:

„Man wird jetzt bald erfahren, ob die Wähler dieser erlauchten Oertlichkeit immer noch die erhabenen Bürger sind, welche die Welt achtet und ehrt, oder ob man in sie die furchtbaren und elenden Werkzeuge der Tirannei erblicken muß,“ sagte er.

Die Wahlszene beginnt: welch Schauspiel, welche Bewegung. An allen Fenstern des ersten Wirthshauses, das die Reisenden gewahren, wehen blaue Flaggen und Fahnen, zur Bezeichnung der Faktion, welche dieses wichtigen Postens sich bemächtigt hat. Ueberall lieset man an diesem Hause auch die Inschrift mit riesigen Buchstaben: „Hier hält der Ausschuß des ehrenwerthen Samuel Slumkey seine permanente Sitzung.“

Weit sich vorbeugend über das Altangeländer des Wirthshauses, bot ein kleiner dicker Mann seine ganze Beredsamkeit auf, weniger um von seinen Zuhörern begriffen zu werden, als in sich selbst den Blutlauf zu befördern, dessen heftige und rasche Strömung sein Gesicht einer brennenden Fackel nicht unähnlich machte. Unterm Altan rissen ein Dutzend Müssiggänger gewaltig die Augen auf und gaben sich das Ansehn, als hörten sie auf den Vortrag des runden Männchens zum Lobe des ehrenwerthen Slumkey, obgleich die Rede ihnen durchaus unverständlich blieb, des

beständigen Gerassels von vier Trommelschlägern wegen, welche Fizkins Ausschuß ganz in der Nähe an eine Straßenecke postirt. Verkündeten die beschleunigten Handbewegungen des Redners eine neue glückliche Beweisführung zu Gunsten seines Kandidaten, wobei sein Gesicht gewöhnlich eine braunrothe Schattirung gewann, so gab ein vierschrötiger Kerl, der Anführer der unten lauernden Bande, das Zeichen zum Hurra. Die Hüte flogen in die Höhe, die Trommeln machten ein noch betäubenderes Geräusch als vorher, und der Redner setzte seinen Vortrag fort, eben so zufriedengestellt über die davon hervorgebrachte Wirkung, als wenn man jedes seiner Worte genau zu verstehen und zu erwägen im Stande gewesen wäre.

Die Reisenden wurden von einer Flut Blauer zurückgehalten, welche sie mit dreimaligem erschütternden Zurufe begrüßte. Die ganze Masse schrie, ohne zu wissen was und zu welchem Zwecke. Die Intensität des triumfirenden Hurra war so groß, daß selbst der kleine Redner zu schweigen sich genöthigt sah.

„Vivat Slumkey!“ brüllte das zusammen gelaufene Gesindel. Bemerkend, daß man ihn von der Seite betrachte, nahm Pickwick den Hut und rief ebenfalls: Vivat Slumkey!

„Weg mit Fizkin!“ schrie ein Arbeiter, auf den Fremden einen Blick heftend, der ihn aufzufordern schien, eine bestimmte Erklärung abzugeben.

— Fort mit Fizkin, wiederholte der Filantrop.

„Hurra, hurra, hurra!“ Man hätte glauben mögen, 50 Elefanten zu hören, die mit ihrem kolossalen Gestampf die hindustanischen Wälder erschütterten.

„Können Sie mir sagen, wer dieser Herr Slumkey ist, um dessentwillen man so fürchterlich schreit und uns mitzuschreien zwingt?“ fragte Tupman den scharfsinnigen Vorsteher der Reisegesellschaft.

— Verschonen Sie mich mit Ihren Fragen und verhalten Sie sich still. Wir werden es am Ende wohl erfahren. Das beste für uns ist, mit den Wölfen zu heulen.

„Aber,“ murmelte Snodgraß, „wenn der Auflauf doppelt ist und die Parteien sich einander gegenüber befinden, mit welcher sollen wir dann schreien?“

— Mit der stärksten, entgegnete Pickwick.

Man beachte wohl den tiefen Sinn dieser Zurechtweisung, über deren Erläuterung man ein Paar dicke Bände schreiben könnte.

Alle Welt war bei guter Laune. Die allgemeine Lungen-Ausdehnung schien alle Gemüther erfrischt zu haben. Das Heer der Blauen bildete eine lange Gasse, um den Reisenden den Eintritt ins Wirthshaus zu vergönnen. Auf die an den Aufwärter gerichtete Frage: ob sie ein eigenes Zimmer haben könnten? wurde ihnen nur eine ausweichende Antwort zu theil. Sie verlangten eine entscheidendere, worauf die Frage erfolgte:

„Sind die Herren blau?“

Ueber den Sinn der Farben von Eastanwill noch nicht hinlänglich unterrichtet, mochte Pickwick sich nicht der Gefahr eines Mißgriffes aussetzen, weshalb er eine bestimmte Antwort zu vermeiden sich bemühte. Er nahm seine Brille ab, putzte sie, rieb sich die Nase und sich erinnernd, daß ein Advokat, der für ihn früher in einer Sache gesprochen, ihn mehre ange-

sehene Einwohner der Oertlichkeit namhaft gemacht, worin er sich jetzt befand, fragte er:

„Ist Euch nicht ein Advokat, Namens Perker, bekannt?“

— Ohne Zweifel. Er ist der vertraute Agent des ehrenwerthen Samuel Slumkey.

„Folglich ist er blau?“ fuhr mit Feinheit der Frager fort.

— Er ist durch und durch blau, an Körper und Geist.

„Wohlan, wir sind ebenfalls blau,“ stöhnte Pickwick, der sich nun von einer großen Last befreit fühlte. Demungeachtet blieb immer noch etwas ungewisses im Blicke des Aufwärters, dem der scharfsinnige Politiker seine Visitenkarte gab, mit dem Auftrage, sie Hrn. Perker persönlich zuzustellen, ein Unternehmen das vollkommen gelang. Noch waren nicht zwei Minuten verstrichen, als die Reisenden in einen langen Saal eingeführt wurden, wo der Hauptagent des blauen Kandidaten an einem mit einer grünen Decke behangenen Tische hinter drei oder vier hohen Papierstößen saß. Er empfing die Fremden auf eine sehr zuvorkommende Weise.

„Sie kommen grade zur rechten Zeit,“ sagte er nach den ersten Höflichkeits-Bezeugungen. „Der Wahlkampf ist herrlich.“

— Herrlich, wiederholte der Filantrop Pickwick, sich die Hände reibend. Jedesmal wenn ich die ganze Thatkraft des Patriotismus sich entwickeln sehe, erkenne ich mich als wahrer Engländer.

„Sie haben vollkommen recht,“ entgegnete der kleine von Kopf zu Fuß schwarz gekleidete Advokat.

— Und Sie vermuthen, die Wahl werde sehr bestritten werden?

„So viel als möglich. Wir haben schon einen Meisterstreich gethan. Gleich am frühen Morgen haben wir uns aller Gasthöfe, Wirthshäuser und Schenkwirthschaften bemächtigt und unsern Gegnern nur die elendesten Winkelkneipen gelassen. Hm, was sagen Sie dazu?"

— Vortrefflich, vortrefflich. Sie sind also des Erfolges gewiß?

„Gewiß? Nicht gradezu. Die Fizkiner haben uns gestern einen verdammten Strich durch die Rechnung gemacht. Denken Sie sich, haben sie nicht 33 Wahlmänner in den Pferdestall des Wirthshauses zum weissen Kaninchen einsperren lassen?"

— Ei, ei, 33 Wahlmänner in einem Pferdestall, wiederholte erstaunt der reisende Filosof. Seine gutmüthige Seele vermochte ein solches Verfahren nicht zu billigen.

„In einem Pferdestall, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe," wiederholte der Agent. „Uebrigens ist das kein so übles Mittel, als Sie vielleicht glauben mögen. Man entfremdet sie durch diese Einsperrung aller Verführung, läßt sie wacker zechen und macht jede Besprechung zwischen ihnen und den Anhängern der andern Partei unmöglich. Man muß gestehen, daß Fizkins Beauftragter ein Mann von Kopf ist, und es soll mich gar nicht wundern, wenn er über kurz oder lang ein vollkommener Staatsmann wird."

Ohne ein Wort zu entgegnen, begnügte sich Pickwick seine Blicke auf den Redenden zu heften und mit offenem Munde seine Beweisführungen zu bewundern.

„Wir unserseit," fuhr Perker fort, „legen auch nicht die Hände in den Schooß und bieten ebenfalls alle uns zu Gebote stehende Mittel auf, unsern Gegnern den Rang abzugewinnen. Denn wahrlich, sie haben nicht mit Leuten zu thun, die sich so leicht einen Zopf drehen lassen. So waren erst gestern Abend in diesem Saale 45 der angesehensten Frauen hiesiger Stadt versammelt. Die Versammlung war sehr anziehend; ich hatte die Ehre darin den Vorsitz einzunehmen. Beim Abschied habe ich jeder Dame einen Sonnenschirm vom allerneusten Geschmack überreicht."

— Also 45 Sonnenschirme?...

„Fünf und vierzig Sonnenschirme; zu 7½ Schilling (4½ fl.) das Stück. Die dadurch hervorgebrachte Wirkung übersteigt jede Vorausberechnung. Die Idee rührt von mir her. Sie ist eben so neu, als ihr Ergebniß bewunderungswürdig. Andere sind Erfinder der Flanell- und Guingamp-Geschenke gewesen; gemeine Seelen, die sich zu nichts höherem emporschwingen können. Ein Sonnenschirm ist viel edler, viel auffallender, mithin viel schmeichelhafter. Alle Männer und die Hälfte der Brüder sind auf unsrer Seite. Man sieht nichts als blaue Sonnenschirme in allen Straßen der Stadt."

Die persönliche Genugthuung des vertrauten Agenten machte sich durch ein schallendes Gelächter Luft, in das die Reisenden miteinzustimmen sich verpflichtet hielten, als die Thür aufging und einen etwa 40jährigen braun gekleideten Herrn, mit viereckigen Schultern und von starkem Wuchs hereinließ, dessen sehr ernstes, männliches Gesicht durch einen breitkrämpigen Hut beschattet wurde. Die Wichtigkeit des Mannes

war in die Augen springend. Jeder seiner Schritte war dröhnend, jedes seiner Worte gemessen und mit Nachdruck betont. Es war niemand anders, als der Hauptredaktor der „Zeitung von Eastanwill“, Herr Polt. Perker stellte den Filantropen und seine Begleiter dem Politiker vor, der die Unterhaltung mit den feierlich betonten Worten anknüpfte:

„Die Hauptstadt nimmt sonder Zweifel großen Antheil an den Debatten, deren Schauplatz gegenwärtig unsere Stadt ist.“

— Sonder Zweifel, erwiderte Pickwick sehr höflich.

„Ich bin dessen versichert,“ rief der Zeitungsschreiber. „Mein Artikel vom letzten Sonnabend hat gewiß ausserordentliches Aufsehn erregt.“ Bei diesen Worten warf er sich in die Brust und schien sehr befriedigt von seiner eigenen Person. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Welch mächtiger Hebel ist nicht die Presse. Sie ist das Organ der höchsten und heiligsten Interessen des Vaterlandes, der Stellvertreter der Universal-Intelligenz. Sie ist die Gebieterin der Welt und ich habe ihrem Dienste nur zur Vertheidigung der guten Grundsätze und der patriotischen Ideen mich gewidmet. Man wird nie sagen können, daß ich einer so edeln Sache den Rücken gewendet. Die Bewohner dieser Stadt, wie die von London, Vergangenheit wie Zukunft, dürfen jetzt und immer auf meine Feder sich beruhen. Sie dient nur der Wahrheit, sie dient nur dem Recht.“

Nach diesen mit dem der Beschränktheit eigenthümlichen Schwulst betonten Worten, nahm Polt sein seidenes Schnupftuch und wischte sich den Schweiß von

der Stirn. Pickwick reichte ihm die offene Hand, seine hohe Bewunderung ihm bezeugend über so erhabene Gesinnungen, ausgedrückt mit so ergreifender Beredsamkeit. Es kam nun zur Erörterung über die Unterbringung der reisenden Beobachter. Das Haupt derselben, nebst einem seiner Freunde, sollte von Madame Polt beherbergt werden, bestimmte man endlich. Für die beiden andern hoffte man im Gasthof zum *Pfau noch* zwei Betten zu erobern. Tags darauf sollten alle vier die Zahl der Anhänger des ehrenwerthen Slumkey vermehren.

Der nemäische Löwe, das Schrecken der Einwohner von Eastanwill, Polt, war, wie die meisten im öffentlichen Leben gefürchteten Individuen, in seinem Hauswesen ein seiner Gattin bereitwillig gehorchendes Lamm. Die unbedingte Unterwürfigkeit unter den Willen dieses kleinen Haustirannen war denn auch der einzige begründete Vorwurf, den man ihm machen konnte. Madame Polt fand das Leben in einer Provinzialstadt und die politischen Erörterungen, womit ihr Gemahl unabläßig sich beschäftigte, höchst einförmig und ermüdend, weshalb ihr jede Zerstreuung sehr erwünscht kam. Folge davon war, daß sie die bei ihr eingeführten Fremden äusserst freundschaftlich empfing. Auf die von Pickwick vorgebrachte Entschuldigung, wenn er und sein Freund der Dame beschwerlich fallen sollten, entgegnete sie lebhaft:

„O keineswegs, keineswegs. Wenn Sie wißten, wie sehr ich mich hier langweile, würden Sie wohl einsehen, welch Vergnügen es für mich ist, wieder einmal menschliche Gesichter in meinem Hause zu

gewahren. Hier kann man durchaus mit niemand Umgang haben.“

— Ausgenommen mit mir, meine Liebe, verbesserte der Zeitungs-Matador.

„Es ist wahr,“ entgegnete sie ziemlich nichtachtend. „Ich dachte nicht daran.“

Um dem übeln Eindruck, den eine solche Aeusserung nothwendigerweise hervorbringen mußte, das Gleichgewicht zu halten, sagte der Zeitungsschreiber:

— Unsre Verpflichtung gegen die Gesellschaft und unsre Mitbürger, deren Bereich und Ausdehnung Sie kennen, meine Herren, läßt uns mehr als einen Genuß entbehren. Der Wirbelwind der politischen Bewegung reißt uns mit sich fort, und in meiner Eigenschaft als Herausgeber der Zeitung von Eastanwill....

„Ach, verschonen Sie uns mit Ihren Erklärungen,“ seufzte Madame Polt.

— Ich muß Ihnen bemerkbar machen, entgegnete ihr Gatte mit dem Ausdruck der Bescheidenheit, daß Hr. Pickwick einen ganz besondern Antheil an unsern Arbeiten nimmt.

„Desto besser für ihn. Ich meinerseits bin der ewigen Politik, der abgeschmackten Zänkereien und aller übrigen Zeitungs-Dummheiten müde und satt. Sie sollten doch endlich selbst einsehen, wie wenig angenehm dergleichen Dinge sind und sich damit nicht in Gegenwart andrer kompromittiren.“

— Aber, meine Liebe, wovon soll man denn sprechen?

„Kümmern Sie sich darum nicht, es wird sich schon ein Stoff bieten,“ sagte sie schnippisch und ge-

gen den Filantropen sich wendend, fragte sie diesen: „Sie spielen ohne Zweifel Ecarté?“

— Ich werde mich glücklich schätzen, in diesem Spiel von Ihnen Unterricht zu erhalten, entgegnete er mit einer Verbeugung.

„So rückt schnell einen Spieltisch ans Fenster und gebt Karten,“ rief Madame Polt ihrem Dienstmädchen zu. „Ich werde mit Gottes Hilfe einmal wieder eine Stunde zubringen, ohne von der ewigen Politik sprechen zu hören.“

Während sie mit Pickwick am Fenster Platz nahm, zog ihr Gatte seinen zweiten Gast bei Seite, holte eine große Schachtel, nahm daraus ein Heft und las dem armen Winkle einen langen Aufsatz vor, der ihm das nec plus ultra politischer Beweisführung zu sein schien und dessen Verfasser er natürlicherweise war. Sein Zuhörer rühmte später oft die Frische und Energie des Styls dieses Aufsatzes, obgleich er, so lange die Vorlesung dauerte, die Augen fest verschlossen hielt und in behaglichen Schlummer versenkt schien.

Am andern Morgen war man ziemlich früh auf den Beinen. Ueberall herrschte rosige Laune. Madame Polt war schon so vertraut mit Pickwick geworden, daß sie ihn einen „guten alten Knaben“ nannte. Der Zeitungsschreiber warf sich in die Brust, weil er überzeugt war, daß sein Name durch seine Gäste zur entferntesten Nachwelt gelangen werde.

Bald nach Sonnenaufgang wurde die Stadt ausserordentlich belebt. Alles verkündete die bevorstehende Wahl. Man hörte auf allen Seiten Trommelgerassel, Pferdegewieher, Trompetengeschmetter und Hörner-

schall. Ueberall bildeten sich dicke Volkshaufen, zwischen denen es nicht selten zu kurzen Schlägereien, den Präludien des eigentlichen Festes, kam.

Pickwick war entzückt. Er kleidete sich sorgfältig, lauschte bald rechts bald links und schauete von Zeit zu Zeit zum Fenster hinaus, als sein treuer Diener Samuel Weller leise die Thür öffnete und sein heiteres, schlaues Gesicht von der Morgensonne bescheinen ließ.

„Nun, wie siehts aus in der Stadt?“ fragte ihn sein Herr. „Meinst Du nicht, daß es einen heissen Tag geben wird?“

— O, einen schwülen, schwülen Tag, rief Samuel. Es ist schon eine Bande unserer Leute in der Straße, deren Geschrei wirklich zwerchfellzerreißend ist.

„Sie nehmen sich also die Sache wirklich zu Herzen?“

— Zu Herzen und zu Munde, so viel ich urtheilen kann.

„Gut; also ganz Feuer für ihre Partei?“

— Sie brennen lichterloh.

„Vortrefflich. Ich habe lange gewünscht, so etwas zu sehen.“

— Jeder von den Schreiern da unten ißt wie zehn und trinkt wie vierzig. Morgen wird ganz Eastanwill an Unverdaulichkeit leiden.

„Wenn es den armen Leuten nur nicht schadet,“ bemerkte mit wohlwollender Theilnahme der Filosof. Samuel schwieg. Er hatte seine ganz eignen Begriffe über diesen Punkt. Sein Herr fuhr fort:

„Die Einwohner von Eastanwill scheinen mir ein

interessantes Völkchen. Ich habe heute früh in den Straßen mehre große, kräftige und frische Burschen bemerkt."

— Sehr frische Burschen, wiederholte Samuel lachend; vorzüglich die unabhängigen Wähler, die man vor ungefähr einer Stunde mit einem wohlkonditionirten vollständigen Gießbade gratis regalirt hat.

„Wie so mit einem Gießbade?"

— Die Sache ist komisch genug und verdient wohl erzählt zu werden. Die Herren hatten gestern und in der Nacht so viel Porter und Aele zu sich genommen, daß sie nicht zu erwecken waren. Sie schliefen ausgestreckt längs den Häusern oder in den Höfen. Um sie zur Wahl wieder auf die Beine zu bringen, hat man eine nicht geringe Zahl davon unter die Pumpen getragen und sie so lange mit frischem Wasser bepumpt, bis sie wieder nüchtern geworden. Ich habe mitgeholfen und mit den beiden Hausknechten vom Gasthof zum Pfau für jeden solchergestalt gewaschenen Kopf einen Schilling (36 kr.) vom blauen Ausschuß erhalten.

„Ist, was Du sagst wirklich wahr?"

— Buchstäblich wahr. Es ist übrigens nichts als ein hier gebräuchlicher Spaß, worüber niemand böse wird.

„Ein Spaß, worüber niemand böse wird, sagst Du?"

— Ja, man stellt hier noch ganz andere an. So haben unter andern die Büffel vorgestern Abend dem Schenkmädchen in der blauen Wirthschaft eine Guinee (12 1/2 fl.) geboten, wenn sie den für die dor-

tigen 40 blauen Wahlmänner bestimmten Branntewein ein wenig hokussiren *) wollte.

„Hokussiren? Was verstehst Du darunter?“

— Ja, ihn mit etwas Opium oder einer andern einschläfernden Substanz vermischen. Der Mensch schläft danach wie ein Vieh, und man würde eher eine Leiche zum Stehen oder Gehen bringen, als ein solches hokussirtes Subjekt. Bei der letzten Wahl haben die Büffel nur dadurch ihren Kandidaten ins Parlament gebracht, daß sie eine große Menge blaue Wähler durch hokussirten Porter und Whiskey für 24 Stunden ausser Stand gesetzt, ihre Stimme abzugeben. Sie schliefen noch am andern Morgen nach der Wahl wie die Ratten. Ihre Partei trug mehre davon auf Bahren zum Poll. Aber der Major (Ortsvorsteher) lies sie zurückweisen, weil sie weder sprechen noch sich bewegen konnten.

„Das ist sehr sonderbar,“ murmelte Pickwick in seinen Bart, halb wie für sich, halb wie zu seinem Diener sprechend.

— Was würden Sie erst sagen, fuhr der letzte fort, wenn Sie wißten, was meinem Vater widerfahren ist. Der ehrliche Mann ist bekanntlich Lohnkutscher. Nun hatte der blaue Ausschuß einen Vertrag mit ihm geschlossen, eine gewisse Zahl blaue Wähler nach Eastanwill zu bringen. Kaum ward die Sache ruchbar, so ließ der Büffel-Ausschuß meinen Vater rufen. Er wurde in einen zur Hälfte mit dicken Aktenstößen angefüllten Saal geführt und einem Herrn vorgestellt, der ihn lächelnd mit den Worten anredete:

*) Abgeleitet von Hokuspokus machen.

„Ha, sind Sie da, Herr Weller, es freut mich Sie zu sehen. Wie befinden Sie sich, lieber Herr Weller? Setzen Sie sich gefälligst, mein bester Herr Weller. Und Ihr liebes Frauchen, theuerster Herr Weller, wie gehts ihr und ihren sechs muntern Erben? Wackere Burschen und Mädchen, geehrtester Herr Weller, das muß man sagen.“

Mein Vater beantwortete alle diese und dreißig andere Fragen, so gut er konnte, wobei er genau den gesprächigen Herrn betrachtete, den er sich nicht erinnerte je zuvor gesehn zu haben.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ fragte ihn endlich dieser.

— Ich erinnere mich nicht mehr, wo ich die Ehre gehabt....

„Ei, Sie haben ein kurzes Gedächtniß, mein lieber Herr Weller. Wissen Sie denn nicht mehr, wie ich vor einigen 20 Jahren Zeuge war, als Sie in...., bei.... oder vielmehr zu Fleethill, oder in der Umgegend, an irgend einem Orte, mit einem andern sich boxten und ich zu Ihnen sagte: Sie sind ein wahrer kleiner Teufel im Boxen, mein vortrefflicher Herr Weller? Hm, jetzt erinnern Sie sich.“...

— Nicht im mindesten, Euer Ehren. Ich habe mich nie geboxt, weil mein linker Arm von Jugend her etwas steif gewesen.

Mein Vater erzählte nun, durch welchen Zufall er in seinem vierzehnten Jahre sich den Arm verletzt, wie er von einem Quacksalber in die Kur genommen und durch ihn zur Feldarbeit untauglich geworden. Während dieser Mittheilung wurde ihm ein Glas Grog um das andere zugetrunken; der fremde Herr

setzte sich zu ihm und rühmte, in seiner Gesellschaft sein Pfeifchen schmauchend, so sehr seine Geschicklichkeit im Fahren, Umwenden rc., daß mein Vater bald in der heitersten Laune war. Auf einmal sagte der andere zu ihm:

„Die Straße zwischen hier und London ist eben nicht die beste.“

— Es sind darauf einige böse Stellen, entgegnete der Lohnkutscher, der bemerkte, daß sein Interlokutor eine Banknote von 20 Pfund (240 fl.) zwischen den Fingern rollte.

„Die Anfahrt gegen den Kanal ist ziemlich gefährlich.“...

— Ich habe dort schon zweimal umgeworfen.

„Werthester Herr Weller,“ rief nun der Gentleman, „Sie kennen aufs beste Ihre Pferde, die Wege und Ihr Handwerk. Ich kann deshalb alles weitere Ihrer Klugheit anheim gestellt sein lassen. Hätten Sie das Unglück, daß Sie auf Ihrer nächsten Reise zum dritten Male an der bezeichneten Stelle umwürfen und die blauen Wahlmänner, welche Sie hierher bringen sollen, von ungefähr in den Kanal rollten (ohne ihnen besonders Leid zuzufügen, was verdrießlich werden könnte), was würden Sie dazu sagen? Es wäre ein unvorherzusehender Zufall, der eine gewisse Verspätung veranlassen müßte, wofür wir Ihnen eine Entschädigung anbieten und Sie ersuchen würden, diese Banknote für Ihre Frau und Ihre Kinder anzunehmen.“

— Sie sind zu gefällig meine Herrn, erwiederte stoisch mein Vater, knöpfte sich den Rock bis zum Kinn, leerte sein letztes Glas Grog auf das Wohl-

ergehn des Büffel-Ausschusses, verbeugte sich und — steckte das vor ihm auf dem Tische ligende Papiergeld in seine Tasche.

Das auffallendste in der Sache ist nun, fügte Samuel hinzu, indem er einen spöttisch-schwermüthigen Blick auf seinem Herrn ruhen ließ, daß durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände, wie die Filosofen sagen, grade an dem Tage, wo mein Vater die *blauen* Wahlmänner nach Eastanwill bringen sollte, er das Unglück hatte, sie ein unfreiwilliges kaltes Bad im Kanal nehmen zu lassen.

„Hoffentlich wurden doch alle unverletzt wieder aufs Trockene befördert?“ fragte der menschenfreundliche Pickwick.

Samuel kratzte sich den Kopf und entgegnete zögernd: Ich glaube mich zu erinnern, daß man einen alten Landjunker vermißte. Man fischte seinen Hut einige tausend Schritte weiter unten auf, aber des Herrn Kopf stak nicht darin. Man muß voraussetzen, das Schicksal habe es so gewollt.

Die Zofe rief den gerührten Pickwick zum Frühstück und sein Diener machte, als wische er sich eine Thräne von der trockenen Wange. Als es Zeit war zum Aufbruch, befestigte Madame Polt eine große aus blauen Bändern zusammengenähte Kokarde an Pickwicks Hut, wie an die seiner Reisegefährten. Sie begaben sich sodann nach dem Wirthshause, dem Hauptquartier der Blauen. Ein Mitglied ihres Ausschusses hielt, am Fenster im untern Stock stehend, mit rechts und links um sich geworfenen Armen, wie mit wüthenden Geberden eine feurige Rede an ein Dutzend Knaben, denen sich drei oder vier kleine Mäd-

chen beigesellt, die ein absonderliches Vergnügen darin zu finden schienen, sich beim Anfang jedes neuen Satzes; „Edle und verehrungswürdige Bürger von Eastanwill, ehrenwerthe Männer, herzhafte und biedere Leute“ tituliren zu hören, weshalb sie von Zeit zu Zeit ein durchdringendes Freudegeschrei ausstießen.

Im Hofe des Wirthshauses sah sich Pickwick von allen Ruhmeszeichen der blauen Macht umringt: auf der einen Seite nichts als Wimpel und Fahnen, mit fünf Fuß hohen Buchstaben von Goldpapier besetzt, auf einem, manchmal sogar auf zwei vergoldeten Schaften ruhend; auf der andern eine vollständige Janitscharenmusik, wobei es nicht an Trommeln fehlte, die einen Höllenlärm machten. Dazwischen bewegten sich Konstabel mit blauen Stöcken, 25 Mitglieder des Ausschusses mit blauen Schärpen, eine große Menge Wähler zu Pferde und zu Fuß, mit ungeheuern blauen Kokarden, endlich eine vierspännige, auf allen Seiten mit blauen Bändern geschmückte Kutsche, für den ehrenwerthen Samuel Slumkey bestimmt und vier zweispännige Wagen, die seine Freunde und Anhänger in sich aufnehmen sollten.

Wessen ist das hochrothe Gesicht, das leuchtend wie die Vollmondsscheibe an jenem Fenster sich zeigt? Es gehört dem berühmten Zeitungsschreiber Polt, bei dessen Anblick alle Fahnen sich bewegen, worauf man die Worte: „Preßfreiheit“ lieset. Die Trompeten schmettern, die Trommeln rasen, die Scheiben erdröhnen von der Menge wildem Geschrei. Gleich nachher folgt tiefes Schweigen. Es geht dem feierlichen Augenblicke voran, wo der ehrenwerthe Slumkey, vom Schlosse Slumkey, auftreten soll.

Er zeigt sich endlich am Fenster, der blaue Kandidat, der sich um die Ehre bewirbt, den „erhabenen alten Flecken Eastanwill“ im Unterhause zu vertreten. In Stülpstiefeln, mit einer dicken blauen Halsbinde, nimmt er eine Melodramenstellung, ergreift er die Hand des Zeitungsschreibers Polt, hebt sie in die Höhe und äussert mehr durch heftige Bewegungen als durch Worte, die des wiedererwachten Geräusches und Getümmels wegen niemand hört, seine Dankbarkeit und Verpflichtung gegen den ausgezeichneten Mann, der ihm den Weg zur Volksgunst gebahnt.

„Ist alles bereit?“ fragt er nun seinen vertrauten Beauftragten.

— Es ist alles zum Aufbruch fertig.

„Ich hoffe, man wird nichts vergessen haben.“

— Sie werden am Thorweg 20 Bürger finden, um Ihnen die Hand zu schütteln. Man hat denselben wiederholt empfohlen, sich vorher zu waschen. Neben diesen braven Leuten werden Sie sechs Säugammen mit ihren Kleinen erblicken. Sie haben den letzten die Backen zu streicheln und sich nach ihrem Alter zu erkundigen. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

„Ich werde nicht ermangeln, der Instruktion gemäß zu verfahren.“

— Können Sie es nächstdem noch über sich gewinnen, eins oder einige der Kleinen zu küssen, so wird die Wirkung noch größer sein. Ich behaupte nicht, daß Sie es durchaus thun müssen. Aber jedenfalls dürfte das Verfahren von wesentlichem Nutzen sein.

„Würde es nicht auf eins herauskommen, wenn der vertraute Beauftragte es über sich nähme, die kleinen Wechselbälge zu küssen?“

— Bewahre; die Wirkung wäre verfehlt. Der Kandidat allein hat das Recht, solche Verführung geltend zu machen und dadurch der Popularität sich zu erfreuen.

Slumkey nahm willig seine Partei und bald setzte sich die Prozession, unter der Leitung der Mitglieder des Ausschusses, in Marsch. Es wurden in den zweispännigen Wagen so viele Individuen neben einander geschichtet, als sich darin stehend halten konnten. Die offene Kalesche hielt vor dem Haupteingange des Gasthofes. Als der Kandidat einstieg, war das Ende des Zuges noch im Hofe. Der Augenblick war sehr feierlich. Es kam darauf an, wie der blaue Bewerber von der ausserhalb versammelten Menge empfangen werden würde, ob mit Kälte oder Beifall. Der vertraute Agent konnte nicht sehen was in der Straße vorging, weshalb er wie auf Dornen war. Auf einmal erschallte ein donnerndes Hurra.

„Es geht gut, es geht gut,“ rief Perker.

Noch ein Hurra; der Augenblick des Händereichens war erschienen. Ein drittes noch stärkeres Geschrei verkündete Slumkeys regelmäßig vorgeschriebenen Empfang.

— Jetzt befaßt er sich mit den Kindern, rief ein kleiner Mann, den man zum Aufpassen an die Hofthür postirt. Sogleich klatschten alle im Hofe befindlichen in ihre Hände.

— Er küßt eins davon, berichtete dieselbe Stimme. Wiederholtes Crescendoklatschen.

— Er küßt noch eins.

Perker sprang vergnügt in die Höhe.

— Er küßt sie alle.

Unter dem wüthendsten Beifallgeklatsch und dem erschütterndsten Gebrüll der Menge rollte die Kutsche dahin. Welchem Zufall muß es zugeschrieben werden, daß in demselben Augenblicke die Prozessionen beider Kandidaten sich verschmolzen, daß beide die Hurras auf sich beziehen und danach den Sieg sich versprechen konnten? Wir müssen das um so mehr unerörtert lassen, da in Pickwicks Schriften über diesen Punkt keine nähern Angaben enthalten sind.

Die Ursach seines Schweigens ist sehr einfach. Er erhielt nämlich, als er kaum auf den zweiten oder dritten Wagen geklettert war, einen so gewaltigen Hieb mit einer Fahnenstange über den Hut, daß dieser bis zu des Patienten Mund herabfuhr und ihm buchstäblich Hören und Sehen verging. Als er des sein Gesicht verhüllenden Filzschleiers sich wieder entledigen konnte, erblickte er sich mitten in einer Staubwolke, durch deren Risse er hier und da wüthend auf einander losschlagende Individuen gewahrte. Bald fühlte er sich von einer unbekannten Macht ergriffen und aus dem Wagen gezogen, wonach ein Hagel von Stößen und Schlägen auf alle Theile seines Körpers ihn nöthigte, ganz wider seinen Willen an der Schlägerei theilzunehmen. Mit Mühe gelangte er endlich zu einer Bretterbühne, wo er eine sichere Zufluchtsstätte fand.

Er befand sich an den Hustings, einem Holzgerüste, das einem Marionetten-Theater im Freien nicht unähnlich war. Der arme Pickwick entledigte sich endlich vollkommen seines Huts, warf einen raschen Blick um sich und sah sich in Nähe seiner Freunde.

Die vor ihm sich erhebenden Hustings waren in

drei Theile geschieden. Der am wenigsten breite sprang etwas hervor und bildete eine Art Altan, worauf alle Magistratspersonen der Stadt, mit Einschluß des öffentlichen Ausrufers, Platz genommen. Der letzte, bekleidet mit seinem offiziellen Mantel und dem runden Mützehut, dessen breite Krämpen ihm die Ohren deckten, um in seiner Doppeleigenschaft als Nachtwächter gegen Sturm und Regen ihn zu schützen, hielt eine riesige Klingel in der Hand. Die Abtheilung zur Rechten wurde vom Büffel-Ausschusse Fizkins eingenommen, wie die zur Linken von Slumkeys blauen Hauptanhängern.

Die auffallendste und am meisten beachtete Person der ganzen Versammlung, war auf jeden Fall der dicke Ausrufer, in seinem blauen mit Silbertressen besetzten Mantel, seiner rothglühenden, lachenden Larve, der mit nerviger Faust seine Glocke in Bewegung setzte, um dem Volksgetümmel Schweigen zu gebieten ... Hier der Kandidat Fizkin, dort der Kandida. Slumkey, mit wie unterm Volksjoche gebeugtem Nacken, mit der rechten Hand auf dem Herzen und lächelndem Munde gegen den Ozean wild durcheinander sich bewegender Köpfe geneigt, dessen zusammenschlagende Wogen den ganzen Platz bedeckten und aus dessen Schooße ein sonderbares Gemisch von Geschrei, Gestöhn, Geheul und Gelächter emporstieg, untermischt mit Flüchen, Gemurmel, Knurren, Bellen, Pfeifen, Verwünschungen und Beifallbezeugungen jeder Art. Die Gesammttheorie der Akustik schien in diesem befremdenden und schrecklichen Chaos zusammengedrängt.

Als Pickwick sich verschnauft hatte und wieder

ruhig geworden war, zupfte ihn sein Freund Tupman am Aermel und sagte zu ihm:

„Sehen Sie da oben unsern alten Winkle?“

— Wo? fragte er und setzte seine silberne Brille auf, die wie durch ein Wunder die Dreschoperation überlebt hatte.

„Da oben auf dem Dache.“

Wirklich hatte Madame Polt auf dem flachen Dache ihres Hauses, mit dem ihr treugebliebenen Gast in zwei bequemen Lehnsesseln gravitätisch Platz genommen, und beide konnten von da das stürmische Schauspiel auf dem Marktplatze mit der größten Bequemlichkeit überschauen. Kaum erkannten sie Herrn Pickwick, so ließen sie als telegrafische Freundschaftszeichen ihre Schnupftücher wehen, was der Filosof nicht bloß durch eine Verbeugung erwiederte, sondern auch noch durch ein galantes Kußhändchen, das er seiner liebenswürdigen Wirthin durch die Lüfte zuwarf.

Die Wahlverrichtungen hatten noch nicht begonnen, weshalb sein Begehen von allen Umstehenden bemerkt ward, die es nicht unterließen, ihn deshalb mit dem Feldgeschütz ihrer Spöttereien von großem und kleinem Kaliber zu beschießen.

„Seht doch den alten Wohlriechenden,“ intonirte eine Stimme, „liebäugelt er nicht gar mit unsern Mädchen!“

— O he, ein verliebter Melchisedek, schrie ein anderer.

„Ein ehrwürdiger Bock, meck, meck,“ plärrte ein dritter.

— Schlagt ihm die Brille ab, damit er nicht nach den Frauen anderer herumspekulire.

„Polt, Polt, gib Acht," schrien ein Dutzend wohlwollende Taugenichtse; „es krabbelt Dir einer an der Stirn."

Ein schallendes Gelächter verschlang auf einige Minuten die einzelnen gegen den reisenden Filantropen gerichteten Witze und Sticheleien, die immer positiver und eingreifender sich gestalteten. Der Arme wurde mit tausend gar wenig ehrwürdigen Gegenständen verglichen und auf die beleidigendste wie für ihn empfindlichste Weise verhöhnt. Seine Entrüstung stieg aufs höchste. Er sah seine Schamhaftigkeit öffentlich verletzt, die Ehre einer schuldlosen Frau beschimpft und alle Blicke abwechselnd auf sie wie auf ihn gewendet. Das brachte ihn ausser sich.

Glücklicherweise bewegte in demselben Augenblicke der Ausrufer seine Glocke. Die Aufmerksamkeit wendete sich nach einer andern Seite und Pickwick begnügte sich, einen Blick der Verachtung und des Unwillens auf den Pöbelhaufen zu werfen, der jetzt keine Zeit mehr hatte, länger mit dem bisherigen Gegenstande seines gröblichen Spottes sich zu beschäftigen.

„Still da, still," riefen die Beisitzer des Majors.

— Whiffin, sagte dieser, stellt Ordnung her.

Die Worte wurden mit dem der Gelegenheit entsprechenden Pomp betont. Der Ausrufer setzte seine Glocke mit noch größerer Wuth in Bewegung und brachte dadurch ein Geläut hervor, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der Bäcker hatte, die in den Straßen ihre Muffins (auf beiden Seiten geröstete Brotschnitten, die man zum Thee ißt) feilbieten. Die Menge ließ auch diesen Umstand nicht unbenutzt,

einen neuen Spaß anzubringen und auf allen Seiten schrie man: Muffins, Muffins, wer kauft.

„Meine Herren Mitwähler," nahm nun zwischen dem Getümmel mit einer etwas kreischenden Fistelstimme der Ortsvorsteher das Wort, „sehr geehrte Brüder und Mitbürger, edle Mitglieder des alten Wahlfleckens Eastanwill, wir sind hier versammelt um ...."

Ein schnarrender Baß erhob sich aus dem großen Haufen und fiel der Magistratsperson in die Rede:

— Vivat unser Major! Möge er uns noch lange so theuer als möglich seine Pfannen und Kessel verkaufen, wodurch er ein so armer Mann geworden ist.

Eine solche auf das Gewerbe des Ortsvorstehers sich beziehende Anspielung, die jeder der Anwesenden vollkommen verstand, wurde mit rauschendem, langanhaltendem Beifallgeschrei aufgenommen, wozwischen man von Zeit zu Zeit den Schall der mit Heftigkeit bewegten Glocke zu unterscheiden vermochte.

Die mühsam erlernte pathetische Rede des Majors scheiterte an der ungestümen Brandung der Volksheiterkeit. Demungeachtet sprach er immer fort und als endlich eine ruhige Pause eintrat, hörte man ihn den Wählern seinen w ä r m s t e n Dank darbringen „für die wohlwollende Aufmerksamkeit, womit sie ihn angehört;" eine Aeusserung die ein wo möglich noch stärkeres Gelächter erregte, als das eben beschwichtigte.

Es war eine Szene zum malen. Man mußte unsern beobachtenden Filosofen sehen, wie er mit auf der Nasenspitze hängender Brille, mit tief auf die Augen gedrücktem Hute und halb offenstehendem Munde sich bemühte, eine so sonderbare Entwickelung des

britischen Patriotismus mit einigen vernunftgemäßen Beweggründen in Uebereinstimmung zu bringen und sie nach den Gesetzen der ewigen Logik sich zu erklären.

Ein sehr langer und sehr magerer Mann störte ihn in seinem Nachdenken, indem er die Stimme erhob, um „ein schickliches und würdiges Mitglied“ in Vorschlag zu bringen. Solches ist die gebräuchliche Frase. Unglücklicherweise gebrach es dem Organ des Redners an durchgreifender Kraft, um sich allgemein verständlich zu machen, was abermals Veranlassung zu neuen Spöttereien gab. Mehre von den Umstehenden fragten ihn ganz ernsthaft, wo er seine Stimme verloren, ob er sie vielleicht zu Hause gelassen und man sie holen solle, oder ob er sie verkauft, um ein Paar Flaschen Porter mehr zu trinken, als ihm vom Ausschuß geliefert worden? und andere Witze von derselben Art.

Er ließ das alles unbeachtet und es gelang ihm endlich, vernehmbar zu machen, daß der von ihm in Vorschlag gebrachte Kandidat der ehrenwerthe Fizkin sei. Kaum hatte er den Namen ausgesprochen, so wurde er einerseits mit stürmischem Beifallgeschrei, auf der andern Seite mit entsetzlichen Flüchen und Verwünschungen begrüßt. Das Getümmel machte es durchaus unmöglich zu unterscheiden, ob das, was der Anpreiser Fizkins zu dessem Lobe geltend zu machen für nothwendig hielt, komisch, satirisch oder patriotisch war.

Ein zweiter Gentleman, der durch den seltsamen Ausdruck seines von Zorn dunkelroth gefärbten Gesichts sich auszeichnete, bemühte sich, wiewohl vergebens, seinen Ansprüchen auf die Vertretung von

Eastanwill Eingang zu verschaffen. Seine an Hyperbeln und Bildern überreiche Beredsamkeit erzielte ein seinem Verlangen ganz entgegengesetztes Ergebniß. Je heftiger und begeisterter er perorirte, um so stärker lachte John Bull, und um so mehr die Menge lachte, um so schrecklicher donnerte er gegen das Volk im allgemeinen, wie gegen Einzelne im besondern.

Er nannte sie Dummköpfe, Feige, Verräther, erkaufte Tröpfe rc., beehrte endlich mehre auf den Hustings stehende Individuen, die ihn ebenfalls auslachten, mit dergleichen Ehrentiteln und schwieg nicht eher, als bis ein halb entrüstetes, halb spottendes Hurra seine Stimme verschlang und ihn auf die bloße Pantomime reduzirte, die immer noch sehr ausdrucksvoll und nicht von der Art war, das Wohlwollen der Schreienden für ihn in Anspruch zu nehmen.

Er schwieg endlich und beauftragte seinen Vertrauten, für ihn fortzufahren. Dieser hatte die Rede, welche er zu halten beabsichtigte, bereits in der Zeitung von Eastanwill abdrucken lassen und las sie nun mit stoischem Gleichmuthe ab, ohne eine Silbe davon wegzulassen, obgleich niemand auf ihn hörte und er häufig durch gar nicht schmeichelhafte Unterbrechungen in seinem langweiligen Vortrage gestört wurde.

Als die Reihe zu sprechen an Fizkin kam, der durch seine magere Gestalt und sein eingefallenes bleiches Gesicht einem Gespenst nicht unähnlich war, begann er mit feiner, näselnder Stimme eine Allokution, von der sich nicht leicht eine Erörterung aufstellen lassen dürfte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in dem Augenblicke, wo er den Mund öffnete, eine Musikbande im Dienste seines Neben-

buhlers eine Symfonie begann, bei deren harmonischen Lauten man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Die Energie, welche dasselbe Orchester am Morgen beurkundet, war nichts im Vergleich mit seiner nunmehrigen Raserei.

Die den Fizkinern dadurch zu theil werdende Beschimpfung entflammte sie zur Rachsucht. Gleich hungrigen Tigern und Hyänen stürzten sie sich über die Blauen, die ihre Köpfe und Schultern gegen den sie bedrohenden Prügelregen zu schützen suchten. Der Kampf begann mit Zerschmetterung sämmtlicher Fahnen und Standarten, deren Schafte sich im Nu in Knittel verwandelten, womit die erbitterten Gegner sich wüthend angriffen und ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Boden schlugen. Welche Mühe der Major und seine Beisitzer sich auch geben mochten, auf gütliche Weise der Schlägerei ein Ende zu machen, wollte es ihnen doch nicht gelingen, weshalb die anwesenden 20 Polizeibeamten den Befehl erhielten, der Haupturheber der Unordnung, deren nicht weniger als 150 waren, sich zu bemächtigen.

Fizkin und seine Anhänger bewahrten bei diesem Ereignisse ihre Gelassenheit nicht. Sie neigten sich gegen die von Slumkey und seinen Freunden eingenommene Seite der Hustings mit der peremptorischen Frage:

„Ist es wo nicht auf Ihre Veranstaltung, doch mit Ihrer Bewilligung, hochgeehrter Sir Samuel Slumkey, daß die Spielleute uns zu sprechen verhindern und es unmöglich machen, daß man uns verstehe?“

— Sie werden mir erlauben, eine solche Frage unbeantwortet zu lassen, entgegnete der Angesprochene,

nachlässig auf das Geländer sich lehnend und seinen Gegner mit einer Kaltblütigkeit und einem Anstrich von Heiterkeit betrachtend, der die vorausberechnete unvermeidliche Wirkung erzeugte, indem er die Wuth des andern aufs höchste steigerte. Er vergaß sich so weit, daß er seinen Mitbewerber mit geballter Faust bedrohte. Slumkey blieb hinter Fizkin nicht zurück und forderte ihn zum Zweikampf heraus.

Alle Vorschriften wurden verletzt, alle Verordnungen mit Füßen getreten. Vergebens verstärkte der Major seine Stimme, um durch Ueberschreiung des Lärms Ruhe und Ordnung zu erzwingen. Man hörte, man achtete nicht auf ihn. Es blieb ihm nichts übrig, als eine neue Klingel-Sonate, die fortissimo abgeläutet wurde, mit der bestimmten Benachrichtigung an beide Parteien, daß wenn sie nicht sogleich schwiegen, der Ortsvorsteher seine Autorität geltend machen und die Wahlversammlung aufheben würde.

Die Anhänger der beiden Kandidaten hielten nun auf den Hustings selbst eine Konferenz, die nicht weniger als ¾ Stunden dauerte. Man beschoß sich so lange mit Epigrammen, Spitzwörtern und Anzüglichkeiten jeder Art, bis Fizkin, seinen Hut lüpfend, Samuel Slumkey freundlich grüßte und dieser seine Höflichkeitsbezeugung ihm zurückerstattete. Auf eine Handbewegung des letzten schwieg die Musik. Die Erbitterung der Wähler besänftigte sich wie durch einen Zauberschlag und Horaz Fizkin begann seine Rede von neuem.

Die beiden Vorträge der Kandidaten, wenn gleich wesentlich verschieden in Farbe und Styl, hatten dennoch in ihrer Gesammthaltung eine auffallende Aehn-

lichkeit. In beiden wimmelte es von Lobpreisungen der erhabenen Eigenschaften und Tugenden der sehr ehrenwerthen Korporation von Eastanwill. Beide waren mithin im Grunde nichts als ein den ausserordentlichen Verdiensten der Wähler der betreffenden Oertlichkeit abgestatteter schuldiger Tribut.

Der Eine versicherte in verschiedenartig aneinander gereihten Worten und Redewendungen, „daß die Erde nie rechtschaffenere, unparteiischere, bewunderungswürdigere und unter jeder Beziehung vollkommenere Menschen getragen, als die vor ihm befindlichen Wahlmänner; daß er aber, seiner unbedingten Verehrung ungeachtet, nicht umhin könne, diejenigen unter denselben, welche seinem Nebenbuhler ihre Stimme zugestehen würden, für brutale Wesen zu erklären, deren thierische Beschränktheit und politische Kurzsichtigkeit sie gänzlich untauglich mache zur Ausübung der großen und wichtigen Verrichtungen, wozu das Gesetz und das von ihnen bezahlte Abgaben-Quantum sie befähigt habe.“

Fizkin schwor bei allem was ihm heilig war, unbedingt dem sich zu unterziehen, was seine Bevollmächtiger ihm vorschreiben würden, und ganz in ihrem Sinne, nie anders als in ihrem Sinne zu handeln. Slumkey verpflichtete sich aufs feierlichste, nie einer fremden Einflüsterung Gehör zu schenken und das Wohlergehn von Eastanwill über alle andern Interessen zu stellen.

Beide wiederholten übereinstimmend unzählige Male: daß sie alles aufbieten würden, um Handel und Gewerbe, Bewohner und Bewohnerinnen, Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen der Oertlichkeit, deren

Vertreter im Unterhause des Parlaments sie zu werden wünschten, auf den höchsten Punkt des Wohlergehens und der Gedeihlichkeit zu fördern; weshalb jeder auf die bestimmteste Weise vorauszusetzen sich berechtigt hielt, daß die Stimmen aller Wähler ihm und nur ihm allein zu theil werden würde.

Es kam nun zur Abstimmung oder Händeschau (show of hands). Zuerst erhielten die, welche für den blauen Kandidaten stimmen wollten, die Weisung, die Hand zu erheben; darauf kam die Reihe an die für den Büffel-Kandidaten Stimmenden. Der Major entschied: „Slumkey habe die Mehrheit für sich." Sein Mitbewerber verlangte nun den Poll, oder öffentliche Abstimmung, wozu unverweilt die erforderlichen Vorkehrungen getroffen wurden.

In der Zwischenzeit trug man darauf an, dem Ortsvorsteher die schuldige Dankbezeugung zu votiren für das ehrenvolle Benehmen, wodurch sein Vorsitz sich ausgezeichnet, „während er den Lehnsessel eingenommen." Da indeß gar kein Armstuhl auf den Hustings gestanden, und man es dem Major ansehen konnte, wie sehr ihn das Stehen während der ganzen langen und stürmischen Sitzung erschöpft, hatte die ihm dargebrächte Danksagung ganz das Ansehn eines übel angebrachten Spottes. Demungeachtet durfte der davon betheiligte nicht unterlassen, bei den Dankenden für ihren Dank pflichtgemäß sich zu bedanken. Der Zug setzte sich in Bewegung; man schrie und tobte überlaut auf Seiten beider Parteien, wonach der Poll begann.

Während dieser Wahlverrichtung verwandelte sich die Stadt Eastanwill in ein recht eigentliche Schlaraf-

fenland. Porter und Aele fluteten stromweis; Brannte-wein und Rum wurden faßweise ausgeschenkt, und nie war der Preis der gegohrnen Getränke billiger gewesen als jetzt. Fächerverkäufer durchzogen alle Straßen und boten den erhabenen Wählern, welche eine augenblickliche Betäubung zu Boden geworfen, oder die der Länge nach mitten im Wege lagen, und deren Zahl eben nicht gering war, freundschaftlich und zuvorkommend ihre Dienstleistungen an.

Dies Trinkfieber, dies öffentlich privilegirte Saufgelag, dies politische Karnaval dauerte ununterbrochen drei Tage hintereinander. Es bot dem reisenden Filosofen eine große Lehre. Er konnte daraus entnehmen, mit welchen befremdenden Formen die edelsten Gesinnungen: „Vaterlandsliebe und Freiheit“ in England sich bekleiden.

Eine gewisse Zahl Wähler hatte sich bis gegen Ende der Abstimmung in Reserve gehalten: kluge Leute, gescheute Spekulanten, die zu warten und zu überlegen verstanden, die weder durch die Blauen noch durch die Büffel sich hatten gewinnen lassen, der häufigen Besprechungen ungeachtet, welche die Häuptlinge beider Parteien mit ihnen gepflogen.

Endlich, etwa eine Stunde vor dem Schlusse des Poll, bewarb sich der vertraute Beauftragte Slumkeys „um die Gunst und Ehre“ einer neuen Unterredung mit den edelmüthigen und hochsinnigen Bürgern, wie er sie mehrmals nannte. Seine Beweisführungen waren äusserst lakonisch, aber wie es schien ohne mögliche Gegeneinwürfe. Er drückte einem nach dem andern die Hand, worauf alle in Masse gegen die Hustings marschirten. Die Einschreibung ihrer Namen

im Poll bewerkstelligte die unmittelbare Niederlage Fizkins.

„Vivat Slumkey, Mitglied des Unterhauses!“ Das war das nun erschallende Geschrei, welches man noch lange in den Straßen wiederhallen hörte. Die gesellschaftliche Trunkenheit und Aufregung verschwand nach und nach. Der sehr ehrenwerthe Sir Samuel nahm Platz im Parlament, wo er immer im Sinne des Ministeriums sprach und mit ihm stimmte.

Die vorstehende Skizze einer britischen Wahlprozedur, hat über ähnliche Schilderungen des gleichen Verfahrens den Vortheil, daß sie in keiner Beziehung übertrieben, daß sie kein Zerrbild, sondern dem wirklichen Hergange der Sache möglichst getreu ist. Alle einzelnen Züge sind mit Genauigkeit gezeichnet und der Wahrheit streng gemäß.

Neue Reiseschnörkel eines Kaliforniers*).

Erste Lieferung.

Es war ein trüber Sommertag, nach fast dreiwöchentlichem beinah unausgesetzt heiterm Himmel. Die Vorkehrungen zur beabsichtigten Bergreise waren dergestalt getroffen, alle Einrichtungen hinsichts meiner Wohnung und Pension, welche beide ich bis zum Herbst aufgekündigt, waren so genommen, daß ich, des übeln Wetters ungeachtet, durchaus von Genf abreisen mußte, insofern ich nicht einen oder einige Tage in einem Gasthofe zubringen wollte, was mir höchst zuwider war.

Darum, als gegen 9 Uhr Morgens Joran (Nordwestwind) und Regen eine Pause machten, die einen mehrstündigen Waffenstillstand der empörten Elemente zu versprechen schien, brach ich getrost auf, und zwar zu Fuß, die tiefen Taschen des leichten Reiserocks mit hinlänglicher Wäsche, mit Landkarten, einigen Büchern ꝛc. versorgt und den Regenschirm in der Hand.

Ich hatte den Vorsatz gefaßt, einen ganzen Monat ununterbrochen im Hochgebirg zuzubringen und nur im äussersten Fall, wenn die Ersetzung eines Kleidungsstücks, einer Karte, oder ein anderer erheblicher Beweggrund dazu mich nöthige, bis zu den

*) M. s. die frühern Reiseschnörkel in den verschiedenen Theilen für 1837 der Bibl. d. n. Weltk.

tiefer gelegenen Ortschaften mich hinabzusenken. Während diesem Monat beabsichtigte ich die ganze Alpenkette zwischen Savoien und Tirol zu durchwandern, jedoch, ohne vorherbestimmten Zweck, längere oder kürzere Zeit da zu verweilen, wo es mir gefallen werde. Einen Reisegefährten hatte ich nicht gesucht, um desto freier, desto ungezwungener in meinen Streifereien, meinen launischen Kreuz- und Querzügen zu sein.

Ich wollte als ächter Rübezahl leben und handthieren, bald über den Wolken, in Nähe der Gletscher, an den Quellen der den Alpen enteilenden Hauptströme, aus denen allen ich zu trinken im Sinne hatte; bald in einsamen, wenig besuchten Thalgeländen, in gewöhnlichen Reisenden unbekannten Dörfern und zerstreuten Weilern, einfach, mäßig, gänzlich abgesondert von dem, was man gewöhnlich „die Welt" nennt, ein wenig fantastisch vielleicht, aber ruhig, zufrieden mit mir selbst, wie mit meinem Nächsten.

Bevor ich die Stadt verließ, warf ich, vom Vorsprung des aussichtreichen Spazierganges St. Antoine, einen forschenden Blick auf Himmel und Erde. Die Aspekten, welche beide gewährten, waren nicht besonders tröstlich. Dicke schwarzgraue Wolkenmassen drängten sich vom langgedehnten Jurarücken zur lichtlosen Seefläche, deren Tags zuvor so silberfunkelnder Spiegel jetzt in eine todte, öde Steppe sich verwandelt zu haben schien.

Aus den Thalschluchten der savoiischen Dranse, der Arve und Menoge dampften flockige Nebelgebilde auf, die Häupter der Vorberge Salève, Voirons, Môle rc. verhüllend. Hier und da sprang eine riesige Felsen-

schulter nackt, schroff und schwarz hervor, gleich einem Fantom der Luftregion, oder ein bläulichweisses Schneehaupt der zweiten Kette, das mit der langen an seiner Stirn langsam vorüberziehenden Wolkenruthe zu drohen schien. Die ganze Landschaft hatte einen schwermüthigen Anstrich. Etwas bedrückendes, ängstigendes, wovon man im Flachlande sich keinen Begriff zu machen im Stande ist, beschleicht bei solchem Anblick das Gemüth und regt die traurigsten Empfindungen in ihm auf.

In einer Stimmung wie die eben angedeutete, schritt ich die steinerne Treppe unterm Kollegium zum Uferthor hinab. Die Rivestraße und die unmittelbar sich ihr anschließenden Rues-Basses schienen mir trauriger als je. Das darin herrschende Leben hatte von jeher nichts anziehendes für mich. Es ist so absolut materiell, so alltäglich, so gemein, daß man wohl begreift, warum die Genfer der höhern Stände, deren Opulenz und intellektuelle Bedürfnisse sie dem bloß merkantilischen Treiben ihrer größtentheils die Unterstadt und St. Gervais bewohnenden Mitbürger entheben, den Umgang mit diesen letzten sorgsam, beinah mit Aengstlichkeit meiden, und deshalb von den sogenannten Gens du bas als stolz und nichtachtend verschrien, wo nicht gar gehaßt werden.

Unter diesem Betrachte ist Genf eine wahre gesellschaftliche Vorhölle. Nirgends kann das Marterdasein gegenseitiger Vermeidung, bei stündlich unvermeidlicher Reibung der verschiedenen Stände und Bedingungen, auffallender und peinlicher sein, als in dieser Stadt. Alles, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, kennt sich von Kindesbeinen, weiß alle Familien-

Ereignisse, alle Vermögens-Wandelungen, alle kleinen Skandale der ganzen in öffentlichen Prunkreden so einigen, im Innern durch so viele Befeindungen entzweiten Famille genevoise, an den Fingern herzuzählen, von den Herren Schlund von St. Gallen, später Grafen von Sellon genannt, bis zum Männchen Croute-au-beurre auf dem Magdalenaplatze, das ebenfalls zu einem wenn gleich nicht großen und reichen, doch langen und breitschulterigen Manne herangereift ist.

Auf der über den trockenen Gartengraben zwischen den Aussenwerken von Rive und dem Thor führenden gepflasterten Brücke, begegnete ich den Separatisten-Prediger Perret, von der Insel Guernesey, der seit einiger Zeit in Malans Kapelle „zum Zeugniß" hospitirte. Wir waren in verschiedenen Häusern zusammengetroffen und hatten mehr als einmal über Glaubensgegenstände disputirt. Ein letztes Mal, vor etwa acht Tagen, hatte ich mit meinen auf Vernunft und Schrift sich beruhenden Erörterungen, wie mit den daraus sich ergebenden logischen Folgerungen, ihn so arg in die Enge getrieben, daß er mir die Antwort schuldig geblieben war. Er schrieb mir bald nachher, daß er bei erster Gelegenheit alle meine Einwürfe siegreich widerlegen wolle.

Obgleich er mich nun von Kopf zu Fuß reisefertig sah, oder vielleicht grade deshalb, damit ich später mich nicht rühmen könne, das letzte Wort behalten und ihn zum Schweigen genöthigt zu haben, schloß er, alles höflichen auf das ungünstige Wetter und den übeln Weg sich beziehenden Sträubens meinerseit un-

geachtet, sich mir an, mit dem Erbieten, eine Strecke weit mich zu begleiten.

Meine Rolle mußte nothwendigerweise leidend sein. Er nahm augenblicklich den neuerdings abgerissenen Faden unsrer gegenseitigen Beweisführung auf und bemühete sich, mir die Ueberzeugung zu geben, wie sehr ich bei der meinigen mich im Irthum befunden. Es handelte sich um das gemüthliche Leben der Menschen im engern wie im weiteren Kreise, mit andern Worten in der großen christlichen Gemeinschaft einerseit und in der dissidenten Absonderung auf der andern Seite.

„Betrachten Sie nur das Dasein der Weltmenschen in seinen alltäglichen Formen und Bedingnissen," sagte Perret. „Baden sie sich nicht und schwimmen sie nicht unaufhörlich im Sündenschlamm und stinkenden Greuelpfuhl und beflecken sie nicht ihre Seelen auf tausendfache Weise so sehr, daß der Unflat, womit sie während den 30, 40 bis 50 Jahren ihren Erdenwanderung dieselben verunreinigen, nur allein durch das ewige, unauslöschliche höllische Feuer wieder ausgebrannt werden kann? Welch anderes Mittel wollen Sie zu einer solchen unumgänglich nothwendigen Läuterung annehmen?

„Denn bedenken Sie wohl, daß von den eben so leichtsinnigen als verworfenen Weltmenschen aller Rath zu ihrem Heil hartnäckig zurückgestoßen wird. Sie wollen nun einmal durch den Geist sich nicht mehr strafen lassen. Darum auch harret der Zorn des Herrn, um sie, grade wenn sie recht tief in ihre Sünden und Laster versenkt sind, hinwegzuraffen und sie zu

verzehren, einen nach dem andern, vom Scheitel bis zur Ferse.

„Und weil sie in dieser Zeit mit allen Genüssen und Wollüsten sich übersättigt haben, weil sie auf nichts anders sinnen, als auf Befriedigung ihrer fleischlichen Begierden, weil der Teufel ihr erster und einziger Freund und Rathgeber in allem ist, sollen sie auch bei den bösen Geistern ihre Strafe erleiden, der Regent wie der Hirt, die Unterthanen wie die Obrigkeit. Alle sollen mit den Ketten der Finsterniß schon jetzt gebunden werden, und die unreinen Geister, welche sie zur Stillung ihrer Lüste angetrieben, sollen sie auch in den ewigen Zornkerker schleppen, in das unauslöschliche Flammenbad des allmächtigen Gottes.“

Diese Tirade, die ich nur deshalb mittheile, weil sie meines Erachtens am einfachsten und besten den recht eigentlichen „Feuereifer“ und die Gesinnungen des Separatismus, den übrigen christlichen Glaubensmeinungen gegenüber karakterisirt, mußte, wie man sich leicht denken kann, meinerseits wohl ohne triftigen Gegeneinwurf bleiben. Es war mir unmöglich, auf diesem Felde und über einen solchen Stoff ferner zu disputiren, weshalb ich mich ganz demüthig für geschlagen erkannte, nur um der Erläuterung schnell ein Ende zu machen.

Unter so „angenehmen“ Gesprächen waren wir bis nach dem 3/4 Stunden von Genf entfernten Doppelflecken Chênes-les-Bougeries und Chênes-Thônex gelangt. Der erste Ort, seit langem zum Kanton Genf gehörig, hat nur protestantische Einwohner; der zweite jenseits dem kleinen Seimebach,

der früher die Grenze von Savoien auf dieser Seite bezeichnete, wurde 1815, nebst dem unmittelbar mit ihm zusammenhängenden Dorfe Moillesulaz, Genf zugetheilt und ist größtentheils katholisch. Die Gesammtbevölkerung beider beläuft sich auf 3200 Seelen, wovon mehr als die zwei Drittel auf Chênes-Thônex kommen, das weitaus schöner, wohlhabender und reinlicher ist, als sein kalvinistischer Zwillingsbruder. Der Umstand ist um so auffallender, weil sonst gewöhnlich der umgekehrte Fall obwaltend ist.

In beiden Flecken reihet sich ein Krämerladen an den andern. Am häufigsten sind die der Kleiderhändler, bei denen die armen Savojarden, gegen Zurücklassung der Lumpen, mit denen bedeckt sie die Grenze passiren, um die Hälfte wohlfeiler sich mit den nothwendigsten Kleidungsstücken versorgen, als sie das in ihrem eigenen Lande vermöchten, wo alle, selbst die geringfügigsten Gegenstände mit den verschiedenartigsten immer sehr drückenden Abgaben belegt sind. Die unvermeidliche Folge eines so vernunftwidrigen Systems ist, daß von Jahr zu Jahr Savoien immer mehr Geld verliert, daß Handel und Gewerbe in ihm auf keinen grünen Zweig kommen können und daß demungeachtet der Kleiderluxus, durch das mit den am Leibe eingeschmuggelten Garderoben verbreitete Bedürfniß der Mode und Abwechslung, im umgekehrten Verhältnisse mit der Wohlhabenheit, beständig sich vermehrt.

Der sich mit Heftigkeit erneuernde Regen vermochte meinen Begleiter, bei der vor dem Flecken gegen Grange-Canal gelegenen protestantischen Kirche, von mir Abschied zu nehmen, was mir, aufrichtig ge-

standen, gar nicht unlieb war. Seine Begleitung war für mich so zu sagen der Appendix der politischen und religiösen Polemik gewesen, von der ich, so lange mein Aufenthalt in Genf gedauert, immer und überall mich behelligt gesehen. Schon als ich den Stadttheil zwischen Grand-Mèzel und Bourg-de-Four im Rücken hatte, glaubte ich mich diesem Alp der genfer Gelehrten-Unterhaltung enthoben, um so verdrießlicher war es also für mich, noch jenseit Rive in die Seelen-Mausefalle gerathen zu müssen, welche der Methodismus der Eaux-Vives *) am Scheidewege zwischen la Terrassière und Trainant aufgestellt.

Im Wirthshaus zum „genfer Thaler" ließ ich einen Char de côté anspannen, sowohl um besser als unter einem Schirm vor dem Regen verwahrt zu sein, als auch um ihm zum Trotz meine Reise fortzusetzen. Das ist das räthselhaft eigenthümliche in der Natur des Menschen, daß wenn er einmal ein Vorhaben begonnen, er dasselbe durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Ausführung zu bringen sich bestrebt, und zwar um so beharrlicher, je weniger Genuß und reellen Vortheil es ihm gewährt. Statt daß vielleicht um so vergnügter, weil auf einmal aller frühern Beziehungen ledig, durch die meinen Bekannten angekündigte Abreise, ich ein durchaus freies Speise- und Kaffehausleben den Regentag über hätte führen sollen, wie Instinkt und Nothwendigkeit es verlangten: ungebundenes Existenz-Fragment, das mir zuverlässig reichlichen Stoff zu mannigfaltigen Beobachtungen geboten

*) Schöner Weiler bei Genf, worin Malans Wohnhaus und Kapelle sich befinden.

haben würde, trieb ich mich auf mit handhohem Kalkschlamm bedeckten Landstraßen herum, von prasselnden Regenstrichen gepeitscht, welche ein ungezogener Nordwest mit der vollen Macht eines Hagelschlags, der kein Schirm zu widerstehn vermochte, auf mich warf und die in zahllosen, schmutziggelben, eigroßen Wasserblasen in den weiten Lachen, die ich durchwaten mußte, vor mir her tanzen ließ.

Der Kutscher nahm Platz neben mir im Wagen, dessen offene Seite glücklicherweise in der von mir zu verfolgenden Richtung des Weges gegen Morgen geöffnet war. Mit Schnelligkeit gelangten wir nach dem ersten zur Provinz Carouge, des Herzogthums Savoien gehörigen Dorfe Annemasse, das in neuester Zeit, durch den angeblich revolutionirenden Kreuz- und Querzug der italienisch-polnisch-deutschen Freischaar, unter Romarinos odysseischer Leitung, eine gewisse Berühmtheit gewonnen hat. Hier lösete sich nämlich der kampfbegierige Falanx auf, nach Plünderung einer Kasse, Ermordung eines Grenzzollwächters und Einäscherung eines halbzerfallenen Hauses, des sogenannten Palazzo reale della dogana, um sich nach dieser dreifachen Heldenthat über die Dörfer Ville-la-grand und Ambilly nach dem jenseit dem die Grenze zwischen Savoien und Genf bezeichnenden Foronbache, im letzten gelegenen Weiler la Carra zurückzuziehen.

Bei Moillesülaz ligt ein angeblicher Druidenaltar, der das Ansehn eines roh behauenen Mühlsteins hat, auf offenem Felde. Zu Annemasse und bei dem ¾ Stunden weiter oben gelegenen Dorfe Vétraz, in dessen Nähe der Name des Weilers Collonge das frühere Dasein einer römischen Kolonie

verkündet, hat man mehre wenig erhebliche römische Alterthümer ausgegraben. Beachtungswerther dürften jedenfalls die wahrscheinlich von den alten Kelten herrührenden „Hügelgräber" sein, deren es viele in dieser Gegend gibt, namentlich zwischen Troinex und Bossey, bei Püplinge, im Walde von Jüssy-l'Evêque, bei la Roche, Regnier, Monthoux, Lüllin und bei Châtelard, auf dem bis auf 1120 Fuß über die Fläche des Genfersees sich erhebendem Berge Boisy.

Das auf dem letzten wurde durch Zufall geöffnet und man fand darin zwei vollkommen erhaltene menschliche Gerippe, nebst Waffen, Schmucksachen und andern Gegenständen von Bronze. Der finstre Aberglaube der Entdecker vernichtete den seltenen Fund blos deshalb, weil man ihn als aus dem Heidenthum herrührend betrachtete. Das in den Felsen gehauene Grab selbst wurde verschüttet.

Auffallend genug hat man in dem doch sonst so spekulativen Genf für dergleichen Nachforschungen nicht den mindesten Sinn. Vergebens und zu wiederholten Malen hat man ausgezeichnete Gelehrte, wie de Candolle, Sismondi, Pictet, de Lüc, de Saussüre u. a. darauf aufmerksam gemacht. Alle solche Eröffnungen lassen die Genfer kalt und theilnahmlos. Sie verschwenden lieber bedeutende Summen in chemischen oder fysischen Experimenten, als daß sie um die Merkwürdigkeiten sich kümmern sollten, welche ihr heimathlicher Boden ohne Zweifel noch in so großer Menge birgt. Wahr ist es, daß ihre Abneigung in dieser Beziehung vorzüglich ihren Grund in der Albernheit ihrer savojardischen Nachbarn hat,

in deren Augen jede Durchwühlung des Bodens für Schatzgräberei gilt.

Hinter Vétraz zieht sich eine herrliche Allee riesiger Nußbäume zur Höhe hinan, von der man bei heiterm Wetter die prachtvollste Aussicht in das Innere von Faucigny, auf den fruchtbaren Landstrich les Bornes und die noch 15 Stunden entlegene, aber kaum drei Stunden entfernt scheinende Montblanckette hat. Es ist das seltsamste Rundgemälde neben- und zwischeneinander geschobener Berge, Thäler, gerundeter Hügel, steil abgerissener Felsen, kleiner Ebenen, finsterer Schluchten, offener, lachender Landschaften, mit kleinen Städten, Dörfern, Weinhügeln, Burgtrümmern und üppiger Kastanienhaine oder schwarzer Tannenwaldungen.

Unmittelbar hinter der Höhe senkt sich die Straße allmälig in das vom Menogeflüßchen (das von den Voirons kommt und bei Pont-Notre-Dame sich in die Arve ergießt) durchrauschte enge Thal, über das sich in zwei hohen Bogen eine steinerne Brücke wölbt. Der Punkt ist einsam und war früher übel berüchtigt, räuberischer Anfälle wegen, denen die Reisenden hier ausgesetzt waren. Die der Bande als Herberge dienende Mühle ligt jetzt in Trümmern. Der Weg erhebt sich jenseit zum Weiler Sür la Forge, bis zu dem man von Genf, auf eine Strecke von 2 3/4 Stunden oder anderthalb deutschen Meilen 460 Fuß anzusteigen hat. Er zieht sich sodann in Gestalt einer schönen Allee eben fort, durch Arthaz nach Nangier, das man zu Fuß in einer halben Stunde erreicht.

Das letzte Dorf, der gewöhnliche erste Ruhepunkt aller Reisenden, welche sich nach Chamouny, oder in

eins der andern Thäler Savoiens begeben, befindet sich in einer sehr reizenden Gegend, in Nähe der majestätischen 5770 Fuß hohen Kalkfels-Pyramide des Môle, der seinen nordwestlichen Fuß bis hierher erstreckt, und zu dessen Ersteigung man von Nangier hinweg 3 ½ Stunden braucht. Man kommt auf seinem langgedehnten Abhange durch acht Weiler und ein Dorf, St. Jean de Tholôme, wo jedoch kein Wirthshaus ist. Eine Hütte, der man diesen Namen gibt, ist eine halbe Stunde weiter oben im Weiler Larsenex, von wo man die beiden hinter einander stehenden Gipfel des Berges, die jedoch, auf welcher Seite man auch sei, nur einen zu bilden scheinen, binnen 2 ¼ Stunden erreicht.

In Nangier verließ ich die große Straße und schlug den gegen Morgen nach Saint-Jeoire führenden Nebenweg ein. Er schlängelt sich zwischen Marclaz und Filinges am Fuße des Môle entlang durch das vom Bogève-Foron bewässerte Gelände, und verbindet sich zu la Tour mit der von Bonne und Boëge kommenden Straße.

Die Gegend ist einförmig. Die Voirons-Thäler, in die der Blick sich versenkt, bieten nichts malerisches oder merkwürdiges; eben so wenig das ehemalige feste Städtchen Bonne auf seinem eirunden Hügel, wo die Genfer in frühern Zeiten, kraft des Faustrechts, ihre Weinlesen zu halten pflegten, und von wo sie 1589 die Akten des konstanzer Konzils mit sich nahmen, welche sie unter den Schriften der jetzt erloschenen Familie Montvagnard entdeckten. Sie befinden sich jetzt in der öffentlichen Bibliothek zu Genf, unter Nummer 25 der lateinischen Handschriften.

Bei la Tour nähern sich Môle und Vambion so sehr, daß nur ein schmaler Raum die beiden Felsmassen trennt, die steil abgerissen mehre hundert Fuß sich erheben, nur einen schmalen Durchgang lassen, worin der Weiler ligt, und genau von derselben Bildung sind. Sie bestehen aus weißgrauem Kalkfels, mit großen gelben Flecken und enthalten häufige Versteinerungen.

Hinter dem Engpasse betritt man ein kleines hübsches Thal, in dessen Mitte der Marktflecken St. Jeoire ligt. Er hat nicht ganz 500 Einwohner, einige städtische Häuser, dagegen sehr enge, übelgepflasterte Straßen. Von Nangier ist er 2 3/4 Stunden entlegen. Links auf der Höhe thront das alte barbarisch gebaute Schloß Beauregard, Stammsitz der freiherrlichen Familie la Flechère, deren Ahnherr ein deutscher Hausirer, des Namens Fleischer war.

Wie geringfügig ein Städtchen oder ein Flecken in Savoien auch sei, gibt es darin dennoch nicht etwa ein gutes Wirthshaus, das man auf den Seitenstraßen nicht suchen darf, sondern wenigstens ein Kaffehaus mit einem oder mehren Billards. Die Bewohner dieses Landes sind leidenschaftliche Liebhaber des noble jeu, und die vielen Feiertage, welche bei ihnen noch gebräuchlich sind, tragen das ihrige dazu bei, daß die Kaffehäuser wenigstens zwei- oder dreimal in jeder Woche eine nicht unbedeutende Einnahme haben. Auch Karten- und Dominospiel, wie das mit Kugeln, welches hier allgemein das Kegelspiel ersetzt, sind bei den Savojarden sehr beliebt.

Es geschieht nicht selten, daß sogenannte Parties de Boules — wobei eine kleine Kugel, mit sorgsamer

Berechnung der Zufälligkeiten des Bodens, auf eine Entfernung von 20 bis 30 Schritt vornweg geworfen, der man sodann mit größern Holzkugeln so nahe als möglich zu kommen sich bemüht, weil der Gewinn der Partie davon abhängt — von einem Orte zum andern gespielt wird. Selbst Genfer vom Handwerksstande, spielen auf solche Weise ihre Kugelpartien von den Thoren ihrer Vaterstadt bis Veyrier, am Fuße des eine Stunde von Genf entfernten Salève, oder bis nach dem zwei Stunden entlegenen Jüssy und andern Orten.

An Sonn- und Feiertagen gewahrt man in Savoien dergleichen Spielpartien, aus 10 bis 20 Personen bestehend, auf allen Straßen und Wegen, die vorzugsweise dazu benutzt werden. Man spielt z. B. von Bonneville bis la Roche eine Doppelpartie (partie liée) mit Revanche, um eine oder mehre Flaschen Wein, welche die Verspielenden entweder unterweges, wenn es sehr warm ist, oder am vorher bestimmten Punkte, zu bezahlen haben, wonach man auf gleiche Weise den anderthalb Stunden langen Weg bis zur Heimath zurücklegt.

St. Jeoire ligt 530 Fuß höher als der Genfersee, am nördlichen, ziemlich steil abfallenden Fuße des Môle, der auf dieser Seite mit schönen und so dichten Waldungen bedeckt ist, daß es noch ziemlich häufig Wölfe und von Zeit zu Zeit sogar Bären darin geben soll. Hier öffnet sich, zwischen dem Vambion, dessen Gipfel la Somma heißt, und dem Somanberge, das enge und romantische Ognonthal in nördlicher Richtung. Es wird vom Risse- oder Richebache durchströmt und enthält, unfern dem Weiler St. Denis, die sehr feuchte

Stalaktitengrotte Pouilly, worin man versteinerte, oder vielmehr mit einem Tropfsteinguß überzogene Gebeine gefunden haben will, die wahrscheinlich von Raubthieren darin gelassen worden.

Das Wetter hatte sich von Nangier hinweg bedeutend gebessert, weshalb ich am Wirthshaus zum Löwen in St. Jeoire meinen Kutscher verabschiedete. Jenseit der Rissebrücke erhebt sich senkrecht der fast 3000 Fuß hohe Kalkfels Chounaz. Zur Rechten zieht sich ein Fahrweg längs dem Giffrefluß über Marigny nach la Bonneville, auf der Straße von Genf nach Chamouny *). Links steigt man auf beschwerlichem, steinigem Wege fast ¾ Stunden lang zur Serra hinan.

Auf einmal, bei einer einsamen Köhlerhütte, fällt der Blick in den finstern, hier und da bewaldeten Abgrund, den der aus den Gletschern des Grénier und Grénairon, im Hintergrunde (Fer-à-cheval) des Sixtthales, entspringende Giffre durchbrauset. Der Fluß, dessen Wassermasse hinter jener der Arve nicht zurücksteht, in die er zwischen Clüses und Bonneville mündet, hat durch die bläulichen Kalkfelsen des Chounaz und Soudon, die augenscheinlich früher unmittelbar zusammenhingen, einen so engen, so wilden und so unebenen Kanal sich gegraben, daß er beinah ganz in Schaum verwandelt in der schwindelnden Tiefe sich zeigt. Die Mühe und Gewalt, womit er durch und über die zerklüfteten Felsen sich drängt, veranlaßt ein Getöse, das einem immerwährenden Lauinendonner nicht unähnlich ist.

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Ausflug nach der Allée-Blanche," im vierten und sechsten Theile für 1834 der Bibl. d. n. Weltk.

Selbst auf der Höhe der Serra, mehr als 700 Fuß über dem Giffre, ist es noch so stark, daß man Frage und Antwort nur versteht, wenn man sie gegenseitig sich in die Ohren schreit. Tannengehölz strebt aus der Tiefe empor und neigt sich malerisch zu ihr hinab. Sechszig bis siebzig Fuß hohe Bäume scheinen unten im Grunde nur Stauden oder Farnkräuter. Darüber zeigen sich reizend bebüschte, sonderbar zersplitterte Abhänge; noch höher steiler, mattbegrünter Fels. In Moosrinnen murmelnde Quellen haben einen kolossalen Vorsprung des Chounaz ganz mit Tuffsteingebilden bedeckt und ihm das Ansehn eines offenen Löwenrachens gegeben, der nicht weniger als 150 Fuß im Durchmesser haben mag.

Die Aussicht von dieser Stelle ist eben so großartig als angenehm. Man befindet sich im Mittelpunkte des von den Thälern von St. Jeoire, Ognon, Foron und der Serra gebildeten Kreuzes, über das hinweg der Blick in das vom Giffre durchströmte Gelände von Tannisges und Samoëns und in das mittlere Arvethal sich verliert, wo die Vereinigung der beiden Flüsse zahllose Inseln erzeugt hat. Der 4000 Fuß hohe Soudon, zwischen dem und dem Môle der Giffre in südöstlicher Richtung die Fortsetzung der Serra gebrochen, wie vorher in nordwestlicher und westlicher zwischen Soudon und Chounaz, verhindert die Uebersicht des obern Arvethals, und macht durch seinen mächtigen Vorsprung die Perspektive um so interessanter, je geheimnißvoller sie ist.

Im sanftgebogenen Hintergrunde erscheint der hohe Kirchthurm von Mieussy, am Anfange des Foronthals

und am Bache gleiches Namens *). Oberhalb dem Dorfe, das mit den dazu gehörigen zerstreuten Gehöften über 1600 Einwohner hat und 760 Fuß höher als St. Jeoire ligt, von wo es fünf Viertelstunden entfernt ist, zeichnet sich die sanft übereinanderschlagende Wellenform des 5260 Fuß hohen Soman. Mehr im Hintergrunde läßt sich die einem Wartthurm oder einem runden Mauerkranze nicht unähnliche 6080 Fuß hohe Spitze der Vézine, neben der die des noch 500 Fuß höheren Salvan sehen. Der Gesichtskreis wird durch die bis auf 7170 Fuß emporragende Pointe dü Roi verschlossen.

Nach Beschreibung des großen Bogens, den der Weg bei Mieussy macht, senkt er sich über Matringe in eine offenere Gegend, die der sie sanft durchfließende Giffre bespült. In ihrem westlichen Winkel, wo der ebenere Boden beginnt und der vom Roc d'Enfer herabkommende Foron in den Giffre sich ergießt, ruht, von einem Kranze riesiger Nußbäume umschattet, der schmutzige Flecken Tanninges, der mit dem dazu gehörigen Dorfe Flairier und einigen Weilern bei 3000 Einwohner hat. Er enthält ein altes Schloß, das einem zerfallenen Stall auf ein Haar ähnlich ist, ein nicht schöneres Stadthaus, mit einer Parodie der mechanischen Uhr am Zeitglockenthurm zu Bern, an welcher der dem Verräther Judas auf den Rücken springende Teufel den besten Effekt macht, einen armseligen Laufbrunnen, drei Kaffehäuser, die man für Zigeuner-Herbergen halten möchte

*) Fast alle kleineren Bäche in dieser Gegend heissen Foron (Bergwasser), wie man im Kanton Waat sie unter dem Namen Flon bezeichnet.

und einige Gasthöfe, die weder im Aeussern noch im Innern empfehlungswerth sind.

In der Nähe ist in der ehemaligen sehr angenehm gelegenen Zisterzienserabtei Meulan oder Miolans eine Erziehungsanstalt für Knaben von 14 bis 18 Jahren, die nicht in besonderm Flor steht, was zum Theil der geringen Unterstützung von Seiten der Umwohner, zum Theil aber auch ihrer wenig lobenswerthen innern Einrichtung zugeschrieben werden muß.

Alles in Tanninges hat ein unordentliches, zerrüttetes Ansehn. Die Häuser scheinen viel älter als sie wirklich sind. Ich habe nicht ein einziges bemerkt, wovon nicht das Dach durchlöchert und die Mauern mehr oder weniger zerfallen waren. Fast alle Fenster haben statt der Scheiben in Oel getränktes Papier oder Viehblasen. Der durch den Flecken fließende Bach hat kein eigentliches Bett; er tritt willkürlich rechts und links in die Gassen und füllt sie mit Schutthaufen, die oft mehre Fuß hoch sind und selten oder nie bei Seite geschafft werden.

Nichts sonderbareres als das hiesige sogenannte Straßenpflaster. Es besteht aus auf gerathewohl hingeworfenen Steinen, die der Foron herbeigeführt und zwischen denen sich von Zeit zu Zeit ziemlich große und tiefe Pfützen gruppiren. Die steinerne Brücke über den Bach selbst ist zur Hälfte eine Ruine. Die Seitenmauern scheinen umgeworfen; nur die kleine Kapelle einerseits und der heil. Nepomuk auf der andern Seite, stehen noch aufrecht. Auf diesem Punkte ist der Ort 840 Fuß überm Genfersee, mithin 450 Fuß niedriger als Mieussy, bis wohin die Entfernung anderthalb Stunden beträgt.

Meine Absicht war es gewesen, mit Tanninges meine erste Tagreise zu beschließen. Aber der klägliche Zustand der Wirthshäuser, wovon der Löwe, die Waage und ein drittes, dessen Bezeichnung mir entfallen ist, sich „Hôtels“ nennen, vermochte mich, der bereits zurückgelegten neuntehalb Stunden ungeachtet, den Wanderstab noch weiter in Bewegung zu setzen. Das fruchtbare Samoënsthal rechts lassend, dessen gleichnamiger Hauptort der schönste und größte Marktflecken in Faucigny ist, wendete ich mich gegen Nordost, dem Foron entgegen.

Der Weg führt steil bergan, über Avonnex und Envry, bei welchem letzten eine hohe Bogenbrücke den im tiefen Grunde rauschenden Bach überspringt. Die Gegend zwischen den beiden Ortschaften ist sehr romantisch. Sie entschädigt hinlänglich für den Verlust der prächtigen Aussicht, die man gleich oberhalb Tanninges hat, und die durch die näher zusammentretenden Berge des Seitenthals, bei Avonnex verschlossen wird.

Nichts freundlicheres als die kleine Ebene zwischen dem eben genannten Flecken und Châtillon St. Sigismond, mit zerstreuten Gehöften, Kastanienhainen, gewaltigen Nußbaumalleen, kleinen Eichenwäldern, blühenden Wiesen und reichen Mais- oder Waizenfeldern geschmückt, mit der uralten Abtei Miolans in der Mitte und mit den schimmernden Schneekuppen des Buët (9500 Fuß), der Folly (9720 Fuß) und des Cheval-Blanc (10,200 Fuß) im Hintergrunde.

Das Foronthal hat schon den ganzen Anstrich der höhern Gebirgsnatur. Der steinige Weg klimmt ab-

wechselnd steile Abhänge hinan, oder schlängelt sich an denselben entlang. Die Höhen thürmen sich mächtiger übereinander, bis zu zerklüfteten Gipfeln, von denen lange Steinbetten, Spuren alter Bergstürze, oder tiefe Felsdurchrisse und schauerliche Schluchten sich herabsenken. Im Thalgrunde, der von beiden Seiten jäh abfällt und nicht den mindesten Raum zum Anbau läßt, tobt der Bach, von Felsblock zu Felsblock sich stürzend, auf eine stundenlange Strecke eine fast ununterbrochene Kaskadenkette bildend, die auf den seitwärts herabschießenden höhern aber ärmern Wasserfällen wie auf flüssigen Seilen zu schweben scheint. Wiesen, Felder, Waldungen vermischt, senken sich zur Tiefe; die Höhe ist weite, üppiggrüne Alptrift.

Der blendend weisse Bogen der Brücke von Envrn oder Fry zeigt sich in weiter Ferne. Bis zu ihm, der sieben Viertelstunden von Tanninges entfernt ist, hat man nicht weniger als 1280 Fuß anzusteigen und von da bis zu dem eine halbe Stunde weiter oben befindlichen Col des Gets noch 920 Fuß. Der Pfad zu dem letzten geht von der Brücke gradeaus, während das Foronthal, das nun sehr rauh, einsam, wild und zerklüftet wird, in nördlicher Richtung gegen den 7360 Fuß hohen seltsam zerschmetterten Höllenfelsen (Roc d'Enfer) sich zieht.

Auf der Höhe von Gets gewahrt man eine grüne Thalfläche, die wenig anziehendes hat, vorzüglich wenn sie von zweifelhaften Nebelschleiern bedeckt ist, wie sie mir sich zeigte. Nach einigen hundert Schritten senkt sich jenseit der Abhang gegen die weit zerstreuten

Häuser der Ortschaft les Gets, die erst nach einer halben Stunde in Nähe der Kirche, 310 Fuß unterm höchsten Punkte des Ueberganges, sich mehr zusammendrängen. Es begann Nacht zu werden, als ich hier eintraf und von den 3 oder 4 Wirthshäusern das wählte, welches das am wenigsten zurückstoßendste Ansehn hatte. Ein an der Thür befestigter Tannenbüschel war sein alleiniges Aushängeschild. Les Gets sind 13 Stunden von Genf entfernt.

Das Innere der Bergherberge war, wenn auch nicht glänzend und bequem, doch ziemlich gut eingerichtet. Die mit weißgeadertem grauem Marmor gepflasterte Küche, die zugleich als Gastzimmer diente, hatte in der Mitte einen ungeheuern Herd auf ebenem Boden, wo ein hellloderndes Feuer unterhalten wurde, um das die Hausbewohner und einige fremde Gäste einen weiten Halbkreis beschrieben.

Man machte mir zuvorkommend Platz, steckte noch ein junges Huhn an den sich selbst drehenden Spieß und kredenzte mir ein Glas Wein, der, wenn er auch nicht zum besten gehörte, doch ziemlich trinkbar war. Die Anwesenden, Einheimische wie Fremde, unterhielten sich in der muntersten Laune, zuerst im landesüblichen Patois, dann, als sie bemerkten daß ich darin ungeübt war, in recht gutem Französisch. Alle Männer hatten, wie sich aus ihren Gesprächen ergab, mehre Jahre in verschiedenen Städten der Schweiz, Frankreichs und Deutschlands als Gipser, Stukaturarbeiter und Maurer sich aufgehalten. Ihre Söhne waren noch abwesend und nicht alle wurden für den nächsten Winter zurückerwartet.

Frauen und Mädchen waren reinlich gekleidet und von Gesicht nicht übel. Sie mischten sich wenig in unsre Unterhaltung und beschäftigten sich beinah ausschließend mit Zubereitung der Speisen, oder mit andern häuslichen Verrichtungen. Einige Knaben schnitten Schiefertafeln und glätteten sie.

Die beiden Fremden waren aus dem Kanton Freiburg, vielleicht aus der Stadt dieses Namens. Zu welchem Zwecke sie nach dem unbekannten les Gets gekommen, das auf keiner Landkarte angedeutet ist*), konnte für mich sehr gleichgiltig sein. Hätten sie nicht selbst geäussert, daß unser Wirth, der längere Zeit, ich weiß nicht in welcher Eigenschaft, in ihrer Heimath angesiedelt gewesen, bei ihnen Gevatter gestanden, und sie auf seine wiederholte Einladung zu ihm zum Besuch gekommen, würde ich mich als wahrer Reisender, um die Veranlaßung ihrer Anwesenheit gar nicht bekümmert haben.

Weil sie jedoch selbst darüber sprachen, erachtete ich es der Höflichkeit gemäß, einige Fragen über ihre Reise, ihren Kanton, dessen Bewohner, deren Sitten, Gebräuche, Lebensweise ꝛc. an sie zu richten. Mein Verfahren war eigentlich bloße Formensache. Aber man lernt immer etwas, wenn man Augen hat zu sehen, Ohren zu hören und hinlänglichen Verstand zum Ueberlegen. Der Fall trat auch hier ein. Ich erfuhr durch die Unterhaltung mit dem Wirth und den beiden Freiburgern mehr über den eigentlichen

*) Ausgenommen auf der vortrefflichen „Karte der Schweiz,“ von Dr. J. Wörl, Blatt: Genève. M. s. die Beurtheilung dieser Karte im fünften Theile für 1835, S. 218 u. f. der Bibl. d. n. Weltk.

Zustand ihres Landes und dessen Bevölkerung, als aus den besten Werken über denselben Gegenstand.

Unser Wirth vorzüglich, ein noch sehr rüstiger Mann von etwa 60 Jahren, dabei unterrichtet und heller Kopf, war unerschöpflich in Anekdoten, Karakterzügen, kleinen Geschichten und Abenteuern jeder Art. Ich bekam große Lust, einen Absprung von meinem Reiseplan zu machen und von Unterwallis einen Ellenbogen durch den Kanton Freiburg zu beschreiben. Die beiden Angehörigen desselben bestärkten mich in meinem Vorhaben und erboten sich, da sie am nächsten Morgen ebenfalls den Rückweg nach ihrer Heimath antreten wollten, dahin mich zu begleiten. Wir kamen überein, nicht den gewöhnlichen und nächsten Weg, durch das Thal von St. Jean d'Aulps, Evian und Lausanne zu verfolgen, auf dem sie nach les Gets gekommen, sondern dem weitern durch das Jliersthal, das von Ormonds und die Mosses.

Der solchergestalt entworfene Plan näherte uns sehr. Wir plauderten und scherzten wie alte Bekannte. Nach der Mahlzeit, die durch allgemeine Heiterkeit gewürzt wurde und woran die ganze Familie theil genommen, sang man allerlei frohe Couplets und sogenannte „freiburger Lieder,“ wovon mir besonders ein „Nationalgesang“ höchst eigenthümlich und beachtungswerth schien. Ich bat meinen Nachbar, ihn mir diktiren zu wollen.

„Wir können uns beide die Mühe sparen,“ sagte er; „da haben Sie ihn gedruckt. Behalten Sie das Blatt zum Andenken von mir.“

Ich las was folgt:

Vive Fribourg!

CHANT NATIONAL.

Air: Dans les gardes françaises.

Les Beautés de la Suisse
Méritent des Autels,
Et c'est une justice
Que doivent les mortels;
Mais, malgré tous leurs charmes,
Il faut en excepter,
Sans crainte que ces Dames
Cessent moins d'enchanter.

Fribourg, notre Patrie.
N'a que du merveilleux!
On est, sans flatterie,
Sensible et généreux.
Nos aimables Déesses
Nous font chérir le bien;
Aussi sans nos Maîtresses
Jamais nous n'aimons rien.

C'est donc dans cette ville,
Le centre du bon goût,
Que les graces en famille
Brillent par-dessus tout.
Serait-il pas etrange
De vouloir faire un choix,
Quand chacune est un Ange
Digne du plus grand Roi.

Chantons ces Gracieuses,
Toujours d'un divin cœur,
Toutes plus vertueuses,
Peignant le vrai bonheur.
Si l'amour légitime
Des sentimens bien doux,
Vous enfin qu'on estime,
Nous sommes à vos genoux.

Pour peu que dans l'Olympe
On entende nos vœux,
Alors Apollon grimpe
Sur la tête des Dieux,
Et, d'une voix sonore,
Dira cent et cent fois,
Que rien ne vaut encore
Le sort des Fribourgeois. — *Fin.*

Ich übersetzte wörtlich treu:

Vivat Freiburg! Nationalgesang. Melodie: In der französischen Garde, ꝛc.

Die Schweizerschönen verdienen Altäre, und es ist eine Gerechtigkeit, welche die Sterblichen schuldig sind. Aber ihrer Reize ungeachtet, muß man davon Ausnahmen machen, ohne zu besorgen, daß die Damen weniger entzückend seien.

Freiburg unser Vaterland hat nichts als wunderbares. Man ist, sonder Schmeichelei, edelsinnig und gefühlvoll. Unsre liebenswürdigen Göttinnen vermögen uns das Gute zu lieben; deshalb auch lieben wir nie etwas ohne unsre Geliebten.

Darum auch glänzen in dieser Stadt, dem Mittelpunkte des guten Geschmacks, über alles die Grazien in Familie. Würde es nicht befremdend sein, eine Auswahl machen zu wollen, wenn jede ein des größten Königs würdiger Engel ist?

Besingen wir die Zierlichen mit einem immer göttlichen Herzen, alle tugendhafter, das wahre Glück malend. Wenn rechtmäßige Liebe der süßesten Gefühle, Euch endlich, die man schätzet, wir knien vor Euch hin.

Hört man etwa unsre Wünsche im Olymp, so klettert Apoll auf den Kopf der Götter und ruft hundert und aber hundert Mal mit lauter Stimme, daß nichts mit dem Schicksal der Freiburger sich vergleichen läßt. — Ende.

Kurzer Abriß der Geschichte Merikos, von seiner Losreissung von Spanien bis zur Gegenwart.

Erster Abschnitt.

Nach fünfjährigem hartnäckigen Kampfe hatte Meriko endlich der Oberherrschaft Spaniens auf dieselbe Weise sich entzogen, wie Nordamerika früher das Joch Englands abgeschüttelt. Die ersten Schritte der neuen Republik ließen voraussetzen, daß sie das von den vereinigten Staaten aufgestellte Beispiel nachahmen werde. Denn wirklich verwendete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Einführung und Feststellung ihrer Staatsverfassung und sandte auf den von Bolivar zusammengerufenen Kongreß zu Panama ihre Beauftragten, zu gemeinsamer Berathung der Mittel, wie man am besten alle Zentral-Republiken zu einem für sie ersprießlichen Staatenbund vereinigen könne.

Nur zu bald sah man jedoch ein, daß alle Hoffnungen, welche man gehegt, eitel Seifenblasen gewesen. Die Helden des Unabhängigkeitskrieges selbst wurden die ersten Urheber des Bürgerkrieges. Bustamente, Guerrero, Gomez Pedraza und Santana*), von denen die merikanische Nationalität begründet worden, schämten sich nicht, alles was in

*) Von den Zeitungen Sant-Anna oder gar Santa Anna genannt. Er selbst schreibt sich wie oben angedeutet: Santana.

ihren Kräften stand aufzubieten, um sie wieder zu vernichten.

Die Beweggründe eines so schmählichen Verfahrens lagen darin, daß sie mehr Krieger als Gesetzgeber waren; daß sie, von unersättlichem Ehrgeiz angespornt. nicht mehr das öffentliche Wohlergehn, sondern nur ihre persönliche Erhebung im Auge behielten, und mit den Waffen in der Hand um den Besitz der höchsten Staatswürde sich stritten.

Darum auch führte die mexikanische Republick, die ursprünglich so viel zu versprechen schien, zu nichts als Unordnung und Anarchie. Die allmälige Entwickelung des Dramas, dessen verschiedene Umstände und Ereignisse wir in der gegenwärtigen Abhandlung andeuten wollen, ist sehr beachtungswerth und das darin herrschende Interesse ist um so lebendiger, je weniger bekannt die Ursachen sind, welche sie veranlaßt haben.

Man weiß, daß Ferdinand VII, König von Spanien, die Hoffnung nicht aufgab, wieder zum Besitz der durch Empörung verlornen Kolonien zu gelangen. Die zum Zweck ihrer Wiedereroberung entworfenen Pläne schienen 1829 am sichersten begründet. Sie wurden grade zu dieser Zeit durch den politischen Zustand Mexikos am meisten begünstigt. Die Wahl des Präsidenten, welche im September 1828 stattgefunden, hatte eine allgemeine Aufregung veranlaßt, während der die verschiedenen Parteien sich sehr wesentliche Angriffe gegen die Verfassung des Landes hatten zu Schulden kommen lassen. Hätte die Stimmenmehrheit in der gesetzgebenden Versammlung entschieden, würde der General Gomez Pedraza ohne Widerstand den höchsten Staatsposten eingenommen haben.

So aber bildeten die Freunde des Generals Guerrero eine Partei, die sich viel mehr der Volksgunst erfreute, als die Pedrazas. Unter dem Vorwand, daß dieser durch Bestechung und Zwang in beiden Kammern des Kongresses die Mehrheit gewonnen, riefen jene zu den Waffen und bewerkstelligten die Zusammenberufung eines neuen Kongresses, von dem Guerrero zum Präsidenten und Bustamente zum Vizepräsidenten der Republik gewählt wurden.

Pedrazas Wahl ward solchergestalt für nichtig erklärt. Dagegen verstieß die seines Nebenbuhlers gegen das Gesetz. Ueberdem war Guerreros Benehmen zu populär, oder wenn man will zu republikanisch, um bei der dem Despotismus immer etwas geneigten militärischen Partei, einer unbedingten Beistimmung sich zu erfreuen. Darum bildete sich schnell der Sturm, der eine verhängnisvolle Rückwirkung erzeugen und dem Gegen-Präsidenten selbst das Leben kosten sollte.

So standen die Sachen, als die spanische Flotte, unter Barradas Befehl, an der Küste von Tampiko erschien. Die Feindseligkeiten, auf die man von ihrer Seite sich gefaßt machen mußte, überraschten ganz unerwartet die Gewalthaber der Republik, deren Lage dadurch nur um so verschürzter wurde.

Als zu Anfang Juni auf Kuba überall schon Waffengeklirr vernehmlich war und Land- wie Seesoldaten zu einem Kriege sich vorbereiteten, der ihrer Voraussetzung nach keinen andern als einen für sie günstigen Ausgang nehmen konnte; als die Proklamationen des Generalkapitäns von Havanna schon über die Antillen verbreitet waren, hatte man in Vera-Cruz noch keine Ahnung vom Unternehmen der Spanier.

Das befremdendste dabei war, daß sich Barradas ohne den geringsten Umschweif bemühte, die Mexikaner zu überreden, ihr wahrer Vortheil erheische es, von neuem sich unter das „väterliche Joch“ Spaniens zu begeben und Ferdinand VII als ihren Herrn und König anzuerkennen. Seiner Versicherung nach blieb ihnen kein anderes Mittel, der Anarchie und dem Elend zu entgehen, worin jene sie versenkt. Das unter seinem Befehl stehende Landungskorps mochte aus etwa 4000 Mann zusammengesetzt sein, womit er ein Volk von 7 Millionen Seelen der Krone Spanien wieder zu unterwerfen hoffte.

Den 5. Juli 1829 ging die spanische Flotte unterm Beifallgeschrei der Menge von Havanna unter Segel. Das Admiralschiff, dem man den Namen „Souverän“ gegeben, zerbrach bei dieser Gelegenheit seine Winde. Im Alterthum hätte man solch Ereigniß als eine üble Vorbedeutung betrachtet. Aber die Spanier, die, wenigstens in dieser Beziehung, sich gar nicht abergläubig zeigten, ließen dadurch sich nicht einschüchtern, sondern bewahrten ihren guten Muth, obgleich man erst Tags darauf die Richtung gegen Abend zu verfolgen vermochte.

„Gleich wie 300 Jahre früher der unsterbliche Kortez von demselben Hafen aufgebrochen zur Eroberung Neuspaniens,“ rief mit profetischer Stimme der Herausgeber der offiziellen Zeitung von Havanna in seinem Blatte, „eben so geht der heldenmüthige Barradas jetzt einem unvermeidlichen Siege entgegen.“

Das merkwürdigste bei der Sache war, daß die gegen Mexiko bestimmte Expedition, die letzte und äusserste Kraftanstrengung Spaniens, unter dem Na-

men der „Vorhut“ bezeichnet wurde. Wo denn war die eigentliche Armee? Verstand man darunter vielleicht die undisziplinirten, unbesoldeten, an allem Mangel leidenden Truppen in Spanien, die man auf keinen Fall einschiffen konnte, selbst wenn man dazu den besten Willen gehabt, weil es vor allem an hinlänglichen Transportschiffen gebrach, der nothwendigen Ausrüstungs- und Unterhaltungsgegenstände gar nicht zu gedenken, und die sich in einer Entfernung von 2000 Stunden oder 1500 deutschen Meilen vom Kriegsschauplatze befanden?

Wie dem auch sei, erreichte Barradas gegen jede vernunftgemäße Voraussicht demungeachtet den Punkt der Küste, wo man am wenigsten eine Landung vermuthen konnte, nämlich zu Cabo Rojo, einer unbewohnten 16 Meilen südlich von Tampiko de Tamaulipas entlegenen Oertlichkeit.

Die Spanier gingen den 25. Juli ans Land, nachdem sie bis zum Gürtel durchs Wasser gewatet. Sie befanden sich auf einem ganz wüsten Platze, der vollen Glut der Wendekreise ausgesetzt. Von da führte Barradas seine Soldaten nach Tampiko, das damals noch unbefestigt war, und wo er seine Landung mit aller Bequemlichkeit hätte bewerkstelligen können, ohne sein Heer einem durchaus unnützen, eben so beschwerlichen als gefahrvollen Marsche zu unterziehen.

Kortez ruhmvolles Unternehmen sollte bis zu Ende parodirt werden, und das lächerliche Vorhaben, in allem den Eroberer des 16. Jahrhunderts nachzuahmen, wurde noch auffallender, als die Bataillone auf der Küste sich bildeten. Denn obgleich Barradas seine Schiffe nicht verbrennen ließ, befahl er dennoch seinem

Geschwader, sich zu entfernen, wie wenn er desselben auf keine Weise mehr bedürftig gewesen wäre. Er überließ sich dem Wahn, daß die Mexikaner sich haufenweis unter seinen Fahnen einfinden würden. Unaufhörlich sprach er diese Erwartung aus vor den ihm als Missionäre beigesellten Franziskaner-Mönchen, auf deren Beistand er mehr zu vertrauen schien, als auf seine Kanonen, was sich aufs klarste daraus ergibt, daß er nicht einmal das allernothwendigste Belagerungsgeschütz mit sich genommen.

Die Mexikaner hatten indeß eine ganz andere Meinung, als die von den Spaniern so zuvorkommend ihnen geliehene. Der Ueberraschung ungeachtet, welche die Nachricht von der Landung der letzten ihnen verursacht und die um so größer war, je weniger man an diesem Theil der Küste ein solches Unternehmen erwartete, weshalb man zu seiner Vertheidigung nicht das mindeste gethan, fanden sich die entferntesten Milizen dennoch unverweilt auf ihren Sammelpunkten ein, und auf die beiden regelmäßigen Kompagnien von Alt-Pueblo sich stützend, stellten sie sich mit zwei Kanonen auf der Höhe von los Corchos auf, wo die Spanier nothwendigerweise vorüber mußten. Diese verloren hier einige Mann; und obgleich sie dadurch nicht zurückgehalten wurden, konnten sie dennoch die Ueberzeugung gewinnen, daß sie auf die vorausgesetzte Gleichstimmung von Seiten der Mexikaner ein- für allemal verzichten müßten.

Wollte man längs der Küste nur mit Mühe an eine Landung von Seiten der Spanier glauben, wurde die darüber sich verbreitende Nachricht mit noch viel größerer Nichtachtung in Mexiko aufgenommen. Aber

Eilboten folgten auf Eilboten, weshalb man dennoch endlich auf seinen Unglauben Verzicht zu leisten sich genöthigt sah. Guerrero hatte nun die beste Gelegenheit, auf gesetzliche Weise in der Präsidentenwürde sich festzustellen. Er konnte es und hätte alsdann den Titel Vaterlandsvertheidiger verdient.

General Santana kam ihm zuvor, indem er die Initiative ergriff, die ihn nothwendigerweise in der Volksgunst über alle seine Mitbewerber erheben mußte. Von den Mühseligkeiten des letzten Feldzuges zu Manga de Clavo ausruhend, eilte er ohne Zeitverlust nach Vera-Cruz. Er betrug sich hier mit einer Thatkraft und zugleich mit einer Mäßigung, die wirklich lobenswerth war. Von dem tapfern General Teran unterstützt, der keinen Anstand nahm, ihm den Oberbefehl zu überlassen, zögerte er nach dem Treffen bei Altamira nicht, das von Barradas besetzte Tampiko anzugreifen, worin die spanische Nachhut muthvoll sich vertheidigte.

Er konnte sich hier fast für verloren halten, weil er sich, durch die Rückkehr des spanischen Feldherrn, zwischen zwei Feuern befand und ihm jeder Rückzug abgeschnitten schien. Mit großer Geistesgegenwart gelang es ihm nun, den feindlichen Kommandanten von Tampiko, Oberst Salomon, zu überreden, daß drei mexikanische Divisionen zu seiner Unterstützung im Anzug begriffen seien. Dadurch vermochte er ihn zur Uebergabe der Stadt. Der Vertrag wurde augenblicklich geschlossen. Santana konnte nun mit seinen 500 Mann und mit fliegenden Fahnen, in Gegenwart von 3000 Mann, die ihn umzingelten, mit heiler

Haut den Fluß passiren und jenseit ungestört seinen Rückzug fortsetzen.

Anderseit wurde die Lage des spanischen Oberbefehlshabers von Tag zu Tag kritischer. Seine den ununterbrochenen August-Regengüssen ausgesetzten, von Myriaden Muskiten, deren oft erneuerte Stiche selbst lebensgefährlich sind, gequälten Soldaten, denen es bald an allem, an Lebensmitteln sowohl als an Kleidung und Munition, gebrach, lehnten sich gegen jede Mannszucht auf und begingen alle erdenklichen Exzessen. Das Feldlager der Spanier verwandelte sich zuerst in ein Spital, dann in einen großen Begräbnißplatz. Unbeschreiblich ist das Elend, das die Unglücklichen auszustehen hatten, und man übertreibt wahrlich nicht, wenn man es den Unfällen gleichstellt, wovon die Franzosen auf ihrem denkwürdigen Rückzuge von Moskau heimgesucht worden.

Während solchergestalt die Streitkräfte der Spanier sich bis zum Fünftel ihrer urspünglichen Zahlenstärke verminderten, vermehrten sich unaufhörlich die beiden von Santana und Teran befehligten mexikanischen Korps. Im September waren in der Umgebung von Tampiko und auf den dahin führenden Straßen, schon bei 12,000 Mann auf den Beinen, größtentheils Bürgermilizen, die zur Vertheidigung des Landes herbeigeeilt waren. Wohl waren die Spanier noch Herrn der Rhede von Tampiko, wo sie ein kleines Fort erbaut hatten und Hilfe von der Seeseite erwarten konnten, doch ließ keines der Schiffe, welche Barradas mit so großer Unvorsichtigkeit fortgeschickt, sich wieder sehen. Das Geschwader kreuzte ganz ruhig im Gewässer von Luisiana, wenig um die Truppen

sich kümmernd, die es auf einen für sie doppelt feindseligen Boden geworfen.

Endlich überzeugt, daß seine Lage nicht länger haltbar sei und der nichtige Ruhm, sich noch einige Tage länger auf der Küste zu behaupten, ihm keinen einzigen gesunden Soldaten lassen würde, unterzog sich der spanische Befehlshaber einer Demüthigung, die jeder andere vorausgesehn haben würde. Er verlangte zu kapituliren. Santana und Teran nahmen keinen Anstand, dies einzige Rettungsmittel mit einem Edelmuthe ihm zugestehn, auf das die meisten Spanier schon Verzicht geleistet hatten.

An dem in der Geschichte Mexikos so merkwürdigen 11. September 1829, wurden die verschiedenen Artikel der Uebereinkunft festgestellt. Die Landungstruppen mußten danach ihre Waffen und Fahnen zurücklassen; die Offiziere allein durften ihre Degen behalten. Dagegen sollten die Kranken im spanischen Lager auf Kosten der Republik gepflegt und nach ihrer Genesung auf mexikanischen Schiffen nach Havanna gebracht werden. Die zu solchem Zwecke zu verwendende Summe war aus den öffentlichen Kassen von Kuba zurückzuerstatten.

Santana zögerte nicht, die wichtige Nachricht vom Ende des feindlichen Unternehmens nach Mexiko mitzutheilen und zugleich die eroberten Fahnen dahin zu schicken. Hinzufügen muß man noch, daß die Bestimmungen der Kapitulation von den Mexikanern getreulich erfüllt wurden, was um so rühmlicher war, da sie zur Zeit ihrer ersten Insurrektion im ganz entgegengesetzten Sinne gehandelt.

Wenn nun aber einerseit das mißlungene Vorhaben der Spanier einen unwiderlegbaren Beweis von der Unabhängigkeit und Stärke Mexikos im Aeussern aufstellte, wurde es dennoch auf der andern Seite die unmittelbare Ursach innerer Unruhen für die Regierung. Barradas hatte durch seine Proklamationen, wodurch er ankündigte, daß sein Landungskorps nichts sei, als die Vorhut einer viel beträchtlichern Invasions-Armee, im Lande selbst Furcht und Besorgniß verbreitet, weshalb der Präsident Guerrero nicht unterließ, ein Beobachtungskorps zu bilden, um es sogleich dem erwarteten Feinde entgegen stellen zu können.

Er sammelte zu Jalapa alle regelmäßigen Truppen, über die er verfügen konnte. Auch jetzt beging er zum zweiten Male den unverzeihlichen Fehler, nicht allein daß er sich nicht selbst an die Spitze der Truppen stellte, sondern den noch viel größern, daß er den Vizepräsidenten Don Anastasio Bustamente zu ihrem Befehlshaber ernannte. Dieser nahm sein Hauptquartier zu Jalapa, wo er 3000 alte Soldaten, den eigentlichen Kern des mexikanischen Heeres, unter sich hatte.

Die unmittelbare Folge dieses Mißgriffes war, daß die Truppen, die gleich von Anfang gar nicht günstig für Guerrero gestimmt waren, täglich offener und feindseliger gegen ihn sich aussprachen, ihre Beschwerden immer positiver geltend machten, und seine Verbesserungspläne als lächerlich oder nachtheilig für die Republik aufstellten. Der aristokratische Stolz der Offiziere ging noch weiter. Ihnen zufolge war der Präsident nicht von weisser Abkunft, was ihn

nach ihren Begriffen der Ehre unwürdig machen mußte, die höchste Stelle in der Republik zu bekleiden.

Dazu kam noch, daß der Mann selbst, dem Guerrero seine Erhebung verdankte, seiner Macht einen gewaltigen Stoß versetzte, indem er von Tampiko, an der Spitze seiner siegreichen Truppen ihm schrieb, „daß er ohne weiteres seine Minister zu verabschieden habe,“ eine Einschärfung, die man nicht allein als feindselig, sondern sogar als einen Anspruch auf die Präsidentschaft betrachten konnte. Die Unordnung vermehrte sich nun schnell auf allen Seiten und die das Reservekorps unter Bustamente bildenden Truppen proklamirten den bekannten „Entwurf von Jalapa“ vom 4. Dezember 1829.

Bevor wir jedoch andeuten, worin die vom Lager in Vorschlag gebrachten neuen Veränderungen bestanden, halten wir es für nothwendig, mit einigen Worten über die Stimmung der Truppen uns auszusprechen. Der größte Theil des Heeres war von jeher der Republik nie aufrichtig zugethan, weshalb er die Verfassungen derselben instinktartig zu untergraben und zu stürzen sich bemühte, ohne zu wissen, wer zum Diktator ausgerufen werden, oder die Krone erhalten sollte. Nach Besiegung der spanischen Expedition unter Barradas, unterhielten sich die mexikanischen Offiziere nur darüber, wie die Republik am besten zu zentralisiren sei. Alles was Militär hieß, hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen die Bundesregierung, weil man mit Recht oder Unrecht ihr den Vorwurf machte, die Zivilbeamten in den einzelnen Staaten auf Kosten der Armee zu begünstigen und dieser den ihr schuldigen Sold vorzuenthalten.

Das Verlangen nach Zentralisirung war so allgemein, so tiefgewurzelt, daß die in Jukatan befindlichen Truppen die ersten waren, die, was man in Mexiko einen „Pronunciamento“ nennt *), machten, d. h. sich empörten. Die Zentral-Republik ward von ihnen ausgerufen und die bestehenden Staatsgesetze als abgeschafft erklärt. Sie bildeten eine militärische Regierung und sprachen für so lange die Trennung Jukatans von Mexiko aus, bis die Nation eine Zentral-Regierung angenommen haben würde.

Die Offiziere zu Jalapa, die nicht freisinniger waren als die von Jutakan, die aber wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit von vermittelnden Politikern in Mexiko sich leiten ließen, schritten mit größerer Vorsicht zu Werke. Wie schon gesagt, stellten sie am 4. Dezember ihren Revisions- oder Reformplan auf, der sich auf die Proklamation der bestehenden Verfassung und auf strenge Beobachtung der Gesetze beschränkte. Bei alledem sprachen sie in ihrer Erklärung sich nicht bestimmt aus über die angeblichen Verstöße, deren man sich schuldig gemacht, wie über die Mittel, welche sie zur Befriedigung ihrer Wünsche und Forderungen in Anwendung gestellt wissen wollten. Der Artikel 4 des Entwurfes allein besagte: „daß alle die Individuen, welche die öffentliche Meinung gegen sich hätten, von allen von der Hauptregierung wie von jener der einzelnen Staaten abhängenden Aemtern, ausgeschlossen werden sollten.“

Hätte der Genius der Zwietracht selbst die Ur-

*) Eine öffentliche Meinungsverkündigung oder einen bestimmten Urtheils-Ausspruch.

heber des Plans von Jalapa geleitet, wäre es nicht möglich gewesen, für die Republik verhängnißvollere, zu größerer Verwirrung führende Grundsätze aufzustellen. Der Strenge nach hätte die bewaffnete Macht mit Pedrazas Einsetzung in die Präsidentenwürde sich begnügen können, weil doch die Mehrzahl der Stimmen des Kongresses ihn dazu bestimmt. Allein die allgemeine Unwissenheit in den unveränderlichen Grundsätzen, worauf eine wirklich freie Vertretungs-Regierung sich beruht, war so groß, daß der in Vorschlag gebrachte Reformplan einstimmig und so zu sagen ohne Blutvergießen angenommen wurde, was sich durch die Treulosigkeit der Truppen erklärt, die alle von Guerrero sich abwendeten, und durch den Mißkredit in den er bei den Staaten gerathen war, die ihn gezwungenerweise hatten anerkennen müssen.

Das aus etwa 3000 Mann bestehende Korps, welches sich zu Jalapa insurgirt, marschirte sogleich nach Puebla und unmittelbar nachher wurden die Thore von Mexiko von der Besatzung dieser Stadt selbst ihm geöffnet. Zu Anfang 1830 erstreckte sich die Neugestaltung schon über die ganze Republik. Santana versuchte es wohl, unter so schwierigen Umständen Hilfe zu leisten. Demungeachtet sah Guerrero sich genöthigt, nach der gebirgigen Gegend im Süden, seinem Geburtslande, sich zurückzuziehen, wo er noch eine starke Partei für sich hatte. Das Jahr sollte nicht vergehen, ohne den Beweis aufzustellen, daß wenn er auch nicht mehr nutzen, er doch schaden könne.

Kaum hatte Guerrero die Bundesstadt verlassen, so bildete sich darin eine provisorische Regierung. Sie bestand aus Don Lukas Alaman, dem General

Rayon und Don Pablo Velez. Sodann, gleich nachdem Bustamente seinen Einzug in Mexiko gehalten, wurde der Kongreß zusammengerufen. Der Artikel 4 erzeugte die davon zu erwartende Wirkung. Die Kammer der Abgeordneten selbst, die ein Jahr vorher Guerrero zum Präsidenten ernannt, schlug ihn nun mit moralischer Unfähigkeit und ernannte, jedoch nur mit dem Titel Vizepräsident, den General Bustamente an seine Stelle.

Durch solch Verfahren wurde überlegene Macht fortan das einzige unbestreitbare Recht bei den Mexikanern. Denn obgleich man die republikanischen und selbst die Bundesformen noch beibehielt, war es doch augenscheinlich für jedermann, daß man nur zur Zentralisirung hinstrebte, um zur Monarchie zu gelangen. Es gab wohl noch einen berathenden Kongreß, der sich jedoch nur versammeln konnte, wenn es die Besatzung von Mexiko für gut erachtete, weshalb denn auch die Kammer unaufhörlich von der militärischen Gewalt sich bedrohet sah. Individuen, die man als Bustamentes Janitscharen betrachten konnte, begaben sich in die Galerien, wo sie die Abgeordneten beschimpften, die es wagten, auf eine unabhängige und freimüthige Weise zu sprechen. Sie gingen sogar noch weiter, und verlangten vom Vorsteher der Republik, die Anwendbarmachung des Artikels 4 auf diese Deputirten, mit andern Worten, ihre Ausstoßung vom Kongreß. Die Presse selbst war nur noch das Organ der herrschenden Macht, und die gegen achtungswerthe Männer, wie Quintana und Roo y Rejon ausgestoßenen Beschimpfungen, steigerten ein so despotisches System aufs äusserste.

Sobald Bustamente vom Stuhl des Präsidenten Besitz genommen, ernannte er sowohl in seinem eigenen Interesse, als in dem seiner Partei, ein neues Ministerium. Die von ihm gewählten Männer waren nicht alle gleich ausgezeichnet. Aber sie standen einmal bei der Mehrheit in Gunst. Don Lukas Alaman wurde mit den innern Angelegenheiten beauftragt, Don Rafael Mangino mit dem Departement des Handels, Don Jose Ignazio Espinos mit dem der Gerechtigkeitspflege. An die Stelle des Generals Teran ward Don Jose Antonio Facio zum Kriegs- und Marineminister ernannt.

Diese vier Staatsmänner, die in den mexikanischen Annalen eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, sowohl durch die Uebereinstimmung ihrer Ansichten, als durch die Festigkeit, mit der sie vom Vizepräsidenten unterstützt wurden, gründeten während den Jahren 1830 und 1831 die stärkste Regierung, welche die Mexikaner seit Ausrufung ihrer Unabhängigkeit je gehabt. Hinzufügen muß man aber auch, daß grade von ihnen nichts unterlassen wurde, was auf Vernichtung der Republik hinzielen konnte. Der allgemein verbreiteten Meinung zufolge war Alaman der eigentliche Urheber und Leiter des ganzen Systems. Jedenfalls muß man gestehen, daß er das meiste Talent hatte, und ihm mithin wohl der größte Einfluß zugeschrieben werden kann.

Facio, der früher in der Leibgarde Ferdinands VII gedient, nährte in der Armee einen Geist, der früher oder später die republikanischen Anstalten über den Haufen stürzen mußte. Die Einwirkung der militärischen Macht in die Staatsangelegenheiten schien ihm

Nothwendigkeit. Den der Verfassung geschwornen Eid nichtachtend, stand er gar nicht an, den Regimentern solche Offiziere zu geben, die von den absolutesten Grundsätzen beseelt und gegen jede vertretende Regierung feindselig gesinnt waren. Während seiner Verwaltung wurde die Besatzung von Mexiko auf den Kriegsfuß gestellt, und bald boten auch die übrigen Hauptorte der einzelnen Staaten den Anblick jener stets schlagfertigen Streitkräfte, in deren Gegenwart keine wahre republikanische Freiheit gedeihen zu können scheint.

Um ein stehendes Heer zu erhalten, ist es indeß nicht hinlänglich, ihm Offiziere zu geben und diese mit glänzenden Uniformen zu bekleiden; man muß die ganze Masse auch mit Genauigkeit besolden. Mangino widmete diesem wichtigen Punkte seine ganze Aufmerksamkeit und entsprach mit Glück der ihm gewordenen Aufgabe mit Alamans Hilfe. Der erste vereinigte in seiner Person die Zierlichkeit und das den Hofleuten eigenthümliche gefällige Benehmen. Gleich nach der Unabhängigkeits-Ausrufung hatte er im konstituirenden Kongresse auf die Bildung einer Monarchie, mit einem europäischen Prinzen an der Spitze, angetragen. Unter dieser Bedingung zeigte er sich dem neuen System geneigt. Erst später stimmte er für eine Zentral-Republik.

Ohne seine Grundsätze zu verändern, oder die im Dienste der Vizekönige sich zugeeigneten Gewohnheiten zu verleugnen, beurkundete er, sobald er an der Spitze des ihm anvertrauten Departements sich befand, ein durchaus zentralisirendes Streben. Der Ertrag der Grenzzölle war für eine beträchtliche Summe verpfän-

det. Ohne auf das Geschrei der Agiotirer zu achten, verschob Mangino die Ausbezahlung des von Guerrero unter der Bezeichnung von Ordonnanzen in Umlauf gesetzten Papiergeldes, ohne jedenfalls den Kredit der Regierung dadurch zu schwächen. Er traf sodann ein Uebereinkommen mit den Besitzern desselben und bestimmte zur Abbezahlung dieser Schuld ein Fünfzehntel vom Ertrag der Grenzzölle. Durch strenge Befolgung eines solchen Verfahrens wurde die schwebende Schuld beseitigt.

Der neue Minister beschäftigte sich nicht weniger mit dem äussern Kredit. Ein Sechszehntel des Grenzzoll-Einkommens wurde zur Abbezahlung des 1825 in England gemachten Anleihens bestimmt. Diese Maßregeln, wodurch der Regierung die freie Verfügung über bedeutende Summen zugesichert wurde, würde bei alledem unzulänglich gewesen sein ohne die Ausdehnung, welche im Laufe des Jahres 1830 der Handel gewann. Demungeachtet darf man es sich nicht verbergen, daß Manginos Ansichten weder vollkommen richtig noch umfassend waren.

Als erklärter Feind des ausländischen Handels und Anhänger sehr hoher Eingangsgebühren, theilte er vollkommen die Meinung der Mexikaner von altem Schrot und Korn, die mit Kummer die Silber-Ausbeutung und seine Ausfuhr sahen. Er war also nicht der zur Verbesserung der Mißbräuche des alten Systems erforderliche Mann. Da jedoch schon unter Guerrero die Verbietungs-Maßregeln aufs äusserste getrieben worden, mußte er gern oder ungern den Mißbestand derselben erkennen und sich bemühen ihm abzuhelfen. Solch Verfahren und die Tabackspacht,

wie die ausserordentliche Strenge, womit man die Beiträge der andern Bundesstaaten eintrieb, sicherten der Hauptregierung bald beträchtliche Kapitalien und einen viel größern Kredit, als sie in den vorhergegangenen Jahren genossen hatte.

Nach solchergestalt zusammengehäuften materiellen Mitteln vergaß Alaman nicht, in dessen Hand wie gesagt die Faden des ganzen Systems sich befanden, die übrigen Vorkehrungen herbeizuführen, wodurch er hoffen konnte, es zu befestigen. Die Religion, wie sie von der großen abergläubigen, gegen jede Duldsamkeit erbitterten Volksmenge begriffen ward, schien ihm eine Sprungfeder, die man nicht ausser Acht lassen dürfe. Der Justizminister Espinosa ließ dem schon 1825 nach Rom geschickten Kanonikus Vasquez durchgreifende Mittheilungen zukommen, damit er um jeden Preis die Ernennung der in Vorschlag gebrachten Bischöfe erwirke. Bustamente schien über des Beauftragten Thätigkeit so zufrieden gestellt, daß er ihm zur Belohnung dafür das Bisthum Puebla vorbehielt, dessen Einkommen sich auf 80,000 bis 100,000 Pesos belaufen mochte. Er ernannte noch vier andere Bischöfe, die sich unmittelbar der theokratisch-militärischen Sache zuneigten, um deren Triumf es zu thun war. Das beachtungswertheste in diesem politischen Drama ist, daß Alaman, indem er beinah ganz das von Bonaparte verfolgte System annahm, dennoch die republikanischen und selbst die Bundes-Formen bewahrte, ohne auf irgend eine Weise zu individuellen Verfolgungen sich zu verirren.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Ein Mann vertheidigt und rächt seine ehebrecherische Frau.

„Noch befinden wir uns unter dem Einflusse der schmerzlichen und tief ergreifenden Anregungen, wovon drei Stunden hinter einander das Publikum gemartert worden, das sich im Saale der sechsten Kammer des zuchtpolizeilichen Gerichts (zu Paris) gedrängt," sagt die Gerichtszeitung in ihrer Nummer 4114, vom 17. November 1838. „Es hat sich vor unsern Augen eins jener häuslichen Dramen entrollt, welche die empörende und schreckliche Verwirklichung der Theorien darbieten, die das „scheusliche Genie" einer noch lebenden Schriftstellerin *) gegen die Gesetze der Ehe und alles Familienglück geltend zu machen sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint. Lebendige und furchtbare Lehre für die, welche in Versuchung gerathen möchten, dergleichen verachtungswürdige Theorien buchstäblich anzunehmen, die in ihrer unbeugsamen Wahrheit nur Schande und Verzweiflung da läßt, wo lügnerische Poesie Harmonie und Glückseligkeit aufzustellen sich bemüht. Wie feierlich und schmerzlich

*) Die berüchtigte Düdevant, bekannt unter dem Namen Georg Sand, hochgeehrt und gepriesen von allem, was die verschiedenen Literaturen Europas an verruchten Talenten, gleich der Natter im Busen, nähren. Verglichen mit dem Aufsatz: „Ausspruch der Edinburger Revüe über die französische Literatur unsrer Tage," im ersten Theil für 1834 der Bibl. d. n. Weltk.

waren nicht die gerichtlichen Verhandlungen, vor denen das Gelächter verstummen mußte, womit gewöhnlich Prozesse dieser Art aufgenommen zu werden pflegen, die aber hier für den beschimpften rechtschaffenen Mann eben so viel Bewunderung und Ehrfurcht einflößen, als sie gegen den Schuldigen Unwillen und Verachtung aufregen.“

Kommen wir nach dieser Einleitung, die uns nicht zuzuschreiben ist, weil wir nur ihre getreue Uebersetzer sind, zur mögstlichst gedrängten Darstellung der Sache selbst. Der Hauptmann und Oberadjudant N*** tritt mit einer Ehebruchs- und Entführungsklage auf gegen den gewesenen Oberwundarzt Paulet und gegen seine eigene Gattin, Madame N***.

Der Verklagte ist ein etwa 40jähriger Mann mit einem äusserst auffallenden Gesichte, dessen eckige Skulptur nichts besonders einnehmendes hat und dessen greller Ausdruck durch einen stechenden, durchdringenden Blick der Augen noch vermehrt wird. Die frühzeitigen Runzeln, wovon es in allen Richtungen durchfurcht ist, bezeugen die unwiderstehliche Heftigkeit seiner Leidenschaften, während seine weitvorspringenden Stirnknochen die unerschütterliche Entschlossenheit andeuten, die in seinen aufs äusserste gesteigerten Exzessen über alle Hindernisse ihn triumfiren läßt.

Seine Mitschuldige ist bereits Mutter von zwei Kindern und 30 Jahr alt, obschon sie nicht über 20 Jahr alt zu sein scheint. Sie ist eine bleiche, untersetzte, schwächliche und zitternde Frau, deren Schönheit einen wirklich rührenden Ausdruck gewinnt durch ihr krankhaftes, gebrechliches Ansehn, durch ihre absolute Verzichtleistung und durch die verzweif-

lungsvolle Niedergeschlagenheit, womit sie ihre Entehrung trägt.

Der Kläger seinerseits ist ein ausgezeichneter Offizier, der seit 28 Jahren dient*) und der 1814 bei der Belagerung von Hüningen mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt worden. In seinen Zügen ist die Spur langen, ergreifenden Kummers tief eingedrückt, neben der muthvollen Verzichtleistung, die ihn vermocht, allen Vorurtheilen der öffentlichen Meinung Troß zu bieten, und Rache der ihm zugefügten Beschimpfung nicht durch Waffengewalt, sondern auf dem Wege Rechtens, vor den Gerichten sich zu verschaffen.

Nach Vorlesung der Anklagsakte ladet der Präsident Pinondel den Kläger ein, die einzelnen Umstände seiner Klage selbst vorzutragen. Man sieht es ihm an, daß er sich Gewalt anthut, seinen Widerwillen zu übersteigen, wodurch eine ziemlich lange Pause entsteht. Endlich, wie allein einem längstüberdachten Entschlusse gehorchend, erhebt er sich, und äussert sich wie folgt:

„Es ist eine sehr traurige, unglückselige Sache, meine Herren, die mich Sie gegenüberstellt; o, eine sehr traurige, Sie dürfen es mir glauben. Sie sehen das Opfer der Bosheit und Verführungskunst Paulets vor sich. Ich sage das Opfer, denn hätte ich die von ihm Beherrschte für „schuldig" gehalten, würde ich mich begnügt haben, der Ehre meines Namens wegen, sie fortzujagen. Ich habe allen mir zu

*) Es ergibt sich daraus, daß er zwischen 46 bis 50 Jahre alt sein dürfte, was indeß nirgends angedeutet ist.

Gebote stehenden Muth aufbieten müssen, um den gegen mich gerichteten persönlichen Angriffen zu widerstehn und zu dem mir gesetzten Ziele zu gelangen. Also nicht die bedauerungswerthe Frau, in der ich nie eine Schuldige, sondern nur ein willenloses Opfer erblicken kann, klage ich hier an, nicht die Frau, die zehn Jahre hintereinander ein Muster aller Tugenden, eine liebende Mutter, eine von ihrem Manne innig geliebte Gattin war, die von allen, welche nähern Umgang mit ihr hatten, hochgeachtet wurde, sie klage ich nicht an.

„Das unerforschliche Verhängniß wollte es, daß der Oberwundarzt meines Regiments durch einen andern ersetzt wurde. Dieser machte bald Bekanntschaft mit mir und meiner Frau. Die seinige, seine Kinder wurden zuvorkommend von uns aufgenommen. Bald herrschte die innigste Vertraulichkeit zwischen uns. Unsre Herzen, unsre Gewohnheiten, unsre Kinder, unser Leben, alles schien in eins verschmolzen. Wir bildeten endlich nur eine Familie. Wenn meine arme Frau und meine lieben Kinder unpäßlich waren, wurden sie keiner andern Sorgfalt als der seinigen anvertraut.

„Und sollte man es denken, der Unmensch benutzte alle diese Umstände nur, um meine Gattin und mich unglücklich zu machen; aber nicht uns allein, sondern auch seine eigene Gattin, eine gute, sanfte und tugendhafte Frau. Er entfernte sie, er stieß seine Familie von sich, um desto unbeobachteter in seinem verruchten Vorhaben zu sein, um seinen schändlichen Verführungskünsten desto freiern Spielraum lassen und uns alle desto besser verderben, desto sicherer in den Abgrund

der Verzweiflung stürzen zu können. Er nannte mich seinen besten Freund, er vertraute uns seine Tochter, um so oft er wollte Gelegenheit zu haben, in unser Hauswesen sich einzudrängen....

„O, glauben Sie mir, meine Herren, die Unglückliche ist nichts als das Opfer dieses Menschen, dieses boshaften Menschen. Durch oft wiederholte Drohungen, durch das dadurch ihr eingeflößte Entsetzen allein, hat er sie ihren Pflichten, welche sie bis dahin so getreulich erfüllt, entfremdet, hat er sie mit sich fortgerissen. Seine Briefe beweisen das. Sie kennen diese Briefe. Ich weiß sie alle auswendig zu meiner Qual. Seit acht Monaten denke ich unaufhörlich daran, seit acht Monaten lassen sie mir keinen Augenblick Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht.“

Die Stimme des Sprechenden wird bei dieser Mittheilung von Wort zu Wort unsicherer. Nur mit äusserster Ueberwindung vermag er noch die letzten Silben zu betonen. Dann stockt er plötzlich mit einem unwillkürlichen Ausdruck des tiefsten Schmerzes und läßt sich erschöpft auf seinen Stuhl nieder. Es entsteht eine lange Pause, während der mehr als ein Auge feucht wird. Paulet bleibt vollkommen ruhig; Madame N***. verbirgt sich mit den Händen ihr Gesicht. Der Kläger erhebt sich mit Mühe und fährt fort:

„Glauben Sie, daß sie freiwillig mit ihm nach Aegypten gegangen wäre, daß sie mit kaltem Blute mein Kind, meine Maria mir entrissen haben würde, woran ich so sehr hing; glauben Sie, daß sie den Muth gehabt hätte mir auf solche Weise doppelt das

Herz zu zerreissen, wenn sie nicht unter dem Eisenjoche dieses Menschen sich befunden?

„Ich will darüber weiter nichts als den Beweis, daß sie selbst, die arme Frau, von ihrer bevorstehenden Rückkehr mich benachrichtigt, daß sie mir schrieb: sie komme wieder und bringe mir mein liebes Kind. Darauf ich, der unglückliche Gatte und Vater der vor Ihnen steht, ich hatte nichts eiligeres zu thun, als mich nach Marseille zu begeben, wo sie landen mußten. Und hier, hier sah ich mein Kind ausschiffen, meine Frau und ihn ... ihn ... den Elenden.“ (Paulet blickt finster zu Boden und fährt sich mit der Hand über die Stirn. Seine Mitschuldige schluchzt laut.)

„Ich war stark genug,“ fuhr N*** fort, „sie ruhig nach ihrem Gasthofe gehn zu lassen. Ich bewahrte die unglaubliche Kraft, den Verruchten nicht zu erwürgen, sondern zu schweigen und die Gerechtigkeit zu benachrichtigen. O, können Sie sich denken, wie schwer es mir geworden, mich verborgen zu halten, meinem Kinde, meinem armen kleinen Mädchen gewissermaßen Schritt um Schritt zu folgen, statt es dem Ungeheuer zu entreissen und es an mein lautschlagendes Herz zu drücken. Das waren schreckliche, grausame Augenblicke, die ich nie vergessen werde.

„So folgte ich meiner Tochter und meiner Frau bis nach dem Gasthofe, wohin Paulet sie führte. Der Zentral-Polizeikommissär und der Untersuchungsrichter waren benachrichtigt und schritten vermittelnd ein. Was soll ich noch mehr Ihnen sagen?... Ich erklärte mich bereit, alles zu vergeben und zu vergessen.

„Um seiner Beute sich zu bemächtigen, mußte der Elende die schwache Frau unaufhörlich bedrohen, sie

und sich umzubringen, mußte er sie zur Verzweiflung treiben, mußte er gegen mich selbst die schrecklichsten Drohungen ausstoßen, gegen mich, der ihm verziehen, wie gegen meine armen, kleinen, unschuldigen Kinder. Es bleibt darüber kein Zweifel, die kleine Maria, das sechsjährige Mädchen, das er mit sich geschleppt, ist Zeuge solcher Szenen gewesen und hat sie mir wiedererzählt. Ich fühle mich also gedrungen, nochmals zu wiederholen, daß ich die bedauerungswürdige Frau als schuldlos betrachte."

Die Verklagte, Madame N***, ist bei diesen Worten nicht länger vermögend, ihre Rührung und ihren Schmerz zu verbergen. Ohne die mindeste Rücksicht für ihren wenn gleich einfachen, doch geschmackvollen Anzug, wirft sie mit dem Gesicht sich auf die Bank, und vergießt laut schluchzend und jammernd einen Thränenstrom. Nach einigen Minuten ruft sie mit halberstickter Stimme: — O, Sie zermalmen mich, durch so viel Seelengröße. Nein, nein, ich bin Ihrer nicht mehr würdig. Wie darf ich es wagen, den Blick zu Ihnen zu erheben, mit Ihnen fortan unter einem Dache zu wohnen!....

„Ich habe vergeben," sagt nach einer langen Pause Herr N*** mit Nachdruck, „ich habe vergeben. Alles schien beendet. Meine Frau kehrte mit mir nach Paris zurück. Sie wendete sich von ihrem Verfolger ab. Sie entfloh der Gefahr. Sie war ihren Kindern wiedergewonnen.

„Aber der böse Geist, der sie so lange verfolgt, ließ noch nicht von ihr ab. Er konnte ihr, was noch Gutes und Reines in ihrem Herzen war, nicht vergeben. Er folgte ihr Schritt um Schritt. Darum

hatte er eine vortheilhafte Stelle in Aegypten verlassen, die ihm ein jährliches Einkommen von 9000 Franken (4200 fl.) zusicherte. Darum kehrte er nach Frankreich zurück....

„Die bittre Reue der armen Frau hatte keinen Werth für ihn. Vergebens erkannte sie mit Thränen ihr Vergehen, vergebens ward ihr dafür meine Vergebung zu theil. Das alles blieb unbeachtet von ihm. Er verfolgt, er bedroht sie von neuem und versäumt nichts, um abermals über ihre Schwäche zu triumfiren. Ich sage nichts gegen sie; ich trete nicht als ihr Ankläger auf, weil ich ihr so viele Jahre rein und treu gebliebenes Herz kenne, weil sie mir zwei Kinder geboren, die ich über alles liebe und an die sie selbst mit inniger Liebe hängt. Ich sage also nichts gegen sie, weil sie höchst unglücklich ist, weil ich in sie nichts als das Opfer eines Bösewichts erkennen kann.

„Denn glauben Sie nicht, daß sie durch Leidenschaft gefesselt worden. Sie war eingeschüchtert, erschreckt, zitternd und bebend. Ihr Tirann verlor sie nicht aus den Augen. Er beherrschte sie unumschränkt seit dem Vertrauen, das sie während einer Krankheit ihm geschenkt. Er trieb seine Verfolgung so weit, daß er auf dem Obertheil des Eilwagens sich verbarg, der meine wiedergefundene Frau und Tochter mit mir nach Paris bringen sollte.“

Allgemeine Bewegung des Erstaunens und Unwillens. Paulet senkt den Kopf und läßt ihn in der rechten Hand ruhen. Der Kläger ermannt sich und fährt fort:

„Ich habe mich mit ihm nicht im Zweikampf geschlagen, wie oft Zorn und Abscheu dazu mich auch

antreiben wollten. Denn er wahrlich ließ es an nichts fehlen, um dazu mich zu reizen. In Fontainebleau wäre es dennoch bei einem Haar so weit gekommen, und bin ich auch dort Herr über mich geblieben, so war es, weil ich Muth genug gegen meinen Muth und gegen meinen Unwillen bewahrte. Ich sagte zu mir:

„„Nein, ich will mich nicht schlagen, ich darf mich nicht schlagen. Ein Zweikampf würde nur mich rächen, ohne der armen Frau ihre Ehre zurückzuerstatten, ohne in den Augen ihrer Kinder sie wieder zu erheben. Ich muß es den Gerichten überlassen, mich zu rächen, ich muß Muth genug bewahren, mich an die Gerichte zu wenden, damit ihr Ausspruch entscheide: meine Frau sei nicht schuldig, sie sei nur das Opfer eines boshaften Verfolgers.....“

Hauptmann N*** läßt ohne Scheu seine Thränen fließen und wendet sein davon übergossenes Antlitz gegen den Verklagten, der seinen Blick nicht zu ertragen vermag. Die Rührung aller Anwesenden ist aufs höchste gestiegen. Man schluchzt auf allen Seiten; die Richter selbst trocknen sich die Augen. Madame N*** ringt verzweiflungsvoll die Hände. Paulet blickt starr vor sich hin und zerreißt zwischen den Zähnen das Schnupftuch, womit er sich häufig den auf seiner Stirn perlenden Angstschweiß abtrocknet.

Präsident. Also hat dieser Mensch, dem Sie in Marseille Ihre Verzeihung hatten angedeihen lassen, Sie bis nach Paris verfolgt?

Kläger. Sie werden gleich sehen, wie weit er seine Verfolgung getrieben. Ich war benachrichtigt, daß in seinem Koffer sich eine Summe von 400 bis

500 Franken (186 fl. 40 kr. — 233 fl. 20 kr.) befinde, herrührend vom Verkauf des mir entwendeten Silberzeuges. Es war ganz natürlich, daß ich sie zurückverlangte. Er zeigte sich wohl bereit das mir gehörige Geld auszuliefern, zugleich aber benachrichtigte er mich, daß er kein anderes Geld mehr habe, daß wenn ich alles ihm nehme, er im äussersten Elend sich befinden und ausser Stand sein werde, Marseille zu verlassen. Ich gab ihm 200 Fr. (93 fl. 20 kr.)

„Was that er nun? Er nahm einen Platz in demselben Eilwagen, in dem ich nach Paris fahren wollte, verbarg sich auf dem Obertheil desselben unter der Decke, und benutzte jede ihm günstig scheinende Gelegenheit, meiner Frau von dort mit Bleistift geschriebene Billete zuzustecken.

„Endlich bemerkte ich sein Verfahren; es war am Morgen nach unsrer Abreise. Der Unmensch verbarg sich nun nicht länger. Er warf die Maske bei Seite, stellte sich mit Unverschämtheit mir gegenüber und sagte zu mir mit frecher Stirn: er habe jetzt genug Opfer gebracht, weil er alles im Stich gelassen, seine Stelle, seinen Gehalt, seinen Stand, seine Familie. Zur Entschädigung dafür forderte er trotzig meine Frau. Er müsse sie haben, sagte er, und er werde nicht eher von mir weichen, bis er sie habe.

„Von nun an unterließ er nichts, mich zu entrüsten, der verzichtleistenden Ruhe mich zu entreissen, die ich als erste Verpflichtung mir auferlegt. Er beschimpfte mich auf alle Weise und vergaß sich so weit, der Elende, auf mein Ordensband zu speien, das ich seit 25 Jahren mit Ehren trage und das ich unter den Wällen von Hüningen mit meinem Blute gefärbt.

Sehen Sie nun ein, meine Herren, wie viel Muth und Entschlossenheit ich bewahren mußte, um nicht sogleich mit den Waffen in der Hand mich zu rächen?

„Gleich nach unsrer Ankunft in Paris versicherte sich der Bösewicht von neuem seiner Herrschaft über die unglückliche Frau, und zwar durch dieselben Mittel, deren er sich früher bedient, durch Bedrohung, Entsetzen, Ausbrüche wilder Raserei. Sein zweites Wort war Gift. Er wolle sie und alle die ihrigen vergiften, wiederholte er unzählige Male. Auf solche Weise ist es ihm gelungen, sie von aller Welt loszureissen, von allen die sie beschützen, wahrhaft lieben und vertheidigen konnten. Er ist ihr Quäler, ihr unerbittlicher Folterknecht geworden. Die Sache kam so weit, daß ihre Familie selbst sie nicht mehr anerkennen, daß niemand mehr den geringsten Umgang mit ihr haben wollte.

„Da fühlte ich mich berufen, als ihr Beschützer aufzutreten *) und sie hierher, vor Gericht zu führen, nicht um sie zu verklagen (sie dauert mich zu sehr, die Unglückliche), sondern um sie wo möglich durch meine Erklärung, daß ich sie nicht als schuldig betrachte, vor den Augen aller zu rechtfertigen.

„Ich verklage sie also nicht, die arme Frau, ich verklage sie nicht. Ich weiß nur, daß sie verführt, eingeschüchtert, beängstigt, unterdrückt worden. Ich weiß auch, wie heilig ihre Pflichten ihr waren und wie sehr sie noch jetzt ihre Kinder liebt. Mein Schritt hat deshalb keinen andern Zweck, als den,

*) Es scheint danach, daß die bethörte Frau nach der Ankunft in Paris abermals ihren Mann verlassen und mit Paulet gelebt.

gegen ihren unermüdlichen Verfolger sie sicher zu stellen, indem ich sie dem Schutze der Gerechtigkeit und der Gesetze anvertraue. Ich sage und wiederhole es laut, damit jeder es höre: überall wo er sie fortan noch verfolgt, wird er mich als seinen Verfolger erblicken; so lange er nicht ruhet, werde ich ebenfalls nicht ruhen.

„Man hat von Trennung gesprochen, und, wie weh es mir auch gethan, habe ich dennoch dazu meine Einwilligung gegeben. Aber sie selbst hat davon nicht sprechen hören wollen. Sie hat alle die Eröffnungen von der Hand gewiesen, die zu solchem Zweck mein Sachwalter in meinem Namen ihr gemacht. Sie hat ihm erklärt, „daß sie in alles sich fügen werde, was ich von ihr verlange; aber daß sie freiwillig zu einer beabsichtigten Trennung ihre Einwilligung nie geben werde.“ Da ist sie; sie mag sprechen. Sehen Sie nicht grade daraus, meine Herren, daß nichts eigentlich lasterhaftes im Herzen dieser Frau ist, daß sie nicht mit freier Ueberlegung gehandelt, sondern nach dem alleinigen Willen desjenigen, vor dem sie zitterte, daß sie den Kopf verloren und daß ihr böser Geist, ihr Mefistofeles sie in ihrem Thun und Lassen unumschränkt beherrschte...“

Der Kläger scheint erschöpft. Er bedeckt sich das Gesicht mit der Hand und ist genöthigt sich zu setzen. Alle Anwesenden theilen mehr oder weniger lebhaft seinen Schmerz und bezeugen ihm ihre Theilnahme auf eine unzweideutige Weise. Welche Mühe er sich auch geben mag, seine Thränen zu verbergen, es gelingt ihm nicht; sie rollen in großen Tropfen über seine bleichen Wangen. Paulet läßt sein schuldbeladenes

Haupt auf die Brust hängen. Man sieht es ihm an, er fühlt sich moralisch vernichtet. Madame N*** ist ganz in ihren Jammer versunken. Sie bemerkt die auf sie ruhenden Blicke der Anwesenden nicht.

Präsident zum Hauptmann: Sie haben noch nicht eines Ihnen zugekommenen Briefes gedacht, der aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Verklagten herrührt. Sagen Sie uns, was es damit für eine Beschaffenheit hat.

N***, sich ermannend: „Durch die Vernichtung meines häuslichen Glückes noch nicht zufrieden gestellt, arbeitete dieser Mensch auch noch darauf hin, meine militärische Ehre und meinen guten Ruf, die Frucht meiner langen und nicht unrühmlichen Dienste, mir zu rauben. Zu solchem Zwecke richtete er — denn er hat es selbst gestanden — einen Brief an alle Offiziere meines Regiments, die mich, ich darf es wohl sagen, weil es mir zu hohem Troste gereicht, die mich alle lieben und achten. Durch Entehrung wollte er mich nun zwingen, meiner Frau zu entsagen, von ihr mich zu trennen. Das war sein teuflischer Zweck. Aber er wollte noch mehr. Er wollte, wenn ich sie verstoßen, nicht allein sie haben, sondern auch ihr Vermögen, um nach Gutdünken damit schalten, es vielleicht vergeuden zu können, wie er sein eigenes nicht unbeträchtliches Vermögen auf die schlechteste Weise vergeudet hat.

„Von einem so niederträchtigen Verfahren unterrichtet, von dem elenden, verruchten Briefe in Kenntniß gesetzt, muß ich gestehen, war ich nicht mehr Meister über mich. Ich wollte ihn aufsuchen, den Elenden, mit dem Pistol in der Faust ihn zur Rede

stellen. Ich war in Verzweiflung. Gott weiß, wie unzählige Male ich den entsetzlichen Brief gelesen, den ich zu meiner Qual auswendig weiß und dessen Inhalt nie aus meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Sie werden ihn lesen, diesen Brief, meine Herren, Sie werden darin besonders die Stelle bemerken:

„„Man begreift nicht, wie er eine Frau behalten kann, die sich mit einem andern entehrt hat. Ein solcher Mensch (darunter war ich gemeint) ein solcher Mensch ist weiter nichts als ein elender Hurenmäkler (entremetteur).“

„Anfänglich hat er den Brief abstreiten wollen. Aber durch den Augenschein überführt, hat er sich endlich genöthigt gesehen, als seinen Verfasser und Schreiber sich anzuerkennen.“

Präsident. Setzen Sie sich.

Kläger. Ich habe noch ein Wort zu sagen. Es steht bei mir die Ueberzeugung fest, daß meine Frau nur aus Furcht vor diesem Menschen, und um mein Leben, wie das unsrer Kinder, namentlich meiner kleinen Maria zu retten, seinem Willen sich unterworfen. Mit dem Ausdruck kindlicher Einfalt hat das arme Mädchen mir und andern gesagt, er habe mehrmals gedroht, uns alle zu vergiften.

Präs. Das Gericht befiehlt die Vorladung und Abhörung des Kindes.

Kläger. Glauben Sie mir, meine Herren, ich würde gern alles verziehen haben, wäre es auch nur der rührenden und eindringlichen Betheuerungen wegen gewesen, die mir seit sechs Wochen gemacht worden. Jetzt, da der Verführer hinter seiner Larve sich nicht mehr verbergen kann, habe ich die Ueberzeugung,

daß kein Rückfall mehr zu besorgen ist und daß sie unter meinem Schutze stark bleiben wird. Es blieb mir aber noch die Aufgabe, ihren Henker vor Gericht zu bringen. Ich weiß, daß das Gesetz mir das Recht zugesteht, die Wirkung jeder Verurtheilung meiner Frau durch meinen Willen zu beseitigen; demungeachtet bitte ich Sie, eine solche Verurtheilung selbst nicht über sie zu verhängen. Ich will ihren Kindern eine Mutter wieder geben, und beschwöre Sie deshalb, meine Herren, nicht zuvor durch eine Verurtheilung sie herabzuwürdigen."

Bei diesen mit flehender Stimme betonten Worten ist die Verklagte nicht länger im Stande, den Sturm ihrer innern Aufregung zu beschwichtigen. Sie stößt einen Schrei aus und stürzt ohnmächtig zu Boden. Der Präsident gibt Befehl, sie hinauszutragen und für sie Sorge zu tragen. Ein anwesender Arzt kommt ihr zu Hilfe und bringt sie bald wieder zur Besinnung. Die ersten Worte, welche sie nun spricht, sind:

„Ich will nicht, daß man mein Kind, meine Maria hierher bringe. Sie soll nicht Zeuge sein von der Schande ihrer Mutter. Man entferne sie, man entferne sie."

Unter den Zeugen sagte die Eigenthümerin des Hotel St. Gilles aus, daß Paulet bei ihr eine Wohnung gemiethet, in die er die Dame N*** gebracht, die zwei Tage nachher von ihrem Manne wieder abgeholt wurde. Ein Doktor, Freund der Familie N***, äusserte sich über den moralischen Einfluß, den der Verklagte auf seine Mitschuldige auszuüben vermocht. Er glaubt nicht, daß die letzte so ganz von Paulet beherrscht gewesen, um in allem unbedingt seinem

Willen sich zu unterwerfen. Die kleine Maria hat in seiner Gegenwart erzählt, daß der eben Genannte seine Mutter mehrmals mit Rache bedrohet. Ob dabei von Vergiftung die Rede gewesen, erinnert er sich nicht mehr.

Auf die vom Präsidenten an die Verklagte gerichteten Fragen über ihr Verhältniß zu Paulet, weigert sie sich beharrlich, etwas bestimmtes oder entscheidendes zu antworten.

„Ich verlangte zu meinem Mann und zu meinen Kindern zurück zu kehren," sagt sie. „Weiter habe ich nichts zu sagen. Ich bin als Verklagte vor Ihnen; Sie werden nicht wollen, daß ich meinerseit als Klägerin auftrete."

Präs. Sie sollen niemand anklagen. Das Gericht verlangt Wahrheit, nichts als Wahrheit von Ihnen. Es will sie aus Ihrem Munde hören. Sprechen Sie. (Die Verklagte schweigt.) Der Zentral-Kommissar von Marseille hat Sie im Ehebruch ertappt.

Antwort. Ja, Herr Präsident.

Frage. Woher kommt es nun, daß Sie nach erhaltener Verzeihung von Seiten Ihres so achtungswerthen und großmüthigen Mannes ihn wieder verlassen, um abermals mit Paulet zu leben, mit demselben Menschen, der die einzige Ursach all' Ihres Kummers gewesen, der die Macht, welche er über Sie sich angemaßt, auf eine für Sie so traurige und verhängnißvolle Weise mißbraucht hat?

Die N*** bleibt ihre Antwort einige Minuten schuldig, bis sie auf wiederholte Aufforderung zögernd und mit zitternder Stimme sagt: „Hr. Paulet behan-

delte mich als Kranke... Ich hatte ein so großes Vertrauen in ihn... Was soll ich noch sagen? Ich streite mein Unrecht ja nicht ab und bin bereit, jeder Strafe mich zu unterziehen, welche das Gericht über mich verhängen wird." Auf die Bemerkung, daß die hauptsächlichsten gegen den Verklagten aufgestellten Beschuldigungen aus den Akten schon erwiesen seien, entgegnete sie:

„Wenn sie wirklich erwiesen sind, brauche ich darüber auch nichts mehr zu sagen und kann mich begnügen zu schweigen."

Die einzige Erklärung, welche man über ihren Mitschuldigen ihr abgewinnen konnte, war die:

„Herr Paulet ist sehr zu Ueberspannung geneigt; er ist vielleicht sogar ausserordentlich reizbar. Allein seine Ueberspannung selbst... seine Reizbarkeit... Es ist sein Herz;... ich kann nichts anders glauben."

Sie weigerte sich zu antworten auf die Frage: ob sie denn auch glaube, daß der gegen ihren Gatten gerichtete anonyme Brief durch bloße Ueberspannung, durch irgend etwas auf das Herz sich beziehende, sich rechtfertigen oder auch nur entschuldigen lasse? Ueberhaupt zeugte ihr Benehmen vor Gericht eben so wohl von Furcht vor ihrem Mitangeklagten, als von aufs äusserste getriebener Zurückhaltung, die fast den Anschein von Verstocktheit hatte und sie jedenfalls der ausserordentlichen Theilnahme und Anhänglichkeit ihres Mannes wenig würdig beurtheilen ließ.

Der Advokat dieses letzten ersuchte den Präsidenten, sie zu fragen: ob nicht gleich nach ihrem ersten Fehltritte Paulet ihr einen Ring genommen, den sie am Finger trug, und der vom Oberst N***, des

Klägers Vater, herrührte, welchen Ring er sodann allen Offizieren des Regiments, wie jedem der ihn sehen wollte, zeigte, um ihn als ein Zeichen seines Sieges über die schwache Frau herumzubieten, die, sagte er, jetzt keine Verzeihung mehr erwarten dürfe, weil ihre Entehrung ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden? Sie antwortete darauf:

„Ich weiß von alledem nichts und glaube nicht, daß mein.... daß Hr. Paulet den Ring den Offizieren gezeigt.“

Advokat Hardy. Daß die Verklagte davon nichts weiß, begreift sich leicht. Aber das Begehen an und für sich selbst ist vollkommen erwiesen.

Der Präsident schritt nun zur Befragung Paulets, der mit ziemlich fester Stimme, doch mit von Zeit zu Zeit sehr bemerklicher innerer Beklommenheit antwortete.

Frage. Wann haben Sie die Bekanntschaft der Dame N*** gemacht?

Antwort. Vor etwa viertehalb Jahren, wo ich als Oberwundarzt beim Regiment angestellt wurde.

Fr. Sie haben sie in einer Krankheit behandelt?

Antw. Ich sehe den Angriff voraus und will....

Fr. Es ist hier von keinem Angriff die Rede. Sie haben nur die an Sie gerichteten Fragen zu beantworten.

A. Nun denn ja, ich habe Madame N*** in ihrer Krankheit behandelt.

Fr. Sie sind nun bald ein vertrauter Freund von Herr und Madame N. geworden?

A. Wir haben Bekanntschaft gemacht; von Ver-

traulichkeit mit ihm (nach einiger Zögerung) mit Hrn. N. kann nicht die Rede sein.

Fr. Haben Sie nicht bald nachher Ihre eigene Frau entfernt?

A. Seit langem lebte ich nicht zum besten mit meiner Frau. Sie hatte eines Fehlers sich schuldig gemacht, den ich nicht vergessen und vergeben konnte, weshalb ich den Entschluß faßte, sie zu entfernen.

Fr. Sie sprechen sehr kalt und gleichgiltig über diesen Umstand, was um so auffallender ist, da Sie den angeblichen Fehler Ihrer Gattin nie haben genauer bezeichnen wollen oder können. Es sind bei den Akten mehre Briefe von ihr, welche beweisen, daß sie viel Anhänglichkeit für Sie und ihre Kinder hatte. Welches Fehlers hat sie sich schuldig gemacht? Welches war der eigentliche Beweggrund, um dessentwillen Sie Ihre Frau verstoßen? Antworten Sie einfach und bestimmt.

A. Es ist unnütz, daß ich über diesen Punkt in nähere Erläuterungen eintrete. Genug, sie hat eines unverzeihlichen Fehlers sich schuldig gemacht, weshalb ich sie, meinen Begriffen nach, in meiner Nähe nicht mehr dulden konnte.

Fr. Sie bestrafen also Ihre Frau eines muthmaßlichen Vergehens wegen, wozu Sie die Gattin eines andern, ihres Freundes, zu verleiten sich bemühen. Haben Sie nicht um dieselbe Zeit Madame N. gebeten, bei Ihren Kindern Mutterstelle zu vertreten?

A. Es ist möglich daß ich sie gebeten, auf die Kinder ein wenig Acht zu geben; ich wiederhole jedoch, daß nie eine eigentliche Vertraulichkeit stattge-

funden, woraus man jetzt üble Folgerungen gegen mich zu entnehmen sich bemüht. Denn um eines militärischen Ausdrucks mich zu bedienen, ich bin nie mit Hrn. N. Kamerad gewesen. Schon bevor ich der Arzt seiner Familie wurde, hatte ich nähern Umgang mit Madame N. und „sah meine Freundschaft von ihr getheilt."

Fr. Sie haben sich eines Ringes bemächtigt, worauf Hauptmann N. einen um so höhern Werth legte, weil er von seinem Vater herrührte. Sie haben sodann diesen Ring zum Zeichen dessen, was Sie Ihren Triumf nannten, allen Offizieren gezeigt.

A. Ich habe den Ring nicht genommen; Madame N. wünschte, ich möge ihn tragen. Sie hat ihn mir selbst au den Finger gesteckt. Es ist möglich, daß einige Offiziere ihn gesehn. Aber Parade habe ich damit nicht gemacht.

Fr. Ist der Ring Ihnen nicht wieder abgefordert worden?

A. Ich habe ihn einige Tage nachher zurückgegeben. Beim Entstehen meiner Zuneigung muthmaßte ich nicht auf die entfernteste Weise, daß sie den Karakter einer beinah wahnsinnigen Leidenschaft annehmen werde. Die Heftigkeit dieser Leidenschaft hat mich zu allem verleitet.

Der Verklagte leugnete, daß er sich deshalb aus Aegypten, wo er ein einträgliches Amt erhalten, entfernt, weil er besorgt, daß man gegen ihn und seine Begleiterin Maßregeln ergreifen könne. Seiner Versicherung nach habe er es nur einer ansteckenden Krankheit wegen verlassen, die täglich 80 Individuen hinwegraffte. Er leugnet ebenfalls, dem vorligenden Briefe

seiner Mitschuldigen zum Trotz, daß sie nach Frankreich zurückzukehren verlangt. Wenn jemand sich in Verzweiflung befunden habe, sei er es gewesen. Daß er von Zeit zu Zeit lebhaft und gereizt gewesen, bestreitet er nicht, dagegen schwört er, Madame N. nie bedrohet, geschweige denn mißhandelt zu haben. Er habe nie an Verführung gedacht und es sei davon nie die Rede gewesen. Seine Leidenschaft sei getheilt worden, und diesem Umstande müsse die Beharrlichkeit seines Verfahrens zugeschrieben werden.

Advokat Hardy. Nicht so, Ihre Leidenschaft war von der Art, daß Sie kein besseres Mittel zu ihrer Befriedigung zu ersinnen vermochten, als den Gatten Ihrer Mitverklagten umzubringen? Sie behaupten, daß Sie nie einen gehässigen Spaß über Ihre Beziehungen zu Madame N. gemacht. Aber wir befinden uns im Besitz eines von allen Offizieren des Regiments unterzeichneten Briefes, wodurch grade dieser Umstand aufs klarste erwiesen wird. Ihre feige Verworfenheit ist so weit gegangen, daß Sie alles Unrecht der armen Frau aufgebürdet und hinzugefügt: Sie seien nicht ihr erster Liebhaber gewesen, weil sie schon vorher vom Oberst des Regiments, Hrn. Debourges, sich habe verführen lassen.

Paulet. Ich möchte wohl den Brief sehen, von dem man so viel Aufhebens macht.

Hardy. Sprechen wir zuerst von einem von Ihnen selbst über diesen Punkt geschriebenen Briefe.

Paulet, erblassend. Ha, ein von mir geschriebener Brief.... Was wollen Sie übrigens; ich befand mich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande. Man ist nicht verantwortlich für was man im Wahn-

sinn thut. Ich habe keine Erinnerung von dem, was ich gesagt haben soll, oder gesagt haben kann. Das alles wird zudem widerlegt durch den Brief, den Oberst Debourges an mich geschrieben, oder er wäre ein Mann mit einem Doppelgesichte. Es ist möglich, daß ich gesagt, er habe Madame N. den Hof gemacht. Aber gewiß habe ich auch sogleich hinzugefügt, daß es ihm nicht gelungen, sie zu bethören. Ich schwöre auf meine Ehre, daß ich nicht im Stande gewesen einen Brief zu schreiben, worin das Gegentheil gesagt wird. Um so mehr bin ich begierig, den Brief zu sehen.

Hardy. Das Gericht wird sogleich begreifen, warum dieser Mensch so dringend einen Brief zu sehen verlangt, den er selbst geschrieben und dessen er sich nicht mehr zu erinnern vorgibt. Er weiß sehr wohl, daß dieser abscheuliche Brief ihm mit verdienter Verachtung zurückgeschickt worden. Kommen wir jetzt zu der übereinstimmend von allen Offizieren des Regiments aufgesetzten und von ihnen allen unterzeichneten Erklärung. Das Gericht wird dadurch am besten diesen Menschen kennen lernen.

Paulet. Es ist eine Verruchtheit, es ist eine gegen mich angesponnene Kabale. Hören sie nur, was der Oberst Debourges eigenhändig mir schreibt. (Er schlägt einen Brief auf, durchläuft ihn vom Anfang bis zum Ende und lieset): „Zählen Sie auf die Ergebenheit ihres gehorsamen Dieners.“ Unterzeichnet: „Debourges.“

Hardy. Von welchem Jahre ist dieser Brief?

Paulet. Von 1836.

Hardy. Die Erklärung, welche ich dem Gericht vorzulegen habe, ist von 1838. Sie waren vor zwei Jahren noch nicht, was Sie jetzt sind.

Paulet. Ich habe auch noch Briefe vom Baron Larrey. Er kennt mich und meinen Karakter. Er weiß, ob ich aller solcher Schändlichkeiten fähig bin.

Hardy. Die in Rede stehende Erklärung lautet folgendermaßen: „Auf Verlangen des Herrn Hauptmanns und Oberadjutanten N***, im .... Jäger-Regiment, bezeugen die Unterzeichneten einstimmig:

„1. daß der gewesene Oberwundarzt Paulet, früher angestellt bei diesem Korps, nach Veranlaßung des größten Skandals durch Verstoßung seiner eigenen Familie und durch schamlose Kompromittirung deren des Hauptmanns N***, das .... Jäger-Regiment durch freiwilligen Abschied verlassen und zu mehren Offizieren des Korps gesagt: Madame N. habe ihn angelockt (lui avait fait des avances), wodurch die Beziehungen zwischen ihm und ihr entstanden seien;

„2. daß der Ruf, den Paulet beim Regiment sich erworben, niemand erlaubt, solchen Angaben Glauben beizumessen, die im Gegentheil von allen Offizieren als eine Verläumdung betrachtet worden, weil man allgemein der Meinung war, daß sie vielmehr von ihm verführt worden;

„3. daß er sich in die Familie N. eingedrängt und sich durch seinen Stand als Arzt, wie unter dem trügerischen Anschein einer Frauen-Freundschaft und Familien-Vertraulichkeit darin festgestellt, wonach er diese Vertraulichkeit verhöhnend, an öffentlichen Orten schimpfliche Aeusserungen und ein beleidigendes Betragen gegen Mad. N. und ihren Gatten sich erlaubt hat;

„4. daß er gegen seine eigene Frau höchst unschickliche Dinge gesagt, die eben so viel Bosheit als Niedrigkeit beurkunden;

„5. daß wir anderseit Hrn. N. immer als einen gewissenhaften Offizier und einen guten Hausvater betrachtet haben, indem mehre von uns, bei verschiedenen Umständen, Zeugen seines musterhaften Benehmens gegen seine Frau gewesen sind;

„6. endlich daß Madame N. in den Augen aller beim Regiment so lange für eine Frau von untadelhaftem Lebenswandel galt, bis Paulet in ihrer Familie sich Zutritt und Vertraulichkeit verschafft.

„Zur Bescheinigung des Vorstehenden unterzeichnen wir alle diese Erklärung, damit Hauptmann N. derselben sich bediene, wie und wozu er sie nützlich erachten wird.“ (Folgen die Unterschrifter aller Offiziere des Regiments, mit der des Oberst Debourges an der Spitze.)

Paulet. Dies Zertifikat ist nichts als die Frucht einer elenden Kabale. Ich bin darüber, als man es mir zuerst vorgelegt, so entrüstet gewesen, daß ich an ihre Urheber geschrieben habe, wie sie es verdienen. (Bewegung des Unwillens unter den Anwesenden.)

Präs. Erklären Sie sich jetzt über das von Ihnen herrührende anonyme Schreiben. Wie Sie wissen, beruht darin einer der Ihnen am meisten zur Last fallenden Umstände.

Antw. Es ist wahr, das ist eine Verirrung, ein Vergehen... ich muß es gestehen. Aber was wollen Sie, meine Leidenschaft....

Hardy. Sprechen Sie nicht von Leidenschaft; es ist vielmehr aufs höchste gesteigerte Schlechtigkeit.

Paulet. O, Sie können nicht begreifen, wessen eine solche Zuneigung fähig ist....

Präs. Es ist unmöglich, damit sich zu entschuldigen.

Paulet. Was man mir zur Last legt ist abscheulich. Ach, glauben Sie mir, daß ich die Sache nicht weiter treiben will.

Präs. Antworten Sie auf die Frage: Was bezweckten Sie mit diesem anonymen Briefe?

Paulet, zögernd. Ich hoffte dadurch Madame N. zur Trennung von ihrem Manne zu vermögen.

Fr. Zu demselben Zwecke verfolgten Sie sie auch persönlich mit Ihren Drohungen von Marseille bis Paris?

A. Ich habe mich erboten, den Eilwagen zu verlassen. In seiner (des Hauptmanns) Lage mußte ich mich „großmüthig" zeigen. Meine fatale Leidenschaft ist an allem Schuld; sie hat mich hingerissen. Ich habe zu ihm gesagt, daß weil ich durch meine Gegenwart ihn beunruhige, ich mich entfernen wolle. Darauf entgegnete er: es sei unnütz; wir könnten wohl mit einander nach Paris reisen. (Starkes Gemurmel. Hr. N. begnügt sich seine Verneinung dieser Angabe durch ein verachtendes Zeichen auszudrücken.)

Ein Gerichtsdiener meldet die Ankunft der kleinen Maria. Das Kind wird durch eine Dame eingeführt. Es lächelt im Vorbeigehen seinem Vater zu, wirft ein Kußhändchen gegen seine Mutter und zeigt dem Gericht sein durch eine halbzerdrückte Thräne noch lieblicher gewordenes Engelsgesicht. Auf des Präsidenten Frage, erklärt es sieben Jahr alt zu sein.

Madame N***, äusserst lebhaft. Herr Präsident,

wollen Sie mir erlauben, noch ein Wort zu meiner Kleinen zu sagen?

Präs. Sprechen Sie; doch laut, damit jedermann höre, was Sie ihr sagen.

Madame N***. Liebe Maria, Du versprichst mir, diesen Herren nur die Wahrheit zu sagen, hörst Du, nur die Wahrheit. Lüge ja nicht, ich bitte Dich.

Präs. Erinnerst Du Dich noch, was sich in Aegypten zugetragen?

Maria. O ja. Ich bin in Aegypten gewesen mit Mama und dem Herrn.

Fr. Hat der Herr Deine Mutter manchmal geschlagen?

Das Mädchen macht ein betrübtes Gesicht und bleibt, selbst bei wiederholter Frage, die Antwort schuldig.

Fr. Hast Du nicht gehört, ob er sie manchmal bedroht?

A. Ja er gerieth mehrmals in Zorn.

Fr. Weshalb wurde er zornig? War es, weil Deine Mutter sagte, daß sie zu Deinem Vater zurückkehren wollte?

A. Ja, er wollte davon nicht reden hören. Mama sagte: Wir wollen wieder nach Frankreich. Ja, rief ich, zum Vater, zum Vater. Darüber ward er sehr böse.

Fr. Sage uns die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, liebes Kind. Hast Du gesehn, daß der Herr eines Tages Deiner Mutter die Haube abgerissen?

A. Freilich hab' ich es gesehn und nicht wenig deshalb geweint.

Fr. Weißt Du, warum er es gethan?

A. Nein, ich weiß es nicht.

Fr. Hast Du gehört, daß er gedroht Deine Mutter und Deinen Vater zu vergiften?

A. O, bestimmt habe ich das gehört. Er sagte auch noch, er wolle alle Welt vergiften.

Fr. Bist Du gewiß, Dich nicht zu irren. Verstehe mich wohl. Hat er wörtlich gesagt: er wolle alle vergiften?

A. Er hat gesagt: Ich vergiftè alle, alle. Ich habe es wohl gehört und irre mich nicht.

Präsident zu Paulet. Was haben Sie über des Kindes Aussage zu bemerken. Sie werden doch nicht voraussetzen wollen, man habe seine Antworten ihm eingelernt?

Paulet. Mein früheres Benehmen widerlegt alle diese Angaben. Man hat mir nie ein schlechtes Herz zum Vorwurf gemacht. Wie hätte also ich auf den Gedanken gerathen können, eine ganze Familie vergiften zu wollen.

Präs. Die Ueberspannung, die Leidenschaft, deren sie vorhin gedacht, kann Sie solche Drohungen haben ausstoßen lassen.

Paulet. Ich nehme auch das noch an, wenn Sie wollen. Aber mein Herz billigt den Ausdruck solcher Ueberspannung nicht.

Des Klägers Advokat nimmt das Wort. Nach allgemeinen Betrachtungen über den Ehebruch und seine Folgen, kommt er zu dem, dessen der Verklagte mit so vieler Tücke, Schadenfreude und Hartnäckigkeit sich schuldig gemacht. Er schildert mit lebendigen Farben die wirklich dramatischen Umstände der Sache, stellt dem so ehrenwerthen Karakter seines Klienten

die Niederträchtigkeit Paulets gegenüber, seine Großsprecherei nach gelungener Verführung, die prahlerischen Schlechtigkeiten, welche er selbst über sich und seine Mitschuldige ausgesagt und die für ihn kein anderes Ergebniß gehabt, als die allgemeine Verachtung, worunter er jetzt sein schuldiges Haupt beugen muß.

„Wozu immer von an Wahnsinn grenzende Leidenschaft sprechen?“ fährt der Advokat fort. „War es auch diese Leidenschaft, die Ihnen gebot, dem Familienvater nicht bloß seine Gattin, sondern auch sein Kind, die kleine Maria, welche wir so eben gesehen, zu entreissen? Was hatte er Ihnen denn gethan? Sie haben nie die geringste Beschwerde gegen ihn vorbringen können. Darum stehe ich nicht an, zu sagen, daß kein Benehmen niedriger, schlechter ist als das, welches nicht einmal Anstand an den Thränen, an der Unschuld eines Kindes nimmt.“

Zur Reise von Aegypten nach Marseille und von da nach Paris übergehend, schildert er die ganze Verworfenheit des Verklagten, der, nachdem er den von ihm so schwer beleidigten um ein Almosen gebeten, desselben sich nur bedient, um ihn auch ferner unausgesetzt zu verfolgen.

„Er glaubte alles beendet durch seine edelmüthige Verzeihung und beeilte sich, mit seiner wiedergefundenen Gattin abzureisen, um sie der Gefahr zu entziehen. Allein er ließ von seiner unsinnigen Verfolgung nicht ab, der böse Mensch. Er verbarg sich unter der Lederdecke auf dem Obertheil der Kutsche, gleich einer Viper und zeigte am andern Morgen dem beleidigten Gatten von neuem seine scheußliche Larve. Und dieser, der nicht allein seine Ehre zu rächen, der auch

noch eine schwache, in ihrem Vorsatz schwankende Frau gegen sich selbst zu beschützen hatte, wie viel Gewalt mußte er sich nicht anthun, um seinen flammenden Zorn zu beschwichtigen und dem niedrigen Verräther nicht den Schädel auf dem Steinpflaster zu zerschmettern; um sich nicht den Zufälligkeiten eines entehrenden Kampfes mit einem ehrlosen Menschen preiszugeben." (Allgemeine Bewegung. Paulet strengt sich an den Kopf zu erheben, läßt ihn aber sogleich wieder auf die Brust zurückfallen und bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen.)

Der Advokat rechtfertigt die von dem Kläger gemachte Forderung, um 5000 Fr. (2333 fl. 20 kr.) Schadenersatz und erklärt, daß er über diesen Punkt in keine weitere Entwickelung eintreten wolle. Bewilligt das Gericht die Summe, so wird sie die Hände seines Klienten nicht lange besudeln. Er wird sie zu einem frommen und ehrenvollen Zwecke verwenden, insofern Paulet sie je zu zahlen im Stande ist. Zahlt er sie nicht, so wird die Verurtheilung in diesem Punkte Hrn. N. ein wirksames Mittel gewähren, seine häusliche Ruhe zu sichern und einen schamlosen Verfolger seinem Herde fern zu halten, mit andern Worten, ihn einsperren lassen zu können.

Der königliche Advokat Croissant brandmarkt in eben so beredten als strengen Worten des Verklagten ganzes bisheriges Betragen, sowohl gegen seine eigene Familie, als gegen die mit dieser in vertrauter Berührung gestandene des Hauptmann N. Er stellt dem Bilde einer kalt überlegten und in Ausführung gebrachten Hintergehung, das einer zehn Jahre

tugendhaft gebliebenen Gattin und Mutter entgegen, wie sie lange widerstrebt und sich endlich nur durch die verhängnißvollste Ueberspannung, durch unsinnige Vorspiegelungen, sogar durch Drohungen ins Verderben reissen läßt. Um Paulet ganz so darzustellen wie er ist, lieset der königliche Advokat den mehrgedachten anonymen Brief, worin seine ganze Seele wie sein Karakter sich malen. Wir theilen daraus nur einige der auffallendsten Stellen mit, wie folgt:

„Welch niedriges Verfahren? Woher kommt es, daß Sie nicht auf immer ein treuloses Weib verstoßen, das Sie Ihr ganzes übriges Leben unglücklich machen wird, wenn Sie es nicht von sich verbannen? Sie dürfen nicht einen Augenblick daran zweifeln.

„Wir kennen genau alle Ereignisse Ihres Daseins während dem letzten Vierteljahr. Täglich haben Sie neues Unrecht sich aufgebürdet, und jetzt sind Sie nichts, als der Indossant der Schande Ihrer Frau und ihr Mitschuldiger. Nachdem Sie dieselbe einmal öffentlich ihrer Schuld überführt, verbot Ihnen die Ehre, sie wieder zu sehen. Sie haben sehr unrecht gehabt, sie wieder zu sich zu nehmen und sie sogar unterwegs mit Du anzureden, obgleich sie vor Ihren Augen ihr Verhältniß fortsetzte mit dem Manne, dem sie vor Ihnen den Vorzug zugesteht.

„Wir wissen ebenfalls, daß seit Ihrer Rückkehr nach Paris diese unglückliche Frau ihren Geliebten täglich gesprochen; was übrigens nicht anders sein konnte. Wir wissen auch, wie übel Sie Ihre Frau behandelt, und daß Sie so weit sich vergessen haben, sie zu schlagen. (Der königl. Advokat macht bemerkbar, daß das Ende der Frase radirt ist, man dem-

ungeachtet aber die Worte noch lesen könne.) Sie haben nicht bedacht, mit wie viel Schande Sie sich bedecken....

„Täuschen Sie sich nicht und bedenken Sie es wohl: die Neigung, welche Ihre Frau für Hrn. X. hat, ist nicht eine von den Neigungen, die durch Abwesenheit oder Hindernisse sich beseitigen lassen. Sie wird ewig, unvergänglich sein. Die großen Opfer, welche sie gegenseitig sich gebracht, sichern ihr Fortbestehn. Sie werden also am besten thun, ganz darauf zu verzichten, ein unauslöschliches Gefühl ersticken zu wollen, worauf beide stolz sind und dessen sie sich rühmen. Ihre Hartnäckigkeit kann nur unsichere Streiche führen und wird Ihre Entehrung nur vermehren. Denn nach allem sind Sie nichts mehr und nichts weniger, mit Respekt zu melden, als ein alter Frauenzimmer-Unterhalter (un viel entreteneur) der für die Bedürfnisse einer Frau zu sorgen hat, ohne dagegen durch ihre süßesten Liebkosungen entschädigt zu werden.“

— Sollte man nicht meinen, fügte der königl. Advokat hinzu, daß Paulet in diesem Briefe sich absichtlich bestrebt, sich zu zeichnen wie er ist. Denn in den von ihm geschriebenen Zeilen ist alles aufgehäuft, was den Menschen im höchsten Grade verächtlich machen kann. Es ist dasselbe mit dem Briefentwurfe, den er seiner Mitschuldigen zugesteckt, um ihn „recht leserlich,“ wie die Ueberschrift verlangt, abzuschreiben und da ihn fallen zu lassen, wo ihr Gemahl das Blatt durchaus finden mußte.

Wir können uns nicht überwinden, auch noch diese Schlechtigkeiten nachzuschreiben, und begnügen uns

zu sagen, daß die raffinirteste Bosheit nichts empörenderes, für ein fühlendes Gemüth tiefer verletzenderes zu ersinnen im Stande sein dürfte, als was in diesem „Brouillon“ zusammengedrängt war, den, wir beeilen uns es zu sagen, die bethörte Frau beharrlich sich geweigert abzuschreiben, und den man unter ihren übrigen Papieren gefunden. Man kann füglich das Ganze beurtheilen nach der alleinigen Stelle:

„Meine Neigung fesselt mich an Ihren Nebenbuhler mit unzerreißbaren Banden. Für Sie empfinde ich dagegen nichts als Ekel und Haß. Was treibt denn nun Sie an, mich demungeachtet zu lieben, aller Verachtung, alles Abscheues zum Trotz, die ich so unzweideutig Ihnen zu erkennen gebe? Wahrlich, die Liebe der Schweine ist weniger brutal, weniger ekelhaft, als die eines solchen Menschen....“

Der königliche Advokat selbst wagte es nicht, mehre andere Stellen desselben Briefentwurfes vorzulesen, die seinem Ausdrucke nach: „zu schamlos nackt, zu pöbelhaft verletzend“ sich darstellen. Man kann daraus schließen, wie verrucht sie sein mußten, nachdem er keinen Anstand genommen eine solche mitzutheilen, worin von den von den Küssen eines andern rauchenden Lippen der ehebrecherischen Gattin, von ihrem im Schweisse eines andern gebadeten Körper rc. rc. die Rede war.

Nicht weniger schroff das Begehen Paulets bezeichnend, sind eine Menge Bruchstücke aus andern von ihm geschriebenen Briefen, wovon wir nur einige der auffallendsten andeuten wollen:

„Lassen Sie es sich je beikommen, mich nicht mehr zu lieben, sich von mir abzuwenden, so wird meine

Wuth keine Grenzen kennen. Ich werde mich rächen, furchtbar rächen....

„Bedenken Sie es wohl, daß Sie mir gehören, daß ich Sie ganz besitze, nicht etwa nur wie Sie wahrscheinlich glauben, sondern unbedingt, unumschränkt. Geschähe es je, daß Ihre Handlungen Ihre Worte Lügen straften, so würde ich mich rächen, Sie demüthigen, Sie martern; ich würde...."

Die solchergestalt aneinandergereihten Punkte sagen viel. Sie bezeugen, was scheußliches in einer Ueberspannung, was verbrecherisches in einer Leidenschaft war, die auf solche Weise sich ausdrückte.

Auf die vom Präsidenten an die Verklagte gerichtete Frage: ob sie zu ihrer Vertheidigung noch etwas zu sagen habe? entgegnete sie:

„Mein Fehler ist zu groß, als daß er durch die mir angebotene großmüthige Verzeihung ausgeglichen werden kann. Ich gestehe meine Schande und bin auf Ihre Verurtheilung gefaßt."

Präsident zu Paulet. Und Sie, haben Sie noch etwas zu sagen?

Der Verklagte bleibt unbeweglich, den Kopf in die Hand versenkt. Er scheint nichts mehr zu hören und zu sehen. Nach abermaligem Zuruf sammelt er sich etwas und sagt:

„Es ist unnütz... ich habe nichts zu sagen... oder doch nur sehr wenig. Glauben Sie mir, ich verdiene die verächtlichen Ausdrücke und Bezeichnungen nicht, womit man mich überhäuft. So etwas sollte nicht erlaubt sein. Leidenschaftlichkeit und Rachsucht sollten vor Gericht sich nicht geltend machen dürfen."

Er wirft wiederholt den Kopf in seine Hände, murmelt einige nur halb verständliche Worte über den Advokaten, mit dem er sich hätte versehen können, und der mit mehr oder weniger vollklingenden oder schwülstigen Worten ihn vielleicht gerechtfertigt oder weniger schuldig dargestellt haben würde. Dann fährt er fort:

„Mein früheres Leben leistet Bürgschaft für mich. Ein Mann, an den sein Oberst Briefe schreibt wie der, welcher mit Ergebenheits- und Freundschafts-Bezeugungen endet, kann unmöglich so feig und schlecht sein, als man ihn darstellen will. Wäre es mir nur um Befriedigung einer fysischen, brutalen Leidenschaft zu thun gewesen, würde es mir dazu an Gelegenheit nicht gefehlt haben....

„Eine wahnsinnige Leidenschaft hat mich hingerissen; ich bestreite es nicht. Mein Herz hat einer Gleichstimmung gehorcht, die ich nicht zu beherrschen vermochte. Aber ich habe nie mit Vorbedacht die Absicht gehabt, eine Familie zu zerrütten. Wollte man meinen Worten jetzt noch Glauben schenken, würde ich schwören, daß es das erste Mal gewesen, wo ich eines Ehebruchs mich schuldig gemacht. Ich habe meine Mitschuldige nicht verführt; sie weiß es sehr wohl. Sie hat alle meine Empfindungen lebhaft getheilt. Hat sie mich getäuscht, hat sie mir nur geheuchelt, so bin ich jetzt um so unglücklicher. Doch ich will Sie nicht anklagen, Madame. Ich will großmüthiger sein als Sie.....“

Nach ziemlich langer Berathung verurtheilte das Gericht die Dame N*** zu dreimonatlicher Haft, Paulet zu zweijähriger Einsperrung (Maximum der

Strafe), zu 5000 Fr. Schadenersatz und im Falle der Nichtbezahlung dieser Summe zu fünfjähriger Contrainte par corps (Schuldenhaft), wie zu Bezahlung aller Prozeßkosten.

Der letzte bleibt ruhig. Madame N*** fällt in Ohnmacht und wird in ein Nebenzimmer getragen. Ihr Gatte erklärt nochmals, daß er ihr verzeihet und sie unmittelbar wieder zu sich nehmen will, wonach sie, der Bestimmung des Gesetzes zufolge, jeder Strafe enthoben bleibt. Das Publikum entfernt sich langsam und schweigend.

Ergebnisse der neuesten Entdeckungen auf Nowaja Semlja.

Im dritten Theil für 1838 der Bibliothek der neuesten Weltkunde haben wir in dem Aufsatze: „Die neuesten russischen Nachforschungen im europäisch-asiatischen Eismeer,“ umständlich uns ausgesprochen über die Entdeckungen der Steuermänner Pachtusow und Ziwolka, auf den Küsten wie im Innern von Nowaja Semlja oder Neuland, dessen östliche Seite mit Genauigkeit von ihnen aufgenommen worden.

Nach ihnen hat ein Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, Herr Bär, diese noch fast ganz unbekannte Insel (die beinah so groß ist als England und Schottland zusammengenommen) besucht, um über ihre Natur-Erzeugnisse wie

anderweitige Merkwürdigkeiten, sich genügende Aufklärung zu verschaffen. Er hat vor kurzem das Ergebniß seiner beschwerlichen Reise durch den Druck veröffentlicht und wir beeilen uns, einen möglichst gedrängten doch befriedigenden Auszug davon mitzutheilen.

Man kann sich keinen Begriff machen von den ausserordentlichen Schwierigkeiten, die von der Schifffahrt im Eismeer unzertrennlich sind. Die Zahl der Schiffbrüche und Unglücksfälle, welche da sich schon ereignet haben, ist Legion. Der Russe Rosmylow war einer der ersten unerschrockenen Seefahrer, die sich bis unter so hohe Breiten gewagt. Von gewaltigen, lang anhaltenden Stürmen gezwungen sein Schiff zu verlassen und sich an den Bord eines Wallfischfängers zu flüchten, war er dennoch glücklich genug gewesen, das vorgesteckte Ziel seiner Reise auf der Ostküste Grönlands zu erreichen.

Lazarews Unternehmen zu demselben Zwecke blieb ohne Erfolg. Die Mannschaft der unter seinem Befehl stehenden Schiffe ward mit so großer Heftigkeit vom Skorbut heimgesucht, daß er sich genöthigt sah, unverrichteter Sache nach Archangel zurück zu kehren. Die Expedition des Hauptmanns Lülke war nicht glücklicher. Er gerieth auf unterm Wasser verborgene Klippen und mußte sich glücklich schätzen, mit heiler Haut entrinnen zu können. Krotow kam um mit allen seinen Begleitern und Pachtusow, der bei seiner ersten Reise auf den Strand geworfen worden, mußte bei der zweiten sein Schiff ganz im Stiche lassen.

Drei ähnliche Entdeckungsreisen waren nicht glücklicher und erfolgreicher. Zwar kehrten die Seefahrer mit

ihren Schiffen und ihrer Mannschaft unversehrt nach dem Hafen zurück, von wo sie abgegangen waren. Aber die Eisberge und Felder, welche auf ihrem Wege sich ihnen entgegengestellt, hatten alles weitere Vordringen unmöglich gemacht und sie verhindert, die Wissenschaft durch neue Entdeckungen zu bereichern.

Die russische Regierung ließ sich indeß durch so viele mißlungene Versuche nicht abhalten, ihr Vorhaben, vollkommenen Aufschluß über die Topografie von Norwaja Semlja sich zu verschaffen, mit musterhafter Beharrlichkeit zu verfolgen. Jährlich wurden auf ihren ausdrücklichen Befehl zu solchem Zwecke neue Unternehmungen angestellt, die denn auch endlich vom besten Erfolge gekrönt worden sind.

Kapitän Lülke machte sich zum zweiten Male auf den Weg, erreichte den ihm vorausbestimmten Punkt auf Neuland und brachte von da sehr beträchtliche Materialien mit. Von noch größerer Wichtigkeit war die Reise des Professor Bär, die man als eine der interessantesten im hohen Norden betrachten kann, sowohl durch ihren glücklichen Ausgang, als durch die Schätze jeder Art, welche der gelehrte Akademiker davon mitgebracht. Deuten wir zuerst den von diesem Reisenden verfolgten Weg an, und erörtern wir sodann die mannigfaltigen Ergebnisse seiner scharfsichtigen Nachforschungen.

Bär und seine Gefährten gingen den 19. Juni 1837 von Archangel in zwei kleinen Fahrzeugen unter Segel. Sie fuhren die Dwina hinunter bis zu ihrer Mündung, wo starker Gegenwind sie bis zu Ende desselben Monats zu verweilen nöthigte. Ein günstiger Südwind trieb sie nun binnen wenigen Tagen zur

Küste Lapplands, wo sie abermals vom Nordwind zurückgehalten wurden. Den 12. Juli änderte sich das Wetter, der Wind bließ in guter Richtung, man lichtete die Anker und befand sich fünf Tage nachher am Eingang der Matoschnoi-Straße (Matoschkin-Schar), die sich von Westnordwest nach Ostsüdost ziehet und die Insel Neuland in zwei ungleiche Hälften scheidet *) wovon die nördliche etwa die zwei Drittel und die südliche ein Drittel des Ganzen ausmacht. Die See war vollkommen frei. Der Nordwind hatte sie von allen schwimmenden Eisbergen gesäubert und diese in den tiefen Busen des weissen Meeres getrieben.

Dieser Umstand vergönnte den Reisenden, die Naturgeschichte des von ihnen betretenen Landes in verschiedenen Richtungen zu studieren. Bei alledem konnten sie ihr Verlangen, durch die Meerenge nach der Ostseite der Insel vorzudringen, nicht in Ausführung bringen, weil auf dieser Küste das Eis noch fest und unbeweglich war. Um ihre Reise in der angedeuteten Richtung fortzusetzen, bedienten sie sich ihrer Schlitten; das Eis brach jedoch an mehren Stellen, weshalb sie genöthigt waren, sich wieder auf ihre Schiffe zu begeben. Mit vieler Mühe erreichten sie endlich den Ort, wohin sie gewollt, und wo sie von einem so gewaltigen Sturm überfallen wurden, daß ihre Schiffe sich in größter Gefahr befanden. Sie begannen nach Ueberstehung derselben ihre Nach-

*) Die Matoschkin- oder Matoschnoi-Straße ward 1768 entdeckt. Die erste Auffindung von Neuland, durch die Holländer, schreibt sich schon von 1594 her.

forschungen aufs neu und kehrten gemächlich nach ihrem ersten Ankerplatz zurück.

Den 4. August gingen sie abermals unter Segel. Vom Nordwind hart bedrängt, blieben sie einige Tage in einer namenlosen Bucht, betraten nachher den Kostinschar, eine mit Eilanden übersäete Meerenge, und kamen durch dieselbe nach der kleinen Bucht und dem Flusse Nechwatowa, dem sie einige Tage lang folgten. Wiederholt von Stürmen heimgesucht, die neun Tage hintereinander dauerten und deren Heftigkeit keine Verbindung mit dem Lande vergönnte, mußten die Reisenden während dieser Zeit auf ihren Fahrzeugen bleiben, die glücklich genug in einem kleinen Busen genügend gegen Wind und Wellen geschirmt waren.

Anhaltende Nordwinde nöthigten die Expedition von ihrem Vorhaben abzustehen, die Gletscher auf der Nordküste der Insel zu besuchen. Sie verließ Nowaja Semlja den 31. August, befand sich nach achttägiger Schifffahrt im Angesicht der Westküste von Lappland, auf der sie den Hafen Kolu nicht berührte, wie sie anfänglich im Sinne gehabt, weil der immer in derselben Richtung wehende Wind keine Hoffnung ließ, zu gelegener Zeit dort anzukommen und die beabsichtigten Beobachtungen anstellen zu können. Man steuerte in grader Richtung gegen Archangel, das man nach zwei Tagen erreichte, ohne auf der ganzen Reise ein einziges Individuum verloren zu haben.

Die Beobachtungen Bär's, im Bereiche der Naturgeschichte, beginnen an der Mündung der Dwina. Es befinden sich hier eine große Menge Inseln, deren angeschwemmter Boden häufigen Veränderungen unter-

worfen ist, des Gegenkampfes zwischen der Strömung des Flusses und dem Eindringen der Meereswellen wegen. Die Vegetation dieser Eilande ist sehr ärmlich. Man gewahrt darauf nicht einen einzigen Baum. Weiter oben an den Ufern der Dwina dagegen, wie an allen gegen den Nordwind geschirmten Oertlichkeiten, ist der Pflanzenwuchs schön, die Bäume sind herrlich und die Ebenen sind mit einem üppig grünen Rasen bedeckt, der hinter dem Irlands nicht zurückzustehen scheint.

Das gleiche Schauspiel zeigt sich am Winterberg. Auf der Ostküste des weissen Meeres, unter 65° 20′ nördlicher Breite, sieht man einen Berg, dessen südlicher Abhang mit Eisenhütchen, mit langen, hängenden Blättern, mit der Rosa spinosissima, Sträuchern und Pflanzen, die man im südlichen Frankreich und in Italien in Gärten zieht, bedeckt ist. Die Schönheit und Großartigkeit dieser Vegetation ist noch auffallender durch den Kontrast, den die gegen Mitternacht gewendete Seite des Berges gewährt. Der davon gebotene Anblick ist höchst interessant. Das Gesträuch der warmen Regionen wird durch die Bäume kalter Gegenden ersetzt. Die Natur ist da eisig und unfruchtbar. Nur hier und da bemerkt das Auge einige Sphagnum- und Caltha palustris-Setzlinge, die nur ungern ihre Blumen dem kalten Hauche des Nordwindes preiszugeben scheinen.

Vom Winterberg, dessen Fuß noch so reizend umgrünt ist, verfügten sich unsre Naturforscher nach Pialitzi, einem unter 66° 10′ nördlicher Breite, auf der Küste von Lappland gelegenen Ort. Hier zeigte sich ihnen eine jener unbekannten Szenen, die beim

ersten Anblick die Eroberer der neuen Welt in so grosses Erstaunen versetzten. Bei jedem Schritte bemerkten sie Tausende von Muscheln, von verschiedenartiger Form und Größe. Das mit grünem Rasen bedeckte Ufer erhob sich bis auf hundert Fuß überm Meere, während die Spalten oder Schluchten im Felsen mit Schnee angefüllt waren, wodurch das saftige Grün noch mehr hervorgehoben wurde.

Auf der Höhe dieser Küste entfaltet sich die Natur in ihrer ganzen wilden Größe. Man gewahrt nichts als unübersehbare Ebenen, mit Flechten und gekrümmtem Gestrüpp bedeckt, dessen Höhe kaum ein Drittel seiner Breite ausmacht. Solche Ebenen werden von den Finnländern Tuntur oder Tundra genannt, eine Bezeichnung, welche sie aus dem Russischen entlehnt und womit die kalten Regionen Sibiriens angedeutet werden. Unter Tundra verstehen indeß die Russen eine von Gras und Bäumen gänzlich entblößte Steppe, die keine andere Kryptogamen als Flechten oder Moose hervorbringt. Auf den lappländischen Tundras dagegen wachsen noch Bäume.

Bär bemerkte, daß auf allen stark mit Kryptogamen bedeckten Punkten die Bäume sehr gekrümmt waren, daß andere leidend schienen und daß nur in bedeutender Entfernung von den Orten, wo solche Pflanzen wachsen, die Bäume besser gedeihen und ihr Laub seine gewöhnliche grüne Farbe wieder gewinnt.

Die von mehren Erdbeschreibern auf der Ostküste Lapplands angedeuteten Berge, sind in Wirklichkeit nicht vorhanden. Die ganze Gegend ist vollkommenes Flachland. Nur auf der Abendseite erhebt sich eine

zu den skandinavischen Alpen gehörige Hügelkette, die sich von Tag zu Tag mehr zu senken und immer mehr zu verschwinden scheint. Die Hauptflüsse des Landes kommen aus zahlreichen, weit ausgedehnten Sümpfen. Sie strömen ruhig in Felsenbetten, deren Ufer an manchen Stellen, besonders nahe am Meere, bis auf 300 Fuß hoch sind. Die im östlichen Theile des russischen Lapplands vorherrschende Steinart ist der von Quarz- und körnigen Granitadern durchzogene Sienit. Einige Inseln längs der Küste sind jedoch ganz aus reinen Quarzmassen gebildet.

Die Veränderungen, welche die Lage der Oertlichkeiten dem Pflanzenwuchs erleiden läßt, zeigen sich von neuem am Ponoistrom, in Lappland. Das Ufer dieses Flusses, welches vom Nordostwind bestrichen werden kann, ist fast das ganze Jahr unter ungeheuern Schneelasten begraben und seine Vegetation hält die Mitte zwischen der alpinischen und der subalpinischen. Das entgegengesetzte Ufer dagegen ist mit einer Menge Blumen und Pflanzen bedeckt, die der livländischen Flora nicht unähnlich sind. Der Thermometer von Fahrenheit steigt hier bis auf 70 Grad (16 3/4 Gr. Réaumür) und auf der andern Seite nie über 40 Grad (3 3/4 Gr. R.)

In diesen Ebenen bemerkt man nur wenige Spuren thierischen Lebens; doch hat Prof. Bär hier mehre sehr beachtungswerthe Insekten gefunden, worunter zwei ganz neue Gattungen. Die vorhandenen Vögel leben beinah alle auf dem Wasser; dagegen scheint der Reichthum der See das Land für die Armuth des Thierreiches entschädigen zu wollen. Sehr viele grönländische Wallfische besuchen jahraus jahrein die östlichen

und südlichen Küsten Finnlands, und im Frühling wimmelt es in allen Flüssen dieser Gegend von Fischen jeder Art und jeder Größe, unter andern von prächtigen Salmen. Daraus besteht denn auch die Hauptnahrung ihrer Bewohner, wie ihr vorzüglichster Handelsartikel. Durch den Ertrag ihres Fischfangs verschaffen sie sich Thee, Rhum, Mehl und alle übrigen Konsumtions-Gegenstände.

Die Beschreibung von Neuland bietet ebenfalls ein nicht geringes Interesse. Die ganze Doppelinsel ist nichts als eine ungeheure Felsmasse, die auf der Abendseite von Klippen umschlossen ist, welche an vielen Punkten unterm Wasser verborgen sind. Am äussersten Südende ist die Küste flach. Aber von der Meerenge Kostin hinweg wird das Land von mehren Bergketten durchschnitten, deren Gipfel fast 2000 Fuß hoch sind. Weiter gegen Mitternacht thürmen sich die Berge immer mehr übereinander.

An der Matoschkinstraße sind sie ziemlich hoch, und die Höhe dessen an der Mündung dieser Meerenge, unfern der Silberbucht, wird auf 3480 Fuß berechnet. Es gibt einen andern noch höhern, am östlichen Eingang derselben Meerenge, der jedoch auf allen Seiten von andern Gipfeln umschlossen ist, weshalb man ihn nur in der Nähe sehen kann. Bär hatte die zur Messung erforderlichen Instrumente nicht bei sich, weshalb er die wirkliche Höhe des Berges, die er auf 4000 Fuß anschlug, nicht genau berechnen konnte.

Die Abhänge dieses Berges sind vielfach durchbrochen und hier und da steil abgerissen. Das Auge gewahrt überall ungeheure Schneemassen, die seit Jahr-

hunderten aufgehäuft scheinen *). Weiter gegen Norden dachen sich die Berge, von der Matoschnoi-Straße hinweg, immer mehr ab. Sie verbinden sich nun mit denen an der Westküste und bilden tiefe gegen das Meer geöffnete Thäler, die größtentheils mit Gletschern angefüllt sind.

Der Hauptfels auf Neuland ist von thonartiger Beschaffenheit. Die daraus bestehenden Berge erheben sich bis zu bedeutender Höhe und ihre gerundeten Gipfel sind, aus einer gewissen Ferne gesehen, Kuppeln nicht unähnlich. Felsen dieser Art vermögen dem rauhen Klima nicht lang zu widerstehn. Deshalb auch sind die Berge auf allen Seiten von tiefen mit Schnee angefüllten Spalten durchrissen, und am Fuße mit vielen Trümmern umgeben.

Nach dem Thon kommt der Kalkfels. Man findet ihn an vielen Orten, vorzüglich auf der Abend- und Morgenseite der Insel, mit Thonschiefer untermischt. In diesem Theile bemerkt man auch noch das merkwürdige Fänomen, das in der gelehrten Welt so großes Aufsehn erregte, weil es die neptunischen Theorien gradezu widerlegt. Es besteht aus mehren Porfyrbergen, die auf Sekundar-Kalkfelsbildungen ruhen. Auch Mandelstein ist in hinlänglicher Menge vorhanden, um beträchtliche Berge zu bilden. Die Reisenden fanden einzelne Stücke Steinkohlen und Torf auf

*) Diese Voraussetzung beruhet auf einem alltäglichen Irthum. Denn es ist erwiesen, daß selbst in den Polargegenden der älteste Schnee binnen fünf Jahren entweder durch Verdünstung, Schmelzen oder auf andere Weise schwindet. Seit Jahrhunderten aufgehäufter Schnee müßte dort eine Höhe von vielen tausend Fuß haben.

der Küste, die jedoch durch die Wellen hierhergeworfen zu sein scheinen.

Es gibt auf Neuland keine Tundras wie in Lappland. Der Pflanzenwuchs ist sehr ärmlich. Auf den Porfyrblöcken gewahrt man einige Flechten, und am Fuße der Berge zeigen sich Dryas octopetula-Setzlinge, deren Grün das Auge erquickt. Unter den die Felsen deckenden Flechten sind die allergemeinsten die Gattung Verrucaria geographica, die Alexander von Humboldt am Schimborasso an der Stelle fand, bis wohin auf diesem Berge der beständige Schnee reicht. Ueberhaupt brauchen die Pflanzen auf Neuland lange Zeit bis zu ihrer Reife; dagegen sterben sie auch nur sehr langsam wieder ab. Wenn schon die alten Blätter verwelken, halten sie dennoch fest am Stengel, und oft sieht man an einer und derselben Pflanze ganz junge Blätter untermischt mit solchen, die schon zwei, drei bis vier Jahre alt sind.

Wie in Lappland gibt es auch auf Nowaja Semlja geschützte Oertlichkeiten, wo die Vegetation in ihrer vollen Ueppigkeit prangt. Im allgemeinen aber erheben sich die Blumen nur einen bis zwei Zoll über den Boden und die daran befindlichen Blätter sind grade zahlreich genug, um der Blume als Bett zu dienen. In der sie rings umschließenden Verödung sind dergleichen Stellen den herrlichen Oasen in den Sandwüsten Afrikas nicht unähnlich, und das Auge kann sie nicht genug bewundern.

Diese Orte bieten noch ein anderes Fänomen, das man sonst nirgends finden dürfte. So bedeckt in den Alpen eine und dieselbe Pflanze oft eine große Landstrecke und beherrscht sie unumschränkt. In Neuland

dagegen sind tausend verschiedenartige Pflanzen auf einem Punkte bunt untermischt. Man möchte sagen, keine habe Gewalt genug, sich einen größern Raum zuzueignen, als ihre Nachbarin und sich eine Art Vorrecht über diese anzumaßen.

Man kann sich leicht denken, daß die gleichen Ursachen, denen man in der lappländischen Vegetation den Reichthum gewisser Oertlichkeiten zuschreiben muß, auch bei der auf Neuland vorwalten. Die gegen Südwest offenen und gegen die Nordostwinde geschirmten Punkte sind die, wo der Pflanzenwuchs sich am herrlichsten zeigt. Unter andern beachtungswerthen Eigenthümlichkeiten, wodurch er hier sich auszeichnet, ist auch die, daß er sich ausschließend auf des Bodens Oberfläche und auf den niedrigsten Theil der Atmosfäre beschränkt. So dringen die Pflanzen nur wenig in die Erde und erheben sich nur wenig über den Boden.

Die Pflanzen, welche unter warmen Himmelsstrichen senkrecht ihre Wurzeln versenken, haben sie auf Neuland wagerecht, und alle legen sich auf den Boden, statt eine schräge Richtung zu nehmen. Denn in dieser Gegend genießt die Oberfläche der Erde der wärmsten Temperatur, weshalb die nur etwa zwei Zoll darüber sich erhebende Pflanze die ganze Wärme der Atmosfäre in sich aufnimmt, während die mehr in den Boden eindringende Wurzel eine eisige Temperatur finden würde, die tödlich für sie sein müßte.

Dies merkwürdige Fänomen ist besonders auffallend bei den Bäumen. Die gewöhnlichsten auf Nowaja Semlja gehören zur Gattung Salix polaris. Dieser Baum erhebt sich nur einen halben Zoll über die Moosdecke und sein Stamm ist nicht dicker als eine

Federspuhle. Er hat nur zwei Blätter. Darin aber besteht nicht der ganze Baum. Berührt man seinen Stamm oder Stengel, so findet man ihn zusammenhängend mit einem dickeren Zweige, der sich auf der Erde entlang zieht, und von dem in ungleichen Zwischenräumen ähnliche Stengel aufschießen.

Eine andere Weidenart, der Salix reticulata, dessen Stamm sich bis auf 4 oder 5 Zoll erhebt, und der Salix lanata, der Riese der neuländischen Wälder, obgleich seine Höhe nicht über 6 bis 8 Zoll beträgt, haben ebenfalls eine Hauptwurzel oder vielmehr einen Hauptstamm, der sich dicht auf dem Boden dahin zieht und von dem hier und da ähnliche Stengel oder Zweige emporstreben.

Bär stellt demnach den Satz auf, daß wenn Seefahrer, vom Sturm an die Küste von Nowaja Semlja geworfen, nicht hinlänglich Brennholz fänden, sie aus dem Boden solche kriechende Bäume hervorholen und ihr Bedürfniß dadurch befriedigen könnten. Neunzig Pflanzen-Gattungen mit sichtbaren Befruchtungs-Werkzeugen und 45 Kryptogamen-Gattungen, sind von Prof. Bär gesammelt worden. Das macht grade doppelt so viel, als die von allen Reisenden, welche bis jetzt Spitzbergen besucht, mitgebrachten Pflanzenarten.

Derselbe gelehrte Naturforscher hat auch verschiedene merkwürdige Experimente angestellt. Wir wollen davon nur das namhaft machen, welches er im Juli in der Matoschnoi-Straße vornahm, um sich von der Richtigkeit der von vielen Gelehrten behaupteten Angabe zu überzeugen, daß die Vegetation unterm Polarhimmel viel rascher zu Werke schreite, als in Gegenden, die sich eines langen Sommers erfreuen.

Er säete zu solchem Zweck an einem schicklichen Orte Kressesaamen und fand, daß diese Pflanze im Juli auf Neuland viel langsamer wuchs, als im Mai zu Petersburg, weil sie nach Verlauf eines Monates erst ihr zweites Paar Blätter hatte.

Mehre in Rußland wachsende Pflanzen kommen auch in Neuland fort; doch muß man nicht ausser Acht lassen, daß die meisten dieser Pflanzen, die frühzeitig in Rußland blühen, nur selten auf Nowaja Semlja zur Reife gedeihen, und daß man an einigen kein Anzeichen von Blüte und Saamen bemerkt. Bär folgert daraus, daß die Flora Neulands von fremdem Ursprung ist und von den Saamenkörnern herrührt, welche durch Eisbänke oder Wind hierher gebracht worden.

Unser Reisender hat auch zu untersuchen sich bemüht, „welches die wirkliche Höhe ist, in welche in dieser Gegend die immerwährende Gefrierung angenommen werden müsse?“ Verschiedene Hindernisse, die allein von den Oertlichkeiten herrühren, haben die vollständige Lösung des Problems nicht zugelassen und nur nachstehende Beobachtungen anzustellen vergönnt:

Der Schnee verschwindet im ebenen Lande gegen Ende Juli, während er an Stellen, wo er durch den Wind aufgehäuft worden, das ganze Jahr hindurch ligen bleibt. Längs der Kostinstraße, dem wärmsten Theil der Insel, erhob sich der Schnee zu gewaltiger Höhe und war mächtigen Felsen nicht unähnlich. Er häuft sich auch am Abhange der Berge, oder in Vertiefungen in der Ebene. An solchen Stellen erleidet die Atmosfäre einen so starken Druck, daß der Thermometer plötzlich um 2 bis 3 Grad fällt.

Diese Wirkung des Thermometers hat gar nichts erstaunliches, wenn man bedenkt, daß solche Schneeflächen oft mehre Stunden Ausdehnung haben und sich auf 2000 oder 3000 Fuß erheben. An der Matoschkin-Straße sieht man zwei einander gegenüber befindliche Berge, wovon der eine, der sich bis auf 3400 Fuß erhebt, vom Schnee befreit ist, während der andere, um 300 Fuß niedrigere, ganz mit Schnee bedeckt ist. Prof. Bär schließt daraus, daß die Ebenen von Neuland in einem Zustande beständiger Gefrierung sind, obgleich verschiedener Ursachen wegen der größte Theil der Insel, mit Einschluß der Gipfel einiger Berge, während der ganzen Dauer des Sommers ohne Schnee ist.

Der Thiere gibt es äusserst wenige auf Neuland; doch findet man Ratten, grönländische Mäuse und Füchse in ziemlicher Menge darauf. Die Füchse machen unermüdlich Jagd auf die Ratten und fressen die Thiere dieser Art, welche von den Wellen ausgestoßen werden, eben so wie die Eier der Wasservögel, deren Junge für sie wahre Leckerbissen sind.

Wie längs der Küste Lapplands, wimmelt es auch an denen Nowaja Semljas von Fischen, worunter sich vorzüglich die grönländischen Wallfische auszeichnen und eine andere Wallfischgattung, Balaenoptera genannt, welche, unserm Naturforscher zufolge, von der alten Wallfischart herrührt, die von den Nordländern früher, sagt man, an diesen Küsten gefangen worden. Die Ströme sind überaus reich an den verschiedenartigsten Fischen, besonders an Salmen, deren Fleisch einen köstlichen Geschmack hat.

Der politische, moralische und gesellschaftliche Zustand Nordamerikas, nach authentischen Angaben.

Neue Folge.
Erste Mittheilung.

In einem richtig gedachten und gut geschriebenen Bruchstück, über „Amerikas Einfluß auf Deutschland, in Bezug auf Staatenbildung, Handel und Wissenschaften," von Professor Eduard Hasse, in dem zu Philadelphia erscheinenden Wochenblatte „die alte und neue Welt," heißt es unter andern:

„Es ist eine nicht nur unphilosophische, sondern von Unwissenheit und Kurzsichtigkeit zeugende Behauptung, daß Länder und Völker, die, getrennt durch Meere und Berge, nicht in unmittelbarer Berührung mit uns stehen, keinen Einfluß auf uns haben sollten. Wir wissen, daß in metaphysischen Betrachtungen das Sandkorn an sich eben so wichtig und nothwendig ist, als die zu den Wolken ragenden Gebirge, und daß der Thautropfe mit der stolzen schiffzerschmetternden Welle in enger Verbindung steht. Daß diese Wechselwirkung, dieser „Zusammenhang" unserm schwachen Verstand, unserm schwächern Auge oft so fern ligt, um eine klare Entwickelung des Prozesses möglich zu machen, hebt den Gedanken und seine Wahrheit nicht auf. In Bezug auf ganze Völker und Welttheile,

wie Amerika und Europa, kann von der Unmöglichkeit des Erkennens des gegenseitigen Einflusses nicht die Rede sein; es kann nur gefragt werden, von welcher Art dieser Einfluß sei, wie groß auf beiden Seiten, ob mittelbar oder unmittelbar, und ob solche Wechselwirkung im Wachsen oder Abnehmen sei.

„Die Lage von Deutschland, geographisch genommen, ist der Natur seines Geistes ganz entsprechend. Deutschland ist das Herz Europas, der geistige, philosophische Mittelpunkt desselben, und die es äusserlich umgebenden Länder sind viel mehr rezeptiv oder einfach produzirend, während jede Seite des rein geistigen in Deutschland mit gleicher Sorgfalt gepflegt wird. Daher war in Deutschland die Wiege der Reformation und der Restauration der Welt, und daher kann man mit Recht, im Bereich des Geistes, die Deutschen die größten Eroberer, die größten Herrscher der Welt nennen.

„Die Wirkung der übrigen Welttheile auf Deutschland, wegen dieser Lage, ist vielmehr vermittelt durch die es umringenden Völker und Länder, und wir sollten daher eigentlich auf Frankreich, England und Spanien 2c. in dieser Abhandlung zuerst eingehen, weil sie durch das von Amerika Empfangene, während der letzten zwei Jahrhunderte, stets zuerst aufgeregt, erschüttert und verwandelt wurden, und diese Wirkung dann erst oft mit wesentlichen Veränderungen, auf Deutschland übertrugen.

„Da aber die Erkenntniß des gegenseitigen Einflusses und Bedürfnisses der Länder jedem Politiker nothwendig ist (Amerikaner wünschen ja ohne Ausnahme Politiker zu sein) und da in Deutschland es

Tausende gibt, die allen Einfluß Amerikas auf Deutschland (mit Ausnahme des negativen, der Auswanderung) in unserer Zeit ableugnen, hier (in Amerika) aber mehre sind, die an Deutschland zu denken keine Zeit zu haben vorgeben, so glaube ich, wird es für viele von Nutzen und vielleicht von Interesse sein, die Wirkungen der Entdeckung Amerikas in so großen, unverkennbaren Zügen entwickelt zu sehen und zwar mit der Geschichte selbst durch die einzelnen Jahrhunderte fortschreitend. Um die Gegenwart zu verstehen, müssen wir die Vergangenheit kennen, und mit beiden ists möglich, oft die fernste Zukunft zu erfassen.

„Wie die Wasser eines Stromes still, majestätisch, fast unbemerkbar dahin fließen, wenn sie einmal das Widerstehende durchbrochen und ein sicheres Bett gefunden haben, so erscheint der Verkehr und Einfluß zweier Länder oder Welttheile auf einander, unsichtbar und unfühlbar, wenn er einmal festgestellt ist. Das Durchbrechen, die erste Wirkung allein, gibt eine sichtbare Erschütterung; der später wachsende Einfluß wird, wegen des Ebenmaßes, der Gleichmäßigkeit wie die Bewegung unserer Erde, nicht gefühlt, sondern nur von tiefer Denkenden in seiner ganzen Größe erkannt.

„Niemand kann jedoch leugnen, daß zu den wichtigsten Begebenheiten der Geschichte, zu den eigentlichen Punkten der Umwälzung und gänzlichen Veränderung der Zeit, die Entdeckung Amerikas gehört. Es beginnt damit eine neue Periode. Man kann dies Faktum sehr wohl der Reformation mit ihren Wirkungen zur Seite stellen und behaupten, daß Luther

die geistige Revolution, Kolumbus die körperliche, irdische, die Staaten betreffende ins Leben gerufen hat. Das Mittelalter mit seinen guten und schlechten Seiten, kann diesem doppelten Angriff nicht widerstehn, es erkrankt, schwächt sich; das Morgenroth der neuern Zeit dämmert auf.

„Die erste und unmittelbarste Wirkung des jungen Amerika war die Geburt der neuern Geschichte und die Verendung des Mittelalters, der Feudalität. — Doch wie und in welcher Weise?

„Des Mittelalters Hauptgedanke ist „Feudalität," das Feudalverhältniß der Ritter und Knappen zum Kaiser; ein Verhältniß, wie es im Alterthum noch nicht auftreten konnte, da die Römer den Begriff der Treue (zugleich bei Selbstständigkeit) nicht kannten. Der Ritter lebte auf seiner Burg als selbstständiger Herr, freiwillig dem Kaiser untergeben. Denn die Macht des Kaisers war eine allgemeine, mehr auf das Ganze, als auf das einzelne Individuum wirkende. Er war groß und mächtig als Kaiser; Hunderte von Reichen huldigten ihm. Aber er war schwach als Herr; denn er konnte zuweilen nicht einen seiner tausend Vasallen bändigen.

„Als nun die wunderbare Nachricht erscholl, „daß eine neue Welt aufgefunden sei, größer, reicher und schöner, als die alte," da staunte das Mittelalter, und seine Ritter wagten zum erstenmal, weiter zu sehen und zu denken, als an ihre Schlösser, an Raub, Jagd und Kampf. Das Bewußtsein ihrer eigenen Macht erwachte und führte sie schnell auf den Gedanken völliger Unabhängigkeit, auf den früher

unnatürlich scheinenden Gedanken, sich vom Kaiser loszureissen. Muth fehlte nie einem Ritter, und — wenns mißlang, konnte er seine Brust und sein Schwert der neuen Welt zuwenden.

„Es wurde gewagt, es gelang. Die Ritter wurden absolute Regenten und der deutsche Kaiser ein Schattenbild, ohne Ansehn, Gewalt und eigentliches Leben. Somit war die erste Wirkung Amerikas die Geburt der neuern Zeit, der Zeit des Absolutismus. Diese neue, vom Mittelalter so verschiedene Regierung, wurde bald über ganz Europa gefühlt und ging fort bis zur französischen Revolution, wo das Bewußtsein der Völker aufs neu erwachte und nun der Periode der Freiheit, des „Republikanismus" entgegeneilte. Die Ritter verschwanden nun als solche vom Buch des Lebens. Die Zahl und Macht der Fürsten wuchs.

„Im Mittelalter gab es keinen eigentlichen Handel und Verkehr; denn jeder Ritter legte denen schwere Abgaben auf, die sein Gebiet betraten, und die Sicherheit des Besitzes war sehr gering. Als aber Ritterthümer in Fürstenthümer und Königreiche zusammengeschmolzen wurden, und als Könige es als ihren Nutzen ansahen, ihre Länder zu beschützen, da kam Leben, Ordnung, Beweglichkeit und Kraft in den von dem Ritterpanzer gleichsam erstarrten, nun neu gebildeten Staatskörper. Die alten Eichen fielen, Städte erhoben sich, und die von Amerika geholten Schätze durchströmten Deutschland erwärmend, stärkend, wie das Blut den Körper.

„Alle Kräfte wurden kund. Wetteifer leitete zu Fortschritten; der Binnenhandel wurde Welthan-

del und das Meer, früher ein trennendes Element, wurde zu einem verbindenden. Die Schöpfung des Welthandels war die zweite Wirkung des neuentdeckten Amerika und die letzte der großartigen, nicht Deutschland allein, sondern ganz Europa betreffenden."

Schade, daß der Satz, dem vorstehende Zeilen wahrscheinlich als Einleitung dienen sollten, nicht näher erörtert, nicht umständlicher durchgeführt, mit einem Worte, daß er nicht in demselben Sinne beendet wie begonnen worden. Eine Art Fortsetzung von einem andern Verfasser, über „Deutschland und deutsches Leben," in der gleichen Wochenzeitung, bietet weder das Interesse noch die positive Anwendbarmachung, welche einen solchen Gegenstand allein wichtig oder anziehend machen kann. Nur einzelne Stellen verdienen rühmliche Ausnahme, und wir stehen nicht an sie hervorzuheben, wäre es auch nur, um unsern Lesern einen möglichst richtigen und anschaulichen Begriff vom Streben und der Talentverwendung des deutschen Schriftstellerthums in der nordamerikanischen Union zu geben.

„Unter allen großen Männern, die mächtig eingriffen in die Speichen der Völker," sagt Dr. Ludvigh, Redaktor der genannten Zeitung, „ist gewiß Christus der größte, der göttlichste, der reinste. Sein Leben, sein Tod ist ein Bild der Tugend, seine Lehre ein Muster der möglichsten Vollkommenheit. Er vermag uns das innere Glück zu verleihen, er gibt Trost im Leiden, Vertrauen im Tode. Allein es sind falsche Lehrer nach ihm gekommen, und diese haben Dogmen geschmiedet, wüthende Sektirer statt liebende

Brüder erzogen, haben die Gottheit verdrängt aus dem Herzen der Menschen und dem Kopfe Wunder und Dinge eingepfropft, welche sich früher oder später an Individuen sowohl als an Völkern fürchterlich rächen, wenn die unterdrückte Vernunft thätig wird, in Zweifeln zerfällt, die brennende Fackel des Wahnes in das einfache Gebäude des Glaubens schleudert, es furchtbar zerstört, oder nur durch Einwirken glücklicher Zufälle von innen und aussen, aus der Asche einen neuen, den ehernen Tempel der Resignation, sich erheben läßt. Ein Heer von Priestern hat sich gebildet, die den Geist systematisch mordeten. Aus ihrer Kaste erhob sich — der Papst. Grauen und Nacht lag über den Völkern, und als Herrscher der Nacht prangten die Nachfolger des heil. Petrus auf dem Stuhle zu Rom.

„Rom ließ sich von der Unwissenheit der halben Welt huldigen, und schleuderte seine Bannflüche aus über Völker und Könige. Die Finsterniß begann sich zu erhellen; je schändlicher der Handel mit dem Heiligsten war, desto mehr brach die Flamme des Verstandes los, desto heftiger war die Faktion; bis die weltenlenkende Kraft einen armen Augustiner-Mönch erwählte, um das Joch des Geistes zu zertrümmern, die Welt vom schwer drohenden sittlichen Verderben zu bewahren und der Zukunft eine etwas hellere Bahn zu brechen, auf welcher allmälig vorwärts geführt werden könne die Menschheit zum Borne des Lichts — und dieser Mönch war Luther, und Luther war ein Deutscher, und demnach Ehre den Deutschen! Denn aus ihrem Vaterlande strömte das Licht, welches allen Völkern allmälig zu jenem Tempel hinleuch-

ten soll, aus dem das Heil der Menschheit fließt durch den Glauben an eine Urkraft, durch die Hoffnung eines künftigen Lebens und durch das Sittengesetz.

„Vorwärts oder rückwärts, das ist die ewige Losung der Natur; und was im Einzelnen als Rückgang erscheint, ist das Vorwärtsschreiten im Ganzen. Es gibt keinen Ruhepunkt in den geheimnißvoll wirkenden Stoffen der Natur, keinen Stillstand in dem menschlichen Wirken, alles treibt nach einem fernen, unbegreiflichen Ziele. Keine Ursach gibt es ohne Erfolg, keinen Erfolg ohne Ursach.

„Aus rohen Horden und Räubern des Mittelalters haben sich Dynasten, aus Dynasten Herzöge und Könige erhoben, und Völker und Fürsten waren gegängelt durch Priester. Das Ritterthum bildet sich, der Feudalismus beugt die Völker in ein schmähliches Joch und der Bonze, der sich des Wissens und des Reichthumes vorherrschend bemächtiget, sucht Nacht zu erhalten über den Menschen und Finsterniß zu verbreiten, weil es sein Vortheil erheischt... Die Werke der Römer und Griechen waren in ihren Händen und die Mauern der Klöster waren die Grenzen des Wissens. Keine Presse erleichterte und verbreitete die Wissenschaften; bis endlich Guttenberg durch seine Erfindung die Nacht zu erhellen begann, den Grund zu einem großen, herrlichen Gebäude gelegt und, man sollte glauben, die Menschheit für unendliche Zeiten von Sklaverei und sittlichem Verfalle gerettet hat — und dieser Guttenberg war ein Deutscher. Also Ehre wieder den Deutschen!

„Je schwerer der Druck, desto mächtiger die Rück-

wirkung. Mit Newton ging ein neuer Stern auf, und eine Reihe von Filosofen in Deutschland zünden die Fackel an für die künftigen Geschlechter. England beginnt seine Macht zu gründen über die Meere. Königsmord und Fanatismus bezeichnen seine Geschichte. Die religiöse Meinung kämpft im Blute, und der gemordete Glaube flieht nach dem fernen Westen, um eine sichere Stätte zu suchen für die Freiheit des Gewissens. Er hat sie gefunden in den Wäldern Amerikas, und der Amerikaner, dessen Vorfahren ihre glückliche Unabhängigkeit mit den Waffen erkämpft, sollte nie vergessen, daß Unduldsamkeit seine Väter vom Mutterlande trieb, daß die Reformation und Presse, die mächtigen Hebel der Freiheit, von Deutschland ausgingen und daß Lafayette und Kosciuszko ihren Heldenarm erhoben zur Zertrümmerung des Joches; er sollte beherzigen, daß Unduldsamkeit der Sprache eben so schmählich ist, als Unduldsamkeit des Glaubens. Nicht wer englisch spricht, ist Amerikaner, sondern jeder, der hier lebt, für Recht und Freiheit glüht und freier Bürger ist der freisinnigen Verfassung."

Ein anderer Artikel in demselben Blatte, von Siegmar Thuisko (wahrscheinlich Dr. Ludvigh), „über das Streben der Deutschen in Amerika, deutsche Volksthümlichkeit zu bewahren und neue zu gründen," enthält manches beachtungswerthe.

„Schon vor langen Jahren," beginnt er, „betraten Deutsche Amerikas Boden. Ihre kräftigen Fäuste lichteten des Landes Urwälder, und die Hand an den Pflug gelegt, schauten sie in rastlosem Eifer nicht eher zurück, bis Wildniß in freundlichen Garten umgewandelt war, in dem des Segens Fülle grünte.

Und wo des wilden Jägers unwirthliche Hütte einst stand, da erhoben sich freundliche Wohnungen, in denen häusliches Leben genährt und gepflegt wurde. Laut pries man der Deutschen Fleiß und Ordnungsliebe, die sich spiegeln in Feld und Haus; auch sprach man von ihrer Treue und Redlichkeit, und konnte noch überdies sagen, daß sie die Freiheit mit unverdorbenem Herzen lieben.

„Aber es sang unter ihnen kein Barde von ihren Vätern jenseit des Meeres, und indem Geschlechter vergingen und neue kamen, wurden immer bleicher ihre Urzüge. Ohne eigenthümliche Bildungsanstalten mußte ihre Sprache durch fremde Laute verdorben werden, also daß sie in verdiente Verachtung gerieth. Künste und Wissenschaften, emsig gepflegt von ihrem Stammgeschlechte über dem Meere, blieben ihnen fremd, und es entstand aus ihnen und unter ihnen kein Mann, dessen Namen zu nennen die Geschichte für würdig befunden hätte —, denn sie hatten kein Volksthum.

„So lange aber die Welt steht, ist ausser dem Volksthum nichts Großes entstanden, und selbst der, welcher sich den Sohn Gottes und der Menschheit nannte, im Bewußtsein ewiger Wahrheit, in welcher er die ganze Welt umfassen wollte, mußte im volksthümlichen Gewande der Juden auftreten. Ohne „Volksthum“ erscheinen aber die Bilder der Menschheit wie unbestimmte ausdruckslose Umrisse denen Geist fehlt, welche in den Bildersälen der Weltgeschichte keiner Darstellung würdig befunden werden, und verachtet, namenlos im Winkel stehen bleiben, bis sie endlich ganz verschwinden.

„Aber ein neuer Geist ist erwacht in dem Leben der Deutschen, auf dem der Freiheit geheiligten Boden Amerikas. Deutsche Barden, welche in des Vaterlandes Eichenhainen von des Volkes Urbildern sangen, der Altvordern Sinn und Tugend feierten, ihr Gottesleben, ihren großen Tod, und das Volk zu solcher Begeisterung erregten, wie in den Heldentagen der grauen Vergangenheit; also daß unwürdige Kinder ihre harmlosen Spiele verließen und die Hände falteten, der Leichtsinnige ernst gestimmt wurde, die Schläfer alle wie durch die Posaunen des Weltgerichtes geweckt wurden, und selbst der Greis, welcher dem Geräusche des weiten Lebens abgestorben, sich in einsame Kammer zurückgezogen hatte, noch einmal, seine Einsamkeit verlassend, hervortrat und verwundernd fragte: was sind das für Harfentöne, die ich noch vernehme?

„Deutsche Barden, welche also sangen, in Trauer aber und Klage enden mußten, und ihre Ursitze verließen, sind über das Meer gezogen mit vielen ihrer Kinder, und beginnen von neuem ihr altes Lied auf dem der Freiheit geheiligten Boden Amerikas. Von Ost bis West wird es von allen Edeln deutschen Stammes vernommen, welche mit Freude und hoher Begeisterung einstimmen: „Alles Große kommt uns wieder, alles Schöne kehrt zurück."

„Das ist der neue Geist, der sich ausspricht in dem Sange der Deutschen in Amerika; es ist der Geist deutscher Volksthümlichkeit. Ihr vernehmt ihn durch die Presse, welche begonnen hat, deutsch volksthümlich zu werden, und deren hohe Bedeutsamkeit für unser Leben und Streben mit jeder Woche deut-

licher hervortritt. Immer mehr aber wird sie in den Stand gesetzt werden, den Reichthum der Deutschen in Amerika an wissenschaftlich gebildeten, geistvollen, für alles Große, Heilige und Schöne begeisterten Männern zu entfalten, wenn solche Stimmen, wie sie in dem nicht genug zu rühmenden Aufsatze des Freiheits-Freundes: Ueber Begründung deutschen Lebens (dem Vernehmen nach von einem deutschen Pfarrer herrührend) durch Amerikas Urwälder gedrungen sind, und viele hier noch verborgen lebende kräftige Genossen zum Hervortreten mahnen, durch ein offen dargelegtes Wort auch einen Stein bei dem großen Nationalbau zu handlangen. Auch wir wollen, so viel an uns ist, ein Scherflein in den großen Gotteskasten der deutschen Nationalangelegenheiten in Amerika durch diese Zeilen einlegen, in welchen wir näher über sie uns zu verbreiten beabsichtigen.

„Das jedem Volke eigenthümliche an Karakter, Sprache und Sitte, nennen wir seine Volksthümlichkeit, wodurch das gesammte Menschengeschlecht in gewisse sich unterscheidende Zweigfamilien zerfällt. Vielleicht werden wir verständlicher, wenn wir sagen: Die verschiedenen Völker verhalten sich zu dem Menschengeschlechte, wie die einzelnen Familien einer Stadt zu der gesammten Bevölkerung. In jeder Familie finden wir ein eigenthümliches Wesen, einen Familiengeist, der uns entgegentritt, wenn wir eintreten, und welcher ihr einen gewissen Ausdruck gibt. Dort aber wird er bedingt durch den Grad der Bildung, durch äussere Schicksale und andere Umstände, unter denen die Familie lebt. Eine würdige Aufgabe wäre es für ein die Individualität scharf auffassendes Auge, mit

Hogart'schem Pinsel, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Familien im Bilde darzulegen. Solch eigenthümliches Wesen finden wir auch bei den verschiedenen Völkerstämmen. Hier wird es bedingt durch Klima, Gestalt und Lage des Landes, durch geschichtliche Ereignisse, welche auf sie einwirkten, und durch große Männer, welche leitende Sterne wurden, nach deren Lauf die Völker schifften und deren Bild sich in ihrem Leben abdrückte.

„Darum ist unsere Volksthümlichkeit die Bedingung unsers Seins und Wirkens, unser höchstes nie zu veräußerndes Gut. Das erste was wir mit dem Begriffe von Volksthümlichkeit verbinden, ist eigenthümlicher Karakter, durch welchen jeder Volksstamm sich auszeichnet.

„An diesem Bilde muß man den Deutschen erkennen, und wenn er von seinen Volksgenossen, wie dies in Amerika häufig der Fall ist, getrennt, unter Fremden steht, bei denen er sein Brod erwirbt. Ein jeder Einzelne muß seine Nation in seinem Leben darstellen. Wer das nicht thut, ist nur eine deutsche Figur, aber kein deutscher Mann, und hat keinen Werth.

„Laßt uns den deutschen Karakter bewahren, liebe Genossen, und ihn pflegen bei denen und ausbilden, die harmlos als Hoffnung künftiger Tage zu unsern Füßen spielen; laßt uns unsere Volksthümlichkeit in unserm Karakter bewahren, liebe Genossen, auf dieser Scholle, die wir zu unsrer Heimath erkoren; sie wird sonst ewig nicht das Vaterland eines gewaltigen Geschlechtes. Es sind viele von uns, die haben flüchtig nichts retten können als ihren Karakter des Deutschthums; laßt uns ihn hier bewahren mit Männerstolz,

damit wir, obschon als die Armen, doch reich sind, und man wird mit Achtung von den über das Meer gekommenen Gliedern aus dem Stamme Thuiskos sprechen, uns selbst aber wird das Gefühl sittlicher Größe segnend begleiten.

„Zu unsrer Volksthümlichkeit gehört ferner deutsche Sprache. Die Muttersprache ist jedes Volkes größtes Heiligthum, ein unveräußerliches Gut. Man spricht: was ist Sprache anders als ein Laut, durch welchen ich meine Gedanken ausdrücke. Bin ich einer andern so mächtig, dies in ihr thun zu können, bedarf ich der Muttersprache nicht mehr, die mir gleichgültig geworden ist, und es ist pedantisch, wenn ein Volk von seiner Muttersprache als von einem unveräusserlichen Gute spricht.

„Wäre die Sprache eines Volkes weiter nichts als ein angelernter Laut, durch welchen Brod, Fleisch rc. gefordert wird, möchte jener Einwurf richtig sein. Sind aber die Elemente der Sprachen verschieden, wie die geistigen Elemente der Völker, denen sie angehören; spricht sich in ihnen eigenthümliches Denken, Fühlen und Begehren jener aus; ist durch die Sprache selbst der Umfang und die Erfaßlichkeit der Ideen bedingt; ist sie der Träger und Bewahrer der Bildung eines Volkes, die sich in ihm seit Jahrtausenden entwickelte, und in Künsten und Wissenschaften durch Vermittlung jener von Geschlechtern auf Geschlechter vererbt wird; wurde sie z. B. bei uns Deutschen eine eigenthümliche Denk- und Gefühlsweise, von den Müttern ihren Kindern eingeimpft.

„So ist unsre Muttersprache unser größtes Heiligthum. Sie ist der Grund, in dem unser Wesen wur-

zelt. Sie ist die Muttermilch, bei der ein Volk allein gedeiht. In der Muttersprache geben wir unsere heiligsten Gefühle wieder und dem tiefsten Denker leihet sie nur Worte. Kein Dichter ist unsterblich geworden ausser in seiner Muttersprache; denn in ihr vermag nur der Geist den Aufschwung zum Unendlichen zu nehmen, wovon wir in Ahnungen sprechen, die wir in Bilder kleiden.

„So lange ein Volk seine Sprache noch bewahrt, geht es noch nicht unter und ist, selbst unter das Joch gebeugt, nicht hoffnungslos verloren. Denn es bewahrt und pflegt auch unter dem Drucke noch Nationalgefühl, das so lange mit den Ketten der Tirannei rasselt, bis sie unter dem Gesange bersten:

Es schmiedet kein Hammer das Eisen so fest,
Daß die Kette sich nicht zerreissen läßt.

Alle Zwingherren erkannten als ihren größten Feind, den sie mehr fürchteten als das Schwert, die Muttersprache der Völker; darum war ihre angelegentlichste Sorge, sie zu vernichten, damit die Kinder nicht mehr lesen könnten die Geschichte der Heldenzeit ihrer Väter und zur Rache entflammt würden.

„Volkseigenthümlichkeit zeigt sich auch endlich in Sitte. Nie ist die Sitte etwas Zufälliges; immer spricht sich in ihr ein Karakter aus. Darum aber ist sie höchst beachtenswerth, und indem wir die Sitten bewahren, bewahren wir auch Karakter, auf den sie wieder zurückwirken, ihm Festigkeit gebend. Wache nicht über die Sitten deiner Pflegebefohlenen, und bald wird auch ihr Karakter verwildern. Das ist eine Bemerkung, die jeder Erzieher machen kann. Je mehr die Bildung bei einem Volke zunimmt, welche zur

Humanität erzieht, desto humaner werden auch die Sitten, in denen sich jene spiegelt, und das gebildetste Volk hat so die humansten Sitten. In dieser Beziehung sprach auch jener Römer sehr richtig: Die Wissenschaften machen die Sitten zart, und lassen die Menschen Rohheit vergessen.

„Ist die Behauptung aller gebildeten Völker, welche darin übereinstimmen, richtig: daß das deutsche Volk das am tiefsten gebildete sei, so müssen die Sitten desselben auch die humansten sein, wovon man sich durch Betrachtung und Vergleichung überzeugen könnte. Man kann die Sitten eines Volkes nie richtiger würdigen, als an seinen Nationalfesten, an denen man sich einen Totaleindruck und Ueberblick verschaffen, und das ganze Wesen desselben durchschauen kann bis in seinen Familienkreis. Die Griechen waren das genialste und gebildetste Volk der alten Welt, von denen das übrige Europa erst Bildung empfing. Es beurkundigte sich als solches auch dem flüchtigsten Beschauer in seinen olympischen, nemeischen ꝛc. Volksspielen, in welchen die Künste wetteiferten, griechische Sitten in den zartesten Formen zu entfalten. Auch die Deutschen haben sich vortheilhaft in ihren Volksfesten ausgezeichnet. Vor allen sind die Jubelfeste der Reformation zu erwähnen, in welchen zumal sich die fortgeschrittene Bildung des deutschen Volkes in einem Jahrhunderte aufs augenscheinlichste offenbarte. Ueberall sprach sich ein sittlicher Ernst, entschiedene Freiheitsliebe, Muth und Kraft, Gemüthlichkeit und Frohsinn aus.

„Der Ernst wirkte heiligend auf die Freude ein, und letzteres bewahrte ersteren, daß er nicht in Frost

und Kälte ausartete. Szenen aber, die uns hätten erinnern können an Spaniens Stiergefechte, Englands Klopffechtereien und Hahnenkämpfe, fielen nie vor, durch welche man die Feste entweiht würde genannt haben.

„Berühren uns aber die Sitten eines Volkes an seinen Festen, so offenbaren sie sich doch am deutlichsten im Umgangsleben. Der selbst an die Kälte seines Volkes gewöhnte Engländer fühlt sich in Deutschland von der Herzlichkeit, Gemüthlichkeit der Sitten wohlthuend erwärmt, und versichert uns, menschlichen Lebensgenuß noch nie so gekannt zu haben.

„Schmerzhaft hat uns englische Sitte stets berührt, und es ist uns fühlbar geworden, daß wir in der Fremde wären, in welcher wir so lange die Heimath vermissen würden, als wir den Heerd mit deutschen Sitten nicht finden und gründen können. Unser Geist bleibt niedergedrückt, und unser Lebensmuth und unsere Kraft gebrochen. Wohlbehagen könnten uns die Schätze eines Krösus nicht bringen, denn sie wären doch nur kalt ohne unsere Sitten, und ohne sie mag noch so klar die Sonne scheinen, doch wärmt sie uns nicht, wie auf hohen Bergen, von denen wir uns zurücksehnen in das Thal der gewohnten Lebensluft.“

Unter den Gegnern der Feststellung und Bewahrung deutscher Volksthümlichkeit in den vereinigten Staaten Nordamerikas stellt der Verfasser die „eingebornen Aristokraten“ oben an, deren Zahl, ihm zufolge, nicht gering ist, und die namentlich in großen Handelsstädten vorherrschend sind.

„Es sind häufig vornehme englische Herren, ihrem äussern Wesen nach," sagt er, „welche um ein gutes Geschäft zu machen jeden Augenblick bereit wären, die Republik für Privilegien und einige blanke Thaler an den Meistbietenden zu verkaufen, dann aber sich rühmen würden, in der geschäftslosen Zeit doch ein Geschäftchen gemacht, und da die Spekulationswuth zu Falle gekommen, doch noch glänzend spekulirt zu haben. Diese sind natürlich erbitterte Feinde jeder kräftigen Lebensäusserung eines Volkes, das von höhern Dingen spricht als von Titeln, Würden u. dgl. mehr. Hört nur, wie sich diese Herren, gewiß unübertreffbar vornehm, als „Natives" (geborne Staatsbürger) aussprechen, zwar ihre Aristokratie zu verhüllen, einen republikanischen Mantel umnehmen, der ihnen aber so nachlässig ansitzt, daß jeder Luftzug ihn entfaltet und ihre wahre Gestalt zeigt.

„Das sind die politischen Farisäer dieses Landes, neben den vielen kopfhängenden mit langen Sonntags-Gesichtern einherschreitenden und an den Straßenecken betenden religiösen. Erstern gehört dasselbe Wort, was Christus den Farisäern seiner Zeit zuruft, durch das er sie als Wölfe in Schafskleidern, und als übertünchte Gräber bezeichnet, so wie es auch nicht passender für die Frömmler dieser Zeit gewählt werden könnte.

„Alle diese vornehmen Herren möchten uns (die eingewanderten Deutschen) gern zu ihren Leibeigenen machen, die „gnädigen Herren" spielen, von denen sie aus Europa gehört haben, und stützen sich auf das Recht der Eingebornen. Fragt sie nur einmal, wenn ihr euch wollt eine Kurzweil bereiten: ob

sie denn als Eingeborne von den Indianern herstammen; ob nicht Kinder der verschiedenen Völker die Freiheit des Landes hätten erringen helfen, und ob sie die Wüsteneien Amerikas in den Kulturzustand gesetzt hätten, — da werden sie vor Zorn blau wie ein Truthahn, schnaufen und sich schüttelnd, bringen sie nur die abgebrochenen Worte heraus: „pöbelhafte Arroganz!“ während sie ihre pergamentenen Stammrollen wieder in das mit Silber und Elfenbein verzierte Kästchen schließen.

„Diesen Herren sind wir ein Dorn im Auge; denn sie fühlen, daß mit jedem Schiffe, welches, wie sie sprechen, lumpige Bettler und politische Abenteurer ans Land setzt, dem republikanischen Elemente ein neuer Zuwachs gebracht wird. Sie aber möchten die Republik lieber absterben, als sich verjüngen sehen.

„Feindlich sind auch gegen uns die Pfaffen wie ihre Anhänger gesinnt, von denen wir genau die Religionslehren unterscheiden, welche, ob sie auch nicht unsere theologische Ansicht theilten, doch verkünden: daß wo der Geist Christi wehe, Freiheit sein müsse in jeder Beziehung; aus allerlei Volk wer den Herrn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sei; die wahre Frömmigkeit in den Wandel vor Gott setzen; einen todten und lebendigen Glauben unterscheiden; unablässig predigen: ist irgend eine Tugend, ist irgend ein Lob, dem trachtet nach; duldsam sein bei verschiedenen Ansichten die sich in der Religion vorfinden; sich nicht anmaßen den Himmel auf- und zuzuschließen, und meinen, Glaubenssache sei Gewissenssache jedes einzelnen Menschen. Diesen unsern freundlichen Gruß.

„Aber die Pfaffen in diesem Lande, welche im natürlichen Bunde mit den Aristokraten stehen und wie jene Licht und Freiheit scheuen, wohl wissend, daß ihre goldne Zeit, mit Schiller zu reden, immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes fiel, und nur von Blödsinn und Sinnlichkeit ernten können, sind uns nicht günstig. Denn sie haben errathen, daß wir von den Dogmatiken nicht viel halten, die wir als Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte ansehen, welche nicht mehr für unsere Zeit passen.

„„Zion, Zion wird belagert von den heidnischen Filistern! schreien die Pfaffen. Ist kein Simson da, der diese Rotte vernichte, und will kein Profet aus dem Grabe aufstehen, daß er den Himmel zwinge sich zu öffnen und Schwefel und Pech regnen lasse, welches unser Zorn in Brand stecken könnte, damit dies Geschlecht untergehe!“ Solch Geschrei darf uns aber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß das Pfaffenwesen in der Dogmatik thront, und daß ohne sie alle Herrlichkeit desselben ein Ende hat.

„Aber selbst unter eingewanderten Deutschen treffen wir nicht wenige unserm Streben feindlich Gesinnte. Viele von ihnen hatten wir Gelegenheit als verknöcherte reiche Schnapphähne kennen zu lernen, wahre Affennaturen in Menschengestalt, welche statt des Geistes nur einen Instinkt, fysischen Lebenstrieb, hatten. Ihre Zentralpunkte waren nur Geldbanken, und darum rümpften sie die Nase, wenn sie von einer deutschen Nationalbank hörten, von der sie keinen Begriff haben konnten, weil Geistiges nur von Geist erfaßt werden kann. Das darf uns aber von ihnen nicht befremden, denn sie waren in Deutschland schon zu

weiter nichts zu gebrauchen, weil sie über das ABC nicht gekommen waren, als in einer Garküche das Wasser herbeizuschleppen, in ihm Messer, Gabeln und Löffel zu spülen. Ihnen kann natürlich der Geldsack nur Ansehen geben, da sie sich so arm an Geiste fühlen, daß sie sich auf keine andere Weise bemerkbar machen können. Sie aber fühlen doch, daß sie in dem Grade an ihrem Ansehen verlieren müssen, als geistige Elemente das Volksleben durchdringen, worauf unser Streben gerichtet ist und darum sind sie uns feindlich. Feindlich erscheinen sie uns aus Geistlosigkeit, und wir halten es nicht der Mühe werth, lange bei ihnen betrachtend zu verweilen.

„Andere aber treten uns entgegen, welche mehr zu berücksichtigen sind. Sie stellen den Grundsatz auf: da in Amerika englische Volksthümlichkeit vorherrsche, müsse jede andere in jener untergehn. Für diese Ansicht gilt im allgemeinen, was wir vom Anfange schon sagten, wenn wir darauf drangen, deutsche Volksthümlichkeit zu bewahren, und wir nehmen nur Gelegenheit spezieller uns auszulassen. Erwähnte Ansicht finden wir repräsentirt in dem Westlande, einer nordamerikanischen Zeitschrift, wo es in der Einleitung Seite 8 u. 9 unter andern heißt:

„„Viele von ihnen (den seit einigen Jahren hier eingewanderten gebildeten Deutschen) haben durch übel verstandnen Patriotismus und Nationalgefühl verleitet, unter der Mehrzahl der Deutsch-Amerikaner ein Bestreben hervorgerufen, als Deutsche zwischen den Amerikanern (er meint englisch-redende Eingeborne, und wir möchten wissen, wie er die nennt, welche als Eingeborne nicht englisch verstehen, deren es sehr

viele gibt), fortbestehen zu wollen, ja einen eignen deutschen Staat zu gründen. Wie solche Ideen in Deutschland gefaßt werden mochten, ist begreiflich, wie sie aber hier Wurzel schlagen mochten, können wir kaum erklären."

Er fährt fort: „„Die meisten von denen, welche jetzt diese Richtung haben, werden von ihrem Irrthume zurückkommen, und mit einem großen Theile ihrer Stammgenossen einsehen, daß deutsches National-Leben, einmal seinem eigenthümlichen Boden entrissen, viel schöner und besser im anglo-amerikanischen Leben untergeht, um in ihm als ein verjüngendes und veredelndes Prinzip zu wirken und fortzubestehen." (National-Leben kann nicht untergehen und doch fortbestehen, das ist offener Widerspruch, oder der Begriff des National-Lebens ist ein falscher.)

„„So wirkten vor Zeiten schon die germanischen Stämme auf Römer, Gallier, Kelten und Slaven, in ihrer Nationalität untergehend, aber auferstehend in der höhern Entwicklung und dem geistigen Leben dieser Völker." (Hierbei erwähnen wir, daß es dem Verfasser unmöglich sein dürfte nachzuweisen, wie deutsches Element veredelnd auf die Römer gewirkt hätte. Wir wissen nur, daß die Deutschen in der Volksthümlichkeit der Römer spurlos untergehen. Sie waren durch fysische Kraft zwar Sieger, aber selbst als solche unterlagen sie der Bildung der Besiegten. Auch war die Blüthezeit des römischen Volkes zu der Zeit, als die Deutschen mit ihnen in nähere Berührung kamen, vorüber, und wir sahen von da an stets nach und nach Romas Glanz erbleichen, das Volk zurückschreitend. Bei den andern Völkern, die erwähnt wer-

den, können wir keine Spur von deutschen Elementen in ihrer Geschichte finden. Ein kleiner Theil der Kimbern vermischte sich, ich weiß nicht mehr bestimmt die Zeit vor Christi Geburt anzugeben, mit den Kelten, dem Urvolke der Gallier, welches sich Jahrhunderte lang noch durch Rohheit auszeichnete, und die Slaven sind heute noch die rohesten und ungebildetsten Völker Europas, erst jetzt in höherer Entwicklung langsam begriffen.)"

Nach solcher Erläuterung schließt Thuisko mit den Worten:

„In der Höhe der Bildung ligt die Größe des deutschen Volkes, und der Reichthum, den Mancher mit über das Meer gebracht hat, welcher in den Erziehungsanstalten des alten Vaterlandes geistiges Leben einsog. Ob wir darum Schiffbruch erlitten, arm und dürftig an das rettende Eiland geworfen wären, würden wir doch mit jenem edlen Römer sagen können: „ich habe nichts verloren, denn all das Meine trag ich bei mir" und würden, obschon als die Armen, doch fähig sein, unser neues Vaterland zu bereichern. Die Entfaltung aber unsers Reichthums ist durch unsere Nationalität mit bedingt, durch unsere Muttersprache. In ihren Tiefen ruhen unsere Schätze. Sie ist der Schoos, in dem geistiger Same eingehüllt ist, der aber nimmer aufgehen kann, sind wir ihrer beraubt."

Dem oben erwähnten Aufsatze: „Ueber Begründung deutsches Lebens in den vereinigten Staaten," entheben wir nur die Stelle:

„Das erste Nothwendige zur Begründung deutschen Lebens, ist wohl Achtung des Deutschen für seine

Muttersprache. Sobald wir eine fremde Sprache unserer eigenen gleichstellen oder gar vorziehen, wird uns dieselbe endlich besiegen, wir uns selbst unwissend werden, und das Eigenthümliche unsers Karakters verlieren. Zwei Herren läßt sich nicht dienen, und nur in einer Sprache wird man groß. Das Erlernen verschiedener Sprachen ist nützlich und dient zur Ausbildung des Geistes. Aber sie blos lernen, um darin plappern zu können, ist heimliches Gift, das die Kraft und Selbstständigkeit des Geistes nach und nach verdirbt. Das Sprechen in fremden Wörtern, ohne die Sprache zu kennen und sie in seiner Gewalt zu haben, das bloße Nachplappern, wie es die Raben und Papagayen thun, entstellt ein Volk und vorzüglich das deutsche. Achtung und Liebe zu unsrer Sprache, sie richtig und schön sprechen und lesen zu können, das ist, was uns zur Selbstständigkeit hilft.

„Daß unsere Kinder bei ihrer Erziehung zuerst ihre Muttersprache erlernen, muß unsre heilige Sorge sein, und zwar, daß sie dieselbe allein zuerst rechtreden, rechtlesen und rechtschreiben lernen. Große Fehler begehen daher jene Eltern, welche ihre Kinder zugleich zwei Sprachen erlernen lassen wollen, mit der Entschuldigung: das sei nothwendig und vortheilhaft für sie; oder die, welche sie in einer fremden Sprache unterrichten lassen, und die eigene Muttersprache, die sie so oft selbst nicht rechtreden, ihnen nur so nebenbei beibringen, im Glauben, sie erlernten so auf leichte Art zwei Sprachen zugleich. Dadurch entsteht nachher jenes Zwittergeschlecht, das sich, weil es keine Sprache recht kennt und folglich liebt, weil es keine Muttersprache hat, zu jeder Großthat unfähig,

ein Filisterleben führt. Eine Sprache muß zuerst das Kind lernen und die unsrige, als deutsche die deutsche.

„Eine Mutter hat jeder Mensch, eine Muttersprache ist für ihn genug. Wehe dem Säugling, der einer Amme bedarf; wehe dem Kinde, das zur Muttersprache gleich noch eine Ammensprache mitlernen muß. Lernt das Kind erst recht seine Muttersprache, und diese allein, so wird mit dem Lebensmorgen die Muttersprache das offene Thor zu Herz, Gedächtniß und Verstand; fremde frühzeitige Plapperei öffnet eine Afterpforte mit Diebsschlüssel. Vorder- und Hinterthüre zugleich im Hause aufgethan, gibt Zugluft; Pferde zugleich vorwärts und rückwärts vor und hinter den Wagen gespannt, werden ihn nicht weit von der Stelle bringen.

„Wer keine besondere Muttersprache hat, für den hat keine Sprache einen Klang, dem klingt keine zu Herzen; aber in der Muttersprache hallen wieder alle Hochgefühle, des Herzens ausgeschollene Klänge vom ersten Wiegenlaut bis zur Liebe wunderheißem Wonnekosen. Daher, ihr deutschen Eltern, verachtet an euern Kindern jenes Rabennachsprechen, jene Staarmätzigkeit und Papagayenkunst; freuet euch nicht über die Geschicklichkeit eurer Kinder, wenn sie frühzeitig eine fremde Sprache plappern wollen und können. Laßt uns vielmehr unsere Kinder mit Liebe zu unsrer Muttersprache erfüllen und sie vor allem darin zuerst unterrichten; sie haben dann eine Sprache, die zum Herzen dringt und sie begeistern kann. Verstehen sie ihre Muttersprache recht, dann sollen und müssen sie andere Sprachen lernen. So werden wir aus unsern Kindern Menschen bilden und Deutsche, welche später

das bewirken werden, was wir nicht konnten oder wollten: ein deutsches Volksleben; dann entsteht ein deutsches Volk.

„Wollen wir aber unsern Kindern Achtung für die deutsche Sprache einflößen, so lasset uns ihr selbst dadurch Achtung beweisen, daß wir sie gern reden und von fremdem Gemengsel rein zu erhalten suchen. Und warum sollte der Deutsche seine Sprache nicht lieben und sie gerne aufopfern wollen? Ist sie etwa nicht schön? Ist sie etwa nicht kräftig? Klar wie der deutsche Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme ist seine Sprache. Ein Urvolk hat eine Ursprache. Wer seine Sprache verachtet, verachtet sich selbst und verdient von andern verachtet zu werden. Die Verachtung unserer Muttersprache hat sich sehr fürchterlich in der alten und in dieser Welt (Amerika) gerächt.“

Nach der glaubwürdigen Angabe des herumreisenden Agenten der „Gesellschaft für deutsche Auswanderer,“ Lemanowsky, stellt sich die Anzahl der noch nicht naturalisirten, oder zu Staatsbürgern der nordamerikanischen Union aufgenommenen Deutschen, in den vereinigten Staaten folgendermaßen:

In der Umgegend von Pittsburg, in Pennsylvanien, 15,000 Individuen; in der von Wheeling, in Virginia, 10,000; im Ohiostaat 40,000, wovon 10,000 in und bei Cincinnati; im Indianastaat 20,000; im Kentuckystaat 15,000, wovon 5000 bis 6000 in Louisville; im Missuristaat 30,000, wovon 6000 bis 7000 in St. Louis; in Tennessee 5000; in Luisiana 15,000; in Alabama 2000; im Mississipistaat 5000. Es be-

finden sich also in den vorbezeichneten zehn Staaten 117,000 neu eingewanderte Deutsche. Rechnet man dazu noch die in der letzten Zeit nach Mischigan gezogenen und die in den Seestädten am atlantischen Meere angekommenen deutschen Einwanderer, kann man ihre Menge auf keinen Fall unter 125,000 Seelen anschlagen.

Nach Traugott Bromme in seinem eben so umfassenden als gediegenen „Gemälde von Nordamerika in allen Beziehungen *)," beläuft sich die Masse der in den vereinigten Staaten Nordamerikas eingebürgerten (naturalisirten) Deutschen auf 1,326,000 Individuen. Davon kommen auf Pennsylvanien 550,000, auf Ohio 270,000, auf Virginien 125,000, auf Maryland 80,000, auf Nordkarolina 55,000, auf Neuyork 50,000, auf Südkarolina 40,000, auf Illinois 25,000, auf Missuri 20,000, auf Indiana 20,000, auf Tennessee 20,000, auf Kentucky 15,000, auf Mischigan 15,000, auf Alabama 10,000, auf Luisiana 8000, auf Georgien 8000, auf Neujersey 5000, auf Mississipi 5000, auf die noch übrigen Staaten und Gebiete 5000.

Man entnimmt daraus, von welcher Wichtigkeit und von welchem recht eigentlichen National-Interesse es für eine Masse von fast anderthalb Millionen Deutschen (mehr als 100,000 sogenannte „Irisch-Deutsche," welche von Deutschen oder ihren Nachkommen abstammen, ihrer Herkunft sich aber schämen, nicht zu

*) M. s. die Erörterung dieses sehr guten Werkes, in der kritischen Uebersicht, im ersten und dritten Theil für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

gedenken) sein muß, ihre Volksthümlichkeit und ihre Muttersprache, unter den sie umschließenden britischen Abkömmlingen in den vereinigten Staaten Nordamerikas, unversehrt sich zu erhalten.

Die nordischen Monarchen.

Torystische Genrebilder.

Erste Galerie.

Der Marquis von Londonderry, einer der Hauptvertreter des Torysmus im Oberhause des britischen Parlaments, hat im Laufe von 1836 und 1837 eine Reise durch das nördliche Europa gemacht, deren Beschreibung unter dem Titel: „Recollections of a tour in the north of Europa" veröffentlicht worden. Hauptzweck derselben war nicht etwa, mehr oder weniger tief eindringende Beobachtung der bereiseten Gegenden und ihrer Bewohner, sondern wie es scheint bloß der verschiedenen Höfe und der bei denselben obwaltenden Eigenthümlichkeiten. Je weniger Stoff aus solchen Regionen unsrer Erörterung sich bietet, um so bereitwilliger glauben wir ihn verarbeiten zu dürfen, von welcher Feder er im Uebrigen auch herrühren mag.

„Staatsmänner reisen selten, und daran thun sie nicht recht," sagt unser erlauchter Gewährsmann.

„Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Politik sich unter den Sitten verbirgt, daß die Völker ihre Regierung in ihrem eigenthümlichen Volksleben abspiegeln und daß die tiefsten Kabinetsstudien über die Schwankungen der Geschichte, einem mehrjährigen Verweilen an den verschiedenen Gesittungsherden Europas nicht gleichgestellt werden können.

„In der unbedeutendsten Anekdote, in der oberflächlichsten Intrigue läßt sich oft eine ganze Staatsumwälzung gewahren. Mit welcher Bestimmtheit hat nicht Lädy Morgan vor 1830 vieles vorausgesagt, und wenn wir, statt die Kräfte der Erhaltungspartei und die Vertheidigung der Integrität von Altengland abzunutzen, uns mehr den volksthümlichen oder vernunftgemäßen Ideen beigesellten, die aus dem Kontinent eine beständige Destillirblase neuer Reformen und Fortschritte machen, würde man ihre Macht bestimmen können, statt sich ihnen unterwerfen zu müssen.

„Ein Gedanke dieser Art hat mich von Windsor nach den Gestaden der Newa versetzt. Denn wahrlich, welche Zeit ist zu forschenden Reisezwecken geeigneter als die, wo Leopold von Koburg, der noch 1814, nach dem Ende der Oper zu Paris, mit uns bei Tortoni oder den Frères Provençaux soupirte, wenig um einen Thron, dagegen viel um Schampagnerwein und Trüffeln sich kümmerte; der später, vermählt mit der Prinzessin Scharlotte, auf dem Punkte war, mit der Königin von England die erste Monarchie der Welt zu theilen, und der endlich nach den letzten politischen Ereignissen, in den schwankenden Palast der Stegreifmonarchen Belgiens gerieth, wo er durch die

Gnade Ludwig Filipps herrscht, dessen Schwiegersohn zu sein er sich glücklich schätzen muß.

„Ist es nicht hinreichend, im Palaste des Prinzen von Oranien zu Brüssel den noch unberührten Boudoir der geistreichen und würdevollen Frau zu sehen, die ihn zu ihrer Lieblingswohnung auserlesen, um zu begreifen, daß der Augenblick nicht fern ist, wo die königliche Flüchtige triumfirend aus ihrem Exil zurückkehren wird?...

„In Belgien bemerkt man noch in allem die Nachwehen der Dynastie-Veränderung. Hat nicht an den Thoren Antwerpens, auf der Straße nach Haag, ein gewisser François, der sich mit dem Titel eines Hofpolizei-Direktors brüstet, der elenden Visirung meines Passes wegen, unverschämt genug mich gefoppt? Glücklicherweise erwartete mich der gastfreundliche Aufenthalt in Holland, um von meinen Mühseligkeiten mich zu befreien, wie um für meine Meinungen mich zu belohnen. Ein einziger Zug wird den großen Mann zeichnen, dem ich den aufrichtigen Tribut meines Enthusiasmus darbrachte.

„Van Maanen war Wilhelms Feind, als dieser, nach Hollands Eroberung durch die siegreichen Waffen der französischen Republik, sich nach England einschiffte. Das war ein Grund, weshalb der König, nach Wiedereinsetzung der rechtmäßigen Dynastie, ihn in seine Dienste nahm, und als leidenschaftlicher Mann hat van Maanen Wilhelms Thron untergraben *).

*) Es ergibt sich aus obiger Stelle, daß der Reisende nicht van Maanen als den großen Mann bezeichnet, den er zu sehen

„Man kann das gleiche von Karl X und dem Herzog von Polignac sagen. Eine so hohe Politik gereicht dem Herzen der beiden Fürsten zur Ehre, die besser den Werth der Dahingebung begriffen, als die Vertretungs-Monarchie. Der König der Niederlande ist immer hochsinnig gewesen. Während (oder vielmehr nach) den hundert Tagen war de la Tour du Pin Gesandter Ludwigs XVIII in Haag, als Merlin (von Douai) in dem Augenblicke, wo er sich nach England flüchten wollte, an der Küste von Middelburg Schiffbruch litt. Der Gesandte begab sich sogleich zu Wilhelm, die Zurückweisung des Königsmörders begehrend.

— Was Sie wünschen ist unmöglich, entgegnete der König. Ich verabscheue den Königsmörder; aber ich schütze den Schiffbrüchigen. Merlin *) ist Strandgut für mich. — Ein herrliches Wort.

„Ich war 1813 mit Bernadotte zu Dennewitz und Leipzig zusammengetroffen. Der König von Schweden empfing mich, als beglaubigter Diplomat bei den verbündeten Königen, nach 23jähriger Trennung an seinem Tische, wie im Feldlager der alliirten Monarchen, mit derselben Höflichkeit und den gleichen erhabenen Gesinnungen. Er scheint durch sein folgerichtiges Benehmen, seine Scharfsicht und seinen Takt für den Thron vorausbestimmt. Seine Unterhaltung ist ein ununterbrochenes Gemälde. Er malt

brennt, wie man seinem Frasenbau nach voraussetzen möchte, sondern vielmehr den König von Holland.

*) Gestorben den 26. Dezember 1838, in einem Alter von 84 Jahren.

alles, was er erzählt. Vor allem aber beginnt er mit Aufstellung der Grundsätze. Die Ausfälle, die Bemerkungen, die Kommentare, die Spitzwörter und die Geschichtchen kommen später. Ich kenne an den Höfen Europas nur Herrn von Metternich, der in der Unterhaltung eine ähnliche Einbildungskraft geltend zu machen im Stande ist.

„Der König von Schweden hat mir in allem, was er mir gesagt, oder was er mir hat merken lassen, günstig für England gestimmt geschienen. Ein wenig Unruhe hat ihn letzthin auf der Seite von Petersburg überschlichen, bei der Nachricht von den wieder aufgenommenen Arbeiten zur Befestigung der Insel Aland, in der Ostsee*), und der Erbauung eines großen Arsenals, zur Bewaffnung und Versorgung aller russischen Flotten. Mit Hilfe dieser Station kann eine ungeheure Seemacht ganz unerwartet sich sammeln und binnen 48 Stunden vor Stockholm erscheinen.

„„Warum wollte nun Eure Majestät als Repressalie nicht die Befestigung der Inseln (Scheeren) und der Passagen befehlen, welche die Umgebung Ihrer Hauptstadt vertheidigen?“ fragte ich den König Karl Johann.

— Eure Herrlichkeit hat meine Absicht errathen, entgegnete Bernadotte; das ist mein Plan. Ich werde Stockholm unangreifbar machen, wenn — Schweden mir dazu die Mittel gibt.

„Das ungenirte dieser Antwort stimulirte meine

*) Die Insel Aland, die größte des gleichnamigen Archipels im bothnischen Meerbusen, hat etwa 9000 Einwohner. Sie ist sechs deutsche Meilen von der schwedischen Küste und 20 Meilen von Stockholm entfernt.

Kühnheit. Ich erkundigte mich — (aufgemerkt, es kommt etwas höchst wichtiges, wodurch der wirksamste Einfluß auf die europäische Staatspolitik ausgeübt werden kann) — ob Se. Majestät noch eine Gewohnheit habe, woran Sie sehr zu hängen schien, als mein Amt zu jeder Stunde zu Ihrer Person mich rief. Sie bestand darin, sehr spät im Bett zu bleiben, eine oder zwei Audienzen in demselben sitzend zu ertheilen, Briefe zu diktiren und die Angelegenheiten während dem Anziehen zu expediren.

„Der König von Schweden hat in dieser Beziehung den Fürsten von Ponte-Corvo noch nicht zur Vergessenheit verurtheilt. Bernadotte bringt oft den ganzen Winter zu, ohne sein Zimmer zu verlassen. Im Nothfall aber würde er von dieser Lebensweise mit eben so viel Thatkraft sich abwenden, als er aus Muße sich ihr überläßt. Seiner 74 Jahre ungeachtet kann er die ganze Nacht zu Pferde bleiben, ohne Ermüdung zu verspüren.

„Karl Johann scheint in bester Eintracht zu leben mit der Königin, Eugenia Clary, die den Pflichten des Throns die Zuneigung zum Opfer gebracht, welche sie an Frankreich band. Ich habe mehrmals die Ehre gehabt, mit dem königlichen Paar im Schlosse Rosenberg zu speisen. Die Speisen waren auf russische Weise zubereitet; denn das Gemisch der französischen mit der schwedischen Küche hat eben nichts anziehendes für Bernadottes Gäste. Um jedoch Patriot zu bleiben, hat er in seinen kulinarischen Offizinen nur schwedische Künstler. Eugenia hat ihre eigene Küche. Bei Prunkmahlzeiten findet man alle Systeme vereint.

„Was noch lange diesen Theil der nordischen

Staaten unglücklich machen wird, ist die aufs äusserste getriebene Lizenz der belgischen Presse. Die Verläumdungen, deren sie tagtäglich gegen Wilhelm von Oranien sich schuldig macht, reizen diesen Fürsten und erbittern die Völkerschaften. Man möchte sagen, es sei ins Feuer geschütteter Weingeist.

„Ich erinnere mich noch, daß 1815 das „Journal de Flandres," ein demokratisches Blatt von der untersten Gattung, gegen den Herzog von Wellington eine lächerliche und gehässige Anklage in demselben Augenblicke vorzubringen wagte, als die Briten Europa bei Waterloo retteten. Die genannte Zeitung behauptete nämlich, der Sieger von Toulouse habe Frankreich den neuen Statthalter von Guadeloupe und Martinique, der von Ludwig XVIII ernannt worden, aufgedrungen. Man versicherte, der edle Herzog habe bei dieser Gelegenheit eine geheime Unterhaltung mit Herrn Decazes gehabt. Der Prozeß wurde in Gent verhandelt und Lord Wellington gewann ihn mit vieler Mühe. Uebrigens waren Großbritaniens Forderungen vollkommen gerecht. Wir hatten genug Geld weggeworfen für die Sache der Bourbonen, daß Ludwig XVIII aus Erkenntlichkeit die französischen Kolonien nicht als getreue Bundesgenossen Englands hätte behandeln sollen. *)

„Man hat dem König Wilhelm, selbst nicht im Range der Aristokratie, hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Idee nationaler Einheit verfolgte ihn, und ihre Uebertreibung selbst ist ein Beweis von

*) Wie wenig klar diese Sache auch sein mag, ist sie doch von zu geringer Wichtigkeit, als daß wir darüber uns in nähere Erörterungen vertiefen möchten.

der Wichtigkeit, welche der Fürst auf diese Aegide der Monarchien legte. Der Umstand, daß Wilhelm die Belgier zwingen wollte, der holländischen Sprache sich zu bedienen, rührte daher, daß nach den Worten des Vertrags „Belgien mit Holland vereinigt worden und nicht Holland mit Belgien.“

„Sein Entschluß war nicht, wie man so oft gesagt, mit der gesunden Vernunft in Widerspruch. Denn das Flamländische, die eigentliche Volkssprache Belgiens, hat mehr als eine Aehnlichkeit mit dem Holländischen, während die durch die Revolution eingeschmuggelte französische Sprache, die eben so wenig Wurzel gefaßt im Gedächtnisse der Bevölkerung, als die Eroberung im Lande selbst, in gar keiner Beziehung mit dem Holländischen stand.

„Bei meinem Eintreffen in Haag war die königliche Familie zu Loo und Soestdyk *), zwei Sommerschlössern, welche sie gewöhnlich während der schönen Jahreszeit bewohnt. Der Prinz von Oranien hielt Inspektion über das Lager bei Tillborg **). Das einzige merkwürdige, was ich auf meiner Durchreise sehen konnte, beschränkte sich auf den französischen Diplomaten Baron Mortier, einen Zögling Talleyrands, und auf die Baronin, seine Gemahlin, eine wahrhaft liebenswürdige Dame ***). Bei dem großen Gastmahl, das uns Sir E. Disbrowne (der engli-

*) Soestdyk (Sustdeik) ist ein dem Prinzen von Oranien gehöriges Jagdschloß bei Soest.

**) Stadt von 12,000 Einw., mit bedeutenden Tuchfabriken.

***) Baron Mortier wurde im November 1838, an die Stelle des nach Neapel versetzten Herzogs von Montebello, zum französischen Gesandten in der Schweiz ernannt.

sche Botschafter) gab, gewahrte ich mit Vergnügen, wie sehr Hr. Mortier in der britischen Literatur bewandert war.

„Es läßt sich nicht genau bestimmen, bis zu welchem Punkte dieser Diplomat die Angelegenheiten Belgiens beim König Wilhelm ins Geleis bringt, so viel ist jedoch gewiß, daß Lord Byron nicht leicht einen leidenschaftlichern Bewunderer gehabt. Ein langes Gespräch über den „Korsar" und über „Childe Harold," hat mir eine hohe Meinung gegeben vom Geschmack Sr. Exzellenz und wir haben, poetisch gesprochen, als die besten Freunde von der Welt von einander Abschied genommen.

„Ich weiß nicht, wozu König Wilhelm sich entschließen wird, so viel aber weiß ich, daß er in seinem Nachbar, dem König von Dänemark *), einen entschiedenen Gegner aller politischen Neuerungen, folglich einen natürlichen Bundesgenossen hat. Dieser Fürst hat die Beschießung von 1807 noch nicht vergessen **); seine Begriffe sind indeß nur um so ehrenwerther. Uebrigens war die Beschießung Nelsons von 1802 nicht weniger verderblich für Koppenhagen, als die Lord Canthcarts. Die Dänen haben ihre revolutionäre Anhänglichkeit an die verlorne Sache Bonapartes theuer bezahlt. Die schönsten Kirchen ihrer Hauptstadt sind zertrümmert worden.

„Einer solchen Verwüstung ungeachtet, scheint

*) Ohne Zweifel soll hier nicht vom König von Dänemark, sondern vom König von Hannover die Rede sein.

**) Das deutet freilich auf Koppenhagen. Jedenfalls ist hier aber eine Ideenverwechslung obwaltend. Denn Friedrich VI von Dänemark gilt für liberal.

Koppenhagen immer noch das nordische Venedig, und beim Anblick der Hauptkirche, worin man den Erlöser mit den zwölf Aposteln, herrliche Marmorbildsäulen von Thorwaldsen, sieht, vergißt man die Trümmer des Blokadekrieges *). Ich fragte Herrn Krabbe Carisius, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wie es mit dem Radikalismus in Dänemark stehe? Der geistreiche Mann lächelte geheimnißvoll, neigte sich gegen mein Ohr und flüsterte in französischer Sprache mir zu:

„„Il y a des amateurs partout **).“

„Diese Worte beweisen, daß wenn England 1807 nicht strenge Maßregeln ergriffen hätte gegen Dänemark, Napoleon sein Bündniß mit Christian benutzt haben würde, um diesen Theil Europas zu unterjochen, und daß der englische Einfluß in der Ostsee, vielleicht unsre Seemacht und unser Handel selbst, auf immer kompromittirt gewesen sein würden.

„Mit so ernsten Gedanken habe ich nicht ohne Rührung die Zinnen der Zitadelle Friedrichshafen (in Koppenhagen) betrachten können, wo die Königin Mathilde, Georgs III Schwester, nach dem Tode Struensees so lange in Haft gehalten wurde. Ihr Sturz war ein der moralischen Achtung, welche bei gesitteten Völkern die Majestät des Throns umringen

*) Was hat die Beschießung von Koppenhagen mit dem Kontinental-Blokus gemein? England lies Koppenhagen nur bombardiren, um desto bequemer die dänische Flotte entführen zu können.

**) „Es gibt überall Liebhaber.“ Bei einer so alltäglichen Aeusserung war, unsers Erachtens, die Geheimnißthuerei überflüssig. Aber grade dergleichen Züge malen den Hofmann in seiner vollen Eigenthümlichkeit.

muß, beigebrachter furchtbarer Streich. Es ist eine traurige Uebereinstimmung vorwaltend zwischen dem Roman und dem Leben Struensees *), der von Ankarstroem (Mörder Gustavs III von Schweden) im Opernsaale zu Stockholm gespielten Rolle, in dem Prozeß der Prinzessin von Wäles, Karolina, und in der Erhebung Ludwig Bonapartes auf den Thron von Holland. Diese vier Wandelungen des Verfalls der nordischen Monarchien, haben das Ende des 18. und den Beginn des 19. Jahrhunderts erfüllt. Sie waren der ferne Widerhall, die Vorläufer, oder selbst die undirekten Ergebnisse der Staatsumwälzung in Frankreich.

„Uebrigens waren die Sitten der Königin Mathilde die des ganzen Norden um dieselbe Zeit; das ist freilich ein peinliches Geständniß, aber es gehört schon der Nachwelt. Man möchte jetzt annehmen, der Süden nehme nun die gleichen Rechte auf die künftige Strenge der Geschichte in Anspruch. Die Regentin Christina in Madrid, Maria Luise in Parma **) haben die Szenen von Koppenhagen erneuert. Bei alledem gibt es nichts furchtsameres, nichts träumerischeres als ein nordisches Weib, selbst im duftenden Range der Aristokratie.

„Ich habe, während den Feldzügen in der Halbinsel, viel mit den Tänzerinnen des Theaters del Sol

*) Sohn eines Geistlichen zu Halle, geboren 1737, wurde 1769 dänischer Premierminister, Graf ꝛc. und den 28. April 1773 öffentlich hingerichtet.

**) Die Großherzogin von Parma kann mit der Geliebten des Kammerherrn Munos nicht auf eine und dieselbe Linie gestellt werden, weil sie in morganatischer Ehe mit dem General Grafen von Neipperg vermählt war.

zu Valenzia gelebt *). Sie waren höchst „keusch," weil ihr Gewerbe sie ermüdete. Vigano ließ sie jeden Tag sein Ballet, „die Jüdin von Toledo," von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags und von 12 Uhr Nachts bis 3 Uhr Morgens (o, o!) tanzen, was sie demungeachtet nicht verhinderte, jeden Abend in beiden Balleten zu tanzen. Die Vestalinnen des Sonnentheaters hatten keine Zeit zu verlieren, wie sich langweilende Prinzessinnen. Deshalb auch ermüdete man nicht in Lord Wellingtons Lager sie zu bewundern.

„Meine Leser werden mir nicht den Schimpf anthun, zu glauben, daß ich die Sitten eines Balletkorps mit dem Innern der königlichen Familien des Norden auf eine und dieselbe Linie stelle. Meine Staabsoffizier-Gelehrsamkeit bezweckt weiter nichts, als die wohl durchdachte Erziehung hervorzuheben, welche Kaiser Nikolaus, der König von Schweden und der preußische Hof den jungen Prinzessinnen angedeihen lassen, die eines Tages im Schooße der rechtmäßigen Dynastien des Festlandes, das Beispiel der Grazie ihrer Mütter fortpflanzen werden.

„Es gibt kein thätigeres Dasein, als das der (russischen) Prinzessinnen Olga und Maria, kein besser verwendetes, als die zu kurzen Augenblicke, welche die Prinzessin Josefina von Schweden der Welt zugesteht. Ich erkenne den deutschen Karakter nicht mehr, wie ich ihn bei den Frauen, unter Bonapartes Einfluß, beobachtet. Durch ihren Uebergang vom

*) Sauberes Geständniß für einen so erklärten Tugendheros wie Lord Londonderry. Damals scheint er noch den Spruch des Horaz befolgt zu haben: Mihi res, non me rebus subjungere conor (Genuß von allem, abhängig von nichts.)

Thron aufs Volk, haben die häuslichen Tugenden die monarchischen Höfe umgestaltet, doch in einem erhaltenden Sinne. Es ist genügend die Zeiten, die Umstände und die Heldinnen zu vergleichen.

„Das schönste Frauenzimmer von Brüssel nahm 1815 die Huldigungen eines meiner Freunde, Sir Mortimer P*** an. Er war ein junger, sanfter und geistreicher Mann, dessen Gestalt und Gesicht indeß nichts ausgezeichnetes hatten. Einige Tage lang erregte mein junger Freund das größte Aufsehn unter den künftigen Siegern von Waterloo. Das Haus der reizenden Madona ward von den reichsten Erben der drei Königreiche buchstäblich belagert. Alle, die Einbildungskraft noch voll von ihren verliebten Eroberungen zu Toulouse und Lissabon, glaubten nur an kurzen Widerstand und alle mußten mit langen Nasen abziehn. Wie lachte ich*) nicht mit der Dame über der Ritter Mißgeschick!

„„Lieber Gott,“ sagte die natürliche Flamländerin, „wissen die Herren denn nicht, daß ich Mortimer liebe?“

„Während meinem Aufenthalt in Berlin habe ich etwas noch befremdenderes gesehn. Der liebenswürdige schottische Oberst Th**** war durch mich Madame S t r u v e von Königsberg vorgestellt worden. Es war eine Frau vom besten Ton. Wir sagten zu uns: farà colpo (wird er Eindruck auf sie machen)? Man ging deshalb eine Wette ein. Ich näherte mich Madame Struve und erzählte ihr, daß Th**** zwei

*) Wäre vielleicht Lord Londonderry, d i e s e r Aeusserung nach, der beglückte Mortimer selbst gewesen?

Tage hintereinander seine Halstücher trage. Am zweiten Tage mache er eine Gaskonierwäsche; sie könne an den Halstüchern noch die schrägen Streifen sehen. Es war an dem allem kein wahres Wort; aber, wie gesagt, es war um eine Wette zu thun. Kaum hatte ich geendet, so wurde der Oberst angemeldet. Der geringste Zierbengel von Paris würde nun mehr Eindruck gemacht haben, und dennoch waren nie zwei Gemüther mehr für einander geschaffen. Man tadelte Madame Struve romanhaft zu sein, und nur die bis zum Roman gesteigerte Tugend konnte unsern Th**** rühren. Er hat sich ihretwegen selbst entleibt *).

„Ich glaube nicht, daß die Gesellschaft in Berlin, Petersburg oder Haag, jetzt noch von dergleichen Unglücksfällen betrübt werden dürfte. Nichts bezaubernderes als ein im Wachskerzenlicht und „mit großen Toiletten strahlender Saal," am Hofe Karl Johann Bernadottes **). Hat die Galanterie im Norden sich irgend wohin geflüchtet, kann es gewiß nirgends anders sein, als unter die schönen Augen der Madame J..., Tochter des Grafen von Wetterstedt und der Gräfin von Wogna (?).

„Es ist „spaßhaft" genug, eine Tochter des berühmten Prinzen Eugen (Herzogs von Leuchtenberg), der dem Kultus Bonapartes so ergeben war, in der Gemahlin des Kronprinzen von Schweden zu finden.

---

*) Herrliche Späße, deren unser „hoher" Reisender sich rühmt.

**) Der steife Aristokratismus Jack Dick Snowke's, genannt Mortimer Marquis von Londonderry, beurkundet sich in allem, sogar in der Affektation, womit er unaufhörlich den Familiennamen des Königs von Schweden geltend macht, um an seine plebejische Herkunft zu erinnern.

Staatsgründe und Eitelkeitsbedürfnisse verschlingen jeglichen Familienhaß, vorzüglich „wenn die Todten allein darüber sich zu beschweren haben *).“ Dies Gemisch frisch gebackener Aristokratien und alter Stämme, veranlaßt bei den Frauen in Stockholm das sonderbare Schauspiel, dessen ich so eben gedacht. Hätte die französische Revolution weiter nichts bezweckt, als die schönsten Frauenzimmer Europas zum ersten Rang zu erheben, würde sie nicht so viel Thränen gekostet haben. Aber unter dieser Beziehung ist den Jakobinern ihr Vorhaben nicht immer gelungen.

„Man kann überdem den Emporkömmlingen ihre Verdorbenheit nicht verzeihen. Die Gewohnheitsbesucher des Hofes jenes Bonaparte, den man König von Holland nannte, erinnern sich noch lachend einer hübschen Frau von Haag, die nicht umhin konnte, einen Verehrer nicht sehr liebenswürdig zu finden, sobald er Herzog oder Fürst war. Dem monarchischen Grundsatze gemäß wurde jedoch, sobald ein Prinz bei Hofe erschien, der Herzog verabschiedet. Sie war so zu sagen die Dekoration des diplomatischen Körpers.

„Hat sich doch die russische Fürstin C.... sogar an einen Mann gewöhnt, der nicht einmal — eine Nase hatte. Sein Muth, ein geladenes Pistol, das er beständig in der Hand hält und womit er sich den Kopf zu zerschmettern droht, das von ihm eingeflößte Mitleid, die Hoffnung, daß die Wundarzneikunst ihm zu einer neuen Nase verhelfen werde, haben das Wunder bewerkstelligt. Das beweiset, wie gut Lieb-

*) Man muß es gestehen, unser Reisender ist ein vollkommener Diplomat; alle seine Hauptäusserungen sind nur zur Hälfte klar.

haber von einer gewissen Klasse, mit schönen Vorrechten unter dem eisigen Himmel sich zu erhalten wissen.

„In Deutschland, auf der Seite von Meklenburg, werden die Sachen noch besser betrieben. Vor einigen Jahren verheirathete sich die Herzogin von Sa(gan) in allen Ehren zum vierten Male und ermangelte nicht, ihre drei ersten Männer, mit denen sie auf dem besten Fuße stand, zur Hochzeit zu laden.

„Wer kennt nicht die Geschichte der schönen Wilhelmine? Dies unvergleichliche Wesen war 22 Jahr alt und der Abgott des Hofes des Prinzen Ferdinand zu Berlin. Dennoch wollte sie nichts von Liebe hören. An einem schönen Abend begab sie sich zum Ball beim Prinzen, tanzte zehn Minuten mit einem jungen Hauptmann und verlor von dem Augenblick für diesen Offizier vollkommen den Kopf. Nach einem Monat war die arme Wilhelmine unglücklich genug, den ganzen Hof von ihrer Geschichte unterrichtet zu sehen. Daher nun eine lange Reihe von Katastrofen, die ihr so jung und auf eine so tragische Weise das Leben geraubt, vergiftet durch sich selbst oder von ihrem Geliebten.

„Alles was ich damals über den jungen Kapitän erfahren konnte, war, daß er sehr gut walzte. Er besaß viel Heiterkeit, noch mehr Selbstgenüglichkeit, hatte ein äusserst gutmüthiges Ansehn und pflog vertrauten Umgang mit liederlichen Frauenzimmern. Wie dem auch sei, ist die Entfernung noch groß von dieser Wilhelmine bis zu jener britischen Dame, der Geliebten Alfieris, Milädi Ligonier, die gleichzeitig mit dem Dichter ihren Neger zum zweiten Liebhaber hatte und spaßhaft genug „Penelope“ sich unterzeichnete.

„Dergleichen Erinnerungen haben meinem letzten Besuche derselben Gesellschaften, in denen ich während dem Kriege gelebt, einen ganz besondern Reiz verliehen, und zwar in allem, was Galanterie und Leidenschaft, verbunden mit Groll oder politischem Fanatismus, in romanhaften Abenteuern und Glücksjäger-Existenzen hervorzubringen im Stande sind (!). Dennoch hoffte ich nicht so viel Vergnügen und so viel Glanz, mit so viel Tugend verschwistert, in den Kreisen zu finden, die auf die berühmten kleinen Abendmahlzeiten der Kaiserin Katharina II gefolgt sind. Es ist jetzt die beste Gelegenheit, den eigenthümlichen Ausdruck der großartigen Gestalt des Selbstherrschers aller Reussen zu schildern.

„Die Russen lieben vor allem in Nikolaus eine zweite Auflage des Kaisers Alexander. Alle, welche den letzten Zaar in der Nähe gesehn, versichern, daß sein Bruder in Grazie, ausgezeichnetem Benehmen und Wohlwollen, eben so wenig als in Politik und in Muth, hinter ihm zurücksteht.

„„Ich gebiete über mich selbst wie über das Weltall,“

läßt Corneille den Imperator Augustus sagen. Man versichert, daß der jetzige russische Monarch die den neuern Potentaten so nothwendige Hochherzigkeit in einem solchen Grade besitzt, daß er dadurch sogar seinen Bruder in den Schatten stellt *), obschon dieser in solchem Betrachte einen unvergänglichen Ruf in der Geschichte hinterlassen.

*) Das Verfahren des Kaisers Nikolaus, bei Gelegenheit der Entdeckung der Konspiration von Witepsk, stellt darüber den sprechendsten Beweis auf.

„Es ist jetzt ausser allem Zweifel, daß die Ursach der unvorherzusehenden Krankheit Alexanders, auf seiner Reise an den Ufern des schwarzen Meeres, die seinen viel zu frühen Tod nach sich zog, keine andre war, als die so höchst peinliche Entdeckung der aufrührerischen Umtriebe, deren grade solche Offiziere sich schuldig gemacht, welche er am meisten mit seinem Vertrauen beehrte.

„Der Kaiser blieb demungeachtet so sehr Gebieter seines Unwillens, daß er, obgleich er alle Beweise des Verraths, wie die Liste der Verschwornen, in Händen hatte, er auf seiner Reise doch nur von denen begleitet sein wollte, die er über alles zu fürchten hatte. Dr. Wylie, ein schottischer Arzt, dem die russischen Heere die gegenwärtige Einrichtung ihrer Gesundheitspflege verdanken, erfreute sich damals des ganzen Vertrauens Alexanders. Er hat alle die befremdenden Umstände gesammelt, welche sich auf die Katastrophe beziehen, deren Zeuge er gewesen. Bis jetzt sind diese Umstände für jedermann ein Geheimniß geblieben. Man weiß nur so viel, daß ihre nahe Veröffentlichung ein helles Licht werfen wird über des Fürsten bewunderungswürdigen Edelmuth.

„Solche Erinnerungen vermindern in nichts die Verehrung des russischen Volkes für seinen neuen Souverän, der mit der lebendigen Fortpflanzung der Eigenschaften und der Größe Alexanders, einen gewissen ganz antiken militärischen Zauber verbindet, dessen Geheimniß allein Peter der Große in Händen hatte.

„Man muß den Kaiser Nikolaus sehen, wenn er die Waffenübungen eines 12,000 Mann starken Reiter-

korps kommandirt. Die stolzesten, die beharrlichsten Bestreiter seines hohen Geistes vermögen ihm da nicht zu widerstehn. Allein von seinem dienstthuenden Adjudanten beigestanden, befiehlt und leitet er die schwierigsten Manöver, rügt mit lauter Stimme die etwaigen Fehler und beurkundet stundenlang die Erfahrung eines unübertrefflichen Taktikers. Bei den kriegerischen Festen im Winterpalaste zieht er oft die Edelleute des Kadettenkorps bei sich zu Tische. Nach beendeter Mahlzeit läßt er sie im Speisesaale selbst die Revüe passiren, befragt alle der Reihe nach über ihre Privatangelegenheiten und entläßt sie erst, wenn er seine Bekanntschaft mit allen seinen Gästen erneuert hat.

„Die schönsten Winterbälle sind die Ihrer Majestät der Kaiserin im Palaste Anischkow. Der diplomatische Körper wird dazu nie eingeladen. Man darf wohl annehmen, daß eine solche Zurückhaltung ihm peinlich sei, um so mehr da diese Bälle die ganze Frische, den Reiz und das Entzückende der Abendgesellschaften Londons haben. Gestehen muß man auch, daß Viktoria und Ludwig Filipp, hinsichts des Tanzes, mehr Rücksicht auf die auswärtigen Angelegenheiten nehmen. Die Feste im Palaste Anischkow werden durch eine Menge schöner, zierlicher Frauen und durch einen Toilettenluxus belebt, wovon man sich schwerlich einen richtigen Begriff zu Windsor und in den Tuilerien machen dürfte.

„Die Kaiserin gibt gewöhnlich 18 bis 20 Abendgesellschaften, und keine Dame zeigt sich dabei zweimal in dem gleichen Anzuge. Ich war neugierig genug, die Fürstin T...., von Moskau, zu fragen, wie viel sie den Winter über für den Putz ihrer drei Töch-

ter ausgebe? Sie antwortete mir, daß ein einziges Kleid 200 Rubel *) koste. Multiplizirt man diese Zahl mit jener der Töchter und dann wieder mit der der Kleider und der Bälle, so kommt eine wirklich erschreckliche Summe heraus.

„Die Fürstin gestand mir seufzend, „daß es freilich eine Narrheit, aber eine nothwendige Narrheit sei," weil die adelichen Fräulein nur am kaiserlichen Hofe Männer finden, wo ihre Eltern sie zu zeigen genöthigt sind, indem sie niemand in den entlegenen Theilen von Litthauen oder der Ukräne suchen würde. Solche Ausgaben erklären denn auch die wichtige Rolle, welche die Geldeintreiber oder Herbeischaffer in den Schlössern der russischen Aristokratie spielen. Alles muß hier der Stimme, dem Rathe des Haushofmeisters sich fügen, und der moskowitische Edelmann fürchtet nach dem Kaiser nichts so sehr, als seinen Major Domus. Hinzufügen muß man noch, daß er dazu seine sehr guten Gründe hat.

„Die Kaiserin läßt es nicht bei ihren Bällen im Anischkow-Palaste bewenden. Man zeigt dem Hofe auch noch, was man in der Kammerherrnsprache „die kleine Komedie" nennt. Die Schauspielerinnen aus der Hauptstadt treten hier auf, eine nach der andern, doch viel glänzender als auf den öffentlichen Schaubühnen. Geschmackvolle Anzüge müssen ihr Talent erheben und für jede Vorstellung erhalten sie ein Geschenk, um die Kosten ihrer ausserordentlichen Toilette zu bestreiten.

---

*) Die Rede ist von Silberrubeln, deren einer den Werth von 2 fl. rhein. hat.

„Die Maskenbälle sind jetzt in Petersburg sehr in der Mode. Im Winter 1837 gab die Kaiserin ein kostumirtes Fest, das eine Gesellschafts-Zulassung am schinesischen Hofe zu Pecking versinnlichte. Die höchsten Staatsbeamten fanden es nicht unter ihrer Würde, sich in Mandarinen erster Klasse zu verkleiden. Seiner Brille ungeachtet war Hr. von Nesselrode (Vizekanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten) äusserst glänzend als Konfuzius. Panurg trieb tausend feine Possen unter der Haut des Geschäftsträgers eines deutschen Staats, den ich aus Achtung für seinen politischen Karakter nicht nennen mag, und die Laterneninsel fand sich ziemlich gut zurecht mit ihren bunten Flammen, unter einer dem Sprühen der Pechpfannen günstigen Temperatur.

„An den Abendgesellschaften zu Anischkow, die das Ansehn eines Familienzirkels haben, tanzt oder vielmehr marschiert der Kaiser manchmal eine Anglaise; gewöhnlich aber geht er die ganze Nacht zwischen den Quadrillen hin und her, von einer zur andern, äusserst höflich mit den Damen, geistreich und heiter mit den Männern sich unterhaltend, die Honneurs bei sich machend „wie ein großer Herr.“

„Alexander benahm sich auf gleiche Weise und mit demselben Anstand; doch verdarb er immer wieder den von ihm gemachten guten Eindruck durch eine gewisse Befangenheit. Man weiß, wie Georg IV (von England) die Gefallsucht so weit trieb, daß er sich die Hosen am Leibe annähen ließ, um sie anschließender zu haben und seine wirklich plastischen Formen besser hervorzuheben. Alexander verlor seine Füße nicht aus den Augen, deren Kleinheit und Zierlichkeit für seine

Einbildungskraft ein immerwährender Gegenstand des Kummers oder der Eigenliebe waren, je nachdem dieser Theil seiner Person den Forderungen seiner Eigenliebe entsprach oder dagegen verstieß. Manchmal verließ er den Saal mit einem bestürzten Gesicht, weil er einen Fleck auf seinen Schuhen bemerkt, wonach er bald wieder mit einer neuen Fußbekleidung und lachendem Munde erschien. Die Wolke war vorüber; die Schuhe funkelten im leuchtendsten Schwarz.

„Kaiser Nikolaus hat mehr Größe und Erhabenheit in seinem Geschmack, wie in seinem Benehmen in der Welt. Die Prinzessinnen von Geblüt besuchen die von den fremden Gesandten in ihren Hotels gegebenen Feste, und statten sogar Besuche ab in den Häusern einiger Personen vom höchsten Adel. Ueberall zeichnen sie sich aus durch ihr freundliches Benehmen, ihren Geist und ihre Grazie. Am meisten aber offenbart sich das hinreissende Wesen der kaiserlichen Familie, bei den vom Zaar dem diplomatischen Körper gegebenen Mahlzeiten. Wenn die bevollmächtigten Minister auch nicht im Anischkow-Palaste tanzen können, speiset man sie dagegen um desto besser.

„Ich habe auf dem Festlande keine prachtvoller servirte Tafel gesehn. Die Zahl der eingeladenen Gäste ist nie unter fünf oder sechs. Zwei Bedienten in großer Livrei stehen beständig hinter dem Lehnstuhl jeder Person, der Menge der Pagen und der untergeordneten Diener nicht zu gedenken, welche den Tisch umkreisen. Tausend Wachskerzen erleuchten prunkvoll den Saal. Die Schüsseln werden den Gästen um die Tafel von Bedienten geboten, eben so die auserlesensten Weine. Aber erst beim Nachtisch erreicht der

Glanz des Festes seinen höchsten Prunk. Petersburg bringt in seinem eisigen Klima künstlich die Früchte aller europäischen Himmelsstriche hervor, und die unter Glasglocken gezogenen Blumen, welche die Gärten mit ihren Düften erfüllen, stehen in nichts hinter denen der herrlichsten Beete der drei (britischen) Königreiche zurück.

„Vor der Mahlzeit gibt man immer eine Art Imbiß für hungrige Magen, welche die späte Speisestunde nicht erwarten könnten. Die Frauen zeigen sich dabei nicht. Man setzt bei ihnen nicht einen so dringenden Appetit voraus, wie bei den Männern. Dies Voressen besteht gewöhnlich aus Kaviar, einem im Norden sehr beliebten Gericht, aus Lachs, Sardellen und verschiedenen Arten Käse, nebst Likör und Cognac.

„Gebrauch bringt es mit sich, daß nach eingenommener Collation die Gentlemen sich wieder in den Saal begeben, worin die Damen versammelt sind, um mit der ganzen geistvollen Lebhaftigkeit der Russen mit ihnen zu sprechen, ohne sich im mindesten um den unangenehmen Geruch zu kümmern, den ihr Mund nach einem so pikanten Anbiß nothwendigerweise ausathmen muß. Ich kann nicht anders, als eine solche Gewohnheit gradezu tadeln.

„Während meinem Aufenthalt am kaiserlichen Hofe beging man ein Fest, das einen wichtigen Platz einnimmt im Ritus der griechischen Religion, nämlich die Wasserweihe. Immer an demselben Tage, dem 6. Januar alten Styls, versammeln sich in allen Städten Rußlands Priester und Volk. Ich wohnte den verschiedenen Feierlichkeiten des Festes bei, unter den Adjutanten Sr. Majestät, indeß Lädy London-

derry die Kaiserin begleitete. Die Offiziere der in Petersburg in Garnison befindlichen Garde-Regimenter versammelten sich im Winterpalaste, im weissen Saal.

„Nikolaus erschien bald mit dem Prinzen Karl von Preußen und dem Erbgroßfürsten. Das Gefolge begab sich nach der kaiserlichen Kapelle, wo Volk und Soldaten eine imposante Zuschauermasse bildeten. Der Erzbischof oder Primas hielt selbst Gottesdienst mit aussergewöhnlichem Pomp. Er ward beigestanden von den vorzüglichsten Mitgliedern der griechischen Geistlichkeit, alle bekleidet mit den zu dieser Feierlichkeit eigens bestimmten Gewändern. Der Primas, ein kleiner Mann, schien buchstäblich unter den Stickereien, der majestätischen Pracht seiner weiten goldenen Kleider und seiner sonderbaren Bischofsmütze begraben, woran alle Edelsteine des Orients strahlten.

„Der Kaiser und Prinz Karl von Preußen hielten sich nahe am Altar, der Großfürst Thronfolger befand sich hinter ihnen und die übrigen Beiwohnenden bildeten einen ungeheuren Kreis, worin man jedoch keine Frauen bemerkte. Nach Beendigung des Hochamts und Absingung des Tedeums nahm man aus der Kapelle die große Fahne, die auf dem Wasser entrollt werden sollte. Man stellte die geheiligten Gefäße aus, die Evangelien und den Kelch, die von den Priestern mit vieler Andacht nach der Stelle getragen wurden, wo die Zeremonie stattfinden sollte. Die in drei Reihen sich ordnenden, mit Musikanten untermischten Chorknaben, stimmten Lobgesänge an. So schritt man in Prozession durch die Höfe des Winterpalastes nach der großen zur Newa führenden Treppe.

„Am Flusse blieben alle im tiefsten Schweigen stehen. Die Wahrzeichen des griechischen Ritus, die Reliquienkasten und die Fahnen waren neben einander gruppirt. Die Priester umschlossen den Primas, der den Zug mit seinen Schleppträgern beschloß. Nach dem höchsten Würdeträger der Kirche zeigte sich der Kaiser mit bloßem Haupt, in einfacher Kosackentracht. Hinter ihm kamen die ersten Kronbeamten, die Oberanführer der Armee, die höchsten Militär- und Zivilbehörden der Hauptstadt. Auf der Schwelle des großen Palastthors stieg die Kälte auf 28 Grad und der Schnee fiel in dichten Flocken. Ein blaugrauer Dunstkreis umschloß die Stadt. Allein wie schneidend kalt und unangenehm es auch sein mochte, bedeckte dennoch eine zahllose Volksmenge die Flußgestade und die Eisdecke der Newa.

„Am Geländer der Treppe wendete sich der Kaiser rasch um, den Prinzen Karl und den Erbgroßfürsten einladend, nicht weiter zu gehen, um die schrecklichen eisigen Windstöße am Strome zu vermeiden. Die beiden Prinzen gehorchten, wenn schon ungern, dem Befehle Sr. Majestät. Sie hatte die Gewogenheit, auch mir die gleiche sorgsame und höfliche Weisung angedeihen zu lassen. Ich entgegnete jedoch, daß indem ich mich den kaiserlichen Adjudanten beigesellt, ich durch diese Gunst nicht eine Sinekur mir zuzusichern geglaubt, weshalb ich alle Lasten meines zeitweisen Amtes zu tragen gesonnen sei. Nikolaus lächelte auf eine für mich sehr verbindliche Weise, und die Prozession setzte ihren Weg fort.

„Wir verließen nun die Mauern auf dieser Seite

des Palastes und durchschritten ohne Mäntel, mit entblößter Stirn wie der Kaiser, die dicht zusammengedrängte Volksmenge von Petersburg; alle in glänzenden Uniformen, mit unsern Sternen und Orden, mitten in der schrecklichsten Schneelauine, die sich je vom Nordpol herabstürzt. So folgten wir der Terrasse und dem Ufer des Flusses bis unter die Fenster, wo die Kaiserin und die Damen gegen den Sturm geschirmt uns erwarteten.

„Hier wendete sich der Zug gegen die Newa und begab sich aufs Eis, nach dem provisorischen Tempel, den man am Rande des majestätischen Stroms erbaut. Die Geistlichkeit bildete darum einen Kreis und herrlicher Gesang erhob sich in demselben Augenblick zum düstern Himmel. Sodann entledigte sich der Primas einiger der schweren Gewänder, worin sein Leib und seine Arme eingesperrt waren, ergriff ein großes mit einem Deckel versehnes Becken und schritt die vom Tempel bis zur Eisfläche angebrachte Treppe hinunter, wo man ein großes Loch offen gehalten hatte.

„Bald sah von allen Seiten das russische Volk seinen Patriarchen das Wasser über der Oeffnung segnen, indem er es in sein Gefäß mit einer Tasse schöpfte. Der ehrwürdige Greis stieg sodann die Treppe hinan, näherte sich dem Kaiser und hielt ihm den Deckel vor. Mit Bewunderung sahen wir jetzt, wie Nikolaus Gesicht und Hände in das eiskalte Wasser tauchte. Der Patriarch ergriff bald darauf einen Weihwedel und besprengte sehr reichhaltig Se. Majestät, indem er mit eifrigen Gebeten des Himmels Segen auf das Schicksal der Monarchie herabrief. Es ist unmöglich, sich etwas rührenderes zu denken, als eine solche Zeremo-

nie. Es ist die Vermählung des Dogen mit dem Meer, von Venedig unter das rauhe Klima und in die kriegerischen Sitten des Nordpols versetzt.

„Nach der Besprengung des Kaisers kam die Reihe an die Fahnen, die Standarten und Paniere, welche rings um den Tempel flatterten; dann an die Offiziere, die Magistratspersonen und die ersten Staatsbeamten, denen allen eine durchaus gleiche Segnung zu theil wurde. Während dieser Verrichtung, die ziemlich lange dauerte, ward ganz Petersburg und der Strom von den häufigen Kanonenschüssen der Zitadelle erschüttert, und das auf den Knien ligende Volk bewahrte das ehrfurchtsvollste Schweigen.

„Gleich beim Beginn der geheimnißvollen Handlung, hatte sich ein Mitglied der hohen Geistlichkeit feierlich nach dem Palaste begeben, um der Kaiserin und den Damen ihres Gefolges mehre mit der geweihten Flüssigkeit angefüllte Becher zu überreichen. Nach vollkommener Beendigung der Zeremonie, kehrte die Prozession nach dem Palaste zurück und die fanatische Volksmenge stürzte sich begeistert in den Tempel, um das geweihte Wasser zu berühren oder zu trinken.

„Man kann sich nicht denken, welchen religiösen Eindruck diese Feierlichkeit auf die untere Volksklasse von Petersburg macht. Alle Kinder, die in der Nacht vor der Wasserweihe das Licht der Welt erblicken, werden am Morgen mit ihren Wärterinnen an die Newa geschickt, wo man sie (nicht die Wärterinnen sondern die Neugebornen) sonder Barmherzigkeit in das ins Eis gehauene Loch taucht, und wenn die Opfer des Aberglaubens ihrer Eltern eine so poetische

Erneuerung des fabelhaften Bades Achills im Styx überleben (was nicht oft der Fall ist), so erachten sie die russischen Frauen für ihr ganzes Leben von aller Gefahr befreit. Daß viele Kinder eine solche Probe nicht überleben, wird man mir ohne Mühe glauben. Wenn die erstarrten Hände der Wärterinnen die unglücklichen Kleinen nicht festzuhalten vermögen und sie unter der Eisdecke verschwinden, behauptet man, sie seien auf einem freilich etwas undirekten, aber nichts desto weniger sichern Wege, in den Himmel gelangt, wo sie unter den Cherubinen Platz genommen.

„Wie ist es möglich, daß bei einer Aristokratie und einem Bürgerstande, die so aufgeklärt sind, wie diese beiden Klassen in Petersburg, man bei den untern Ständen noch eine solche übertriebene Barbarei duldet? Begreife das wer es kann; ich begreife es nicht. Uebrigens beweiset nichts besser, als die Szene, die ich eben beschrieben, „bis zu welchem Grade der Albernheit der katholische Kultus *) sogar die Menschen unserer Zeit noch hinreissen kann."

„Von Frost erstarrt und bis auf die Haut durchnäßt, kehrte endlich der Kaiser, begleitet von seinem auf allen Seiten mit funkelnden Eiszapfen bedeckten Gefolge, nach den Höfen des Winterpalastes zurück und den Truppen wurden ihre neu eingeweiheten Fahnen übergeben. Nach der letzten Salve zerstreute sich die Geistlichkeit, wonach die Regimenter vor Sr.

*) Neuer Beweis, daß Se. londonderrysche Herrlichkeit mit Dero Begriffen nicht recht im Klaren sind, indem Sie die Zeremonien der griechischen Kirche dem Katholizismus aufbürden. Es ligt augenscheinlich ein wenig anglikanische Befangenheit dabei im Hinterhalt.

Majestät und dem Prinzen Karl vorübermarschirten. Erst jetzt begab sich Nikolaus zu der Kaiserin, wo ein Gabelfrühstück bereit stand.

„Hier hatte ich zum ersten Male die Ehre, die jungen Großfürstinnen in ihrer ganzen natürlichen Zierlichkeit zu sehen. Die Kaiserin ist nicht bloß „eine große Dame, eine schöne, anmuthsvolle Frau, eine zärtliche Mutter *)," sondern auch noch eine religiöse und strenge Leiterin der Erziehung ihrer liebenswürdigen Familie. Sie führte mich selbst in ihr geheimes Betzimmer, in das sie oft aus dem Getümmel der Welt sich zurückzieht.

„Man sieht darin das Modell vom Gesicht der Königin von Preußen, ihrer Mutter, das einige Minuten nach dem Ableben dieser herrlichen Frau abgedrückt worden. Ein Kruzifix, ein Altar, Wachslichter und andere nothwendige Gegenstände, bilden die alleinige Verzierung dieser Zufluchtsstätte. Alles darin steht im auffallendsten Kontrast mit dem fantastischen Schmuck des Ranges, den sie (die Kaiserin) auf der Erde einnimmt."

*) „Une grande dame, une belle gracieuse, une mère tendre." Diese Worte befinden sich in französischer Sprache im englischem Text.

Erfindungen, Vervollkommungen, Entdeckungen, naturmerkwürdige Ereignisse und wissenschaftliche Beobachtungen.

Hieroglyfisches Denkmal zum Andenken der Sündflut in Mexiko.

Man hat vor einiger Zeit in Mexiko ein sehr merkwürdiges Denkmal aufgefunden, dessen hieroglyfische Zeichen sich auf die allgemeine Ueberschwemmung beziehen, welche man gewöhnlich die Sündflut nennt. Bei den Azteken *) wurde sie unter dem Namen der „Koxkox-Ueberschwemmung," oder der vierten Weltvernichtung, bezeichnet, wodurch in ihrer Weltentstehungslehre der vierte große Zeitraum Astonatiuth, das Wasserzeitalter, beendet wird. Der in Rede stehende Kataklysmus ereignete sich, nach den beiden angenommenen chronologischen Systemen, entweder im Jahr 1417 oder 18,028 nach dem Anfang des „Alters der Erde."

Man gewahrt Koxkox ausgestreckt in seiner auf der Flut schwimmenden Arche. Der Berg, dessen mit einem Baum besetzter Gipfel, sich allein über dem Wasser erhebt, ist der Ararat der Mexikaner, der Piko von Kolhuakan. Am Fuße des Berges sieht

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Früherer Zustand Mexikos und des alten Azteken-Volkes," im siebenten und neunten Theil für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

man dann wieder die Köpfe von Koxkox und seiner Frau. Man erkennt die letzte an zwei Haarflechten, die langen Hörnern nicht unähnlich sind.

Die von Koxkox und seiner Gattin Schische-quezatl nach der Sündflut erzeugten Menschen waren stumm. Erst durch eine Taube wurden ihnen Zungen (die Eigenschaft zu sprechen) verliehen, die durch Komma (,) versinnlicht sind. Da sie jedoch sich gegenseitig nicht verstanden, zerstreuten sie sich nach allen Seiten. Zwei gleichlaufende Striche versinnlichen die Gegend, wo 15 Familienhäupter, welche eine und dieselbe Sprache redeten, sich ansiedelten. Durch Kreise werden die Jahre bezeichnet, die jeder von ihnen daselbst gewohnt. Von diesen 15 Vorstehern stammen ab die Tolteken, die Azteken und die Akolhuen, die sich vereinigten und sich im Lande Aztlan (dem Elsternlande) niederließen.

Erweckung vom Tode durch Elektrizität.

Im September 1838 stürzte ein kleines Mädchen, Namens Hannah Sheets, den Kopf voran in ein mit Regenwasser angefülltes Faß, das im Hofe des von ihren Eltern bewohnten Hauses, in der Castle-Straße, nahe beim Golden-Square, in London, stand. Man weiß nicht, wie lange das Kind mit in die Höhe stehenden Beinen in der Tonne gesteckt, doch muß man wenigstens eine Stunde annehmen, weil man es überall im Hause, bei den Nachbarn und in den Straßen gesucht, bevor man auf den Gedanken kam, daß es im Fasse verunglückt sein könne. Als man es herauszog war es kalt und steif. Alle ge-

bräuchlichen Mittel, die der geschickte Wundarzt Parker in Anwendung brachte, blieben fruchtlos.

Er gerieth nun auf den Gedanken, das erstickte Kind zu elektrisiren. Zu solchem Zwecke richtete er einige leichte Schläge seiner Maschine gegen Kopf, Brust und Rückgrat der Ertrunkenen und verstärkte sie stufenweis, als Mittel Luft in die Brust zu befördern. Nachdem er auf solche Weise während zehn Minuten verfahren, bemerkte man leises Athemholen und nach Verlauf von 3/4 Stunden war das Mädchen vollkommen vom Tode wieder erweckt. Es richtete sich auf und schien sich so wohl zu befinden, wie vor seinem Unfall. Seitdem hat es sich unausgesetzt der besten Gesundheit erfreut.

Das unverbrennbare Haus.

Es gibt in der Dorsetstraße, in London, ein kleines aus einem Unter- und Oberstock bestehendes Haus, das an ein größeres angebaut ist und dessen ganzes Innere (vorzüglich Decken, Fußboden, Treppen, wie überhaupt alle Gegenstände von Holz) mit einem Mörtel oder Firniß bedeckt ist, der es unverbrennbar macht. Erfinder dieser Vorkehrung sind die Herren Davies und Witte. Ihre Komposition hat eine gewisse Aehnlichkeit mit hellgrauem Wasserkalk. Sie läßt sich mit Leichtigkeit auftragen, trocknet bald und wird sehr hart, erleidet durch Temperatur-Veränderung weder Ausdehnung noch Zusammenziehung und bewahrt unausgesetzt ihre festhaltende Eigenschaft. Ist sie getrocknet, so kann man sie schön poliren, indem sie zugleich jede Farbe annimmt, die man ihr zu geben für gut erachtet.

Das Zimmer im Erdgeschoß des angedeuteten Hauses war mit gewöhnlichen Möbeln versehn, um zu beweisen, daß alles darin befindliche verbrennen könne, ohne daß das Haus selbst Schaden leide. Im obern Zimmer wurde der Fußboden mit sehr trockenen Hobelspänen und dünnen Holzscheiten bedeckt, die man anzündete und die mit großer Schnelligkeit brannten. Als das Feuer erloschen und die davon herrührende Asche bei Seite geschafft war, überzeugte man sich, daß, obgleich das ganze Gemach von den Flammen angefüllt gewesen, weder der Fußboden, noch Wände und Decke im mindesten davon angegriffen worden.

Man stellte sodann ein ähnliches Experiment im untern Zimmer an, worin sich ein Bett, ein halbes Dutzend Stühle, mehre Tische ꝛc. befanden. Der Boden wurde 18 Zoll hoch mit Hobelspänen bedeckt, über die man eine Menge Latten, dünne Bretter und andere leicht feuerfangende Sachen warf.

In einem Augenblick stand alles in hellen Flammen. Da man die Fenster offen gelassen, vermehrte der ziemlich stark wehende Wind des Feuers Heftigkeit im höchsten Grade. Es schlug weit zu den Fenstern hinaus und war die recht eigentliche Versinnlichung dessen, was man in London eine „entsetzliche Feuersbrunst“ nennt. Als alles im Zimmer befindlich gewesene gänzlich verbrannt war, überzeugten sich die zahlreichen Zuschauer zu ihrem größten Erstaunen, daß weder das Erdgeschoß, noch das obere Stockwerk, an und für sich selbst den geringsten Schaden gelitten hatten.

Man hat einen durchaus gleichartigen Versuch in allen Theilen des Hauses angestellt; man hat sogar,

wenn das Feuer am stärksten wüthete, noch eine Menge Holz hineingeworfen, wovon nichts übrig geblieben ist. Als es verbrannt war, sah man, daß Stuben, Kammern, Flur rc. unversehrt geblieben, aber durch die darin herrschende Wärme einem zu stark geheizten Ofen nicht unähnlich waren.

Um sich endlich ganz zu überzeugen, ob während dem so heftigen Brande nicht irgend eine Spalte sich gebildet, wodurch das Feuer ins Innere, zwischen die Decke und dem obern Fußboden, hätte dringen können, hatte man hier und da kleine Päckchen Pulver verstreut, die man indeß so wieder gefunden, wie man sie hingesteckt.

Das ganze Haus wurde, sobald man es betreten konnte, mit der größten Aufmerksamkeit durchforscht. Nichts hatte darin gelitten und der Firniß befand sich noch in seinem ursprünglichen Zustande. Des Mittels Wirksamkeit scheint mithin unbestreitbar. Es ist überdem so wenig kostspielig, daß die Feuerfestmachung eines ganzen aus zehn Gemächern bestehenden Hauses, höchstens 230 fl. rhein. kosten würde. Alle Notabilitäten der gelehrten Welt zu London, unter andern Professor Faraday, waren gegenwärtig bei diesem interessanten Experiment.

Mannigfaltigkeiten.

Neueste Bevölkerung Frankreichs. — Nach der königlichen Verordnung vom 30. Dezember 1836 ist die offizielle Bevölkerung Frankreichs vom 1. Januar 1837 bis zum 31. Dezember 1841 auf 33,540,910 Seelen festgestellt. Bei allen administrativen und andern Anschlägen, Berechnungen 2c. hat man sich aufs genaueste nach dieser Annahme zu richten, die nach den verschiedenen Departementen folgendermaßen bestimmt ist:

Ain, 346,188 Seelen, Hauptort Bourg, 9528 Einw. — Aisne, 527,095 S., Hptort Laon, 8230 E. — Allier, 309,270 S., Hptort Moulins, 15,231 E. — Alpes (basses) oder Nieder-Alpen, 159,045 S., Hptort Digne, 6365 E. — Alpes (hautes) oder Ober-Alpen, 131,162 S., Hptort Gap, 7854 E. — Ardèche 353,752 S., Hptort Privas, 4219 E. — Ardennes, 306,861 S., Hptort Mézières, 4083 E. — Ariége, 260,536 S., Hptort Foix, 4699 E. — Aube, 253,870 S., Hptort Troyes, 25,563 E. — Aude, 281,088 S., Hptort Carcassonne, 18,907 E. — Aveyron, 370,951 S., Hptort Rodez, 9685 E. — Bouches-du-Rhône oder Rhone-Mündungen, 362,325 S., Hptort Marseille 146,239 E. — Calvados, 501,775 S., Hptort Caen, 41,876 E. — Cantal, 262,117 S., Hptort Aurillac, 10,889 E. — Charente, 365,126 S., Hptort Angoulême, 16,910 E. — Charente-inférieure oder Nieder-Charente, 449,649 S., Hptort La Rochelle, 14,857 E. — Cher, 276,853 S., Hptort Bourges, 25,324 E. — Corrèze, 302,433 S., Hptort Tülle, 9700 E. — Corse oder Korsika, 207,889 S., Hptort Ajaccio, 9003 E. — Côte-d'Or oder Goldhügel, 385,624 S., Hptort Dijon, 24,817 E. — Côtes-du-Nord oder Nordküsten, 605,563 S., Hptort Saint-

Brieuc, 11,382 E. — Creuse, 276,234 S., Hptort Guéret, 4796 E. — Dordogne, 487,502 S., Hptort Périgueux, 11,576 E. — Doubs, 276,274 S., Hptort Besançon, 29,718 E. — Drôme, 305,499 S., Hptort Valence, 10,967 E. — Eure, 424,762 S., Hptort Evreux, 10,287 E. — Eure-et-Loire, 285,058 S., Hptort Chartres, 14,750 E. — Finistère, 546,965 S., Hptort Quimper, 9715 Einw. — Gard, 366,259 S., Hptort Nimes, 43,036 E. — Garonne (haute) oder Ober-Garonne, 454,727 S., Hptort Toulouse, 77,372 E. — Gers, 312,882 S., Hptort Auch, 10,461 E. — Gironde, 555,809 S., Hptort Bordeaux, 98,705 E. — Hérault, 357,846 S., Hptort Montpellier, 35,506 E. — Ille-et-Vilaine, 547,249 S., Hptort Rennes, 35,552 E. — Indre, 257,350 S., Hptort Châteauroux, 13,847 E. — Indre-et-Loire, 304,271 S., Hauptort Tours, 26,669 E. — Isère, 573,645 S., Hptort Grenoble, 28,969 E. — Jura, 315,355 S., Hptort Lons-le-Saulnier, 7684 E. — Landes, 284,918 S., Hptort Mont-de-Marsan, 4082 E. — Loir-et-Cher, 244,043 S., Hptort Blois, 13,628 E. — Loire 412,497 S., Hptort Montbrison, 6266 E. — Loire (haute) oder Ober-Loire, 295,384 S., Hptort Le Puy, 14,924 E. — Loire-inférieure oder Nieder-Loire, 470,768 S., Hptort Nantes, 75,895 E. — Loiret, 316,189 S., Hptort Orléans, 40,272 E. — Lot, 287,003 S., Hptort Cahors, 12,417 E. — Lot-et-Garonne, 346,400 S., Hptort Agen, 13,399 E. — Lozère, 141,733 S., Hptort Mende, 5909 E. — Maine-et-Loire, 477,270 S., Hptort Angers, 35,901 E. — Manche, 594,382 S., Hptort Saint-Lô, 9065 E. — Marne, 345,245 S., Hptort Châlons-sur-Marne, 12,952 E. — Marne (haute) oder Ober-Marne, 255,969 S., Hptort Chaumont, 6318. — Mayenne, 361,765 S., Hptort Laval, 17,810 E. — Meurthe, 424,366 S., Hptort Nancy, 31,445 E. — Meuse oder Maas, 317,701 S., Hptort Bar-le-Düc, 12,383 E. — Morbihan, 449,743 S.,

Hptort Vannes, 11,623 E. — Moselle oder Mosel, 427,250 S., Hptort Metz, 42,793 E. — Nièvre, 297,550 S., Hptort Nevers, 16,967 E. — Nord, 1,026,417 S., Hptort Lille oder Ryssel, 72,005 E. — Oise, 398,641 S., Hptort Beauvais, 13,082 E. — Orne, 443,688 S., Hptort Alençon, 13,934 E. — Pas-de-Calais, 664,654 S., Hptort Arras, 23,485 E. — Puy-de-Dôme, 589,438 S., Hptort Clermont-Ferrand, 32,427 E. — Pyrénées (basses) oder Nieder-Pyrenäen, 446,398 S., Hptort Pau, 12,607 E. — Pyrénées (hautes) oder Ober-Pyrenäen, 244,170 S., Hptort Tarbes, 12,630 E. — Pyrénées-orientales oder Ostpyrenäen, 164,325 S., Hptort Perpignan, 17,618 E. — Rhin (bas) oder Niederrhein, 561,859 S., Hptort Straßburg, 57,885 E. — Rhin (haut) oder Oberrhein, 447,019 S., Hptort Kolmar, 15,958 E. — Rhône, 482,024, Hptort Lyon (mit Einschluß von la Guillotière, la Croix-Rousse u. Vaise), 150,814 E. — Saône (haute) oder Obersaone, 343,298 S., Hptort Vesoul, 5887 E. — Saône-et-Loire, 538,507 S., Hptort Mâcon, 11,944 E. — Sarthe, 466,888 S., Hptort Le Mans, 23,164 E. — Seine, 1,106,891 S., Hptort Paris, 909,126 E. — Seine-et-Marne, 325,881 S., Hptort Melün, 6846 E. — Seine-et-Oise, 449,582 S., Hptort Versailles, 29,209 E. — Seine-inférieure oder Niederseine, 720,525 S., Hptort Rouen, 92,083 E. — Sèvres (deux) oder beide Sèvres, 304,105 Hptort Niort, 18,197 E. — Somme, 552,706 S., Hptort Amiens, 46,129 E. — Tarn, 346,614 S., Hptort Alby, 11,801 E. — Tarn-et-Garonne, 242,184 S., Hptort Montauban, 23,865 E. — Var, 323,404 S., Hptort Draguignan, 9794 E. — Vauclüse, 246,071 S., Hptort Avignon, 31,786 E. — Vendée, 341,312 S., Hptort Bourbon-Vendée, 5257 E. — Vienne, 288,002 S., Hptort Poitiers, 22,000 E. — Vienne, (haute) oder Ober-Vienne, 293,011 S., Hptort Limoges, 29,706 E. — Vosges oder Vogesen (Wasgau),

411,034 S., Hptort Epinal, 9526 E. — Yonne, 355,237 S., Hptort Auxerre, 11,575 E.

Seit der letzten Zählung hat sich, laut den durch die königliche Verordnung vom 11. Mai 1832, vom 1. Januar desselben Jahres bis zum 31. Dezember 1836 als offiziell aufgestellten Bevölkerungs-Tabellen, die Volksmenge nicht aller 86 Departemente Frankreichs im gleichen Maßstabe vermehrt. Sie ist in einigen viel bedeutender gestiegen, als in andern. In der Einwohnerzahl der Departements- und Arrondissements-Hauptorte bemerkt man sehr beträchtliche Schwankungen. In vielen hat sie mehr oder weniger sich vermehrt, in andern dagegen hat sie sich vermindert. So hatte Digne 1832 nur 3932 E. und 1837 schon 6365, während Troyes, das im ersten Jahre mit 39,143 S. angegeben war, im letzten nur deren noch 25,563 hatte. Die Bevölkerung von Bourges ist von 19,730 auf 25,324 E. gestiegen; die von Bastia von 9531 auf 13,061; die von Périgueux von 8956 auf 11,576; die von Toulouse von 59,630 auf 77,372; die von Rennes von 29,680 auf 35,552; die von Châteauroux von 11,587 auf 13,847; die von Tours von 23,233 auf 26,669; die von Grenoble von 24,888 auf 28,969; die von Angers von 31,743 auf 35,901; die von Clermont von 28,257 auf 32,427; die von Tarbes von 9706 auf 12,630; die von Straßburg von 49,712 auf 57,885; die von Le Mans von 19,792 auf 23,164; die von Paris von 774,338 auf 909,126; die von Rouen von 88,086 auf 92,083; die von Toulon von 28,419 auf 35,322. Dagegen hat sich vermindert die Einwohnerzahl von Bordeaux von 109,467 auf 98,705; die von Nantes von 87,191 auf 75,895; die von Metz von 44,416 auf 42,793; die von Lyon von 165,459 auf 150,814; die von Montauban von 25,460 auf 23,865. Die mittlere jährliche Bevölkerungsvermehrung in ganz Frankreich läßt sich auf 185,000 Seelen anschlagen.

Die Bevölkerung Irlands. — Seit 1731 hat die Vermehrung der Bevölkerung Irlands in nachstehendem Verhältnisse stattgefunden: 1731 bestand sie aus

2,010,221 Seelen; 1791 aus 4,206,602; 1821 aus 6,801,827; 1831 aus 7,767,401; 1834 aus 7,940,960. Hinsichts der Zahl, der materiellen Bedingung und der Gewohnheiten läßt sich diese Bevölkerung in vier große Abtheilungen scheiden. Die Abtheilung im Norden wohnt besser, kleidet und nährt sich besser, als die drei andern. Der Taglohn des Arbeiters beläuft sich auf einen Schilling (36 kr.). Er nährt sich mit Fleisch, Kartoffeln und Milch. Dabei ist er gewerbig, umsichtsvoll und mäßig. Der von ihm bebaute Boden ist weniger fruchtbar als im Süden, aber besser bestellt. Die Grundpacht ist ziemlich hoch. Die südliche Abtheilung vegetirt im größten Elend. Die Behausungen befinden sich in sehr übelm Zustande. Die Nahrung des Ackerbauers und des Arbeiters besteht aus Kartoffeln und Milch. Demungeachtet sind die Bewohner des offenen Landes stark, thätig und mit vieler Ausdauer begabt. Oft müssen sie sich großen Entbehrungen unterziehen. Sie sind unwissend, doch verwerfen sie den Unterricht nicht gradezu. Die Einwohner des östlichen Bezirks haben viel Aehnlichkeit mit denen im Süden, doch sind sie denen im Westen überlegen. Die Bauern trinken selten Milch und essen nie Fleisch. Ihre Wohnungen sind wirkliche Hütten; ihr Lager ist Stroh. Der Durchschnittspreis des Taglohns übersteigt nicht 6 Pence (18 kr.). Der Ackerbau ist im kläglichsten Zustande. Der Boden ist in unendlich kleine Theile zersplittert und der Arbeiter wird nicht im Verhältniß zu seiner Arbeit bezahlt. Bei alledem ist die Thätigkeit des irländischen Handels sehr groß. Die Masse der aus dem Innern des Landes nach den Hafen gebrachten Erzeugnisse beläuft sich auf wenigstens 1,225,000 Tonnen Last, wovon 700,000 zur Ausfuhr bestimmt sind. Der Ueberrest wird in den Seehafen verbraucht. Die Einfuhr steigt nur bis auf 385,000 Tonnen. Die beträchtlichste Einfuhr hat Dublin (jährlich für 4,430,321 Pfd. Sterling) und die größte Ausfuhr Belfast (jährlich für 4,341,794 Pfd. Sterl.). Der Werth der Gesammteinfuhr aller Hafen beläuft sich auf 15,337,097 Pfd. St., oder 184,045,164 fl.

rhein., und jener der Gesammtausfuhr auf 17,394,814 Pfd. Sterl., oder 208,737,768 fl. Sehr bedeutend ist auch das Briefporto, das für Dublin allein jährlich bis auf 75,726 Pfd. St., oder 928,712 fl. steigt.

Streitkräfte des Pascha von Aegypten in Hedschas *). — Die Stadt Gidda oder Dschidda ist der eigentliche Mittelpunkt der ganzen ägyptischen Verwaltung in Hedschas. Das aus 29 Segeln bestehende Geschwader im rothen Meere, wobei sich eine Fregatte von 44 Kanonen und 12 Kanonierschaluppen, nebst mehren Transportschiffen, befinden, ligt gewöhnlich auf der Rhede dieser Stadt vor Anker, wenn es nicht kreuzt. Die Landmacht des Pascha von Aegypten in Hedschas besteht aus 20,000 Mann, wenigstens auf dem Papier, weil sie durch Ausreißen und Krankheiten der Soldaten immer sehr geschwächt wird. Sie ist folgendermaßen vertheilt: 6000 Mann, unterm Befehl des ehemaligen Kriegsministers Kurschid Pascha, befinden sich zu Kara Jambo; 6000 Mann, unter Ahmet Pascha, zu Tarifa; 6000 Mann, unter Ibrahim Pascha, Neffen des Vizekönigs, zu Mokka. Der Ueberrest ist in einigen Dörfern oder Flecken vertheilt. Streng genommen kann die Stärke dieser ganzen Armee nicht über 12,000 Mann angeschlagen werden. Die Autorität des Pascha von Aegypten beschränkt sich in Hedschas fast ausschließend auf die Städte längs der Küste, wie Mokka, Hodeida, Jambo oder Jembo, Dschidda, Diar, Dhoba, Loheia, ꝛc. Die einzigen beträchtlichen Orte im Innern, die seiner Autorität gehorchen, sind Mekka und Medina. Seine Macht ist um so weniger fest begründet in diesem Lande, weil der Araber das ihm aufgebürdete ägyptische Joch nur mit dem größten Widerwillen trägt.

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Neuester Reisebericht vom rothen Meere, wie über Jemen und Hedschas," im X. u. XI. Heft für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

Verhältniß der Geburten von Knaben zu denen von Mädchen. — Es ist erwiesen, daß im ganzen Europa im Durchschnitt mehr Knaben als Mädchen geboren werden. So kommen auf je 100 der letzten in Rußland 108.91 Knaben; im Mailändischen 107.61; in Meklenburg 107.09; in Frankreich 107.55; in Norwegen, Belgien und Holland 106.44; in Brandenburg und Pommern 106.27; in Neapel und Sizilien 106.18; in Oestreich 106.10; in Sachsen und Schlesien 106.05; in Preußen 105.94; in Westfahlen 105.86; in Württemberg 105.69; in Posen 105.66; in Böhmen 105.38; in England 104.75; in Schweden 104.62; also im Durchschnitt für ganz Europa 106 Knaben für 100 Mädchen.

Feuersbrünste in London. — In den letzten fünf Jahren sind, laut einer Denkschrift von Rawson, in Englands Hauptstadt, die brennenden Schornsteine nicht mitgerechnet, 2746 Feuersbrünste ausgebrochen, was für jedes Jahr deren 495, also deren fast drei binnen zwei Tagen macht. Man schlägt auf fünf von hundert die Feuersbrünste an, wobei alles verbrannt ist, auf 25 von hundert die, welche beträchtliche Verluste nach sich gezogen, und auf 70 von hundert die, wobei der verursachte Schaden nur gering gewesen. Am Freitag sind die Feuersbrünste immer am häufigsten und am Sonnabend am seltensten. 98 derselben sind um 5 Uhr Abends ausgebrochen, 105 um 6 Uhr, 122 um 7 Uhr, 182 um 8 Uhr, 188 um 9 Uhr, 199 um 10 Uhr, 177 um 11 Uhr, 165 um 12 Uhr Nachts, 129 um 1 Uhr, 113 um 2 Uhr, 80 um 3 Uhr, 68 um 4 Uhr Morgens, 50 um 5 Uhr, 47 um 6 Uhr; die übrigen in den andern Stunden des Tages. Von den 2476 Feuersbrünsten werden 165 unbekannten Ursachen zugeschrieben, 594 der Vernachlässigung mit Feuer und Licht, 72 der Unvorsichtigkeit, 29 sind durch Kinder angezündet worden, 20 sind durch Feuerung an unsichern Orten entstanden, 330 durch Verstopfung der Kaminröhren, 17 durch deren üble Einrichtung, 44 durch brennende Schornsteine, 153 durch Gas,

7 durch Trunkenheit, 31 durch Brandstiftung, 14, binnen zwei Jahren, durch Entzündung der Kleidungsstücke am Körper und 131 durch ihre Entzündung am Feuer, vor das man sie zum trocknen gehängt.

Kirchen in England. — Die zum öffentlichen Gottesdienst bestimmten Gebäude in England und Wales scheiden sich in 11,825 anglikanische Kirchen, 2820 methodistische, 2911 protestantisch dissidente, 1580 Täufer-, Quäcker- und andere Kirchen und in 411 römisch-katholische; zusammen 19,547 Gotteshäuser. London hat 26 katholische Kapellen, wovon 6 den fremden Gesandten gehören.

Opern von Friedrich dem Großen. — Man wußte bis jetzt nicht, daß Friedrich der Große, König von Preußen, auch Opern gedichtet. Die „deutsche Pariser-Zeitung“ macht nachstehende Werke namhaft, wozu er in französischer Sprache den Text geschrieben und die von Graun in Musik gesetzt worden: „Ifigenia in Aulis, Koriolan, Fäton, Mithridat, Sylla, Montezuma, Merope, Zäsar, Kleopatra und Semiramis. Der Dichter des berliner Hofes hat den französischen Text in italienische Verse übersetzt. Seine Kompositionen schreiben sich von 1742 bis 1756 her.

Der beste Punsch. — Der Verfasser des Wörterbuches von Trevoux, das 1763 erschien, rieth an den Punsch folgendermaßen zu bereiten: Man nehme eine Muskatnuß, gerösteten Schiffszwiback, ein Viertelquart (einen Schoppen) Branntewein, ein Quart Limonade und braue das alles recht gut durcheinander um einen ächten und soliden Punsch zu bekommen. Welche glückliche Zeit, wo man von dem recht eigentlichen britischen Nektar noch keinen bessern Begriff hatte, als den vorangedeuteten! Man frühstückte damals um 7 oder 8 Uhr, hielt Mittags seine Hauptmahlzeit und nahm sein Abendessen um 8 Uhr. Die Magen waren von Eisen, die Frauen verdauten wie Strauße und die Nymfen nippten nicht ungern an köstlichem Pomard

oder Nuits. Dem Rezept von Trevoux stellt Düpouy ein anderes also lautendes entgegen: Man nehme eine Ananas, zerschneide sie in dünne Stückchen, überstreue das Ganze dick mit Kandis, schütte eine Flasche alten weissen Sillery (Schampagner) und eine halbe Flasche Kirschwasser, Kognak oder Rhum darüber, zünde das Ganze an und schenke warm ein. Verfährt man auf solche Weise, so darf man wohl annehmen, daß man ächten Punsch getrunken hat.

Kritische Uebersicht der neuesten und ausgezeichnetsten Erscheinungen in deutscher Literatur und Kunst.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. Von Dr. Ludwig Gottfried Blanc, Domprediger und Professor zu Halle. Dritte verbesserte u. vermehrte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. Halle, 1837 und 1838, bei C. A. Schwetschke und Sohn. Drei Theile in 8., zusammen 1812 Seiten.

Die beiden ersten Auflagen dieses eben so umfassenden als vollkommen befriedigenden Handbuches über „alles wahrhaft Wissenswürdige im Bereiche der Natur, wie der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner," haben wir in den früheren Jahrgängen der Bibl. d. n. Weltk. anzuzeigen und zu erörtern Gelegenheit gehabt. Was wir da-

mals zur richtigen Würdigung des reichen Inhalts dieses Werkes gesagt, hat sich seitdem als richtig bewährt, und zwar ganz einfach durch die binnen wenigen Jahren nothwendig gewordene dreimalige sehr starke Wiederauflage desselben.

Die gegenwärtige dritte, vor deren Veranstaltung das ganze Werk von dem würdigen Verfasser mit der angestrengtesten Sorgfalt, mit gediegener Umsicht und gründlicher Kenntniß der neuesten, wie der zuverlässigsten geografischen, statistischen und übrigen wissenschaftlichen Berichtigungen und Entdeckungen, durchgesehen, verbessert, ja theilweis ganz umgearbeitet worden, hat das vorligende Handbuch zu einem der positiv richtigsten, der abwechselndsten, solidesten und angenehmsten gemacht, welche in Betreff der Natur und Geschichte der Erde, wie ihrer Bewohner, erschienen sind.

Nicht allein zum öffentlichen, sondern auch zum Privat- und Selbstunterricht, ist dies Werk ganz vorzüglich deswegen geeignet, weil es, mit Vermeidung aller zu sehr in Einzelnheiten und wenig beachtungswerthe Kleinigkeiten sich vertiefende Weitschweifigkeit, jedes wirklich merkwürdige auf eine eben so unterhaltende als belehrende Weise beschreibt, und ein anschaulich lebendiges Bild der verschiedenen Länder, wie ihrer Bewohner, gewährt.

Es ist darin mit seltenem Talent alles vorzugsweise hervorgehoben und ächt künstlerisch in Relief gestellt, was der Ort-, Menschen- und Sittenkunde der einzelnen Gegenden, Seele und Interesse zu verleihen vermag, sowohl in Bezug auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes, als auf die klimatischen und fysischen Hauptverhältnisse, auf die Art und Bildung seiner Bewohner, wie auf die geschichtlichen und natürlichen Ereignisse der Staaten, woraus erst ihr gegenwärtiger Zustand dem denkenden Menschen begreiflich wird. Der Verfasser sagt selbst von seinem Werke, in der Vorrede zur dritten Auflage desselben:

„Es soll dies Handbuch keine vollständige Geographie, noch viel weniger eine genaue Statistick der Län-

der sein; sondern was ein gebildeter Reisender von einem Lande, welches er betritt, vorzugsweise zu wissen und allenfalls zu sehen wünscht, was ihm ein möglichst anschauliches Bild der Natur des Landes, des Volks, seiner Geschichte, Literatur und Kunst geben kann, nur das konnte ich als für mich brauchbar erkennen."

Die wohldurchdachte Aufgabe, welche Dr. Blanc sich bei Verfassung seines Werkes gestellt, er hat sie, unsers Dafürhaltens, sehr befriedigend gelöst. Die von ihm vorangestellte „allgemeine Einleitung" handelt von den Fixsternen, den Planeten und den Trabanten. Sie beschäftigt sich sodann mit der Erde, ihrer Gestalt, Größe, Bewegung, rc.; mit der Bewegung des Mondes, mit den Gegenfüßlern, dem Horizont, den Weltgegenden, der Magnetnadel, den verschiedenen Meilen, den Planetarien, dem Globus und den Landkarten, der Astronomie, der Astrologie und den Fernröhren; mit der Erde für sich allein betrachtet, mit der Luft, dem Manometer, Barometer, Thermometer, Hygrometer, Eudiometer, der Luftpumpe, den Aerostaten, dem Winde, den Meteoren, den wässerigen Fänomen, der Elektrizität und dem Galvanismus; mit dem Wasser, den Meeren, der Ebbe und Flut, dem süßen Wasser und den Mineralquellen; mit dem eigentlichen Erdboden, oder dem festen Lande, seiner äussern Gestalt und Oberfläche, seinen Bergen, Versteinerungen, Erzen, Fossilien, Höhlen, seinen Vulkanen, Erdbeben, Wüsten, Mooren; mit Temperatur und Klima, der Vegetation, den Thieren und Menschen, der Religion, den Verfassungen rc. Die Einleitung schließt mit einer allgemeinen Eintheilung der ganzen Erdoberfläche, einer genauen Aufzählung der Meere und ihrer Verzweigungen, wie der verschiedenen Länder und ihrer Unterabtheilungen.

Unmittelbar auf die Einleitung folgt: Europa, von dessen Allgemeinheit, seinen Bewohnern und ihren religiösen Glaubensmeinungen, wie von dessen Gebirgen rc. zuerst ein rascher Ueberblick aufgestellt ist, bevor Verf. zur pyrenäischen Halbinsel übergeht. Wie bei allen nachfol-

genden Ländern, ist hier die Rede von ihrer Ausdehnung, ihren Grenzen, Gebirgen, Gewässern, ihrer politischen Sonderung rc. Die letzte läßt zuerst Portugal, dessen Ausdehnung, Einwohnermenge, Namen, Gebirge, Gewässer, Klima, Produkte und innere Eintheilung in Erörterung stellen. Die Beschreibung von Lissabon und seiner Umgegend, von Koimbra, Oporto und Evora ist sehr interessant; nicht weniger ist es die Abhandlung über die Einwohner, ihre Sprache und Literatur, ihre Verfassung, Orden, Münzen, Maße, rc.

Ganz auf die gleiche Weise ist Spanien in seinen Einzelnheiten behandelt; ist Frankreich zugleich umfassend und gedrängt, anziehend und befriedigend erläutert; ist das britische Reich beschrieben; sind die Niederlande (Holland und Belgien) in ihrer politischen Spaltung, die Schweiz in ihrer Zersplitterung in 25 kleine Souveränetäten, die bald einen Bundesstaat, bald nur einen Staatenbund bilden wollen, die skandinavischen Reiche (Dänemark, Schweden und Norwegen, nebst Island rc.), Deutschland mit seinen verschiedenen Staaten, Italien mit den seinigen, das aus der Vergessenheit wieder hervorgerufene Griechenland, die jonische Insel-Republik unter britischer Botmäßigkeit, die europäische Türkei, das russische Reich, mit Einschluß von Polen und der Freistaat Krakau, in ihren geografischen, topografischen, geschichtlichen, religiösen, moralischen, literarischen und übrigen Hauptzügen eben so gründlich als abwechselnd dargestellt.

Es ist ganz dasselbe mit Asien, enthaltend die gedrängte aber durchgehend interessante Beschreibung der verschiedenen Theile des türkischen Reiches (Kleinasien, Armenien, Mesopotamien und Syrien), von Arabien, Persien, Afghanistan, Beludschistan, Ostindien (Hindostan, Hinter-Indien und den Inseln), vom schinesischen Reiche, der freien Tatarei und dem Kaiserthum Japan; eben so mit Australien (Neuholland und dem Austral-Archipel); mit Afrika (Aegypten, Nubien, Habesch, Tripoli, Tu-

nis, Algier, Marokko, der Sahara, der Westküste, dem Kapland, der Ostküste, dem Innern des großen Erdtheils und den Inseln); endlich mit Amerika, gesondert in Nordamerika, mit den Nordpolar-Ländern, dem britischen Nordamerika und den vereinigten englisch-amerikanischen Staaten; in Mittel-Amerika, mit Mexiko, Guatemala und Westindien; und in Südamerika, mit Kolombia (den Republiken Venezuela, Neugranada und Aequator), Peru (Süd- und Nordperu), Bolivia, Tschile, Guyana, Brasilien, Uruguay, Paraguay, la Plata, Patogonien, Magelhaensland, der Südspitze Amerikas und den Inseln.

Solches ist, summarisch zusammengezogen, der reiche und vielseitige Inhalt des „Handbuchs des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner." Was brauchen wir noch mehr darüber zu sagen? Empfiehlt es sich nicht durch sich selbst? Ist es nicht zugleich wohlverstanden eingetheilt, umsichtsvoll geordnet, glücklich gerundet? Was läßt es noch zu wünschen übrig? Der strengsten Kritik würde es nicht leicht sein, von triftigen Beweisführungen unterstützt, das zu bestimmen.

Die Landkarten, welche der dritten Auflage von Blancs Handbuche beigegeben werden sollen, sind uns noch nicht zugekommen. Wir werden, sobald wir sie erhalten, Veranlassung haben, darüber uns näher auszusprechen. Dem Gedanken des Verfassers gemäß, sollen sie die allgemeine Brauchbarkeit seines trefflichen Werkes noch erhöhen.

Inhalt des ersten Theils.

Bibliothek der Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben
von
H. Malten.

Erster Band, erster bis dritter Theil.

Zweiter Theil.

Aarau 1839.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Französische Eulenspiegeleien.

Erste Portion.

Hac urget lupus, hac canis angit. *)
Hor.

Um die lachende Wildheit, die zierliche Barbarei der heutigen Bevölkerung wo nicht von ganz Frankreich, doch seiner angeblich geistreichsten Gesittungsherde genau kennen zu lernen, muß man sich nicht begnügen, seine Viktor Hügo, Balzac, Soulié, Dümas, Janin, Sand (Düdevant), Kock und andere Autoritäten von derselben Tendenz zu studieren, oder seine großen Journale in Paris und in den Departementen zu durchgehen (obschon es auch hier an Stoff zu einer Chrestomathie literarischer Luperkalien und intellektueller Orgien nicht fehlen würde); man man muß sich bis zu den kleinern Tageblättern herablassen, wovon unstreitig „Charivari“ und „Corsaire“ den ersten Rang einnehmen.

Wir wollen, was wir zur Rechtfertigung unsrer Angabe, diesen beiden Organen der schamlosen Presse zu entnehmen uns veranlaßt sehen dürften, durchaus unter keinem moralischen oder filosofischen

---

*) Zwischen Wolf und Hund, oder: zwischen Scylla und Karybdis.

Gesichtspunkte würdigen, sondern einzig und allein unter dem der „Eulenspiegelei.“ Oberflächlich genommen, können ihre Witzspiele, ihre Possen, ihre satyrischen Ausfälle komisch und ergötzlich sein. Auch bleibt, in Bezug auf Deutschland und deutsche Verhältnisse, die Gefährlichkeit ihrer vergifteten Pfeile jedes tiefern Ermessens unwerth, weshalb wir ohne Anstand eine Arbeit unternehmen können, die unter andern Umständen weder für unsern Beruf, noch für den Geschmack unsers Publikums geeignet sein würde.

Beim Wiedereintritt (rentrée) oder der neu beginnenden Thätigkeit des Kassationsgerichts zu Paris, am 4. November 1838, hielt der Präsident der Deputirtenkammer, Düpin der ältere, in seiner Eigenschaft als General-Prokurator bei diesem Gericht, eine eben so lange als langweilige Rede, über das Leben und die Thaten eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten des 16. Jahrhunderts, Guy Coquille, der General-Prokurator von Nivernais bei den Generalstaaten gewesen. Das Charivari bemächtigt sich nun nicht allein dieser Rede, um sie auf die schonungsloseste Weise zu parodieren, es hängt auch dem „Sauveur von 1830“ den Spottnamen Coquille an und tischt, zur Belustigung seiner Leser, die ächten Küchenlatein-Brocken auf, womit Düpin bei jeder Gelegenheit à tort et travers um sich wirft. Bei einer andern Gelegenheit heißt es:

Ein entsetzliches Ereigniß hat so eben die Stadt Clamecy *), so berühmt durch ihre Düpins und ihre

*) Geburtsort Düpins, wo sein Vater noch wohnt, und in dessen Nähe er selbst eine bedeutende Besitzung hat.

Flößhölzer, in die grenzenloseste Trostlosigkeit versetzt. Die drei Düpins machen jetzt nur noch zwei. Der älteste hat vielleicht in dem Augenblicke, wo wir diese Zeilen schreiben, auf der Erde zu peroriren aufgehört. Frankreich, die Deputirtenkammer und das Kassationsgericht sind verwittwet von diesem erlauchten Dreibeweibten. Es erleidet keinen Zweifel mehr: Düpin der ältere hat sich aus Verdruß gehängt, wie der erste beste Perückenmachergesell. Theilen wir die klägliche und erbarmungsvolle Geschichte mit, wie sie wirklich sich zugetragen hat.

Unser großer Düpin hatte sich, um von seinen Deputirten sich auszuruhen, zu den hübschen Vierfüßlern begeben, die er im Nièvre-Departement besitzt, und die er, wie alle überlaut sprechenden Advokaten, durch Vertheidigung der Rechte der Wittwen und Waisen sich erworben hat. Indeß ließen seine Ochsen, seine Schafe und seine Esel ihn nicht ganz den Hof vergessen. Grade im Gegentheil: er dachte um so mehr daran, je weniger er dort war. Wenn der filippinische Hof je angenehm sein kann, so ist er es am meisten in der Ferne.

Hr. Düpin harrte also mit der größten Spannung auf die durch den Telegrafen ihm zuzukommende Nachricht, zu seinen pariser Schöpsen zurückzukehren, sobald die Gemahlin seines vertrauten Freundes, des Herzogs von Orleans, auf dem Punkte sein würde, mit irgend etwas nieder zu kommen. Hr. Düpin der ältere wollte im feierlichen Augenblicke da sein, um einer der ersten vor der kleinen aufgehenden Sonne nieder zu knieen, den Großpapa, die Größmama, die Mutter, die Großbase, die Basen, Oheime, den Thür-

steher selbst zu haranguiren und sonder Zweifel den Vater über ein so wunderbares Ereigniß zu beglückwünschen.

Alles war also bereit: seine mit Nägeln gespickten Schuhe, sein Rock à la française und seine drei Stegreifreden. Ich sage seine drei Stegreifreden; denn Hr. Düpin hatte wenigstens dreimal in Entzücken zu gerathen: als Deputirter, als General-Prokurator und als Präsident der untern Kammer.

Als Deputirter hatte Hr. Düpin sich zu freuen, daß der Himmel so schleunig den Steuerpflichtigen einen neuen Prinzen zugestanden, dessen sie so sehr bedürftig waren. Als Präsident mußte Hr. Düpin versichern: es geschehe stets mit neuem Vergnügen, daß er über das prinzliche Leibgedinge abstimmen lasse, welches man für den eben gebornen erhabenen kleinen Budgetfresser (butgétivore) zu begehren nicht ermangeln werde. Als General-Prokurator hatte Hr. Düpin der Empfehlung des Stadtraths (von Paris), hinsichts des berühmten Degens für 50,000 Fr. (23,333 fl.), noch die seinige beizugesellen, „desselben sich ja nie zu bedienen," vorzüglich nicht im Zweikampf, bei Androhung des Erscheinens vor den Assisen. Alle diese Reden waren in dem halb donaubäurischen halb ballenträgerischen Styl geschrieben, wodurch seine offizielle Beredsamkeit sich auszeichnet, die ihm bei Hofe das Ansehn eines Bären, doch eines vollkommen zahmen und geleckten Bären, gibt.

Unglücklicherweise mochte Hr. Düpin, so oft er wollte, auf seinen Thurm klettern, um zu sehen ob nichts komme; es kam nichts. Sei es, daß irgend ein Nebel die telegrafische Depesche unterbrochen, sei

es daß der Präsident der obern Kammer, Hr. Pasquier, sein parlamentarischer Nebenbuhler, sich freue, diesmal alles Lächerliche des Umstandes auf Kosten seines Kollegen von der untern Kammer (der so vieles andere ihm früher schon weggefischt) in sich vereinigen zu können: Hr. Düpin erfuhr diesmal das Ereigniß erst nach dem Ereigniß. Die Neuigkeit kam ihm veraltet zu, wie ehemals die Seefische dem erlauchten und unglücklichen Vatel.

Was sollte er thun? Sollte er nach Paris reisen quoique? Daran war nicht zu denken. Das wäre Senf nach dem Mittagsessen gewesen. Alle erreichbare Lächerlichkeit war schon von andern in Beschlag genommen. Ueberdem sind alle Reden dieser Art unter vielen Beziehungen den Speisen ähnlich, vorzüglich in dem Sinne, daß sie aufgewärmt nichts taugen.

Düpin blieb also bei seinen Vierfüßlern und mischte sich diesmal nicht unter die offiziellen Schwätzer. Aber von jetzt an war seine Gesundheit sichtbar erschüttert. Er wurde gelb, niedergeschlagen, melancholisch und ließ keinen einzigen lateinischen Calembour mehr fahren. Man sah ihn einsam, den Hut tief auf die Augen gedrückt und die Arme über die Brust gekreuzt, längs Hecken und Stauden herumirren, die Blicke der Vorübergehenden scheu vermeidend und halblaut einige unverständliche Worte murmelnd, gleich einem Storch, der einen Knochen verschluckt hat und ihn nun wieder heraus zu würgen sich bemüht.

Und wirklich war Hr. Düpin krank, der drei Stegreifreden wegen, deren er sich nicht hatte entledigen können. Ein gewöhnlicher Mensch würde sich schon von einer einzigen übel befunden haben. Der

zu Hilfe gerufene Viehdoktor erklärte es aufs bestimmteste. Vergebens ließ er ihn mehr als eine starke Dosis Brechpulver verschlingen, die Medizin Le Roy und sogar weissen Senf einnehmen; nichts war vermögend die zurückgetretenen drei Stegreifreden abzutreiben.

Ein so qualvoller Zustand war unerträglich; Düpin beschloß um jeden Preis sich ihm zu entreissen. Ach, gestern Morgen, als man ihn nicht mehr mit sich allein sprechen hörte, wurden seine Leute höchst allarmirt. Der Polizeikommissär wurde gerufen und sprengte seine (Düpins) Stubenthür. Der erlauchte Advokat-Deputirter-Präsident-Prokurator-Eigenthümer ward in einem Zustande vollkommener Unbeweglichkeit gefunden. Er hatte seine Schuhe von 1830 angezogen, um zu sterben, wie Napoleon in seinem grauen Ueberrock von Marengo. Ein noch dampfendes Kohlenbecken wurde in einem Winkel des Zimmers bemerkt. Man beeilte sich daraus die alten stinkenden Papiere zu ziehen, die darin statt der Kohlen qualmten. Es waren seine „Abhandlung von den Leibgedingen,“ Bruchstücke von Reden für und gegen unsere Freiheiten, die Vertheidigungsrede seines Bruders Filipp, zu Gunsten der Betrüger von St. Berain *), eine große Menge eigenhändig geschriebene Briefe von sehr erlauchten Personen; mit einem Worte, eine Menge unvermeidlich übelriechende Gegenstände. Es war ausser allem Zweifel, der Präsident der untern Kammer hatte es versucht, wie eine ganz ordinäre Strumpfflickerin sich zu ersticken.

*) August Cleemann, Blum und Konsorten die auf einen Realwerth von etwa 150,000 Fr., Aktien für fünf Millionen ausgegeben.

Man ließ ihm die erforderliche Hilfe angedeihen; indeß weiß man bis auf diesen Augenblick noch nicht, ob es möglich sein wird, ihn Frankreich, dem Kassationsgericht und der niedern Kammer zu erhalten. In Erwartung daß wir darüber Gewißheit erlangen, theilen wir den Inhalt eines Briefes mit, der neben ihm gefunden ward, und worin der Unglückliche sein letztes Lebewohl ausgesprochen:

„Sire, ich bitte inständigst Ihre General-Prokuratoren, die Schuld meines Todes weder der Demoiselle Grouvelle *) zuzuschreiben, noch der Hyder der Anarchie, noch irgend einem meiner frühern Klienten, noch den Republiken von Rom und Athen, indem dieselben, im Ganzen wie im Einzelnen, durchaus keinen Antheil an dem Ereigniß haben.

„Ich sterbe freiwillig, Sire und ich sterbe wie Racine, wie Vatel, wie Werther, wie alle empfindsamen Waschweiber-Seelen, die eine tiefverletzende Kränkung, mortificationi poignantæ, nicht überleben können.

„Ich habe, Sire, in meinem Leben drei tausend fünf hundert fünf und siebenzig Prozesse verloren und habe mich demungeachtet eben so wenig übel befunden, als jetzt mein Bruder Filipp, der seinerseit so eben auch einen recht schmucken verloren hat, venit d'en perdare unus benè jolitum, den des Herrn Cleemann, seines ehrenwerthen Klienten, honorabilis clientus. Ich habe das alles überlebt, quoique.

„Ich habe, Sire, wenigstens hundert mal auf

---

*) Eine bekannte Verschwörerin gegen Ludwig Filipps Leben, Vertraute Pepins, des Mitschuldigen Fieschis, 2c. 2c.

hundert ins Gelag hineingeschwatzt, wenn ich in der Kammer das Wort genommen. Wohlan, auch das habe ich überlebt, quoique, survécavi, quisquiüs.

Endlich, Sire, habe ich in meinem Leben, ich, Düpin der ältere, wenigstens zwölf Fünfzigzentimen- (14 Kreuzer-) Stücke mitten in der Straße verloren, indem ich meine Schnupftabacksdose mit zu geringer Vorsicht aus der Tasche zog, wenn ein Armer mich um ein Almosen ansprach, was, nebenbei gesagt, widergesetzlich ist. Ein solcher Verlust hat mich sehr betrübt, mich Düpin, ich verhehle es ihnen nicht, non tibi cacho; aber ich habe auch das noch überlebt, quoique.

„Aber, Sire, es gibt einen Verdruß, den ich nicht ertragen konnte, est chagrinus quem non potebam supportare. He was, Ihre königliche Hoheit geruhet nieder zu kommen, daignat accouchare, altessa royala, wie Cicero sagt, und ich, der Düpin der Advokatur, der Kammer und des Kassationsgerichts, ich, der Hausfreund, amicus maisonis, wie gleichzeitig der beeidigte Retter der Regierung, ich, mit einem Worte, der große Düpin, der grandus Dupinus, ich bin der einzige, den man zu gehöriger Zeit zu einem so rührenden Schauspiel, touchanto spectaculo, einzuberufen vergißt. Und ich sehe von hier die Pasquier, die Decazes, die Seguier, die Barthe, die Salvandy, einen Haufen politischer Schnecken, colimaci politiqui, knechtisch den Neugebornen, nouvellus nesus, umkriechen, allein sich extasirend über das erste Gequäck, das er auszustoßen geruht und, in Beziehung auf mich, des unleidlichsten Monopols von Tölpelei und Kauderwelscherei sich bemächtigend.... Und man beruft mich erst, mich, den furchtbaren Düpin, wenn alles

gemacht ist, das Kind und die Salamalecks, enfantus et salamaleci! Man ruft mich erst zusammen, wenn keine einzige Kniebeugung mehr zu machen, keine einzige Albernheit mehr zu sagen ist! Allons donc, wie wenn es möglich wäre, auf dem großen Felde der Lächerlichkeit noch etwas zu finden, wenn die Schnitter einer solchen Habgier einen Augenblick darüber hingeschritten sind, passaverunt unum instantam! Allons donc!

„Und man glaubt ich sei der Mann, der eine solche Demüthigung überleben könne? Allons donc! Mehr als oft, daß ich dergleichen überleben würde, plus souventum quod survivabo! Entschuldigen Sie, Sire, meine Freimüthigkeit, excusate meam franchisam, Sirus. Ich liebe Sie, Sire; möge dieser Schrei meines Gewissens Ihnen nicht mißfallen. Möge die Kühnheit dieses Geständnisses Gnade finden vor Ihren Augen, der ein wenig wilden Rauhigkeit meines ehrenvollen Karakters wegen. Aber ich wiederhole es: ich liebe die Gleichheit ebenfalls, jene heilige Gleichheit, für die unsre Väter 40 Jahre gestritten haben und für die ich mich im Juli nicht habe todschlagen lassen, non me feci tuare in juillet, um sie so oft in Betreff der Lächerlichkeit und des Kretinismus geschändet zu sehen. Alle diese Hinankletterer, alle diese Zwerge, die mir nicht einmal bis an die Schuhknöchel reichen, haben sich zu meinem Schaden ein Fuchsschwänzer-Privilegium, privilegium flagorneriæ, machen wollen. Nieder mit den Privilegien!

Sie haben zu sich gesagt:

„„Siehe da, es gibt eine ungeheure Menge von Hanswurstereien zu sagen. Düpin ist nicht da. Bravo,

benutzen wir seine Abwesenheit, profitamus de sua absentia. Nach uns ihm, wenn noch etwas übrig bleibt, post nos si restat...““

„Und man glaubt, ich könnte eine solche vom Hofe über mich verhängte Demüthigung verdauen? Allons donc, allons donc! Hat der Löwe je den Hufschlag des ..... überlebt?....“

Der Abschiedsbrief war hier unterbrochen. Der Rauch von den Reden, Abhandlungen und oben erwähnten erlauchten eigenhändigen Schriften, hatte sonder Zweifel den Unglücklichen vollkommen erstickt. Wir kennen Näherinnen, die sich mit viel weniger erstickt haben.

Nachschrift. So eben erfahren wir, daß der erlauchte Präsident sich viel besser befindet. Es scheint, daß man ihm, um ihn zu vermögen fortzuleben, eine recht auffallende Revanche versprochen hat *). Das erklärt, warum man jetzt sagt, daß er bei der Taufe des Knäbchens Hrn. von Rambüteau als Prokurations-Pathe ersetzen wird. Hr. von Rambüteau würde nur das Seine-Departement vertreten haben, während Hr. Düpin das ganze Frankreich vertreten wird. Das wird also 86 mal besser sein. Es steht übrigens nicht zu besorgen, daß er die Gelegenheit nicht benutzen werde, seine drei zurückgetretenen Reden, begleitet von vielen andern, von sich zu geben. Was gratulirende Tölpeleien jeder Art anbelangt, so ist der Herr Präsident-General-Prokurator nicht der Mann, der nicht die verlorne Zeit, Kapital und Zinsen, wieder

*) Er hat sie zum Theil sich selbst gegeben, in der gegen das Ministerium des 15. April (Molé) gerichteten Adresse.

zu ertappen sich bemühen sollte: non est homus à ne pas rattrapare tempum perditum. —

Eben so karakteristisch und wo nicht so boshaft neckend, oder so giftepigrammatisch beissend, doch eben so treffend Aufgabe, Zweck und Streben dieser Menschen bezeichnend, sind in einem andern Blatte die „Beobachtungen der drei Staatsmänner des Charivari über John Bull.“ Führen wir daraus das wesentlichste an:

„Das treulose Albion, wie noch immer der „Constitutionnel“ sagt, gewährt seit vielen Jahren ein unendlich närrisches Schauspiel. Sonderbares Volk! Jeden Augenblick glaubt man sich bei ihm auf einem Vulkan, von einer allgemeinen Feuersbrunst bedroht; glaubt man, daß Whigs, Tories und Radikale sich an den Haaren ergreifen, sich gegenseitig mit eben so großer Wuth verschlingen werden, als jene Hunde in der römischen Geschichte, wovon, nach Rollins Versicherung, nichts als die Schwänze auf dem Schlachtfelde blieben....

Aber man beruhige sich. Ein Aldermann, ein Scheriff, ein Konstabel treten auf, wie ein Schullehrer in seine tumultuarische Klasse, und die Menge verläuft sich, jeder begibt sich ruhig nach Hause, alles setzt seinen gewohnten Gang fort und die streitigen Umstände bleiben unverrückt auf demselben Flecke und die öffentliche Ordnung ist quitt für einige blauumränderte Augen, einige Schimpfduelle, einige zerschlagene Fenster, einige mit Gassenkehricht bedeckte Kutschen, einige mit Kartoffeln, Rüben, Rettige, Lattiche und anderm konstitutionellem Gemüse bombardirte große Herren.

Wahrlich, die Menschheit muß sich wohl freuen über so friedliche Ergebnisse, eben so auch die Glaser, die Augenärzte und die der Wiederzurechtsetzung der Rippen sich Widmenden. Aber wie filantropisch sie auch sein mögen, sind sie dennoch nichts desto weniger lächerlich. Kratzt Euch nicht stärker, Ihr Herren, wenns Euch so gefällt; wir haben nichts dagegen. Aber bedrohet Euch um Gotteswillen nicht mit Ausrottung, schleudert Euch nicht gegenseitige Beschimpfungen an den Kopf, die einen Stier zu Boden werfen würden und gebt Euch nicht das Ansehn, als wolltet Ihr Euch gegenseitig verschlingen. Keine Drohungen ohne Wirkung, sonst sind Eure gewaltigen Zornausbrüche nichts als eitle Windmachereien. Glaube uns, o Freund John Bull, gib Dir nicht das Ansehn eines Revolutionärs; Du verstehst in solcher Hinsicht durchaus nichts *). Das schickt sich nur für Franzosen und auch für Polen. Aber Du, nichts da (nenny dà). Du bist nichts als ein gewaltiger Schreier, mein Freund John Bull.

Vor einiger Zeit rottirten sich bei 20 Zünfte in London, etwa 120,000 Individuen an der Zahl, zusammen. Sie begaben sich mit flatternden Fahnen zum ersten Minister Ihrer Majestät, um ihm eine demüthige Bittschrift vorzulegen. Der Minister ließ sich nicht einmal so weit herab, die demüthige Bitt-

*) Die Ohnhosen und die Theofilantropen von 1793 verstanden das freilich besser, und die Menschenrechtler von 1832 würden es nicht minder gut verstanden haben, hätte man sie machen lassen, wie sie wollten. Vergl. mit dem Aufsatz: „Die alten und die neuen Republikaner in Frankreich," im 4., 5., 6., 7., 10. und 11. Theil für 1835 der Bibl. d. n. Weltk.

schrift anzunehmen und blieb ruhig nachsinnend bei der Partie Schach, die er damals durch Briefwechsel mit dem Schachspielerklubb auf dem Montmartre-Boulevart zu Paris spielte.

Was meint man nun, daß unter solchen Umständen die 120,000 Bittsteller begannen? Ei, lieber Gott, sie thaten weiter nichts, als daß sie ein paar Hände voll Unrath gegen die Hofthür des Hotels warfen, wonach sie ganz ruhig mit ihren flatternden Fahnen, ihren beschmutzten Händen und ihrer demüthigen Bittschrift dahin zurückkehrten, woher sie gekommen waren. Solch Benehmen ist auf jeden Fall eben so idyllisch als evangelisch. Aber man mag sagen was man will, es scheint mir verteufelt Fülchiron *).

Thut mir nun den Gefallen vorauszusetzen, daß sich französische Arbeiter an ihrer Stelle befunden hätten. Und vor allem wären französische Arbeiter nicht genugsam Martineau und Jollivet **) gewesen, um sich zu einem Minister zu begeben, in der Absicht ihm eine Bittschrift zu überreichen. Angenommen aber, sie hätten eine solche Jaubertise ***) wirklich begangen ... lieber Gott, es ist nicht nothwendig, dabei ihrer 120,000 vorauszusetzen; nehmen wir ihrer nur ein Dutzend an, selbst wenn es nichts wären als Gamins von Paris — gleichviel, ich wette meinen Kopf,

*) Fülchiron ist ein Deputirter von Lyon, ein reicher Fabrikant, der es gewöhnlich mit dem Ministerium hält und dessen Eifer nicht selten größer ist als sein Talent.

**) Französische Deputirte die sich ungefähr in derselben Kategorie befinden wie Fülchiron.

***) Einen Jaubertstreich. Graf Jaubert ist Doktrinär und sitzt in der Kammer gewöhnlich im linken Zentrum.

daß beim ersten Weigerungsworte des Ministers seine Thürhüter, seine Schildwachten, seine Bedienten, seine Köche, alles um ihn her und er selbst mit inbegriffen, fünftausend Fuß hoch in die Luft geschleudert worden wären; daß man sein Hotel mit umgewendeter Hand zertrümmert, vernichtet, in Staub verwandelt, geschleift, nach allen Winden geschleudert, von der Erde weggewischt haben würde. Ich weiß selbst nicht, ob man je die Stelle, wo es gestanden, hätte wieder entdecken können.

Voilà, voilà, voilà,
Voilà l'pétitionnair frrrrrrançais! *)

Solch Verfahren ist mir viel lieber. Ich verlange nicht à priori, daß man jemand demantibulire. Aber wenn man doch einmal mit der Sache sich befassen will, so ist das die wahre Art und Weise sie in Ausführung zu bringen.

Es ist ganz das gleiche mit den Wahlen in England. Ungeheure Menschenlauinen häufen sich übereinander, zur Ernennung eines Mitgliedes des Unterhauses, das ihre Freiheit, ihre Würde und ihre Sicherheit vertheidigen soll. Es gibt eine Partei der Kartoffeln und der radikalen Reform. Es gibt eine Partei der Wasserrüben und der gemäßigten Reform. Es gibt eine Lattichpartei, die alle Mißbräuche bewahren will. Die übrigen Gemüse, wie Rettige, Gurken, Liebesapfel, Zipollen ꝛc. ꝛc. versinnlichen die Zwischenschattirungen.

Alles das befindet sich einander gegenüber. Die Kandidaten besteigen die Hustings. Der Whig will reden; eine Kartoffel verschließt ihm hermetisch den

*) Das ist, das ist, das ist, das ist der französische Bittsteller.

Mund. Ein Tory will seinerseits des Wortes sich bemächtigen; ein Lattichbüschel wischt es ihm vor dem Munde weg. So verhält es sich auch mit den andern.*)

Dabei durchkreuzen sich, eben so schnell als die Gemüse, tausend An- und Zurufungen in der Luft. West wird von O'Connell zu häßlich gefunden, um eine gute Figur im Parlament zu machen. O'Connell seinerseits wird von West bezüchtigt, eine Perücke zu tragen und nicht genug Toupet zu haben, um die Interessen Irlands in der Kammer zu vertheidigen. Was weiß ich noch alles? Und dazu Gelächter, Quodlibets, Drohungen, Beschimpfungen, Herausforderungen, Gemüse, Steine, Prügeleien, alles zusammen ein entsetzliches Durcheinander, einen abscheulichen Salat bildend, bis am Ende einer der Kandidaten, einäugig gemacht oder nicht, die meisten Stimmen und das meiste Gemüse auf sich vereinigt.

Und wenn nun jeder Wähler seine Stimme und seinen Kohlstrunk oder seine Kartoffel zum Vortheil seiner Meinung, unter Beschimpfungen, Drohungen und Püffen abgegeben, zerstreuen sich schüchtern alle diese so lärmenden, so revolutionären Massen beim Anblick des ersten besten Alderman, der ihnen sagt, daß sie nach Hause gehn und sich striegeln lassen sollen. Und John Bull fügt sich abermals gelehrig in sein aus Mißbräuchen, Vorrechten und Elend zusammengesetztes Joch, und bläht sich wie der Frosch in der Fabel über den leeren Rumor, den er einen Augenblick getrieben, und hält sich für den größten Um-

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Die Ereignisse und Wandelungen einer Parlamentswahl in England," im ersten Theile für 1839 der Bibl. d. n. Weltkunde.

wälzungsmenschen auf der Erde, und betrinkt sich in schlechtem Bier, auf das Wohlergehn seiner Königin.

Nein, lieber Freund, nein, John Bull, nein, Du bist kein Revolutionär. Du hast viel zu filisterhafte Neigungen. Du bist nichts als ein Großschreier, ein Aufschneider, ein unermüdlicher Brüller. Willst Du Dich einmal auf einen bessern Fuß stellen und eine wirkliche kleine Revolution machen, so geh' zuvor bei den Franzosen in die Lehre. Sieh Dich dann nur vor, wenn Du sie gemacht wie sie, nicht so albern sie Dir wieder wegfischen zu lassen."

In seiner Nummer 352, vom 20. Dezember 1838 macht dasselbe Charivariblatt, unter der Ueberschrift: „Blaguiana," nachstehende Zusammenstellungen:

„Vorbemerkung. Die hier unten folgenden Anführungen sind wörtlich (man kann nachschlagen) dem Moniteur enthoben.

Erster Satz. — Verheissungen der Staatsurkunde. Variationen.

1831. (Ministerielle Eröffnungsrede am 22. Juli.) „Ich habe gesagt, daß die Charte eine Wahrheit sein soll. Was ich gesagt habe ist geschehn."

1832. (Idem, 19. November.) „Die durch den Artikel 69 der Charte versprochenen Gesetze sollen Ihnen während dieser Sitzung vorgelegt werden."

1833. (Idem, 23. Dezember.) „Ich darf glauben, daß die Verheissungen der Charte während dieser Sitzung in Ausführung gebracht werden können."

1834. (Idem, 31. Juli.) „Die Gesetze, welche zur Ergänzung der Charte noch erforderlich sind, sollen Ihnen während dieser Sitzung von neuem vorgelegt werden."

1837. (Idem, 19. Dezember.) „Die vom Artikel 69 der Charte vorausverkündeten Gesetzentwürfe sollen Ihnen von neuem vorgelegt werden."

1838. (Idem, 18. Dezember.) „Sie werden sich auch mit verschiedenen Entwürfen zu beschäftigen haben, deren Zweck Befriedigung der Bestimmungen der Charte ist."

Zweiter Satz. — Der immer zunehmende Wohlstand. Variationen.

1832. „Die Zukunft bietet sich uns unter günstigen Auspizien. Der Kredit erhält und befestigt sich. Sichere Zeichen verkünden die unaufhörlich steigende Vermehrung des allgemeinen Reichthums."

1833. „Sie werden mich unterstützen, meine Herren, in meinem Streben zur Beschützung der Zunahme des National-Reichthums."

1834. „Ich darf hoffen, daß der immer steigende Wohlstand des Landes uns vergönnen wird, die Ausgaben mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln zu decken."

1835. „Ich schätze mich glücklich, mit Ihnen über den Zustand unsers Landes uns beglückwünschen zu dürfen. Sein Wohlstand vermehrt sich unaufhörlich."

1836. „Frankreich genießt in Frieden alle Güter, die es erwartete. Seine Institutionen befestigen sich; sein Wohlstand wächst beständig."

1837. „Frankreich ist ruhig und frei; sein Wohlstand macht rasche Fortschritte. Beharren wir, meine Herren, auf dem Wege, dem wir die Vermehrung des Reichthums und des Wohlergehens verdanken, die Frankreich jetzt genießt."

1838. „Seit Ihrer letzten Sitzung hat sich Frankreichs Wohlstand immerfort vermehrt. Die fortschrei-

tende und dauernde Zunahme des öffentlichen Einkommens, bestätigt die glückliche Entwickelung des National-Reichthums."

Dritter Satz. — Finanzzustand. Variationen.

1831. „Der Zustand unsrer Finanzen ist beruhigend."

1835. „Der Finanzzustand ist befriedigend."

1836. „Unsre Finanzen sind im gedeihlichsten Zustande."

1837. „Der Zustand unserer Finanzen ist immer gedeihlich."

1838. „Der Stand unsrer Finanzen macht immer gedeihlichere Fortschritte."

Vierter Satz. — Belgien. Variationen.

1831. „Die Unabhängigkeit Belgiens und seine Trennung von Holland sind von den großen Mächten anerkannt worden."

1833. „Wir dürfen darauf zählen daß die Schwierigkeiten, welche die Abschließung des Endvertrages zwischen dem König der Belgier und dem König der Niederlande noch verzögern, weder die großen Interessen Belgiens, noch die Ruhe Europas gefährden können."

1838. „Die Konferenzen zu London, über die Angelegenheiten Belgiens und Hollands, sind wieder aufgenommen worden. Ich zweifle nicht, daß sie einen nahen und friedlichen Ausgang gewinnen werden, indem sie der Unabhängigkeit Belgiens und der Ruhe Europas eine neue Sicherung gewähren."

Fünfter Satz. — Spanien, Fortsetzung der getreuen Vollstreckung, ꝛc. ꝛc. Variationen.

1833. „Ich habe mich beeilt, die Königin Isa-

bella II anzuerkennen, in der Hoffnung, daß eine solche schnelle Anerkennung dazu beitragen werde, Spanien vor den es bedrohenden Zerreissungen zu bewahren. Schon scheint Ruhe wieder zu kehren in den Provinzen, wo die Empörung ausgebrochen war."

1834. „Ich habe mit dem König von Großbritannien, der Königin von Spanien und der Königin von Portugal einen Vertrag geschlossen, der auf die „Wiederherstellung des Friedens in der Halbinsel" schon den heilsamsten Einfluß ausübt."

1835. „Meine Regierung hat fortdauernd, auf unsrer Grenze gegen Spanien, die zur getreuen Vollstreckung der durch den Vertrag des Viermächtebundes erforderlichen Maßregeln genommen."

1836. „Der Bürgerkrieg hat noch nicht aufgehört Spanien zu verheeren. Immer innig vereint mit dem König von Großbritannien, fahre ich fort mit religiöser Treue den Vertrag der Quadrupel-Allianz zu vollstrecken."

1837. „Indeß verschlingt der Bürgerkrieg die Halbinsel. Ich fahre fort getreulich die Klauseln des Vertrags des Viermächtebundes zu vollstrecken."

1838. „Spanien ist immer die Beute derselben Zerreissungen (s. oben 1833), desselben Unheils. Wir fahren fort mit unsern Verbündeten, alle Klauseln des Vertrags der Quadrupel-Allianz zu vollstrecken."

Sechster Satz. — Rang den Frankreich einnimmt, rc. rc. Variationen.

1831. „Frankreich hat in Europa den ihm zustehenden Rang wieder eingenommen und nichts kann ihm hinfort denselben entreissen."

1838. „Frankreich nimmt den Rang ein, der

ihm in der Achtung seiner Verbündeten und in jener der Welt gebürt.“

Kleiner Appendix. — Alte verschiedenartige Sätze und Variationen, die seit langem als revolutionär hintangestellt worden.

1831. Bedeutende Herabsetzungen sind in den verschiedenen Verwaltungszweigen gemacht worden; sie würden noch beträchtlicher sein, wenn die Vermehrung unsrer Vertheidigungsmittel uns nicht große Opfer auferlegt hätte. Ich werde mich beeilen die Last zu vermindern, sobald ich die Gewißheit erlangt haben werde, es thun zu können, ohne die Würde und Sicherheit Frankreichs aufs Spiel zu setzen. Diese Gewißheit hängt ab von der allgemeinen Entwaffnung. Frankreich wünscht sie; die Regierungen Europas fühlen ihre Nothwendigkeit; das Interesse aller fordert sie.“

1832. „Ich bedaure, Ihnen nicht schon jetzt die Verminderung der öffentlichen Lasten in Vorschlag bringen zu können. Unsere Pflichten gegen Frankreich legen uns noch schwere Opfer auf. Aber die bevorstehende Anordnung und Schlichtung der Angelegenheiten Europas vergönnt uns, davon das Ziel vorauszusehen.“

1831. „Ein blutiger und erbitterter Kampf dauert in Polen noch fort. Ich habe mich bemüht, sein Ende zu beschleunigen. Ich habe das Blutvergießen hemmen und vorzüglich Polen, dessen Muth die alte Zuneigung Frankreichs erweckt hat, jene Nationalität sichern wollen, die den Zeiten und Bedrängnissen Trotz geboten hat.“

1831. „Die (längs der Nordgrenze) zur Bedro-

hung Frankreichs und nicht zur Beschützung Belgiens erbauten Festungen sollen geschleift werden." —

Ueber die neuen, leicht anwendbar zu machenden, gebräuchlichen und nützlichen Mittel zur Vernichtung der Ratten, sagt der „Corsaire" unter andern:

„Die Ratte ist ein unangenehmes, nagendes Thier, das nur zur Verdammung der Eigenthümer wie zur Belustigung der Katzen auf die Erde geschickt worden. Es gibt 291 Mittel zur Vertilgung dieser Thiere. Wir wollen uns begnügen, augenblicklich nur die neuesten und in der häuslichen Oekonomie gebräuchlichsten namhaft zu machen; die übrigen sollen ein anderes mal nachfolgen.

Erstes Mittel. Man nimmt einen ganz feinen Toiletteschwamm, so weich, so weiß und so aufgedunsen man ihn auftreiben kann, zerhackt ihn in kleine Stückchen, von der Größe einer Bohne von Soissons und läßt diese Stückchen 48 Stunden hintereinander an einem gelinden Feuer trocknen. Ist dies geschehen, so bratet man sie in etwas starkriechendem Schweineschmalz, trocknet sie abermals und gruppirt sie vor die Porte-cochère des Ratten-Hotels. Daneben stellt man einen Suppenschüssel voll Zuckerwasser und geht seinen Geschäften nach. Die Ratten haben einen sehr feinen Geruch. Sie wittern bald die auf sie harrenden Leckerbissen und stopfen sich damit beide Backen voll. Um den nun sich äussernden brennenden Durst zu stillen, saufen sie so viel Zuckerwasser, daß die Schwammstückchen in ihrem Leibe aufschwellen, wonach sie platzen, als wahre Ratten die sie sind. — Das ist das Verfahren der Quasi-Restauration gegen das französische Volk überhaupt . . . .

Zweites Mittel. Es ist noch neuer, ökonomischer und eben so leicht ausführbar als das erste. Sieht man eine Ratte in ein Loch schlüpfen, so kann man versichert sein, daß sie wieder herauskommen wird, wenn sie nicht darin bleibt. Räsonniren wir in der Voraussetzung, wo sie wieder herauskommt. Also legt man unfern von dem Loche einen großen, harten Stein, auf den man eine tüchtige Priese Spaniol streut. Kaum steckt die Ratte ihren Kopf zum Loche heraus, so gewahrt sie den Stein und den Taback, nähert sich ihm und zieht ihn mit Wohlbehagen in sich, wonach sie so stark zu niesen beginnt, daß sie sich die Nase auf dem Stein zerstößt. — Der 15. April hat Frankreich mehr als eine starke Prise verdauen lassen.

Drittes Mittel, noch ökonomischer und probater als die beiden ersten. Die Ratten haben eine ganz besondere Vorliebe für alte Gebäude, des mehr oder weniger verfallenen Zustandes der Fußboden wegen. Kann man nun diese Thiere durch die beiden vorangedeuteten Mittel nicht vertilgen, so bleibt kein anderes, als das alte Haus umzureissen, und ein neues an seine Stelle zu erbauen. — Das ist wahrscheinlich die schöne Aufgabe der sogenannten parlamentarischen Coalition Thiers-Guizot-Barrot-Berryer, welche sie mit Eifer in Ausführung zu bringen sich bemühen wird. —

Als würdiger Nebenbuhler oder Nacheiferer der drei Staatsmänner des Charivari, tritt der ci-devant Vikomt, nunmehriger Citoyen Cormenin, als politisch-polemischer Flugblattschreiber unter dem Namen Timon bekannt, in die Schranken, bei Gelegenheit

der Erklärung des Staatsraths vom 30. Dezember 1838, über den Mißbrauch der priesterlichen Macht, in Betreff der Verweigerung der geistlichen Beerdigung des Grafen von Montlosier, der früher ein Buch gegen die Jesuiten geschrieben, dessen Inhalt er auf seinem Sterbelager zu wiederrufen und zu verdammen sich geweigert.

Der republikanische Oberpriester wirft sich auf zum warmen Vertheidiger der vom Bischof von Clermont gegen einen mit dem Tode ringenden Ehrenmann in Anwendung gebrachten Quälereien, und der nach seinem Ende noch fortgesetzten eben so gehässigen als barbarischen Maßregeln. Mit Ironie an die Mitglieder des Staatsraths sich wendend, ruft er ihnen unter andern im Namen des vorerwähnten Bischofs zu:

„Ehrwürdige Väter. Ich bitte ein Millionenmal um Verzeihung, wenn ich ein wenig gradezu beginne. Aber man hat mir gesagt — sehen Sie, wie boshaft man ist — daß es unter Ihnen Leute gebe, die nicht glauben, was wir glauben, andere die nicht alles glauben und noch andere, nämlich die größte Zahl, die gar nichts glauben; daß Sie gänzlich ausser Stand sind die wirkende Gnade von der begleitenden zu unterscheiden; daß die meisten unter Ihnen ihren Kursus der Theologie auf dem Operbalkon*) gemacht haben und daß, wenn Sie nicht besonders unterrichtet sind über die Geheimnisse des heiligen Abendmahls, Sie dagegen sehr genau wissen, um wie viel Fingerbreit man die Röcke der Tänzerinnen noch verkürzen sollte.

*) Der ausgezeichnetste Platz im Innern des großen Opernhauses in Paris.

„Danach war ich, wie Sie sich leicht denken können, sehr geneigt, meine Inkompetenz-Ausnahme ratione personarum zu dekliniren; aber man hatte mich getäuscht und meine Voraussetzung beruhete einzig und allein auf Illusion. Ich sehe Se. Eminenz den gestrengen Herrn Kultusminister, der auf seinem Pontifikalstuhl Platz nimmt, die Staatsräthe, die ihm als Großvikare dienen, die Requetenmeister, die sich mit der Diakonusstola bekleiden und die Auditoren als Chorknaben, welche ihre Weihrauchgefäße vor dem Throne des gnädigen Herrn schwingen. Ich befinde mich Angesichts eines wirklichen Konzils, einer wahren allgemeinen Kirchenversammlung und halte Sie, ehrwürdige und heilige Doktoren, für was Sie eigentlich sind.

.... „Wie, weil Sie, Gott weiß wie oft die politische Einrichtung umgestaltet haben, verlangen Sie, daß auch wir unsre innere Ordnung verändern sollen? Weil Sie nicht mehr wissen, wer Sie sind, wollen Sie, daß auch wir uns in derselben Lage befinden sollen? Weil Sie die verschiedenartigsten Gesichter uns zu bieten haben, wollen Sie, daß wir Sie auf dieselbe Weise betrachten? Weil wir eine bestimmte Regel haben, die uns von der allgemeinen Kirche kommt, wollen Sie, daß wir sie den Launen Ihrer schnell vorübergehenden Anstalten unterwerfen? Weil es Ihnen angenehm sein würde, daß wir durch Absolutions-Ertheilung unter Umständen, wo sie unmöglich ist, eine Heiligthumsschändung begingen und eine Religions-Verspottung durch Gebete für die, welche derselben nicht würdig sind, wollen Sie, auf die Gefahr unsrer eignen Verdammung, daß wir eine so heilige Freude Ihnen verschaffen? Weil wir uns

im Tageslichte der Ordnung befinden, wollen Sie, daß wir in die Finsterniß Ihres Chaos uns versenken? Weil wir Ihr Bereich nicht betreten, wollen Sie den Fuß auf das unsrige setzen? Das ist nicht in der Regel, ehrwürdige Väter, das ist nicht in der Regel.

„Der Ritus unsrer Kirchenzucht, ehrwürdige Väter, ist nicht, wie Ihre königlichen Ordonnanzen, bald von Hrn. Persil, bald von Hrn. Barthe, bald von dem ersten besten mitunterzeichnet (contre-griffé), auf dessen Kopf eine viereckige Mütze paßt. Er ist ehrwürdig durch das Alter seines Ursprungs; er ist stark durch die Einheit seiner Vorschriften. Was wahr ist zu Rom, ist für uns wahr auf der ganzen Erde; wahr in Makao wie zu Dublin, in Kamschatka wie zu Kadix. Wir sind nur Bürger unsers Vaterlandes, aber Christen der ganzen Erde. Wir erkennen und wir dürfen keine andere geistliche Autorität über uns anerkennen, als den Papst, insofern nicht Ludwig Filipp sich als Haupt der gallikanischen Kirche erklärt, und dann würde von nichts mehr die Rede sein, weil wir alsdann nicht mehr Priester sein könnten.

„Sie sind mächtig, allmächtig sogar in der weltlichen Ordnung der Dinge. Sie können aus einem Königreich eine Republik und aus einer Republick ein Königreich machen. Sie haben Ihre Bienen durch Lilien und Ihre Adler durch Hähne ersetzt. Sie haben Ihre Fasces, Ihre Staatsurkunden und Ihre Könige ausgetauscht. Aber Sie können nicht ein Jota in unserm Ritual verändern.

„Wenn Sie nun darin nichts zu sehen haben, was haben Sie sich um unsre Lehrsätze zu kümmern? Sind Sie etwas weniges Geistliche? Haben Sie Ihre

Grade in der Sorbonne gewonnen und welches war der Gegenstand Ihrer Disputation? Lesen Sie geläufig St. Augustin oder die Summa theologiæ und die Summa catholicæ fidei des heil. Thomas? Welch Breve haben Sie erhalten vom Papst? In welcher Kirche haben Sie gepredigt? Beobachten Sie Fasten, Vigilien und Quatember? Beschäftigen Sie sich an den Opertagen mit Buße und Kasteiung (vous plongez-vous, les jours d'opéra, dans les piscines de la pénitence)? Besuchen Sie in Ihrer Pfarre Messe, Vesper und Komplete eben so devot, als Sie zum Hofmachen sich nach dem Schlosse begeben? Stehen Sie bei Tagesanbruch auf, um Loblieder und Frühmetten zu singen? Befinden Sie sich im Zustande der Gnade um zu beurtheilen, ob andere darin sind oder nicht? Mit einem Worte: wer sind Sie und woher kommen Sie? Sie sind nur kompetent, wenn Sie christliche Gelehrsamkeit studiert haben und wo ist das geschehen? Sonderbare Richter denen es, um Beichte zu hören, zu predigen und die welche predigen zu richten an nichts fehlt, als an Glaube, Wissen, Macht und Weihe.

„Woher rührt es denn auch, daß Sie acht Jahre haben verstreichen lassen, ohne „Mißbrauch-Sentenzen“ zu schleudern, obgleich während dieser Zeit mehr als eine geistliche Begräbniß-Verweigerung stattgefunden? Nehmen Sie nicht grade jetzt daran nur einen Skandal, weil Hr. von Montlosier Pair von Frankreich war und Sie es ebenfalls sind? Wollten Sie also eine Zunftbeleidigung rächen? Ich habe bis jetzt noch nicht gewußt, daß die Religion ausschließend zur Bequemlichkeit parlamentarischer Per-

sonen gemacht worden. Alle Christen, ehrwürdige Väter, sogar die Pairs von Frankreich, sind gleich vor Gott und seinen Priestern, und wir müssen eher duldsam und erbarmend gegen Unwissende, Demüthige und Geringe sein, als gegen die Fürsten der Intelligenz und die Großen der Erde.

..... „Ich bin ein Bischof und kein Possenreisser (histrion), und weil Sie dreimal in die Hände geklatscht, halte ich mich nicht genöthigt, mir den Mund zu verzerren und über Ihre Särge zu plärren.

...... „Ich weiß es, ich bin verurtheilt, verurtheilt mit Vorbedacht, verurtheilt im Sturmschritt und im Prozedurfluge, verurtheilt, weil ich nicht eine doppelte Heiligthumsschändung habe begehen wollen, geistlich verurtheilt durch Richter, die ich nicht für so geistlich gehalten hätte. Ich bin ein Christ, mithin auf alles gefaßt.

„Aber, o strenger Herr Kultus-Minister, heiliger und ehrwürdiger Oberpriester, der Sie den Vorsitz dieses Konzils führen, und Sie, Staatsräthe, seine würdigen Akolyten, o Meister der Wissenschaft, o Doktoren des administrativen und des kanonischen Rechts, o Leiter der Seelen, o strahlende Lichter der Christenheit, o Rächer des Glaubens, o letzte Kirchenväter, ich beschwöre Sie, gewinnen Sie es wenigstens über sich, Ihre Sentenz gegen mich erst dann auszusprechen, wenn jeder von Ihnen im Stande sein wird, ohne Anstoß sein Pater noster herzusagen. So wird von dieser Angelegenheit wenigstens etwas übrig bleiben.“

Gegenwärtiger Zustand der Länder zwischen Rußland und Ostindien, in geografischer und militärischer Beziehung.

Erster Artikel.

Von jeher, selbst zu den Zeiten der alten Fönikier, Ebräer und Hellenen, wie im Mittelalter, wirkte das Streben der thatkräftigsten Völker darauf hin, einige der Vortheile des von den reichen Gegenden Ostindiens gebotenen Handels sich zuzuwenden. Auf vier verschiedenen Wegen wurde damals der an und für sich äusserst beschwerliche Verkehr betrieben. Die beiden ersten waren die von jeher gebräuchlichen Karavanenstraßen durch Persien und auf der Nordostseite der kaspischen See, durch Turan und die Tatarei. Die beiden andern, eben so weit in der Zeiten Nacht sich verlierenden, führten einerseit durch das rothe Meer, wie auf der andern Seite den Eufrat hinab und durch den persischen Meerbusen.

Im Jahrhundert Herodots durchschnitten die von den griechischen Kolonien in Taurien abgehenden Karavanen die Steppen Skythiens, bis zur östlichen Abdachung der Uralkette, wo sie mit den Handelsleuten zusammentrafen, von denen sie die Erzeugnisse Indiens eintauschten, während andere Kaufmannszüge, den direkten Weg durch die langgedehnten Staaten der Meder und Perser verfolgend, vom Indus zum Pont-Euxin und bis in den Archipel gelangten.

Die Fönikier, das umsichtsvollste wie unternehmendste Handelsvolk der Vorwelt, wußten sich geschickt

das Wohlwollen der Fürsten und Nationen Asiens zuzuwenden, lange vor Alexanders Eroberungszug durch jene Zonen. Sie hatten Stapelorte, Niederlagen, was wir heut Komptore nennen würden, sowohl in Arabien, als am Eufrat und längs dem Sinus persicus. Der kühne, abenteuerliche Geist der arabischen Seefahrer gereichte ihnen dabei zu nicht geringer Unterstützung.

Im Mittelalter pflogen die Unterthanen der Kalifen ziemlich lebhaften Verkehr mit den Tataren an der Wolga und im Lande Paskatir (dem Baschkirenlande). Die Waaren wurden dem Ithel (Ueberfluß oder Wolga) entgegen geschifft, bis zur Mündung der Molotschna, wo sie von den reichen Handelsleuten von Groß-Nowgorod erstanden und durch diese nach den Hansestädten gebracht wurden. Die während der Messe zu Mologa vom Fürsten von Moskwa (Moskau), Iwan Kalita, zu Anfang des 14. Jahrhunderts erhobenen Zollgebüren, beliefen sich auf den Werth von 7200 Pfund Silber (etwa 420,000 fl.) und das Zusammenströmen der Fremden war so groß, daß 70 Gasthöfe sie kaum zu beherbergen vermochten.

Die Zerstörung Nowgorods durch Iwan Wassiliewitsch II verschloß diesen Weg, den einzigen, durch den Europa damals mit Indien in Berührung stand. Denn um dieselbe Zeit hatte der Geist der Kreuzzüge, durch schonungslose Räubereien auf den Küsten Aegyptens und Syriens, gleichermaßen den Handel vernichtet, dessen erste Schöpfer die Fönikier gewesen.

Als Herren von Taurien und Tana (Azow) hatten die Genuesen freilich zwei Jahrhunderte hindurch die Spuren der alten griechisch-skythischen Karavanen

verfolgt. Aber auch hier trat Stockung ein, durch die Verheerung Tanas von Seiten des furchtbaren Timurleng (Tamerlan), und hundert Jahre später (1474) bemächtigte sich Mahomet II Tauriens. Asien war im Kriege mit Europa und fortan unzugänglich. Die Europäer mußten also andere Wege erspähen, um nach Indien zu gelangen. Heinrich von Portugal brach zuerst die neue Bahn; Bartholomäus Diaz entdeckte das Vorgebirg der guten Hoffnung und Vasko de Gama erreichte, um dasselbe hinweg, das gewürzreiche Indien.

Seitdem sind drittehalb hundert Jahre verstrichen und der Zustand Westasiens hat sich bedeutend verändert. Die durch diese Gegend nach Ostindien führenden Wege sind wieder eröffnet worden und der Handel beeilt sich, sie abermals zu betreten. Englands überlegene Seemacht sichert ihm das beinah ausschließende Monopol des Weges um das Vorgebirg der guten Hoffnung; doch zu umsichtsvoll, um den Schlendrian einer langen, gefahrvollen Seereise festzuhalten, wurden die alten und kürzeren Pfade von ihm zuerst wieder zugänglich gemacht, weit entfernt in dieser Beziehung von den beschränkten Begriffen der Aegypter und Venezianer, die im 15. und 16. Jahrhundert sich der ihnen zustehenden Hafen am rothen Meere nur bedienten, um die Portugiesen in Diu zu bekämpfen, statt durch ihre Geschicklichkeit im Handelsverkehr mit ihnen zu wetteifern.

Nach ihrer Befreiung vom tatarischen Joche knüpften auch die Russen ihre direkten Verbindungen mit Asien wieder an, und Peter der Große erwarb nicht allein 1723 Derbent nd Baku, sondern auch

die fünf Provinzen Daghestan, Schirwan, Gilan, Masanderan und Astrabad, die 1736 an Nadir Schah wieder zurückgegeben wurden.

Während der Regierung des großen Zaars entdeckte man auf der Ostseite der kaspischen See die Mündung eines Flusses, von dem man voraussetzte, er sei der Oxus, und durch den man sich einen neuen Weg nach Indien bahnen zu können hoffte. Ein Korps von 3000 Russen, unter Anführung des Oberst Alexander Beckewitsch, wurde 1719 beordert, dem Flusse entgegen zu marschiren, das Land Kowaressim zu erobern und bis zu den goldreichen Gestaden des Kizil deria vorzudringen.

Die Expedition schlug fehl. Obschon der Khan von Khiwa anfänglich den Kürzern zog und um Frieden bitten mußte, gelang es ihm dennoch, nach Abschließung desselben, die Russen in kleine Korps zu zersplittern, die eins nach dem andern in der Wüste umkamen. Beckewitsch selbst ward unter den Augen des Khans ermordet und seine Haut diente den Tataren als Trommelfell.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts drang der Hetman der Uralkosaken, Nikitscha, von Orenburg durch die Kirgisensteppe nach Khiwa und bemächtigte sich dieser Stadt, in Abwesenheit ihres Khans. Aber bald wurde sie ein neues Kapua für die nordischen Krieger, die von den Usbeken unter Leitung des Khans überfallen, ihre Eroberung nicht zu bewahren verstanden und fast alle über die Klinge springen mußten.

Heraklius, Fürst von Georgien, begab sich 1785 unter den Schutz der großen Katharina und sein

Sohn Georg trat 1800 alle seine Staaten an Kaiser Paul ab. Seitdem hat die russische Macht im und jenseit dem Kaukasus bedeutende Fortschritte gemacht. Die Zirkassier, die Lesgier und andere mehr oder weniger barbarische Völker dieser Gegenden, sind mehr und mehr von ihr zurückgedrängt, vereinzelt, inner ihren fast unzugänglichen Schluchten und Thalgeländen beschränkt worden.

Baku wurde 1806 erobert, nebst Schirwan, Dagestan, Mogan ꝛc. Durch den Krieg von 1826 ward Persien der ganze Theil Armeniens nördlich vom Araxes entrissen, wie die Türkei sich genöthigt sah, nach den beiden Feldzügen von 1828 und 1829, ebenfalls einen bedeutenden Theil des ihr angehörigen Armeniens an Rußland abzutreten.

Noch eine Vergrößerung des russischen Gebiets, die in Europa beinah unbeachtet geblieben ist, fand statt längs der Südgrenze Sibiriens, die theilweis um 120 Stunden oder 90 deutsche Meilen zurückgedrängt wurde, von Buchtarminskaja, bis zu den Seen Saisan und Balkaschi, in der Dsungarei. Die Kaiserin Katharina II sandte, als sie von Lord Makartneys Reise nach Schina unterrichtet worden, sogleich den General der Jesuiten nach Pecking, der eine sehr beträchtliche Summe mit sich nahm und Tag und Nacht reisen mußte. In Folge eines solchen Verfahrens schlugen die Unterhandlungen des ersten gänzlich fehl, ohne daß man in England sich zu erklären vermochte, was dazu Veranlassung gegeben.

Ueber die Gegenden zwischen Rußland und Ostindien verdankt man die ersten wirklich interessanten Nachrichten einem Russen, Namens Tschernigow,

der 1780 vom Ural bis an die Grenzen Indiens als Sklave gebracht wurde, und zwar über Kokan, die Quellen des Sir deria und Kaschgar. Seitdem haben sich viele Russen den Karavanen angeschlossen, die sich nach Kokan, im Lande Ferghana, begeben, und von denen auch die sehr handeltreibende Stadt Jarkand, in der kleinen Bucharei, besucht wird *). Die in Samarkand wohnenden Armenier dringen bis nach Hlassa, in Tibet und bis nach Kjächta, in Sibirien; zur Vervollkommung ihres religiösen Unterrichts begeben sich die muselmännischen Angehörigen Rußlands gewöhnlich auf die Hochschulen zu Khiwa und Buchara.

Seit 40 Jahren hat man in der geografischen Abtheilung des Generalstabs zu Petersburg die möglichst genauesten Nachrichten gesammelt, über die von Sibirien nach Balkh führenden Heerstraßen. Schon Paul I beabsichtigte, mit einer Armee von 22,000 in dieser Richtung vorzudringen, der großen Bucharei sich zu bemächtigen und sich dadurch die Thore Ostindiens zu erschließen. Man betrachtete den Erfolg des Unternehmens als unvermeidlich, als des Kaisers Tod seine Ausführung plötzlich verhinderte. Wenn es den Georgiern im Dienste Napoleons gelingen konnte, bis zum Ganges vorzudringen, um die Maratten gegen England aufzuwiegeln (was 1806 wirklich stattgefunden), muß es Rußland jetzt noch viel leichter werden, derselben Werkzeuge zu ähnlichen Zwecken sich zu bedienen.

Wie wir schon in dem Aufsatze: „Nahe bevorstehendes Ende des kriegerisch-friedfertigen Zustandes

*) *Moorcroft's* „Asiatic Researches" XII, S. 449.

in Europa," im zehnten und eilften Theile für 1838 der Bibl. d. n. Weltk. umständlich auseinandergesetzt, bestimmt sich das Schlachtfeld in Persien oder Turan, auf welchem über kurz oder lang der Gigantenkampf um den Besitz Indiens zwischen Rußland und England gestritten werden soll, immer positiver. Es ist also von allgemeiner Wichtigkeit, möglichst genau die zwischen den Grenzen des russischen Reiches und denen Hindustans befindlichen Länder kennen zu lernen.

Was darüber die Russen erforscht haben, wird bis jetzt noch geheim gehalten. Dagegen können die Nachforschungen mehrer britischen Reisenden, über die in Rede stehenden beinah ganz unbekannten Gegenden, schon jetzt zu wo nicht vollständiger doch theilweiser und nicht unwichtiger Bereicherung der geografischen Wissenschaft dienen. Die von den letzten besuchten Oertlichkeiten spielen schon in der Geschichte des Mittelalters eine nicht unwichtige Rolle. Ihre alte Gesittung, die Fruchtbarkeit ihres Bodens, ihre reichen Bergwerke, ihre Flüsse und Gebirge verleihen den Ländern zwischen Rußland und Indien ein nicht geringes Interesse.

Von allen das unbekannteste Land ist das im Mittelpunkte Asiens, von den Quellen des Indus bis zu denen des Irtisch sich erstreckende. Moorcrofts Reisen haben die darüber verbreitete Dunkelheit nur wenig erhellt. Er besuchte zuerst in den Sewaliken von Tibet den heiligen See Manassarowar und kam im September 1820 nach Leh oder Ladak (34° 10′), am obern Indus oder Sind, der sich hier mit dem weit größern Scheiuk vereinigt. Durch Betreiben der Handelsleute von Kaschmyr, die den für sie so vor-

theilhaften Verkehr mit Tibet durch britische Konkurrenz geschmälert zu sehen fürchteten, wurde er zwei volle Jahre in Leh zurückgehalten, wo er sich für einen Wundarzt ausgab. Erst im September 1822 ließ man ihn seine Reise nach Kaschmyr fortsetzen, wo er, zum größten Mißvergnügen des Beherrschers dieses Landes, abermals ein Jahr bleiben mußte, weil ihm der Eintritt in Persien nicht gestattet wurde. Er überschritt endlich den Indus. Aber im März 1825 ereilte ihn der Tod zu Anghok *).

Unter den von ihm hinterlassenen Schriften befindet sich eine kurze Beschreibung von Kotan **), einem zu Schina gehörigen Lande, auf der großen Hochebene von Innerasien. Er versichert, daß es durchaus keine Stadt dieses Namens gibt, obgleich sie auf allen Karten angedeutet ist. Die unter diesem Namen bezeichnete Provinz ist sehr ausgedehnt, zum Theil fruchtbar und wird von einer schönen Rasse muselmännischer Türken bewohnt. Im ödern Theile derselben, wie im Gebirg, hausen Kalmükken, die starke Viehzucht treiben.

Der in Tibet so häufig vorhandene Jak oder grunzende Büffel, zeigt sich auch auf den Bergen von Kotan, eben so die tibetanische Ziege, das Schaf mit dem Fettschwanz und das kleine aber starke Pferd. Sehr schnelllaufende zweihöckrige Kameele, auf die man als Wildpret Jagd macht, wilde Esel, Damhirsche, Moschusthiere, Leoparden, Wölfe und gelbe

*) Nach Burnes starb Moorcroft zu Muzar, in der Nähe von Balkh.

**) Notice on Khoten, by William Moorcroft.

Bären sind hier ebenfalls in Menge einheimisch. Auch der Königstiger, den Dr. Ehrenberg schon in der Kirgisensteppe gesehn, zeigt sich in Kotan.

Das Klima ist sehr gesund, immer trocken, dabei abwechselnd warm und kalt, je nach der Jahreszeit. An Wasser ist Ueberfluß. Baumwolle und Seide sind die vorzüglichsten im Lande gewonnenen und verarbeiteten Erzeugnisse. Der Handel der Einwohner mit Rußland, Buchara und Jarkand ist bedeutend. Obgleich es in Kotan viele Erze und kostbare Steine gibt, werden sie dennoch nicht ausgebeutet, weil der Kaiser von Schina davon das ausschließende Eigenthum sich vorbehalten hat und die Leute natürlich nicht zu seinem alleinigen Vortheil arbeiten wollen.

Früher wurden viele Agatsteine ausgeführt, die man in Menge im schwarzen Strom (Deryas Kara) findet. Aber auch diese Erwerbsquelle ward den Einwohnern abgeschnitten. Ein Statthalter ließ heimlich eine Silbergrube bei Ila bearbeiten, weshalb er abgesetzt und bald nachher im Gefängniß vergiftet wurde. Gegen die Kalmükken-Häuptlinge bringt der schinesische Despotismus eine ähnliche Maßregel in Ausführung.

„Wenn der Sohn eines Vorstehers ein Alter von 10 bis 15 Jahren erreicht," sagt Moorcroft, „wird er aus dem Zelte seiner Mutter in das seines Vaters gebracht, wonach der letzte in kurzem stirbt. Der ganz unerfahrne Knabe wird nun mit der Würde des Verstorbenen bekleidet und seinerseit ebenfalls zu Grabe getragen, bevor er im Stande gewesen, seinen Söhnen eine hinlängliche Erziehung zu geben. Durch ein so abscheuliches Verfahren bemühen sich die Schine-

sen, die Kalmükken immer von sich abhängig zu erhalten, indem sie ihre Häuptlinge verhindern, genug Erfahrung und Umsicht zu erwerben, um einen besondern Einfluß auf ihre Untergebenen ausüben zu können.

„Erscheint die Zeit, wo man eines solchen Vorstehers sich zu entledigen für nothwendig erachtet, so wird er auf eine für ihn schmeichelhafte Weise benachrichtigt, daß der Kaiser seine Gegenwart am Hofe lebhaft wünsche. Unter keinem Vorwande kann nun die Reise um mehr als ein Jahr verzögert werden. Bei seiner Ankunft in Pecking wird der Kalmükkenfürst mit der größten Achtung und Auszeichnung behandelt. Man weiset ihm eine prachtvolle Wohnung an und bewirthet ihn königlich. Bald nachher wird er dem Kaiser vorgestellt, der ihn sehr wohlwollend aufnimmt. Er wird mit Geschenken überhäuft, die wenigstens doppelt so viel werth sind, als die von ihm überbrachten. Nach Verlauf einer Woche erhält er seine Abschieds-Audienz und verläßt die Hauptstadt mit einem neuen Titel geschmückt. In allen Militärstationen auf seinem Wege wird er mit dem nothwendigen versehen, vorzüglich mit sogenanntem „medizinischen Thee,“ dem langsam aber unvermeidlich wirkendes Gift beigemischt ist.“

Das Land der Afghanen, die große Bucharei und Khorasan dehnen sich zwischen Rußland und Indien aus. Alle diese Gegenden sind theilweis von Elphinstone und Fraser besucht worden. Einige Jahre nach Moorcrofts Ableben haben Stirling, Conolly, Burnes und Gerard sie in verschiedenen Richtungen durchstreift. Die Angaben der letzten sind mit denen der ersten fast in allen Punkten über-

einstimmend. Die Bucharei und Afghanistan sind um so interessanter für den Naturforscher, als ihr Anblick gebirgiger ist.

Die Brahuikette sondert das letzte von dem Becken des Indus. Hindukusch und Paropamisus bilden zwischen dieser Gegend einen sehr hohen Wall, der sich erst westlich in Khorasan senkt, wonach er am Ufer der kaspischen See sich wieder erhebt. Dies Gebirg besteht aus mehren gleichlaufenden Ketten, mit sehr hohen Uebergängen und Thalgeländen, die von 5000 bis 8000 Fuß über die Meeresfläche ansteigen, weshalb sie die Hälfte des Jahres unter Schnee begraben sind.

Stirling begab sich von Teheran *) nach Attock, über Astrabad, Mesched, Schurruks, Meruschak, Muzar (bei Balkh), Kulum, Bamian, Kabul und Pischaur. Die Reise wurde im Winter von 18$^{28}/_{29}$ gemacht **). Die Uebergänge zwischen Astrabad und Schahrud (Königsfluß) sind sehr hoch und die Wege sind schwierig. Die Gebirgsbewohner dieser Gegend befinden sich immerwährend im Kampfe mit den Turkmanen. Ein anderes Gebirg erhebt sich zwischen Nischapur und Mesched. Der grade Weg von Herat nach Kabul ist gefährlich für die Reisenden und wird deshalb weniger betreten, als der von Herat nach Kandahar, obgleich auch dieser von den in den nördlich sich erhebenden Bergen hausenden räuberischen Stämmen häufig unsicher gemacht wird.

*) Dieser Name bedeutet „die Reine und Unbefleckte."

**) On the political State of the countries between Persia and India. By E. Stirling, Esq. London, 1836. Acht Bände.

Zwischen Pischaur und Kabul kam Burnes durch eine Menge Engpässe, wo sich der Weg oft zwischen 2000 Fuß hohen steilabgerissenen Felsen entlang zieht. Die schrecklichsten Engpässe und Schluchten sind jedoch zwischen Kabul und Balkh. Am Unna-Uebergange fand er Schneefelder auf beiden Seiten bis ziemlich weit unter dem höchsten Punkte, der sich bis auf 11,000 englische Fuß erhebt. Der Basis des 18,000 Fuß hohen Kohi Baba-Gebirgs folgend, erstieg er den bis auf 12,400 Fuß über das Meer emporragenden Uebergang Hadschiguck und den noch tausend Fuß höheren von Kalu. Es war zu Ende Mai. Der Thermometer von Fahrenheit zeigte 4 Grad unter 0 (— 10° R.) und der Schnee war so hart wie Eis.

Der an schaudererregenden Abgründen sich entlang ziehende Weg war zu gefährlich, als daß man ihn zu Pferde hätte verfolgen können. Die Bewohner dieser Gegend vegetiren buchstäblich länger als die Hälfte des Jahres unterm Schnee. Ihre Dörfer ligen nicht selten in einer Höhe von 10,000 Fuß. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche erreichte Burnes die Stadt Bamian. Aber erst einige Tage nachher verließ er das Gebirg, durch ein enges zwischen 3000 Fuß hohen Felsen sich schlängelndes Thal. Kabul ist noch 6000 Fuß überm Meere und Balkh, nördlich vom Gebirg, nur 1800 Fuß.

Stirling, der denselben Weg in umgekehrter Richtung mitten im Winter verfolgte, blieb länger als 20 Tage im Gebirg. Auf einem andern mehr östlich befindlichen Wege würde man dazu nur 14 Tage brauchen. Aber er ist äusserst gefahrvoll. Demungeachtet

marschirte auf ihm eine Abtheilung des Heeres Nadir Schahs, als er gegen Kabul zu Felde zog, das damals noch zum Mogolenreiche gehörte. Es soll noch fünf andere Pässe über den Hindukusch geben, die bis jetzt noch kein Reisender betreten hat.

Nurch durch die Aussagen einzelner Asiaten kennt man die Ausdehnung und Höhe der die Bucharei umschließenden Gebirge. Danach würden sie nicht viel niedriger sein als der Himaleh. Wundern kann man sich jedenfalls, daß eine so große Menge Schnee und Eis, als nothwendigerweise in diesen Bergen aufgehäuft sein muß, nur einen bedeutenden Fluß erzeugt, den Oxus, der jetzt unter den Namen Amu Deria und Gihun bezeichnet wird. Jedenfalls ist seine Wassermasse sehr beträchtlich. Er befruchtet das von ihm durchschnittene Land und hat sehr viele Zuströmungen.

Der Boden ist fast überall felsig oder sandig, deshalb trocken. Nur längs dem Flusse zieht sich ein schmaler Saum schwarzer fruchtbarer Erde entlang. Die rothe Sandwüste (Kizil Kum) dehnt sich auf der rechten Seite des Oxus aus, und die noch viel größere schwarze Einöde (Kara Kum) erstreckt sich auf seiner linken bis gegen Persien. Das Land Karizme ist eine deltaförmige Oase, die durch unzählige vom Flusse abgeleitete Kanäle befruchtet wird und die auf allen Seiten von großen Sandwüsten umschlossen ist.

Die Länder, womit wir uns beschäftigen, wurden in der Vorzeit für sehr reich gehalten. Man bezeichnete sie unter den Namen Margianien, Baktrianien, Sogdianien, Arien und Paropamisien. Baktra, Marakanda (Samarkand) und Antiochia-Margia-

nia waren eben so berühmt durch ihren Handel, als durch die ausserordentliche Fruchtbarkeit ihres Bodens. Das erste, der Aufenthaltsort Zerduschts (Zoroasters), war viele Jahrhunderte der Hauptsitz der Religion der Magier. Der König von Syrien, Antiochus, ließ das ganze Land Margiana mit hohen Mauern umschließen, um es gegen die Einfälle der Nomaden in der Wüste zu sichern. Man zog dort sehr große, äusserst wohlschmeckende Früchte.

Im Mittelalter wurde der Name Baktra in Balk oder Balkh verwandelt, Sogdianien hieß nun Mauer el nahr und Ferghana und statt Margianien sagte man Khorasan. Auch Karizme hat einen Raum gewonnen in der Geschichte. Sein Boden ist noch immer fruchtbar und seine Einwohner, von persischer Abkunft, sind noch so gewerbsam, als unter der Regierung der Parthen. Mehr als 4200 Brunnen müssen in Khorasan den Wassermangel vermindern *).

Auch diese Gegend hat sehr viele Städte, wovon Tus, Mesched und vorzüglich Nischapur, Herat und Maru (Alexandria Margiana jetzt Merwe) früher hinter den blühendsten Hauptstädten Europas nicht zurückgestanden haben sollen. Nischapur lag in Mitte eines der herrlichsten Thalgelände Persiens. Balk, „die älteste Stadt der Welt," wie die Asiaten sagen, und „die Mutter aller Städte des Orients," befand sich in einem Lande, das von 18 Kanälen befruchtet wurde. Ihre Trümmer bedecken noch jetzt einen mehr als 7 Stunden oder 5¼ deutsche Meilen in Umfang haltenden Raum. Die Namen Samarkand und Bu-

*) Vergl. Chardin und Tavernier.

chara waren gleichbedeutend mit Reichthum und Glanz. Der Vater der arabischen Erdkunde, Ibn Haukal *) stellt eine sehr anziehende Schilderung auf von den Sitten des bucharischen Volkes zu seiner Zeit.

Er beschreibt die Bewohner von Mauer el nahr **) als überaus gastfreundschaftlich und das Land selbst als eben so fruchtbar wie reizend. Achthundert Jahre später finden wir es fast in eine Wüste verwandelt. Es wird, nach Stirlings Angabe, in allen Richtungen von berittenen Räubern durchstreift, die sich Allamanen nennen und die Einwohner mit sich fortschleppen, um sie zu verkaufen.

Die ganze Gegend zwischen dem Oxus und den Bergen von Khorasan wird jetzt Turkestan genannt, der turkmanischen Volksstämme wegen, die darin hausen. Sie beschäftigen sich theils mit Viehzucht, theils mit Ackerbau. Einige Familienväter besitzen bei 700 Kameele, 5000 Schafe und Ziegen, 200 Pferde und nicht selten noch baares Geld. Nicht alle haben feste Wohnplätze und sind Tschumuren (angesessen); viele sind noch Nomaden (Tscharwaren). Diese ziehn eine gewisse Pferderasse, Argamak genannt, die ihrer ausserordentlichen Stärke und Schnelligkeit wegen berühmt ist.

Alle Turkmanen sind gewissermassen geborne Räuber und obschon sie angeblich unter persischer Oberherrlichkeit stehen, nehmen sie doch nicht den mindesten Anstand einzelne Perser zu überfallen und sie in

*) Er lebte im 10. Jahrhundert, unter der Regierung der letzten Fürsten der samanidischen Dynastie.

**) Gleichbedeutend mit Mesopotamien, zwischen zwei Flüssen (dem Oxus und dem Sir deria) gelegenes Land.

Khiwa oder Buchara als Sklaven zu verkaufen. Um sie wenigstens einigermaßen in Zaum zu halten, versetzte Schah Abbas einen Kurdenstamm von der westlichen Grenze seines Reichs unter sie. Leider ist sein Vorhaben so wenig gelungen, daß jetzt die Kurden noch größere und verwegnere Räuber sind, als die Turkmanen, unter denen sie leben. Die Hazaris sind ein anderes wildes Räubervolk im Gebirg von Khorasan und in den am schwersten zugänglichen Oertlichkeiten zwischen Kabul, Herat und Balkh.

Zu solchen verderblichen Umständen gesellen sich noch innere Zwistigkeiten und die Bedrückungen einer Menge kleiner Statthalter oder Häuptlinge, die sich nicht selten gegen den Schah empören und ihr Gebiet auf Kosten dessen ihrer Nachbarn zu vergrößern sich bemühen. Daher kommt es denn auch, daß sich jede Bergspitze in eine Festung verwandelt hat, und daß die Bewohner des ebenern Landes nie ihres Eigenthums sicher sind.

Von den Gestaden der kaspischen See bis zu denen des Indus, sind alle Dörfer und Städte von mehr oder weniger starken Vertheidigungswerken umschlossen, hinter denen die armen Bewohner nicht immer in Sicherheit sich befinden. Es vergeht fast kein Jahr, wo nicht alle der Reihe nach überfallen und geplündert werden. Die Wildheit der Räuber geht so weit, daß sie die letzte Hoffnung der Ackerbauern und der Reisenden, die mühsam gegrabenen Brunnen, hundertweis verschütten und verderben.

Schurruks, Meroschak und Bala Murgab bestehen nur noch aus von turkmanischen Lagern umschlossenen Zitadellen. Wenn Mesched seiner Heilig-

keit noch eine gewisse Wichtigkeit verdankt, bieten dagegen Tus und Balkh nichts als unförmliche Trümmerhaufen. Ueberall in der Wüste, zwischen dem Oxus und den Bergen von Khorasan, gewahrt der Reisende nichts als zahllose Ruinen von Städten, Dörfern, Schlössern, Karavanserais und Brunnen, über welche die Uebertragung selbst nichts mehr zu berichten weiß, obgleich man in ihnen viele alte Münzen findet. Die Ursach einer solchen Verheerung ligt in den häufigen Umwälzungen und Zerrüttungen, denen dies Land unterworfen gewesen.

Arthur Conolly, Lieutenant im Dienste der ostindischen Gesellschaft, verließ England im August 1829, reisete durch Rußland, die kaukasischen Gegenden und Persien, und kam im April 1830 nach Astrabad, am südöstlichen Ende der kaspischen See. Er wollte sich nach Khiwa begeben. Aber die Treulosigkeit seiner Führer nöthigte ihn umzukehren, nachdem er schon die Hälfte der von den Turkmanen bevölkerten Wüste durchschnitten hatte.

Er besuchte nun Mesched und Herat. Dies letzte hat eine Ausdehnung von 3/4 englischen Geviertmeilen und etwa 45,000 Einwohner, wovon bei hundert Hindus und einige Juden. Die Stadt wird von einer hohen, starken Mauer und einem tiefen Graben umschlossen. Die Unreinlichkeit in ihrem Innern übersteigt allen Glauben, vorzüglich in den kleinern Nebengassen, die niedrigen, düstern Abzugskanälen nicht unähnlich sind. Folge davon ist, daß Cholera und Kinderblattern hier oft große Verheerungen anrichten. Viel freundlicher sind die Vorstädte und die weitern Umgebüngen.

Herat ligt in einer drei deutsche Meilen breiten Ebene, die ganz mit befestigten Dörfern, Baumgarten, Weinbergen und Feldern bedeckt ist, welche tausendfach von klaren Bächen durchschnitten werden. Der von Dämmen eingezwängte Herirudfluß versorgt zahllose Kanäle mit Wasser und trägt nicht wenig zu des Landes bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit bei.

Conolly befand sich in Herat in großer Geldverlegenheit, der er durch die Gefälligkeit eines Handelsmannes von Kandahar, Namens Syud Muhin Schah, entrissen wurde, der sich erbot, ihn bis nach Indien zu begleiten. Er war dem Briten von großem Nutzen und hielt getreulich Wort. Als Conolly unfern Kandahar gefährlich krank wurde, pflegte er ihn mit großer Sorgfalt. Er beschrieb ihm Kandahar als eine früher sehr blühende, jetzt immer noch volkreiche Stadt, die nicht übel befestigt und mit hinlänglichem Geschütz versehen ist. Ihre Umgegend ist noch fruchtbarer und besser bewässert, als die von Herat. Aber im Innern ist sie noch viel unsauberer, als dieses. Sie befindet sich unter dem Eisenjoche eines der Brüder Futteh Khans.

Im Pischingthale, der eigentlichen Heimath Syud Muhins, dessen Bewohner als unmittelbar von Mahomet abstammend betrachtet werden, weshalb man sie nicht zu berauben wagt, wurde der Reisende sehr gut behandelt. Er begab sich von da nach Quetta, dem Mittelpunkte eines bedeutenden Verkehrs, wo sich viele Hindus und Afghanen einfinden, um Pferde zu kaufen. Zwischen dieser Stadt und dem Indus hatte Conolly den Bolanberg, einen sehr mühsamen

Paß, zu übersteigen, wonach er sich in die Engpässe von Kirklekki verstrickte. Dies letzte Gebirg bildet die natürliche Scheidewand zwischen Beludschistan und Sinde.

Syud Muhin wurde vom General-Statthalter von Ostindien, Lord W. Bentinck, über Verdienst belohnt. Denn nicht allein wurden ihm alle seine Auslagen zurückerstattet, er erhielt auch noch sehr werthvolle Geschenke und man stellte ihm eine Summe von mehr als 60,000 fl. ohne Zinsen auf drei Jahre zur Verfügung, um sie im Handel geltend zu machen, und nach Verlauf der bestimmten Zeit nur seine Bücher vorzulegen, um daraus von der Beschaffenheit und Ausdehnung des Handels in Afghanistan sich einen Begriff machen zu können. Er nahm etwa 24,000 fl. an und versprach was man von ihm verlangt.

Die Provinz Masanderan, an der Südküste der kaspischen See, ligt der gegenwärtigen Hauptstadt Persiens zu nahe, als daß die Aufmerksamkeit der britischen Reisenden sich nicht damit hätte beschäftigen sollen. Fraser beschrieb sie 1822 und Burnes besuchte sie zehn Jahre nachher. E. d'Arcy Todd nahm 1836 davon eine Karte auf, im Maßstabe von $\frac{1}{380160}$, oder ein Zoll für 6 englische (anderthalb deutsche) Meilen.

Ganz Masandera ist eine Ebene, die im Norden von der kaspischen See und im Süden von einer hohen Gebirgsreihe begrenzt wird, welche es von dem 4000 Fuß erhöheten persischen Hochlande scheidet. Das Gebirg besteht aus mehren gleichlaufenden Ketten, deren Breite im Ganzen zwischen 20 bis 25 Stunden (15 bis 18½ deutsche Meilen) angenommen werden kann.

Der Demawend und der Elbrus oder El Burdj (Wartthurm) sind ihre höchsten Gipfel. Vom September bis Ende März fällt hier viel Schnee, der erst im April zu schmelzen beginnt. Von Anfang Mai bis Ende Juni sind die gegen die kaspische See und gegen die persische Hochebene sich ergießenden Bäche so hoch angeschwollen und so zahlreich, daß man diese Gegend nicht passiren kann.

Der Elbrus bildet nordöstlich von Teheran eine fast unersteigliche Felswand. Mehr östlich sind zwei Pässe, über die man zur kaspischen See gelangen kann. Sie sind hoch und äusserst schwierig. Der erste Weg zieht sich am südlichen Fuße des Elbrus und Demawend entlang, wonach er, beim Dorfe Jman Zadeh Haschim, bis auf 7000 Fuß ansteigt.

Ungeachtet der auf Schah Abbas Befehl unternommenen Arbeiten, ist er dennoch sehr uneben, schmal und beschwerlich. Die frühere Hochstraße ist wieder eingestürzt, weshalb an mehren Stellen Pferde gar nicht und Fußgänger nur mit Mühe durchkommen können. Die großen Schneelasten, die häufigen Regengüsse und die mit Ungestüm von den Höhen sich herabstürzenden Bäche sind schuld, daß eine Kunststraße über dies Gebirg nicht von langer Dauer sein kann. Schneelauinen, Erdrutsche und Felsenstürze sind sehr häufig, und da der Weg beständig an steilen Abhängen geführt werden muß, wo er zwischen 200 bis 1300 Fuß über Abgründen schwebt, wird er nur zu oft in diese hinabgerissen. Man bemerkt auf verschiedenen Stellen in diesen Engpässen nicht unbedeutende Vertheidigungswerke.

Etwa zwölf deutsche Meilen östlich vom Uebergang Iman Zadeh Haschin gewahrt man, am Fuß des Gebirges, den Fels Firuz Kuh (siegreicher oder blauer Berg), auf dessen 750 Fuß hohem Gipfel man die Ueberreste einer ehemals unüberwindlichen Festung bemerkt. Hier beginnt die zweite Bergstraße, die über den Guduck nach Balfrusch und Sari, in Masanderan, führt. Der 6000 Fuß hohe Uebergang ist oft noch im April mit Schnee bedeckt. Das Weißteufelschloß (Diw Sefid) befindet sich auf seinem nördlichen Abhange. Burnes verfolgte diesen Weg, den er für den alten Engpaß des kaspischen Thores hält.

Es gibt noch einen dritten Paß zwischen Firuz Kuh und Astrabad, der viel bequemer ist, als die beiden vorangedeuteten, der sich aber 15 Meilen mehr gegen Nordost befindet. Das Gebirg ist im allgemeinen rauh und öde. Es wird von arbeitsamen aber höchst unwissenden Leuten bewohnt, deren Dörfer sich oft bis auf 6500 Fuß über die Meeresfläche erheben.

Die Ebene Masanderan ist sehr fruchtbar. Sie erzeugt vorzüglich viel Flachs, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle und Früchte jeder Art. Der vielen stehenden Gewässer wegen, ist das Klima jedoch ungesund. Fieber, Rheumatismen, Wassersucht, Herzklopfen und viele andere Krankheiten sind hier herrschend. Die Einwohner haben ein kränkliches Ansehn und scheinen sehr kraftlos. An Fröschen und Ungeziefer jeder Art ist Ueberfluß, doch sind die Schlangen nicht giftig. Die Feuchtigkeit ist so groß, daß der Reis oft unmittelbar nach der Erndte fault. Die Hütten scheinen unter grünen Laubdächern und Rankpflanzen begraben.

Jedes Haus hat seinen Garten und Kürbisse oder Melonen wachsen auf den Dächern.

Der große Schah Abbas (starb 1628) scheint eine besondere Vorliebe gehabt zu haben für diese Provinz, wo er schöne Hochstraßen, Brücken und Paläste erbauen ließ, wovon jetzt nur noch die Trümmer vorhanden sind. Auch die meisten Städte in der Ebene rühren von ihm her. Aschruf, Sari, Fara-Abad (Aufenthalt des Vergnügens), Balfrusch und Amul waren lange sehr bedeutende Orte. Aber seit Frasers Reise haben Pest und Cholera ihnen mehr als die Hälfte ihrer Einwohner geraubt, viele Häuser stehen leer, die öffentlichen Gebäude zerfallen und die Festungswerke haben zahlreiche Breschen.

Die große Höhe des Demawend-Gipfels macht ihn weithin sichtbar, weshalb es nicht unwichtig war, seine Höhe genau zu bestimmen. Zu solchem Zwecke unternahm Taylor Thomson, bei seinem Vorhaben vom englischen Gesandten unterstützt, die Ersteigung dieses 10½ deutsche Meilen nordöstlich von Teheran, über dem Dorfe Ask, sich erhebenden Berges. Neunhundert Fuß weiter oben, bereits in einer Höhe von 6700 Fuß überm Meere, ligt das Dorf Germa, wo der Reisende vier Führer erhielt, wovon jedoch nur einer früher den Berg erklimmt hatte.

Es war am 8. September 1837. Von starkem Regen überrascht, war er genöthigt, unter einem Felsvorsprunge die Nacht zuzubringen. Sie war so kalt, daß mehre Zoll hoch Schnee fiel. Mit vieler Mühe erreichte er mit zwei Führern den Gipfel, wo er nur den Barometer beobachten konnte und sich, der Dunkelheit und eines von der kaspischen See herwehenden

sehr kalten Windes wegen, genöthigt sah, in eine kleine Schwefelgrotte sich zu flüchten, die aus zwei Abtheilungen besteht, wovon die innere 5 bis 6 Individuen in sich aufnehmen kann. Er blieb darin über Nacht.

Die vulkanische Wirkung des Berges ist in dieser Höle so sehr bemerkbar, daß die Hand nicht die Hitze ertragen kann, die aus einigen Felsspalten hervordringt. Taylor beobachtete den Thermometer von Fahrenheit im äussern Raume, der kleiner ist als der innere und wo die Temperatur um 20 Grad*) niedriger war, als in diesem. Er zeigte immer noch 56°(15° R.). Die Oeffnung der Höle ist so niedrig, daß man nur kriechend in dieselbe gelangt. Draussen war die Luft so eisig kalt, daß der Reisende durchaus keine weiteren Beobachtungen anstellen konnte, sondern über Hals und Kopf den Berg hinuntereilen mußte. Er vermuthet nicht ohne Ursach, daß die Jahreszeit, in der er die Ersteigung unternommen, schon zu weit vorgerückt gewesen.

Rings um diesen Berg, dessen Gipfel fast ganz aus Schwefel besteht, findet man sehr viele heisse Quellen, wovon die von Gemsir, bei Germa, eine Wärme von 148 Grad Fahrenheit (51° R.) haben. Die meisten sind in der Nähe von Ask. Nach dem Barometerstande auf dem Gipfel des Demawend, würde er eine Höhe von 14,800 engl. Fuß haben, mithin etwa tausend Fuß niedriger sein als der Mont-Blanc. —

Jakob Brants Reise durch Armenien und den östlichen Theil Kleinasiens**), gewährt uns auf einem

*) Zwanzig Grad Fahrenheit sind gleich 9 Grad Réaumür.

**) Journey through a port of Armenia and Asia Minor, in the year 1835, by James Brant, british Consul at Erz-Roum.

andern Punkte Mittel, den gegenwärtigen Zustand eines interessanten Theils der Linie kennen zu lernen, die den britischen Einfluß noch scheidet von den von Rußland in Asien neuerworbenen Provinzen.

Die sehr bedeutende Ausdehnung, welche in der neuesten Zeit der Handel von Trapezunt wieder gewonnen hat, verleiht dieser alten Stadt eine nicht geringe Wichtigkeit. Nach Brant erreichte Xenophon, auf seinem Rückzuge aus Assyrien, hier den Pont-Euxin, was ein Irthum ist, weil es ausdrücklich in der Beschreibung des merkwürdigen Zuges der Zehntausend heißt, daß er ungefähr 30 deutsche Meilen östlich von Trapezunt ans schwarze Meer kam und längs demselben nach dieser Stadt marschirte.

Unter den Römern ward ihr Handel mit Indien über Trapezunt betrieben. Es verdankte seinen Reichthum und Glanz vorzüglich dem Kaiser Adrian, der hier einen Hafen graben ließ. Die Stadt war groß und stark bevölkert. Aber der doppelten Mauern ungeachtet, bemächtigten sich die Gothen ihrer, plünderten sie und legten sie in Asche.

Später erhob sie sich ein wenig unter den Genuesen, die nach einem zweihundertjährigen Besitze von Mahomet II. im J. 1474 daraus vertrieben wurden. Von da an blieb das schwarze Meer dem europäischen Handel verschlossen, bis die russischen Waffen und der Vertrag von Adrianopel den alten Weg nach Persien und Indien wieder eröffneten. Dadurch ist Trapezunt der Schlüssel Armeniens und des ganzen westlichen Asiens geworden. Der Verkehr steigt von Jahr zu Jahr. 1830, ein Jahr nach dem Frieden von Adrianopel, gingen hierdurch etwa 5000 Bal-

len europäische Waaren, die nach Persien bestimmt waren und 1835 zählte man deren schon über 20,000.

Trapezunt hat noch sehr viele Kirchen; aber durchaus keine Gebäude oder Dänkmäler aus dem Alterthum. Oberhalb der Stadt ist eine halbzerfallene Zitadelle, die von den benachbarten Hügeln beherrscht wird. Die erste ist gegen einen Abhang angebauet und größtentheils von mit Thürmen besetzten Mauern umschlossen. In der Mauer bemerkt man noch sehr viele alte Marmor-Bruchstücke und Inschriften.

Der Hafen ist schlecht, beinah ganz offen; dennoch ist die Rhede sicher, weil sie durch die hohen Schneeberge Armeniens gegen die heftigwehenden Südwinde gesichert wird. Jedes Haus hat einen mit Fruchtbäumen bepflanzten Hof und einen hübschen Garten, was, vom Meere aus, der Stadt das Ansehn eines Waldes gibt. Sie hat 25,000 bis 30,000 Einwohner, wovon 20,000 bis 24,000 Muselmänner. Der Ueberrest besteht aus Armeniern und Griechen. Die Muselmänner allein wohnen innerhalb der Ringmauern, doch gibt es deren auch in den Vorstädten, wo sich die Bazare und Khane befinden. Die ganze Bevölkerung ist sehr unwissend und den Europäern abgeneigt.

Brant schiffte sich am 19. Mai 1835 zu Trapezunt ein und wendete sich gegen Zirkassien. Die zu Rußland gehörige Küste ist auf dieser Seite sehr reizend. Die Berge erheben sich unmittelbar aus der Flut, bis zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß. Sie sind mit dichten Kastanien-, Buchen-, Nußbaum-, Pappeln- und Weidenwäldern bedeckt. Hier und da sieht man auch niedrige Eichen, Ulmen, Ahorn- und Buchsbäume; höher wachsen Tannen und Fichten. Längs

der ganzen Küste ist keine einzige Schiffswerft. Die Holzausfuhr ist verboten, weshalb man viele Kohlen brennt.

Unter den Volksstämmen welche diese Gegend bewohnen, sind die räuberischen Lasen die zahlreichsten, weshalb man das Land gewöhnlich unter dem Namen Lasistan bezeichnet. Sie sind immer mit einer Flinte bewaffnet und eben so kühn als tapfer. Nach einer vor einigen Jahren angestellten Zählung, gab es unter ihnen 18,000 waffenfähige Männer in Lasistan und etwa 24,000 im benachbarten Bezirk Of, der ebenfalls sehr gebirgig ist, wo es aber hübsche Städte, mit bequem eingerichteten Häusern gibt, deren Bewohner fast durchgehend wohlhabend sein sollen. An der Küste sind ebenfalls einige doch wenig bevölkerte Städte, in denen man keinen Augenblick vor räuberischen Ueberfällen sicher ist, weshalb die griechischen Kaufleute immer geladene Flinten in ihren Laden haben.*)

Brant ging bei Tschuruck Su ans Land, um ins Innere desselben einzudringen. Er überstieg den Kolowa Dag, im Adgarathal und besuchte Kars, Erzerum, Erzigan, die Ufer des Eufrat und Diarbekr. Das Zentral-Hochland von Armenien ist gleich fruchtbar an Getreide wie an Wiesen. Das Klima ist mild und angenehm längs dem schwarzen Meere, rauh und kalt im Innern und sehr heiß im südlichen Theile. Ueberall ist das Land gut bewässert und erzeugt sehr dicke Bäume. Man findet Tannen, die oft 200 Fuß hoch werden; ebenso gewaltige Eichen. Mangel an

*) Vergl. Fontanier, 1826.

fahrbaren Straßen und die unzugängliche Lage einiger Wälder sind schuld, daß sie wenig oder nicht ausgebeutet werden.

Die Bevölkerung ist nur dünn und besteht größtentheils aus Türken, die mit einigen schwachen Kurdenstämmen untermischt leben. Die alten Bewohner des Landes, die Armenier, beschäftigen sich mit Ackerbau auf dem offenen Lande und mit Gewerben in den Städten. Sie sind Christen und bilden ungefähr 1/7 der Gesammtbevölkerung.

In Erzerum, dem türkischen Sheffield, gibt es eine Menge Waffenschmiede, die ihr Eisen aus Sibirien und Indien beziehen. Das aus dem letzten wird zu sehr geschätzten Damaszenerklingen verarbeitet. Die Einwohnerzahl dieser Stadt wurde 1827 auf 130,000 Seelen angeschlagen. Hundert blühende Dörfer, größtentheils von Armeniern bewohnt, waren über die fruchtbare Ebene von Erzerum zerstreut. Nach Brant soll sich die Bevölkerung dieser Stadt seit dem letzten russischen Feldzuge (1829), bis auf 15,000 Individuen vermindert haben, wozu indeß noch eine große Menge Fremden kommen, die sich längere oder kürzere Zeit darin aufhalten. Mehr als die Hälfte der oben bezeichneten 100 Dörfer steht gänzlich verödet; die Bevölkerung der andern ist auch nur sehr schwach.

Erzerum ligt am westlichen Arm des Eufrat, den die Türken Karasu oder Schwarzfluß nennen. Da hier das Wasser bei einer Hitze von 200 Grad Fahrenheit (74° R.) siedet, so berechnet man, daß die Stadt in einer Höhe von 7000 engl. Fuß überm Meere lige. Nach sorgsamen barometrischen Beobachtungen hat Brant jedoch die Ueberzeugung gewonnen, daß diese

Höhe nur zwischen 5000 und 5300 Fuß festgestellt werden könne.

Der eigentliche Name der Stadt ist Arse. Die Türken nennen sie Arse el Rum (Arse bei den Römern), wodurch Arserum oder Erzerum entstanden ist. Ihre Lage hat ihr, seit den Zeiten der Hedschra, eine große Wichtigkeit in militärischer wie in kommerzieller Beziehung gegeben. Sie ist noch jetzt mit einer von den Genuesen erbauten, mit Thürmen besetzten Mauer umgeben, und wird durch ein festes Schloß vertheidigt. Aber ein großer Theil der Stadt ligt ausser den Ringmauern.

Die Verheerungen der Kurden und Russen haben Armenien entvölkert und zu Grunde gerichtet. Die türkischen Einwohner sind fast alle ausgewandert und die welche später zurückkehrten, fanden ihre Häuser geschleift. Die Armenier ihrerseits, welche die Russen als ihre Brüder und den Zaar als ihren natürlichen Herrscher betrachteten*), griffen bei Näherung der ersten zu den Waffen und erhoben sich gegen ihre Unterdrücker, weshalb sie die Rückkehr der Türken nicht abwarten durften. Sie übersiedelten sich in die russischen Provinzen, und die von ihnen früher bewohnten Dörfer sind seitdem gänzlich zerfallen.

Im ganzen Bezirk oder Sandschak Paschkow steht beinah kein Haus mehr. Zu Ardahan sind von 300 nur etwa 70 übrig geblieben. Kars war früher eine Stadt von 30,000 bis 40,000 Einwohner, umschlossen von starken Mauern und beschützt von einer von Murad III (Amurath) erbauten Zitadelle. Pas-

*) In allen armenischen Wohnungen sieht man die Bilder des Kaisers und der Kaiserin von Rußland.

kewitsch erstürmte sie und verwandelte sie in einen Trümmerhaufen, der jetzt von 1500, höchstens 2000 Familien bewohnt wird. Man kann auch dasselbe von der alten genuesischen Festung Hassan Kala sagen.

Die Bevölkerung längs der nördlichen Grenze besteht aus Muselmännern, die durch die Schönheit ihrer Gesichtszüge ihren georgischen Ursprung verrathen. Sie tragen immer eine scharfgeladene Flinte, ein großes zweischneidiges Messer und einen Strick, dessen sie ehemals sich zum Binden der georgischen Gefangenen bedienten, welche sie auf ihren Streifereien machen konnten. Dieser Strick wird jetzt nur als ein Schmuck betrachtet, der zu ihrem Anzuge unumgänglich erforderlich ist.

Der westliche vom Eufrat bewässerte Theil Armeniens scheint sich in einem viel gedeihlicheren Zustande zu befinden, als alle übrigen Provinzen des ottomanischen Reichs. Der Boden ist fruchtbar, gut bebaut, mit Garten und Fruchtbäumen bedeckt. Die volkreichen und gewerbsamen Städte sind von zahlreichen Dörfern umschlossen. Solches ist der von den alten Städten Erzigan, Egin, Arabgir, Karput, Aspusi und Melatiga (das alte Melitena) gebotene Anblick.

In Karput zeigt sich ein in der Oekonomie der morgenländischen Länder ausnahmsweiser Umstand, nämlich der eines vortrefflich bebauten und angenehmen aber „übervölkerten" Bezirks. Ein Theil der Einwohner muß deshalb seinen Unterhalt in den großen Städten suchen und seine Familien, als Garantie der Rückkehr, den Reichen zur Unterstützung überlassen. Der Kropf scheint zu Egin eine erbliche Krankheit.

Es gibt im Lande einige Blei-, Kupfer- und Silbergruben, die sehr nachlässig bearbeitet werden.

Diarbekr, oder Digar-Bekir, ligt am rechten Ufer des Tigris, in einer fruchtbaren, wohlbewässerten Ebene. Sein Name bedeutet „Zelte Bekrs." Die Türken nennen es Kara Amid (Schwarz-Amid), der düstern Farbe seiner hohen mit Thürmen und Zinnen versehenen Mauern wegen, die sich aus dem Mittelalter herschreiben.

Noch vor etwa 30 Jahren hatte diese für den Handel äusserst vortheilhaft gelegene Stadt zahllose Webstühle. Täglich trafen Karavanen hier ein von Bagdad, Mosul und Aleppo. Vierzigtausend Menschen wohnten inner ihren Mauern und blühende Dörfer in großer Menge waren ringsum zerstreut. Aber die Kurden verheerten zuerst diese, belagerten sodann die Stadt und richteten sie fast gänzlich zu Grunde. Sie wird jetzt nur von höchstens 8000 Familien bewohnt, die ohne Gewerbthätigkeit sind; die Umgegend ist eine Wüste geworden.

Wir würden nicht enden, wollten wir Auszüge mittheilen aus den Darstellungen aller britischen Reisenden, die in den letzten Jahren die Länder zwischen Rußland und Ostindien in den verschiedensten Richtungen durchkreuzt haben. Wahrscheinlich in Folge der ihnen zu theil gewordenen Aufgabe, haben sie sich ganz besonders mit den Provinzen Gilan und Adserbitschan beschäftigt, welche die nordwestliche Grenze Persiens gegen Turan bilden.

Baillie Fraser, der 1822 diese Gegend bereisete, Hauptmann Shee, der sie 1827 besuchte, Oberst

Monteith, von dem sie im gleichen Jahre durchforscht wurde, endlich Major E. d'Arcy Todd, der während dem Winter von 1837 zu 1838 darin sich aufhielt, haben mehre von ihren Vorgängern gelassene Lücken in der topografisch-militärischen Kenntniß des Landes ausgefüllt.

Diese Provinzen sind sehr fruchtbar, was sowohl der Güte des Bodens, als der Menge der ihn bewässernden Quellen zugeschrieben werden muß. Viele Flüsse kommen herab von den hohen stark bewaldeten Bergen längs der kaspischen See. Dies Gebirg hängt unmittelbar zusammen mit dem Ararat und den Bergen Armeniens. Oberst Monteith schätzt die Höhe des Berges Sawalan, der sich beinah im Mittelpunkte der beiden Provinzen befindet, auf 13,000 Fuß. Er ist die Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt; eben so das Gebirg in seiner Nähe.

Traurig, daß die Menschen nicht mehr Nutzen zu gewinnen wissen von einem von der Natur so reich ausgestatteten Lande. Gibt es auch einige Orte, in deren Nähe der Boden sorgsam und umsichtsvoll bebaut ist, so sind sie doch in geringer Zahl. Die meisten Städte und Dörfer sind dagegen zertrümmert und unübersehbare Felder haben sich in traurige Steppen verwandelt.

Pest und Cholera haben auch in den vorerwähnten beiden Provinzen, wie in Masanderan, die Bevölkerung ehemals sehr bedeutender Städte fast gänzlich aufgerieben. Ardebil ist nichts mehr als ein Trümmerhaufen. Räscht, jetzt noch die einzige große Stadt in Gilan, ist rings von tiefen Sümpfen umschlossen,

die von einer kaum noch fahrbaren Kunststraße durchschnitten werden. Seine Bevölkerung soll sich um ein Drittel vermindert haben und sich nur noch auf 50,000 Seelen belaufen. Auch seine Seidenwebereien stehen nicht mehr in ihrem alten Flor.

Kurzer Abriß der Geschichte Mexikos, von seiner Losreissung von Spanien bis zur Gegenwart.

Zweiter Abschnitt.

Der anscheinenden Ruhe und Ordnung ungeachtet, die unter Bustamentes und des von ihm ernannten Ministeriums Leitung in Mexiko zu herrschen schienen, dehnten sich die Wurzeln der Zwietracht immer weiter aus. Die ungesetzliche Weise, auf welche der Vizepräsident zur höchsten Gewalt gelangt war, wurde von Tag zu Tag bemerklicher.

Guerrero seinerseit fühlte eben so sehr das Bedürfniß sich an seinen Gegnern zu rächen, als das Verlangen die Stelle wieder einzunehmen, wovon sie ihn verdrängt. Bei der Bevölkerung im Süden sich befindend, die vom Beginn des Aufstandes ihm unerschütterliche Anhänglichkeit bewiesen, sammelte er eine große Zahl Anhänger, erklärte sich offen gegen Busta-

mentes Regierung und forderte eine Zusammenberufung der Abgeordneten aller Staaten, zu einer endlich entscheidenden Präsidentenwahl.

Bustamente beantwortete unversäumt diesen Aufruf durch die ultima ratio aller Despoten: er sandte eine starke Abtheilung Soldaten gegen seinen Nebenbuhler. Man erkannte nun, daß bis nach Akapulko das ganze Land für den gewesenen Präsidenten sich erhoben, und daß in dieser entlegenen Gebirgsgegend die Regierungs-Truppen auf mehr Schwierigkeiten und Gefahren stoßen würden, als sie besiegen zu können hoffen durften. Guerrero hatte beinah eben so viel Soldaten für sich, als das Land Einwohner zählte, und ohne ihre bürgerlichen Verrichtungen ganz hintan zu stellen, konnten diese Milizen aus dem Stegreif jeden Tag sich zusammen schaaren.

Das von Bustamente abgeschickte Korps, unter dem Befehle des Generals Armijo, wurde vom Oberst Don Juan Alvarez geschlagen, der seinen Gegner ermorden ließ. Auch bei dieser Veranlassung machten Partei- und Privathaß sich geltend. Akapulko gerieth nach diesem Treffen in Guerreros Gewalt. Der Staat Mechoakan, der seit 1828 immer für den alten Präsidenten sich erklärt, bot nun alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte zu seiner Vertheidigung auf.

Die Anführer der Bürgermiliz von San Luiz Potosi, Marquez und Garante bemühten sich ebenfalls einen bewaffneten Aufstand für Guerrero zu bewerkstelligen. Aber der General-Kommandant Don Zenon Fernandez ließ sie verhaften, sogleich vor ein Kriegsgericht stellen, zum Tode verurtheilen und an demselben Tage erschießen. Eine solche Strenge, wenn

sie augenblicklich auch die Bewegung hemmte, steigerte dennoch die Entrüstung der Partei aufs äusserste.

Hätten nach der Niederlage Armijos, der Einnahme Akapulkos und dem Aufstande des Oberst Codallos in Mechoakan, die Staaten Zakatekas und Jalisko sich gegen Bustamente erklärt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er schon damals, wie später, den kürzern gezogen haben würde. Allein die Staaten betrachteten den Krieg im Süden als einen persönlichen Streit zwischen dem neuen und dem alten Präsidenten und nicht als einen Nationalkampf, worin es um den Triumpf der Unabhängigkeits-Grundsätze über den Despotismus zu thun war. Die eben genannten Staaten hielten sogar die Ansprüche der beiden Bewerber für eine zwiefache Usurpation, weil sie mit Recht Gomez Pedraza als den alleinigen gesetzlichen Präsidenten betrachteten.

Bald beschleunigte scheinbar ein neues Ereigniß die Entwickelung der Personenfrage. Von Bordeaux kommend, erschien Pedraza selbst in Vera-Cruz. Er erneuerte hier nicht nur seine Verzichtleistung auf die Präsidentenwürde, sondern trat auch als Anhänger der bestehenden Macht auf, mit dem Hinzufügen: er wünsche nichts, als im Schooße seiner Familie zu leben.

Eine solche Erklärung konnte für Bustamente nur günstig sein. Demungeachtet nöthigte der Kommandant des Kriegshafens, in Folge eines ausdrücklichen Befehls des Kriegsministers den eigentlichen konstitutionellen Präsidenten, sich wieder einzuschiffen, was binnen 24 Stunden geschehen mußte. So wurde Pedraza, der sich zu Ende 1828 vor Guerreros Partei

flüchten mußte, jetzt von den Anhängern des Gegners dieses letzten, die ihn früher zum Präsidenten ernannt, gezwungen, den Boden seines Vaterlandes zu meiden.

Das war ein recht eigentlich willkürliches Verfahren, eine Grundverletzung der Staatsverfassung, die sich durch nichts rechtfertigen ließ und die einzelnen Staaten hätten sich billigerweise gegen den Despotismus der Regierung erheben sollen. Aber die meisten ihrer Vertreter gehörten zu Bustamentes Partei. Ihre Wahl selbst stand in mehr denn einer Beziehung in Widerspruch mit den Worten des Gesetzes, und ihre Ernennung war im Grunde eben so ungiltig, als die des Vizepräsidenten zur höchsten Stelle im Staate. Ihr eigenes Interesse gebot ihnen also, diesem letzten sich innig anzuschließen und blindlings allen seinen Forderungen sich zu unterziehen.

Das Ministerium hatte bei solcher Lage der Dinge keine angelegentlichere und dringendere Aufgabe, als Guerreros Partei so schnell wie möglich zu vernichten, oder wenigstens für sich zu gewinnen. Indeß erhielt man bestimmte Nachricht von den Ereignissen und Folgen der Juli-Umwälzung in Frankreich, und sah nun plötzlich ein, daß die Absichten und Maßregeln des Kabinets Alaman keineswegs verfassungsmäßig, sondern vielmehr despotisch seien und daß es vor allem Gehorsam, unbedingten Gehorsam verlange.

Die damals zu Mexiko regierende Faktion brüstete sich mit einem Servilismus, der hinter dem der in Spanien so berühmt gewordenen apostolischen Faktion (Calomarde und Konsorten) nicht zurückstand. Zwei

Zeitungen, „el Sol“ und „el Registro official,“ verwünschten und verdammten einstimmig die Juli-Revolution, schilderten das französische Volk als unbeständig und aufrührerisch, und beklagten laut den Sturz des Systems, das Karl X festzustellen sich bemüht.

Um die Parteien zur Versöhnung zu vermögen, verlangte General Barragan die Bildung einer ausserordentlichen, aus 18 Personen zusammen zu setzenden Junta. Unter diesen Individuen, von denen eine neue Gesetzgebung ausgehen sollte, bezeichnete man die Statthalter der einzelnen Staaten, die geistlichen Gouvernöre und die Generale Guerrero, Bustamente, Bravo und Santana. Die Entscheidung der Junta sollte übrigens noch der Billigung des Kongresses unterzogen werden. Allein dieser hatte keine hinlängliche Freiheit in seinen Berathungen mehr; ein Fall der in der mexikanischen Republik immer eingetreten ist, wenn die Generale der kriegführenden Parteien zusammentraten, um über das Schicksal der Nation zu entscheiden.

Uebrigens war es augenscheinlich, daß wie die Sachen standen, die Parteien nur auf Kosten der Staatsverfassung, deren Verletzung schon so viel Unheil nach sich gezogen, sich versöhnen konnten. Ueberließ man nun das Schicksal der Staaten den Händen einiger Generale, Priester und Statthalter, deren Entscheidungen man unbedingt anzunehmen im voraus sich verpflichtete, so wurde augenscheinlich dadurch das Uebel mehr verschlimmert statt verbessert.

Anderseit, wenn die Regierung Bustamentes blutdürstig und freiheitsmordend war, muß man gestehen, daß er sich genöthigt sah, der auffallenden Verstöße

wegen, deren man bei seiner Wahl sich schuldig gemacht, auf solche Weise zu verfahren, um sich zu erhalten. Das Uebel war um so gefährlicher, weil die herrschende Faktion rein militärisch war und es in Mexiko ein barbarisches Gesetz gab, das vom 27. September 1823, wonach der Regierung das Recht zustand, alle Bürger, sogar die vom Zivilstande, wenn man sie der Verschwörung beschuldigen konnte (selbst wenn sie nur im Entwurf bestehend gewesen), vor ein Kriegsgericht zu stellen und von demselben sie verurtheilen zu lassen.

Ein so tirannisches Gesetz, das in einem gesitteten Staate fast unmöglich scheint, bestand nichts desto weniger zehn Jahre hintereinander in einer Bundes-Republik, und war von allen Parteien, die der Reihe nach in Mexiko geherrscht, als das allein anwendbare Mittel betrachtet worden, die Umtriebe und Unternehmen der besiegten Parteien zu hemmen, weshalb alle ohne Murren die Folgerungen ihrer Leidenschaften und ihrer Unvorsichtigkeit ertrugen.

Der Versöhnungs-Entwurf Barragans wurde unbeachtet gelassen und man setzte den Krieg gegen Guerrero fort, ohne daß die Staaten etwas thaten, um ihn zu verhindern. Nach Armijos Tode erhielt Don Nikolas Bravo den Oberbefehl der Truppen, eine Wahl, die von Guerreros Feinden mit Recht getadelt wurde. Denn nicht allein waren die beiden Anführer, die man solchergestalt sich gegenüberstellte, während dem Unabhängigkeits-Kriege Waffenbrüder gewesen, Bravo verdankte auch noch seinem Gegner sein Leben, weil er ihn, beim Aufstande von Tulincingo der über ihn verhängten Todesstrafe entrissen; und wenn Bravo

sich noch in seinem Vaterlande befand, so verdankte er das abermals Guerrero, der ihn, kraft der ihm früher zugestandenen ausserordentlichen Macht, aus seiner Verbannung zurückgerufen.

Demungeachtet übernahm Bravo das Kommando der Truppen, belebte aufs neu ihren gesunkenen Muth, und sah sich bald in den Stand gesetzt, mit Hilfe der ihm zu theil gewordenen Unterstützung an Mannschaft und Geld, den Feldzug mit entschiedenem Uebergewicht zu eröffnen, während Alvarez Streitkräfte, seit seinem Siege über Armijo, sich eher geschwächt als verstärkt hatten.

So gelangte man bis zu Ende 1830. Einerseit triumfirte Bustamentes Verwaltung über ihre Feinde, mit Hilfe aller moralischen und materiellen Mittel, welche die raffinirteste Politik ihr bieten konnte; anderseit verfolgte sie ihren Weg in scheinbarer Uebereinstimmung mit den Staaten. In Wirklichkeit gehorchten diese indeß nur der militärischen Uebermacht, über die der erste Minister Alaman unbedingt verfügte, den Santana selbst als den Mann betrachtete, der am fähigsten sei, die Republik zu regieren.

Der Handel trug übrigens theilweis viel dazu bei, das Gemälde der öffentlichen Gedeihlichkeit zu erhöhen, welches der Minister täglich dem Publikum durch seine offizielle Zeitung vorhielt. Zu Ende 1830 wimmelte es von Schiffen aller Völker in den Hafen am mexikanischen Meerbusen, und die dadurch bewerkstelligte Einfuhr fremder Waaren, mithin der in die Staatskasse fließende Eingangszoll, war sehr beträchtlich.

Zudem herrschte Ordnung überall, ausgenommen

in den Bergen im Süden und auf einigen andern Punkten im Staat Mechoakan, die der junge Codallos mit seiner Guerilja durchstreifte. Die Regierung durfte sich also rühmen, den Feldzug gegen Guerrero beendigen zu können, ohne zu einem öffentlichen Anleihen schreiten zu müssen.

Bevor wir jedoch die Uebersicht der Ereignisse von 1830 beenden, müssen wir noch erinnern, daß, den Verfügungen der Bundes-Verfassung gemäß, im Oktober in allen Staaten die Wahlen zur vollständigen Erneuerung der Deputirten-Kammer und der Hälfte des Senats, bewerkstelligt wurden. Ohne daß man irgend eine offene Gewaltthätigkeit dabei bemerken konnte, fielen sie dennoch im allgemeinen im Sinne der herrschenden Faktion aus. Geistlichkeit, Militärstand und großes Grundeigenthum erlangten eine überwiegende Mehrheit. Es ließ sich leicht voraussehn, daß man den „Entwurf von Jalapa" in allen Theilen wieder aufnehmen, und daß der darin vorherrschende willkürliche Geist über die Staatsverfassung selbst die Oberhand bewahren würde.

Immer am Neujahrstage werden die gewöhnlichen Sitzungen des allgemeinen Kongresses von Mexiko begonnen. Der Vizepräsident Bustamente eröffnete sie diesmal mit einer sorgsam studierten Rede, worin er besonders das materielle Wohlergehn der Republik hervorhob, wie die zahlreichen der Regierung zu Gebote stehenden Mittel zur Unterwerfung der Rebellen.

Diese Rede wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und der neue Kongreß billigte nicht allein die Verwaltung des Vizepräsidenten während dem verflossenen Jahre, er ermuthigte auch das Ministerium bei den

Maßregeln zu beharren, die es in Ausführung zu bringen beabsichtigte. Die Minister ermangelten dagegen nicht, ihre Pläne aufs beste herauszustreichen. Es war um nichts weniger zu thun, als um Hervorrufung neuer Fabriken in Mexiko, und zwar auf eine Art und Weise, die einem Zauberschlage nicht unähnlich gewesen sein würde, so wie um Anwendbarmachung alle der neuen Vorkehrungen, wovon man bisher im Lande selbst noch keinen Begriff gehabt.

Ein so abgeschmacktes Vorhaben ward in Alamans Händen ein mächtiges Anlockungs- und Verführungsmittel. Von seinen eigenen Illusionen vielleicht getäuscht, seine ziemlich unbesonnene Abneigung gegen die Einfuhr fremder Fabrikartikel nicht verbergend, wollte er um jeden Preis, daß alles was die Mexikaner brauchten, auch von ihnen verfertigt werde.

Sein Nationalwahn verleitete ihn so weit, daß er Kunst- und Gewerbschulen stiftete, während in der großen Stadt Mexiko nur mit vieler Mühe eine einzige Anfangsschule sich erhalten konnte, und man in den höhern Studien mit der reinen Theologie, oder mit der Filosofie sich begnügte, wie sie zu den Zeiten der Vizekönige gelehrt worden. Zugleich verschrieb er aus Italien Sänger und Schauspieler, in der offen ausgesprochenen Absicht, das Theater von Mexiko mit denen zu London und Paris auf eine und dieselbe Linie zu stellen.

Bei Betreibung aller dieser Industrie- und Luxus-Entwürfe, welche man die „Ordnung" nannte, versäumte man dennoch nicht die ununterbrochene Fortsetzung des Krieges im Süden, und ein tragisches Ereigniß, das die Staaten später nicht ohne Er-

staunen und Entsetzen erfuhren, machte begreiflich, was das Kabinet eigentlich im Schilde geführt. Die Gelegenheit einen großen Streich zu führen schien günstig. Bravo hatte einen beinah entscheidenden Sieg über Alvarez erfochten, die Anhänger Guerreros hatten sich zerstreut und dieser hielt es für entsprechend, sich in Akapulko zu halten.

Es verstrich einige Zeit, ohne daß man von ihm die geringste Neuigkeit erfuhr, bis sich auf einmal um Mitte Februar das Gerücht verbreitete, Guerrero sei in einem zum Staat Oajaka gehörigen Hafen verhaftet worden. Einige Tage nachher veröffentlichte die Regierung selbst die Nachricht von seiner Verurtheilung durch ein Kriegsgericht im Dorfe Kuilapa, in Folge dessen er erschossen worden. Die Anhänger des Ministeriums sangen ein Tedeum und jubelten, weil sie durch Beseitigung des alten Präsidenten auch seine Partei vernichtet zu haben vermeinten. Diese dagegen sprach laut ihren Unwillen aus, über die blutige That, und der Abscheu vermehrte sich noch, als nachstehende Umstände zu öffentlicher Kenntniß gelangten.

Ein gewisser Pikalunga, Patron eines im Hafen von Akapulko vor Anker ligenden Schiffes, hatte sich eines Tages beim Kriegsminister Facio eingefunden und sich erboten, ihm den General Guerrero für die Summe von 50,000 Pesos, welche die Regierung ihm als Belohnung verabfolgen lassen sollte, auszuliefern. Die Minister hatten, mit ausdrücklicher Genehmigung des Vizeprnteäsiden, das Erbieten angenommen und der entehrende Vertrag war ohne Zeitverlust beiderseits genehmigt worden. Pikalunga kehrte unverweilt

nach Akapulko zurück; denn es war nur noch darum zu thun, den Vertrag in Ausführung zu bringen, was mit einer Kaltblütigkeit geschah, deren glücklicherweise nur wenige Menschen fähig sind.

Er lud den unglücklichen Guerrero ein, auf seinem Schiffe ein Frühstück anzunehmen. Der General, der den Verräther bisher für seinen Freund gehalten, entsprach seinem Wunsche und fand sich mit drei Adjudanten bei ihm ein. Während seine Gäste bei Tische saßen, ließ er die Kajütenfenster zumachen, befahl die Anker zu lichten und ging nach dem Hafen von Huatulko unter Segel. Da warteten Guerreros Henker schon auf ihn und nahmen ihn in Empfang. Alles wurde, wie man es voraus bestimmt, mit der gräßlichsten Pünktlichkeit in Ausführung gebracht. Fest entschlossen ihr Opfer zu vernichten, ließ die Regierung nur wenige Tage zwischen seiner Einkerkerung und seiner Hinrichtung verstreichen.

Vergebens beeilte sich der vertretende Körper von Zakatekas, beim Kongreß um die Begnadigung des Generals sich zu bewerben, indem er vorzüglich seine frühern Dienste und seine unermüdliche Beharrlichkeit im Unabhängigkeitskriege geltend machte. Man ließ alle Vorstellungen unbeachtet, und Guerrero wurde von einem aus seinen erbittertsten Feinden gebildeten Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Es ist genügend, zu sagen, daß Oberst Condelle als Fiskal dabei figurirte und daß seine Dienstleistung unter diesen Umständen ihm einen höhern Grad verschaffte, der ihn indeß vor der öffentlichen Verachtung nicht zu sichern vermochte.

Guerreros Hinrichtung war aber nicht allein ein

widergesetzliches, sondern auch ein höchst unpolitisches Begehen, wie die spätern Ereignisse es nur zu gut bewiesen. Man konnte dem General nicht den unveräusserlichen Karakter als Präsident streitig machen, und als solcher durfte er nur vom höchsten Gerichte des Staats gerichtet werden. Ueberdem war das Benehmen der triumfirenden Partei um so ungerechter und undankbarer, da die ausgezeichnetsten Häuptlinge derselben ihm die Erhaltung ihres Daseins verdankten. Daher kam es denn auch, daß Pikalungas That allgemeinen Abscheu erregte, weshalb man von nun an die Regierung nur unter dem Schimpfnamen Pikalugano bezeichnete, der noch jetzt gleichbedeutend ist mit Hintergehung und Verrath.

Wie dem auch sei, wurde der Aufstand durch diesen Gerichtsmord dennoch plötzlich beendet, und das war es, was die Minister allein vorausberèchnet, worauf sie allein hingestrebt hatten. Oberst Alvarez trat in Unterhandlung mit dem General Bravo und legte, auf die von dem letzten ihm gewährte Sicherheit, die Waffen nieder. Der Krieg im Süden dauerte ein ganzes Jahr. Denn erst nachdem auch Oberst Codallos der Regierung in die Hände gerathen und auf ihren Befehl im Staate Mechoakan erschossen worden, konnte man ihn als beendet betrachten. Jede Aufregung schien nun erstickt, Bustamentes Partei blieb obsiegend eben so wohl durch ihre Generale als durch ihre Minister, und nichts verkündete den Sturm, der sie über den Haufen stürzen sollte.

Die Regierung selbst zog das Ungewitter über sich herbei. Als Gebieter der materiellen Macht hielt sie sich, ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung, für

stark genug, um den Unabhängigkeitsgeist der Bevölkerung vernichten zu können. Die Früchte der ministeriellen Kombinationen reiften täglich mehr und mehr und jedermann begriff ohne Mühe, wohin Bustamentes Faktion die öffentlichen Angelegenheiten zu bringen beabsichtigte. Es war nämlich um nichts weniger zu thun, als das mexikanische Volk einem System zu unterziehen, das in allen Stücken dem von den Jesuiten früher in Paraguay in Ausführung gebrachten ähnlich sein sollte.

Bei seinem Vorhaben hatte sich das Kabinet eine anscheinende Beistimmung gesichert, und zwar durch die Presse, die sich unter ihm zu Mexiko grade in demselben Zustande befand, wie in Frankreich zu Napoleons Zeiten. Sie war nichts als ein Werkzeug, wodurch es sich selbst Weihrauch streute. Leider war diese Glückseligkeit nicht von beständiger Dauer, weil endlich doch in der Hauptstadt ein unabhängiges Journal entstand, der „Tribun," in dessen Spalten täglich immer klarer und umständlicher auseinandergesetzt wurde, was ungesetzliches war in Bustamentes Würde und Macht, indem man darin gleichzeitig auch die Mißbräuche und Verbrechen erörterte, wodurch er die letzte bisher sich erhalten.

Um dieselbe Zeit denunzirte Landero auch in seinem „Zensor," zu Vera-Cruz die Konnivenz der Regierung mit der Militärfaktion, welche die Institutionen und die Freiheit von Jukatan vernichtet. Er entnahm aus dem allem die Folgerung, das es das Ministerium auf Zentralisirung der Republik abgesehen habe.

Dergleichen öffentliche Anklagen erregten bald großes Aufsehn, obgleich die Flugschriften, worin die Regierung sich dagegen vertheidigen ließ, in viel größerer Menge und viel ungehinderter in Umlauf waren, als die andern. Die meisten Staaten existirten freilich nur dem Namen nach; dennoch erwachten einige und mit ihnen eine gewisse Unabhängigkeit, vorzüglich in Zakatekas und Jalisko, obgleich in der Hauptstadt des letzten sich eine starke Besatzung befand, zur Unterstützung des Bischofs Vasquez, der vom Papst mit Umgestaltung der mexikanischen Klostergeistlichkeit beauftragt worden.

In der Bulle, welche dieser Prälat mit von Rom gebracht, hieß es: „die Religion habe seit der Unabhängigkeits-Erklärung Mexikos alle ihre Lauterkeit, Kraft und Heiligkeit verloren,“ und es wurde unumgänglich nothwendig, auf die bewaffnete Macht sich zu beruhen, um die beabsichtigte Reform in Ausführung zu bringen.

Die Gesetzgebung von Zakatekas sandte an den Kongreß eine Adresse, worin sie die verhängnißvollen Folgen auseinandersetzte, welche für die Nation aus einer solchen Unterwerfung gegen den Papst oder seine Beauftragten sich ergeben müßten. Die einzige zweckmäßige Reform der Klöster, hieß es in der Vorstellung, würde in ihrer gänzlichen Aufhebung bestehn.

Die wirklich freisinnige Gesetzgebung von Zakatekas trat von nun an immer entschiedener gegen die Zentral-Regierung auf, und voraussehend, daß sie bald die Truppen der letzten zu bekämpfen haben dürfte, rüstete sie sich ohne weiters zum Kriege. Die Miliz wurde aufgeboten und fast täglich in den Waffen ge-

übt. Der Statthalter Don Franzisko Garcia genoß das allgemeine Vertrauen und die öffentliche Stimmung ließ nichts zu wünschen übrig.

Während den letzten vier Monaten von 1831 ließ sich eine nahe bevorstehende Staatsumwälzung schon voraussehn. Die Heftigkeit der Angriffe des „Zensors“ gegen die Minister, steigerte sich von Tag zu Tag und bald rief er sogar das Volk zu den Waffen. Solch Verfahren war besonders beachtungswerth von Seiten eines Offiziers wie Landero, der sich an der Spitze eines Bataillons befand und sich innig an Santana, dem undirekten Erben Guerreros, angeschlossen hatte.

Zu Mexiko selbst hatte Rocafuerte ein wöchentlich mehrmals erscheinendes Blatt gestiftet, unter dem Titel: „der Fönix der Freiheit,“ das nicht allein gegen das Ministerium, sondern auch gegen die bestehende Regierung gerichtet war, der er die Ermordung Guerreros und ihre tirannische Machtanmaßung unaufhörlich vorrückte.

In Zakatekas wurde der „Komet“ gedruckt, der ebenfalls sehr feindselig gegen Bustamentes Verwaltung sich aussprach und dadurch genugsam beurkundete, daß jene auf den Statthalter Garcia sich nicht beruhen konnte, des Briefwechsels ungeachtet, in welchem dieser immer noch mit Alaman stand. Jalisko und Tamaulipas blieben in diesem Widerstandskriege auch nicht unthätig und alles ließ besorgen, daß die immer bitterer sich gestaltende Erörterung endlich in offenen Krieg ausarten werde.

Indeß bemühte sich die mexikanische Regierung immerfort, auf die Beistimmung des Kongresses sich

beruhend, der das Ministerium einstimmig unterstützte (weil der einzige, Don Juan de Dios Canedo, Deputirter von Jalisko, der nicht ohne Erfolg hätte Opposition machen können, durch einen ehrenvoll scheinenden Auftrag geschickt daraus entfernt worden), durch die ihm zu Gebote stehenden Zeitungen sich zu rechtfertigen und die Beschwerden ihrer Gegner zu widerlegen. Allein ein neuer Umstand machte ihre Lage noch verwickelter und bot den Patrioten neue Mittel sie zu bekämpfen.

General Ynclan, der seine Grade und Ehrenstellen dadurch gewonnen, daß er sich zu allen Parteien gehalten und früher, als eifriger Beförderer der Wahl Pedrazas, sich nun mit Leib und Seele der Faktion Bustamentes überliefert, in dessen Person er einen Despoten zu erblicken glaubte, der ihn noch mehr heben könne, hatte zur Belohnung dafür den Oberbefehl der Truppen in Jalisko, oder vielmehr den Auftrag erhalten, diesen Staat, auf den man sich nicht verlassen konnte, einzuschüchtern und zu bändigen. Es ereignete sich nun, daß in Guadualajara, der Hauptstadt von Jalisko, eine Broschüre veröffentlicht wurde, worin Ynclans Benehmen eben nicht im günstigsten Lichte dargestellt war. Die Rede war darin vorzüglich von einer angesehnen Frau, die er entehrt haben sollte.

Kaum hatte der Betheiligte diese Schrift gelesen, so gerieth er ausser sich. Er begab sich sogleich selbst in die Buchdruckerei und verlangte mit Ungestüm, daß man ihm den Verfasser namhaft mache. Der Buchdrucker Brambilla, der sich durch dies Ereigniß eine gewisse Berühmtheit erworben, weigerte

sich, seiner Forderung Genüge zu leisten und erklärte ihm, „daß er nach den Worten des Gesetzes nur genöthigt werden könne, den Namen des Verfassers anzugeben, wenn ein Geschwornengericht entschieden, daß man ihn deshalb belangen dürfe."

Ein Widerstand dieser Art vermehrte nur den Zorn des Generals, der ohne ein anderes Recht, als das brutaler Uebermacht, den unerschrockenen Buchdrucker nicht allein ins Gefängniß werfen, sondern ihm auch noch ankündigen ließ, daß er sich zum Tode vorzubereiten habe, weil er noch an demselben Tage erschossen werden solle.

Das war zu arg; die ganze Stadt Guadalajara lehnte sich gegen einen so schreienden Gewaltmißbrauch auf und der Statthalter von Jalisko schrieb dem General, „daß er sich jedes weitern Schrittes gegen die Freiheit und Sicherheit eines Bürgers zu enthalten habe, weil ihm, als Befehlshaber der bewaffneten Macht, das Recht nicht zustehe, jemand, vorzüglich eines Preßvergehens wegen, zu verurtheilen."

Ynclan ließ sich nicht zu einer Antwort herab. Ausser Stand Gewalt durch Gewalt zurückzutreiben, wendete sich der Statthalter an die Offiziere der Besatzung und forderte sie im Namen der Konstitution auf, ihn zu unterstützen. Sie entgegneten jedoch, daß sie nur von ihrem General Befehle zu erhalten hätten und ihm gehorchen müßten.

Bei alledem hatte Ynclan indeß Zeit gehabt, über die Folgen nachzudenken, welche die Erschießung des Buchdruckers haben könnte; doch um nicht das Ansehn zu haben, als sei er durch des Statthalters Vorstellungen eingeschüchtert worden, erklärte er öffent-

lich, daß er nur die Vermittelung des neuen Bischofs annehmbar gefunden, dem er schon früher, wahrscheinlich in Folge höhern Auftrags, die heuchlerischste Achtung bewiesen. Brambilla wurde wieder frei gelassen.

Ynclans Gewaltthätigkeiten veranlaßten eine furchtbare Rückwirkung gegen die Verwaltung, an deren Spitze Bustamente sich befand. Denn jeder begriff ohne Mühe, daß es um nichts weniger zu thun war, als um Vernichtung der Republick und Einsetzung einer unumschränkten Regierung. Die Gesetzgebung und der Statthalter von Jalisko verließen Guadalajara und begaben sich nach Lagos, mit der Erklärung, daß sie zu einem solchen Schritte sich genöthigt gesehen, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Lagos ligt hart an der Grenze von Zakatekas und der Statthalter dieses letzten Staats zögerte nicht, den beschimpften Behörden des Nachbarstaats inner seinem Bereiche eine Zufluchtsstätte anzubieten.

Es dauerte nicht lange, so erkannte das Ministerium, wie sehr das despotische Benehmen seines Beauftragten ihm geschadet, weshalb es für ersprießlich hielt, sie als „unbesonnen“ zu bezeichnen. Der General wurde von seinem Posten abberufen und durch den Oberst Gomez Anaya ersetzt. Die Maßregel war jedoch unzureichend zur Beschwichtigung des öffentlichen Unwillens und zur Beruhigung der auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Staaten. Man beschwerte sich laut und mit großer Bitterkeit über eine Regierung, deren Militärbeamten keinen Anstand nahmen, solcher Angriffe gegen die allgemeine Freiheit sich schuldig zu machen.

Ynclans ferneres Betragen und die von ihm veröffentlichte Vertheidigung, reizten die Freisinnigen aufs höchste. Sie erfuhren nämlich, daß als der General seine Absetzung nicht mehr vermeiden zu können glaubte, er seinen Generalstab zu sich beschieden und den Offizieren den Vorschlag gemacht, die Zentralgewalt zu proklamiren, wozu sie jedoch ohne höhern Befehl sich nicht verstehen wollten. Er begnügte sich nun mit Bekanntmachung feindseliger Beschuldigungen gegen die Vertretung von Jalisko, die ihm zufolge damit umging, ihren Staat vom mexikanischen Bunde loszureissen.

Sein Benehmen blieb unbestraft und wäre vom großen Publikum vielleicht nie recht gewürdigt worden, wenn nicht die Gesetzgebungen von Zakatekas, Jalisko, Tamaulipas und einige andere, welche an der Bewegung von Jalapa theil genommen, vom Kongreß Ynclans Bestrafung ausdrücklich verlangt hätten. Dies Wiedererwachen der öffentlichen Meinung bewies, wenigstens unter den obwaltenden Umständen, daß es nicht mehr so leicht sei, als man vorausgesetzt, den Mexikanern ihre Freiheiten zu entreissen.

Der von Natur knechtische Kongreß blieb schweigend inmitten der allgemeinen Aufregung, harrend, welche Haltung das Kabinet nehmen werde, dessen Dienste er sich gewidmet. Wirklich erschien bald nachher der Kriegsminister Facio in der Kammer, der Versammlung kaltblütig erklärend, daß General Ynclan, entrüstet über die Frechheit der Presse zu Guadalajara, von der er in seinen Privatverhältnissen täglich beschimpft und verläumdet worden, die Unvorsichtigkeit begangen habe, den Buchdrucker, durch

den diese Schmähungen veröffentlicht worden, einige Stunden gefangen gehalten, weshalb er von seinem Posten abberufen worden. Er endete mit der Versicherung, daß die Regierung die entsprechendsten Maßregeln ergriffen, damit die öffentliche Ruhe durch ein solches Ereigniß nicht gestört werde.

Um dann auch den Freunden der Unabhängigkeit und den übrigen Gesetzgebungen eine anscheinende Genugthuung zu geben, bestrebte sich der Minister zu beweisen, daß noch kein Gesetz vorhanden sei, auf das man sich stützen könne, um die kommandirenden Generale vor Gericht zu stellen. Das hieß absichtlich Skandal wie Unzufriedenheit vermehren, und man darf sich danach wahrlich nicht mehr wundern, wenn das unsinnige Verfahren Ynclans so bald den vollständigen Umsturz der Regierung Bustamentes nach sich zog.

Burke, Fox, Pitt und Sheridan, als Redner beurtheilt von Lord Brougham.

I. Eduard Burke.

Broughams Meinung oder Urtheil über Redner und Staatsmänner wie Pitt und Burke, Sheridan und Fox, ist von mehr als gewöhnlicher, ist von beinah „geschichtlicher" Wichtigkeit. Man weiß, in welchem revolutionären Wirbel, in welchem erbitterten Kampfe politischer und intellektueller Interessen, diese immer beachtungswerthen Streiter sich bewegten. Es war zu Ende des 18. und mit Beginn des 19. Jahrhunderts, d. h. in einer Zeit, wo die beiden Grundsätze, welche zugleich die Weltherrschaft für sich in Anspruch nahmen, wo Autorität und Freiheit am heftigsten in Europa gegen einander stießen, jene vertreten durch das britische Parlament, diese durch die französische Revolution; es war in einer solchen Zeit, wie unter solchen Umständen, wo Edmund Burke, Jakob Fox, Wilhelm Pitt und Richard Brinsley Sheridan in Rede und Schrift, die ganze Macht und den vollen Einfluß ihrer überwiegenden Talente geltend machten.

Burke, der zuerst mit den freisinnigsten Meinungen auftrat und von den verheerenden Fortschritten, den Greueln der französischen Staatsumwälzung erschreckt, nach und nach den Folgerungen des Torys-

mus sich zuwendete; Pitt, der anfänglich ein ungestümer, blinder Radikaler, später ein hartnäckiger Tory war, der alle seine Kraft in dem Kriege mit Frankreich verschwendete, wozu er sein Vaterland hingerissen; — Fox und Sheridan ihrerseit, die ihren ersten politischen Begriffen und Ueberzeugungen treuer geblieben, sind in ihrem staatsmännischen, vorzüglich aber in ihrem rednerischen Treiben eben so richtig aufgefaßt, als befriedigend geschildert. Und wer auch hätte ihre ausserordentlichen Eigenschaften besser würdigen, schärfer zergliedern, schlagender beurtheilen können, als Brougham, der selbst ein so ausgezeichneter Staatsmann und glänzender Redner ist? Darum hören und erwägen wir wohl, was er über die bezeichneten sagt.

„Wenn Homer seine Helden in Szene stellt, ermangelt er nie uns zu benachrichtigen, welches ihre Waffen sind und wie sie zum Kampfe sich vorbereiten. So müssen auch wir gleich am Anfang dieser Skizzen sagen, auf welche Weise unsre großen Kämpen die Arena der Redekunst betraten, wie sie dabei geübt und bewaffnet gewesen.

Ohne Burkes politische Meinungen zu theilen, ohne sein ganzes Benehmen als Staatsmann zu bewundern, und mit Ausnahme vorzüglich seiner Schriften über die französische Revolution (Ausnahme, die an und für sich selbst modifizirt und beschränkt werden muß), fühlen wir uns gedrungen zu gestehen, daß man zu keiner Zeit, bei keinem Volke einen Staatsmann findet, dessen Meinungen durchgehend gemäßigter waren, der eine beharrlichere Aufmerksamkeit den Ergebnissen der Erfahrung des Augenblicks leihet, in-

dem er gleichzeitig den Inspirationen einer überlegenen Verstandeskraft gehorcht, der mehr entschlossen ist, nie aufzuhören ein praktischer Mensch zu sein, während er die ausgedehntesten allgemeinen Theorien entwickelt; der endlich mit mehr Geschicklichkeit und Klugheit aller extremen Mittel sich enthält, besonders derjenigen, zu denen er durch die Tendenz seiner politischen Grundsätze sich hingezogen fühlt.

Das war denn auch der karakteristische Zug seines öffentlichen Lebens. Seine mächtige Einbildungskraft und seine tiefe Gelehrsamkeit sind weniger auffallend in seinen Reden, als jene Mäßigung in seinen Gedanken und in seinen Handlungen. Die am weitesten Fortgeschrittenen (die Ultra) von beiden Parteien, am meisten aber seine eigenen Freunde, beschwerten sich oft lebhaft darüber. Sie begriffen sie (die Mäßigung) nicht immer und billigten sie nie. Denn sie war über ihr Begriffsvermögen und störte unaufhörlich die eigensüchtigen Pläne ihrer kleinlichen Geister.

In seinen Reden, sei es daß er zu lange mit einem und demselben Gegenstande sich beschäftigte, sei es daß er dabei zu heftiger Ausdrücke sich bediente, mangelt es Burke manchmal an Urtheilskraft. Ein solcher Vorwurf kann ohne Ungerechtigkeit seine Meinungen nicht treffen, und obgleich er zu Anfang, wie gegen Ende seiner Laufbahn, verschiedenen Fragen durchaus entgegengesetzte Lösungen unterstellt — was ihm von beiden Seiten als Widerspruch zum Vorwurf gemacht ward — nahm er doch unter keinen Umständen als Regel seines Betragens widersinnige oder übertriebene Ideen an.

Er trug jenen Geist der Mäßigung auch auf die öffentlichen Angelegenheiten über und er bewahrte ihn, läßt man sein Privatleben unberücksichtigt, bis zum letzten Hauch. Man kann ihn gewissermaßen als unumschränkten König in seiner Partei betrachten, und wahrlich, mit überspannten, unbändigen Ideen würde er einen so mächtigen Einfluß nicht ausgeübt haben auf Männer wie Doktor Lawrence, Wilhelm Elliot, der verstorbene Lord Minto, Ellis, Frere und Canning.

Rufen wir hier ins Gedächtniß, was von ihm ein Schriftsteller sagte, der ihn genau kannte, weil er ihn sorgsam studiert und einen langen, angestrengten Kampf mit ihm bestanden. Von der Wirkung sprechend, welche seine Meinung auf die Angelegenheiten Frankreichs ausgeübt, äussert sich Sir Jakob Mackintosh folgendermaßen:

„Die Folgerung einer bloßen Meinungs-Unverträglichkeit, während einem langen und weisen politischen Leben, ist von der Art, daß der größte praktische Filosof den es je gegeben, in den Augen des oberflächlich beobachtenden großen Haufens für einen unsinnigen Schwärmer gehalten wird.“

Beurtheilen wir ihn also, wie Mackintosh ihn beurtheilt hat. Man übersehe und verachte nicht die umsichtsvolle Mäßigung, welche die Vorkehrungen des amerikanischen Krieges leitete; oder die tiefe und praktische Klugheit, die auf jeder Seite seiner Reden über die öffentliche Unzufriedenheit hervorspringt; aber die wirklich umfassenden und umsichtsvollen Neuerungs-Grundsätze, die sein berühmtes „Speech“ über die ökonomische Reform zum Handbuch aller ge-

mäßigten und konstitutionellen Reformatoren gemacht; aber die geschickte und sorgfältige Aufmerksamkeit, die er gleichzeitig den Thatsachen und der Theorie widmet, die strenge Unparteilichkeit, womit er die entgegengesetzten Beweisführungen abwägt und die Voraussicht der praktischen Folgerungen, die gewissermaßen alle seine Meinungen über die Handelspolitik regiert, vorzüglich über die Fragen der Hungerzeiten und der Korngesetze; aber die Festigkeit, die Menschlichkeit, die praktische Umsicht und die weitumfassenden spekulativen Ideen, die er in Bezug auf die Verwaltung der Kriminaljustiz beurkundet; aber den Geist der Reform und Duldung, durch wohlbegründete Besorgnisse gemildert, wodurch seine klugen und freisinnigen Rathschläge in Betreff der irländischen Hierarchie sich auszeichnen; aber alle die großen und seltenen Eigenschaften, wodurch er einen so entscheidenden Einfluß sich zusicherte — man verachte das alles nicht, weil sein Abscheu gegen die französische Staatsumwälzung ihn zu einigen heftigen Verwünschungen, oder zu einigen übertriebenen Aeusserungen verleitete.

Seine ausserordentliche Scharfsicht ließ ihn die Greuel der Volksbewegungen in Frankreich voraussehen, während die übrigen Mitglieder seiner Partei, berauscht von dem über den Despotismus errungenen Siege, keine der unvermeidlichen Folgen dieses Sieges vorauszuberechnen vermochten. Er dagegen hatte, dem natürlichen Gange der Dinge nach, in der Zukunft Ziel und Ergebniß des großen Ereignisses erwogen, wenn schon er dabei sich täuschte. Denn als er Sturm und Ueberschwemmung den Strom trüben sah, um ihn desto lauterer zu machen, glaubte

er, daß sein Gewässer immer schmutzig und verdorben bleiben werde.

Wenn Burke, von der französischen Revolution sprechend, sich zu leidenschaftlich zeigte, und in seinen Reden auf eine Weise sich ausdrückte, die uns jetzt lächerlich scheint; wenn er einmal durch den Anschein so sehr irre geleitet ward, daß er ernstlich daran dachte, Frankreich auf der Karte von Europa auszustreichen, darf man deshalb weder seinen Verstand noch seine Einbildungskraft anklagen.

Wir urtheilen jetzt nach dem Ereigniß, wir sprechen in Ruhe und Sicherheit unsre Ansichten über bekannte Dinge aus, welche die Schleier der Zukunft den Blicken unsrer Vorgänger noch entzogen. Die Umgestaltung, die Frankreich in ihrem Mittelpunkte selbst zerrüttete und so stark die Aufmerksamkeit der ganzen Menschheit fesselte, war — niemand leugnet es mehr — ein unermeßlich wichtiges Ereigniß, und der, welcher davon damals den eigentlichen Sinn errathen, seine Folgen voraussehen und sich eine Meinung bilden mußte über den in seiner Beziehung anzunehmenden Gang, befand sich in einer durchaus neuen Lage, die um so unsicherer war, weil er, zur Erleuchtung der zu verfolgenden Bahn, der Erfahrung der frühern Jahrhunderte keinerlei Licht entlehnen konnte.

Man darf es also Burke nicht gradezu zum Vorwurf machen, wenn er in jenem großen Ereigniß der zeitgenössischen Geschichte nichts als Unheil erblickte, unter welchem Gesichtspunkte er es auch prüfen mochte. Seine Wirkungen schienen ihm eben so gefährlich für alle übrigen europäischen Völker, als für das

Land, das davon verheert ward und davon zu Grunde gerichtet werden konnte.

Daß er einige Zeit recht hatte, läßt sich nicht ableugnen. Aber als alle wahrhaft unterrichteten Leute Frankreichs, die Umwälzungen welche seine Staatsverfassung so plötzlich erlitten, für ihr Land als höchst vortheilhaft betrachteten, antwortete er ihnen mit inniger Ueberzeugung, „daß das Feuerwerk, welches sie mit so vielem Vergnügen betrachteten, nichts sei, als der Vorbote eines vulkanischen Ausbruches, der Frankreich und Europa mit den Trümmern aller ihrer bisherigen Institutionen bedecken und den Gesichtskreis mit einer so großen Dunkelheit erfüllen würde, daß kein Tageslicht sie hinfort je durchdringen könnte.“

Die Verbesserungen, worüber alle Freunde der Menschheit frohlockten, waren zu rasch eingeführt worden. Sie flößten ihm nur Mißtrauen, Besorgniß, peinliche Voraussetzungen ein. Er war zu sehr gewöhnt, vorher alles reiflich zu überlegen, um so plötzlichen Neuerungen Vertrauen zu schenken. Wie schön und verführerisch sie auch scheinen mochten, ließ er davon sich doch nicht anlocken. Als erklärter Gegner alles Extremen, verbesserte er immer durch praktische Ansichten und durch die Lehren der Beobachtung des Augenblicks, die spitzfindigsten Maximen der Theorie. Darum sah er mit Zweifel und Entsetzen in einem Tage Regierungen entstehen und fallen, und das langsam heranreifende Erzeugniß der Jahrhunderte, die Staatsverfassung, zerschmettert und wieder zusammengesetzt, wie die einzelnen Stücke eines Uhrwerks.

Beschuldigte man ihn, er habe weder sich zu mäßigen noch sich zurück zu halten gewußt, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, die Anklage gegen die zu wenden, die durch den Erfolg von 1789 geblendet, an die Folgen nicht dachten, welche eine Revolution haben konnte, die 24 Millionen Menschen vom Joche des Absolutismus befreite, worunter sie jahrhundertelang geschmachtet, ohne irgend eines politischen Rechts sich zu erfreuen. Seinen Anklägern standen die Mittel nicht zu Gebote, ihm zu beweisen, daß es ihm an Urtheilskraft und Voraussicht gebreche.

Beinah während der ganzen Zeit, die er nach dem Anfang der französischen Umwälzung lebte (d. h. fünf Jahre von sieben), gingen alle seine Voraussagen, mit Ausnahme einer einzigen, in Erfüllung. Blutige Anarchie herrschte in Frankreich; Europa ward von einem Kriege, der endlos schien, übereinandergeworfen und verheert, und in dem Augenblicke selbst, wo sein irdisches Dasein sich auflösete, ließ er die Könige „von der Furcht bevorstehender Veränderungen gequält."

Nicht oft war es Sterblichen vergönnt, so weit und so richtig im geheimnißvollen Buche der Zukunft zu lesen. Der, dessen Geist mit so wohl begründeten Besorgnissen erfüllt war, kann nicht ohne Ungerechtigkeit einseitiger Befangenheit beschuldigt und als ein von überspannten Ideen hingerissener Mensch betrachtet werden, weil er eine unbesiegbare Abneigung ausspricht gegen plötzliche Umgestaltungen im politischen System der Nationen, wie den lebendigen Wunsch, in Frankreich den alten Zustand der Dinge wieder hergestellt zu sehen, den er für den allein möglichen

hält, der ganzen übrigen Erde Ruhe und Frieden wieder zu verleihen.

Bei alledem muß man erkennen, daß Burke einen ganz falschen Begriff hatte von den Vortheilen einer Restauration, und daß er sich täuschte, wenn er das alte Regierungsverfahren (das sogenannte ancien régime) der revolutionären Anarchie gegenüberstellte, weil im Vergleich mit dieser nicht bloß die alte französische Monarchie, sondern der türkische Despotismus selbst den Vorzug verdient haben würde.

Die stattgefundenen Umgestaltungen waren, mit so vielen Gewaltthätigkeiten begleitet, in Ausführung gebracht worden, daß sie unvermeidlich die Folgen nach sich ziehen mußten, die er allein vorausgesehn. Deshalb auch konnte er nicht glauben, daß ein auf solche Weise gepflanzter Baum eines Tages gute Früchte tragen werde. Er vergaß, daß sobald die Gewaltthätigkeit, ihrer vorübergehenden Beschaffenheit gemäß, sich beschwichtigt, es gleichzeitig unmöglich sein dürfte, die alte Monarchie zu realisiren und möglich, inmitten der Trümmer der Republik eine neue, gemäßigte, nützliche Regierung zu gründen. Nur mit all' dem Unheil beschäftigt, das Frankreich heimgesucht während dem schrecklichen Kampfe, der bei seinem Ableben noch nicht sein Ende erreicht, überredete er sich, daß es durch kein Gutes je mehr ausgeglichen werden könne.

Diese Wahrheit aber ist uns jetzt klar; wir haben Burke 40 Jahre überlebt, wir sind Zeugen gewesen von Ereignissen, welche die kühnsten Profeten nie vorauszusagen sich unterstanden haben würden. Allein wir, die anfänglich nicht begriffen, welches die ersten

Wirkungen der französischen Revolution sein mußten, wir, die bei allen Verkündigungen Burkes taub blieben und von extremen Meinungen uns hinreissen liessen, wir haben jetzt nicht das Recht ihn blinder Heftigkeit, Uebertreibung und unbedachten Glaubens an die Hirngespinste einer krankhaften Einbildungskraft zu beschuldigen.

Zu einer gewissen Zeit richteten einige Individuen, die Mehrheit der Nation vielleicht, ähnliche Vorwürfe an seine politischen Gegner. Als die Ereignisse auf dem Festlande das britische Volk zu erschrecken begannen, als man erkannte, wie wohl begründet Burkes Meinungen waren, verzweifelten die Freunde der Freiheit dennoch an einer bessern Zukunft nicht. Dekan Milner schrieb damals von Cämbridge an Wilberforce, „daß Fox von allen seinen alten Freunden verlassen worden und daß die meisten derselben ihn für einen Narren hielten.“

Burkes größter Ruhm beruht im amerikanischen Kriege, während dem er das Haupt der Opposition im Unterhause blieb, bis, nachdem er einen noch berühmter gewordenen Nachfolger herangebildet, er mehr ersetzt als übertroffen wurde im Oberbefehl der erlauchten und siegreichen Schaar der Kämpfer für Unabhängigkeit und Recht.

Neue Reiseschnörkel eines Kaliforniers.

Zweite Lieferung.

Gegen sechs Uhr Morgens verließ ich mit meinen neuen Reisegefährten, den beiden Freiburgern, die gastfreundliche Herberge zu les Gets. Einige leichte Regenschauer, vom steigenden Nebel erzeugt, begleiteten uns, wie unser Wirth, über eine Stunde Weges, bis jenseit Morzine. Der wachsende Tag gestaltete sich angenehmer, ohne vollkommen heiter zu werden. Ein Blick über das sanft gegen das Hauptthal von St. Jean-d'Aulps sich neigende Gelände, ließ es mich als ziemlich einförmig, aus frisch begrünten, hier und da bewaldeten Bergrücken bestehend, erkennen. Ein für leichte Wagen fahrbarer Weg zieht sich über die Dörfer Côte-d'Arbre und Mont-Rion nach Morzine; der viel nähere Fußweg nach dem letzten, steigt von der Schneidemühle rechts waldeinwärts. Wir verfolgten ihn und erreichten in einer halben Stunde die Höhe, die bis auf 260 Fuß über die Kirche von les Gets anschwellen und 4140 Fuß über die Meeresfläche sich erheben mag.

Auf diesem Punkte beherrscht der Blick das ganze Johannisthal und seine obersten wie bedeutendsten Verzweigungen, die Manche gegen Südost, das Thal von Chavannettes gegen Ost und das von les Gets gegen Süd und Südwest. Alle sind 2 bis 3 Stunden lang und über eine halbe Stunde breit. Des Haupt-

thals Richtung ist gegen Nord und Nordwest. Es zieht sich längs der westlichen Dranse, bis zur Vereinigung dieses Bergstroms mit seinem östlichen, das Thal von Abondance durchschlängelnden Namensbruder, auf eine Länge von fünf Stunden, von Mont-Rion hinweg. Sein vorzüglichster Ort ist St. Jean-d'Aulps, Flecken von 2300 Einwohner, die ziemlich gewerbsam sind.

In der Nähe ligt die Zisterzienserabtei gleiches Namens, die 1103 gestiftet und 1798 aufgehoben wurde. Schon im achten Jahrhundert bestand hier ein von Mönchen des Basiliusordens bewohntes Kloster. Die Kirche ist groß und schön, weniger verfallen, als die der nahen Augustinerabtei zu Notre-Dame-d'Abondance, die von 1108 herrührend, ebenfalls zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch die französische Eroberung Savoiens verödet wurde. Schade um die schönen gothischen Gebäude, die bald nichts als Ruinen sein werden.

Der heilige Kolumbus war im fünften Jahrhundert der erste Bewohner des Abondancethals, damals ein fast unzugänglicher Wald, jetzt eins der anmuthigsten Thalgelände in den Alpen. An der Stelle seiner Klause ward die Kirche der Augustinerabtei erbaut. Hier, zu Vacheresse und in der Umgegend werden die beliebten Vacherins oder fließenden Käse bereitet. Durch das Thal von Bonnevaux und über den Berg dieses Namens, beträgt die Entfernung von St. Jean bis Notre-Dame-d'Abondance nur drittehalb Stunden.

Auf der Höhe zwischen les Gets und Morzine hat man den prächtigen, 7680 Fuß hohen Berg Nata,

dessen gefällige Form die Blicke fesselt, in der Entfernung von kaum anderthalb Stunden sich gegenüber. Links dehnen sich die grünen Alpen der Côte-d'Arbre aus, worüber die nackten, fantastisch zerklüfteten Felsen des Grédon und des Roc-d'Enfer sich erheben. Neben der Nata gruppiren sich der Crioud, der majestätische Mont-Rion und der Coudez, alle über 7500 Fuß hoch. In dunkle Tannenwaldung zerstreut, gewahrt man, wo der Weg sich abwärts gegen Morzine zu neigen beginnt, einige Hütten, an denen vorüber ein Pfad zwischen Mont-Rion und Coudez zu dem 6270 Fuß hohen Col de Jourplane und nach Samoëns führt.

Der Anblick des Manchethals *) ist nicht angenehm. Er enthält nur das einzige Dorf Morzine, das ungefähr 400 Einwohner hat, wo wir jedoch alle Thüren verschlossen fanden und das wie ausgestorben schien, weil im Sommer beinah alle Männer, durchgehend Maurer, im Auslande sich befinden und die Frauen mit ihren Kindern auf den Alpen bei ihren Heerden sind. Der Ort hat nichts desto weniger eine hübsche Kirche mit einem ziemlich hohen Thurm und eine sehenswerthe Brücke, die in einem kühnen Bogen das graue glattgewachsene Marmorbett der Dranse überspringt.

Es gibt im Thale sehr viele Kirschbäume. Hier und da zeigt sich auch Erlengebüsch. Eichen sind selten; die Bergabhänge sind mit Buchenhainen bekleidet und auf den Höhen thront Tannenwald. Die Umgegend ist ausserordentlich reich an trefflichem Schie-

*) Die höchsten Theile aller Hauptthäler der Provinz Chablais, des Herzogthums Savoien, werden unter dem Namen la Manche (der Aermel) bezeichnet.

fer, der nicht selten Versteinerungen von Fischen und Pflanzen enthält, aber nicht ausgebeutet wird. Auch Steinkohlen soll es geben hinter der Nata im Chavannettethal, das bei Mont-Rion sich öffnet und einen kleinen 3/4 Stunden im Umfang messenden Wasserbehälter, den Lac noir, in sich umschließt. Es führt auch dadurch ein Weg nach Wallis, über den 6270 Fuß hohen Col de Champéry; wir zogen es jedoch vor, den über den Col de Couz zu wählen.

Von dem 2880 Fuß ü. M. gelegenen Morzine, das in der von uns genommenen Richtung fünf Viertelstunden von les Gets entfernt ist, steigt man in Staffeln von 400 bis 500 Fuß nach den Weilern Unter- und Ober-Orney oder Ernier. Das Thal wird wilder; die Obstbäume verschwinden, einige Haferfelder und wenige Gemüsegarten zeigen sich noch beim letzten Orte, der schon nahe an 4000 Fuß hoch ligt. Die Bauart wird ganz in Holz und hat, ohne grade häßlich genannt werden zu können, durchaus nichts gefälliges.

An einigen Häusern bemerkt man, befestigt an der obern Galerie, ein ziemlich großes künstlich geschnitztes Kreuz. Der Volksstamm ist wohlgewachsen, groß; er scheint kräftig und gesund. Das Haar ist durchgehend blond, die Augen sind blau oder grün. Die Mundart dieser Gegend ist sehr übelklingend und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem mailändischen Kauderwelsch. Uebrigens soll in diesem Theile die Gastfreundschaft noch in hohen Ehren gehalten werden und der Wanderer, in Ermangelung der Wirthshäuser von Morzine hinweg, überall zuvorkommende höchst uneigennützige Aufnahme finden.

Bei Ober-Ornex erhebt sich rechts gegen Aufgang gewendet, der hohe Coudez, neben ihm der Quidez und weiterhin die Golèze, wo die Dranse entspringt. Links zeigt sich der Richardjoux und der Séchoud, ferner die Fréterole und die Chardonnière, alles bedeutend hohe, größtentheils nackte Berge. Ueber den Quidez und die Golèze führen Fußwege nach Samoëns. Beide Bergpässe, von denen seitswärts der Folly aufragt, sind zwischen 6600 und 6800 Fuß ü. M. Der erste ist wirklich gefährlich und wird nur von Schleichhändlern betreten, die über diese schwer zugänglichen Höhen viele verbotene oder hochbesteuerte Gegenstände aus der Schweiz einschmuggeln.

Das Ansteigen wird von der letzten Behausung von Ornex immer jäher. Man betritt die Alptrift und bald ist die Sennhütte le beau Bornou, auf einer vorspringenden Bergfläche, erreicht. Diese Sennerei ist 117 Pariserfuß lang, 18½ Fuß breit und nur 7 Fuß hoch, was ihr, da sie weiß übertüncht und weithin bemerkbar ist, ein sonderbares Ansehn gibt. Sie war unbewohnt, weil die Weiber mit ihrem Groß- und Schmalvieh sich noch auf der Alp Lechère befanden, deren Hütte noch 18 Fuß länger sein soll.

Durch eine Schlucht gelangt man zu den Sennhütten les Cases, die von gewöhnlichen Gebäuden dieser Art sich in nichts unterscheiden. Man betritt nun einen düstern Arvenwald und jenseit demselben ziemlich große Schneelagen. Das Ansteigen wird mühsamer. Endlich schwinden die letzten Krüppelbäume und bald ist der höchste Punkt des Ueberganges, der Sattel oder Col de Couz erreicht. Er ist 6520 (bei dem höher stehenden hölzernen Kreuze 6550)

Fuß ü. M. erhaben und drei Stunden von Morzine entfernt. Das Kreuz bezeichnet die Grenze zwischen Savoien und Wallis.

Wir trafen hier einen Zollwächter-Posten, der uns über das woher und wohin, den Zweck und die Bestimmung unsrer Wanderung ziemlich scharf ins Verhör nahm. Mein Paß wäre vielleicht befriedigend gewesen, hätte ich mich nicht in Gesellschaft von zwei Männern befunden, die solche Beglaubigungs-Papiere nicht vorweisen konnten. Schon wollte man uns alle drei zur Rückkehr nöthigen und unter bewaffneter Bedeckung uns nach St.-Jean-d'Aulps bringen, als es mir glücklicherweise einfiel, den nervum rerum gerendarum zu probieren, der mir schon mehrmals, den unbestechlichen Mauthsoldaten Sr. sardinischen Majestät gegenüber, so treffliche Dienste geleistet.

Und siehe da, ein Vierzigsousstück (56 kr.) thats auch diesmal. Der Brigadier legte, als er den stolz nichtachtenden Napoleonskopf in seiner linken Hand erblickte, die rechte flach gegen seine abenteuerliche Mütze und sagte: „er sehe nun wohl, daß wir weder Schleichhändler, noch Landstreicher, noch Ausreisser, noch politische Flüchtlinge, sondern ganz unschuldige Spaziergänger seien, wie wir angegeben, weshalb wir ruhig unsern Weg fortsetzen könnten.“ Bei den Worten praktizirte er mein Argument ad hominem in seine Tasche und wünschte uns eine glückliche Reise.

Die Aussicht vom Uebergang des Couz ist wenig ausgedehnt. Zu den Füßen gewahrt man gegen Abend einen Theil der von uns durchschrittenen Manche bis Ober-Ornex und die sie ummauernden Berge. Das

Thal wendet sich von da mehr nördlich und wird von der schroffen Felsmasse des Baudon gänzlich verdeckt. Links über die Golèze hinweg erblickt man den Folly und die hohe Felsnadel des Grénier. Gegen Wallis senkt sich die hübsch bewaldete Alpschlucht von Alloires, von ausgedehnten Schneefeldern hinweg, dem ungestümen Laufe der Viège nach. Zerstreute Sennhütten, das Läuten der weidenden Kühe, der halb singende halb jubelnde Hirtenruf; alles verkündet ein anderes Land, die Schweiz.

Hoch thürmt sich der ungeheure Obelisk des Crioud im Johannisthal auf, lächelnd winken die saftiggrünen Höhen von les Gets, düster droht der nackte Höllenfels; noch ein Blick rückwärts, dann rasch nach Wallis hinab. Vor uns brach nun der langgedehnte Kamm der Tsallen, mit ihrer wundervollen Gipfelkrone, der Dent de Midi, durch ein lichtgraues Wolkenmeer einen herrlichen Abend verkündend. Jenseit dem Rhonethal zeigten sich die Höhen von Arveyes und Ormond, überragt von den Diablerets und den Tours d'Aï, Famelon, Mayens, Chamossaire, &c.

Der Abhang des Couz, gegen Savoien, ist von vielen Murmelthieren bewohnt, was durch zahllose Hölen und Löcher im Boden verkündet wird. Die Umgebung dieses sehr stark gebrauchten Ueberganges, den die Volkssprache zum Cul oder Cuz gestempelt hat, ist rauh, ohne eigentlich abschreckend zu sein. Nördlich erheben sich die nackten Felsrippen der Aiguille (in Chablais la Houille genannt), woran sich die Fornex schließen. Dahinter ist das hübsche Thal Chavannette. Die Höhe des Couz ist reich beblümt,

obgleich zu beiden Seiten sich große Schneefelder ausdehnen. Der Boden ist zerbröckelter bläulicher Kalkfels.

Der Weg führt einen steilen, mit Schnee bedeckten Abhang hinunter, in einer halben Stunde nach den in zwei durch einen kleinen Tannenhain geschiedene Abtheilungen der Sennhütten les Alloires oder les Alpes noires (die schwarzen Alpen), zwischen 5820 und 5270 Fuß ü. M. Wir bemerkten hier einen Schleichhändler der, große Waarenballen bewachend, seine Vertrauten aus Savoien erwartete. Im Zickzack gelangt man durch Waldung nach den Sennhütten les Creuses, 3/4 Stunden weiter unten und nur noch 4400 Fuß ü. M. Hier gewahrt man die ersten Weiber in Mannstracht, die auf den Alpen in Unterwallis sich so häufig und so wenig malerisch zeigen: kurze Hosen, meist von grauem Tuch, grauwollene Strümpfe und Schuhe mit großen bleiernen Schnallen, ein Weiber-Strohhut, blaue Weiberjacken und ein Rock, der hoch am Gürtel aufgeschürzt ist. Diese sonderbaren Kleider-Hermafroditen haben eine ziemlich rauhe Sprache, männliche Geberden und Stärke: Auge blau und lebhaft, Haar dunkelblond, Natur kraftvoll und hoch.

Einer meiner Gefährten, Hr. G***, erzählte, er habe vor etwa zehn Jahren, auf einer Wanderung durch das Morginthal, das sich von Troistorrens in nordwestlicher Richtung gegen Abondance zieht, eine solche Amazone, die auf einem wilden Pferde mit kurzer borstenartiger Mähne gegen ihn herangaloppirte, zum Tragen seines Gepäcks mit sich genommen. Es war ein höchstens 20jähriges Mädchen, aber stark und vierschrötig wie der rüstigste Karrenschieber. Als es nun

darum zu thun war, durch einen Bach zu waten, habe die Schöne ihre Stiefeln bis ans Knie gezogen, sich mitten ins Wasser gestellt, ihn unter den Armen ergriffen und mit Leichtigkeit ans andere Ufer getragen. Von diesem Augenblick sei er von Achtung durchdrungen gewesen für ein solches Individuum „des zartern Geschlechts," das ohne alle Ziererei ihm einen so sprechenden Beweis gegeben von dem, was man zu gewärtigen habe, wenn man gewisse schäkernde Freiheiten sich erlauben wollte.

Die schönen Alpen les Creuses sind von weidenden Kühen und Pferden belebt, welche letzten ebenfalls borstenförmige kurzgeschnittene Mähnen haben. Lustige Füllen laufen dem Vorübergehenden nach und wihern freudig um ihn her. Hoch am Couz ist die Quelle der Vièse, zwischen dem Felsen Vernaz rechts und dem Tschannaz links. Im Hinabwege, dem Chemin des Creuses nach, kommt man über eine steinerne Brücke, an deren Seite ein hübscher Wassersturz über geglättete Marmorfelsen strömt. Man steigt wieder bis zum Oratoire, einer kleinen Kapelle, von wo der Weg zum Col de Champéry und über Chavannette nach Mont-Rion führt.

Schöne Tannenwaldung bekleidet von hieraus die Bergabhänge zu beiden Seiten des Thals. Eine malerische Schlucht öffnet sich zwischen dem Vernaz und den beeiseten Höhen der Tsallen, an die sich die 9880 Fuß hohe Dent de Midi schließt. Zwischen dunkle Tannenwaldung stürzt ein Arm der Vièse, in Schaum aufgelößt, zu grünen Wiesen hinab, die von zerstreuten Häusern geschmückt werden. Der bläuliche Fels zwischen den grünen Schattenmassen, gewährt den

reizendsten Anblick. Trauererweckend sind die nackten Lauinenzüge, wo ungeheure Schneelasten hinabgerollt sind und die des Winters Hauch wie mit ewig erstarrendem Athem angeblasen zu haben scheint.

Durch jene Schlucht, zu den ungeheuren Felsmassen der Tsallen hinan, steigt ein Jägerpfad, welcher in die höchsten Alpen der Barberine, nach Finio (Finhaut) gehörig, führt. Leider waren die riesigen Zacken der Dent de Midi von dichtem Nebel umschleiert und nur ihr unermäßlicher unterer Körper war sichtbar. Ueber den steilen Felsmassen, die einen gräßlichen Abgrund oberhalb Champéry bilden, befindet sich die reiche Alp Salansle, auf welcher aus ewigen Schneemassen der Bach gleiches Namens entspringt, dem man weiter unten, nahe bei St. Maurice, in seinem herrlichen Falle den schmutzigen Namen Pissevache gegeben.

Diese Alp, und die von Clousansle, gehören der Gemeinde St. Maurice, von wo ein angenehmer Weg in 5 Stunden dahin führt. Beide Alpen dehnen sich am nördlichen und nordwestlichen Fuße der hohen Tour-Saillière (9980 F.) aus, welche den Mittelpunkt der beiden Gebirgsketten bildet, die sich von dort nach Savoien und Wallis erstrecken, und über den Col de Tenneverges und die Finiva, wie über den Col dü Vieux und den Cheval-Blanc bis zum Buët reichen. Von dort gehen auch die hohen Alpthäler von Mousson, Emannée, Barberine, Faverges und Prodzon aus. *)

---

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Eine geografische Himmel- und Höllenfahrt in den Alpen," im siebenten Theile für 1833 der Bibl. d. n. Weltk.

Das Champérythal enthält viel Schiefer, der nur sehr nachläßig ausgebeutet wird. Der Grundfels ist im Ganzen primitiver Kalkstein, doch sind viele Granitbrocken und etwas Nagelfluh (Wurststein) zerstreut. Der Kalkfels, von Wasser durchdrungen, zerbröckelt sich leicht und ist fast weich wie Talk. Tuff- und Tropfstein zeigt sich hin und wieder.

Champéry, das höchste Pfarrdorf dieses Thals, enthält einige hübsche Häuser von Holz, unter denen sich vorzüglich das des Pfarrers (ehemalige Wohnung des 1810 verstorbenen Vikars Clement) auszeichnet. Der Genannte war der erste, der es wagte, die ihm gegenüberstehenden Felszacken der Dent de Midi zu erklimmen. Champéry bildet einen reizenden Mittelpunkt, in dem es rings umschließenden, herrlichen, äusserst abwechselnden Natur-Panorama. Ein hübscher Glockenthurm, nebst weiß betünchter Kirche, erhebt das Ganze. Gegenüber am Ufer der Vièse ragen steile Felswände auf, mit Tannengehölz bekrönt. Der Bergstrom rauscht donnernd vorüber, während lichtgrüne Wiesen, bunte Felder und Gärten den Thalgrund decken. Aus den Eisfeldern der Dent de Midi stürzen mehre Bäche in schönen Fällen nieder, bald in dichte Waldung begraben, bald lebendig über hohe Felswände springend.

Wer die Combe (Höle) oder Baume de Bêtre, in Nähe von Champéry, aufsuchen will, der folge dem Wege nach Val d'Jlier bis zur Schneidemühle, von wo man rechts durch Wiesen und Obstgärten abwärts geht. Die Höle ist weder geräumig noch groß noch merkwürdig. Sie enthält etwas Tropfstein und ein wenig Mondmilch.

Höchst anziehend ist der Anblick des Thals. Viele zerstreute Sennhütten auf den Abhängen, Haine von Obstbäumen, unter denen manch friedliches Dach ruht. Die Umsicht ist vorzüglich reizend bei der Kirche in Val d'Ilier. Vornweg der Thurm und die Häuser von Troistorrens, zwischen den bewaldeten Abhängen des Mont Valerette rechts und des Sanchod links. Darüber hinaus ein Theil des Rhonethals, mit Bex, das Thal von Grion, die Dent de Morcles und die Umgegend der Salzwerke. Rückwärts die große Naturszene, von der ich nur einige schwache Pinselstriche gegeben.

Eine neue Brücke wölbt sich unterhalb Val d'Ilier in einem hohen Bogen über den Nant de Fayou, der aus einer engen Felsschlucht hervorstürzt. Rechts abwärts bei einigen Mühlen, führt eine andere schöne Steinbrücke über die Viese. Das Thal wird von hieraus immer reizender und italischer. Mächtige Nußbäume strecken ihre breiten Laubdächer über die niedrigern Fruchthaine. Der Weg, seit kurzem viel verbessert und sanft an- oder absteigend, ist für leichte Fuhrwerke bis Champéry fahrbar.

Die Lage von Trétorrens (Troistorrens: drei Bäche), des äußersten Pfarrdorfes dieses Thals gegen die Ebene, ist nicht minder schön, als die der vorher genannten. Nahe unter der Kirche toset unter einer steinernen Bogenbrücke, aus der finstern Felsschlucht von Morgin der Tennebach herab. Gegen schroffe oben bewaldete Felsmauern ist eine Mühle angelehnt, zu welcher der Weg durch ein Thor am schäumenden Abgrunde entlang führt. Weiter abwärts gegen Monthey ist eine Schneidemühle ebenfalls sehr malerisch.

Nahe hierbei beginnen die dunkeln Kastanienwälder und die lichten Rebhügel, welche Monthey umkränzen. Aus dem ersten erhebt sich rechts, am obern Anfang der Ebene bei Chouëx, das Sparrwerk eines hohen Gebäudes, welches zur Glasbereitung bestimmt ist. Es wird Enert-Vièse genannt. Darüber ragen der weisse Thurm, Kirche und Pfarrhaus von Chouëx. Schön bewaldeter Fels erhebt sich aus dem tiefen Bette der Vièse, welche in der Ebene in einen schnurgraden Kanal zusammengedrängt, der Rhone zuströmt.

Monthey ist freundlich genug; ein großer, fast viereckigter Platz, mit einem Brunnen in der Mitte, hübsche, sonderbar betünchte Häuser, eine kleine aber zierliche Kirche mit hohem Thurm, eine bedeckte hölzerne Brücke über die Vièse und seitwärts ein Hügel, welcher die Trümmer des alten Schlosses der Ritter von Monthey trägt. Einige hübsche Gesichter, häufige Wochen- und Jahrmärkte und eben gegenwärtig die Waffenübungen der Miliz, beleben den Ort.

Die Straße nach Klein-Colombey führt in grader Richtung. Das Dorf hat eine hübsche Kirche und links auf der Höhe ein von hohen Mauern umgebenes Bernhardiner-Nonnenkloster. Man folgt einem Fußwege rechts am Eingang des Dorfs, der durch Wiesen und Erlengebüsch zu der Barke von Colombey führt, auf welcher man über die Rhone setzt. Der Fluß war hoch angeschwollen und reißend. Der schwache Kahn trug einen Rollbaum, an dem der Strick dahingleitete, während das Fahrzeug, von der Gewalt der Fluthen getrieben, zu enteilen drohte. Am andern Ufer hat die Gemeinde Ollon einen fast ¼ Stunde langen, 5 Fuß breiten steinernen Damm erbauen las-

sen, der dennoch nicht massiv genug ist, um das Durchdringen der Wassermassen zu verhindern. Durch diesen Uebelstand sind einige alte Arme der Rhone noch immer mit Wasser gefüllt, weshalb man genöthigt ist, einen ziemlich großen Umweg zu machen, um nach Aigle zu gelangen.

Durch Laubgehölz, Wiesen und Obstgärten kommt man zum Steinbruch am Hügel Charpigny, welcher dem von St. Triphon gegenüber ist. Der Stein welcher hier gebrochen wird, ist bläulicher Kalkschiefer. St. Triphon, Dorf am südlichen Abhange des gleichnamigen Hügels, ist nicht übel gebaut. Man steigt allmählig hinan zu den Steinbrüchen, die grauen, weiß geaderten Marmor geben, und von dort zum Thurm. Doppelte Mauern scheinen den Eingang der dem römischen Beobachtungspunkte nachgefolgten Ritterburg, von welcher man links zur Höhe noch einige Reste sieht, vertheidigt zu haben. Auf einem schmalen Seitenwege gelangt man rechts zum altrömischen Thurm, welcher den höchsten Punkt des Hügels krönt. Bei einer Höhe von 50 Fuß und 27 ½ Fuß Breite, ist seine Form regelmäßig viereckig. Er ist aus dem Marmor des nahen Steinbruches gebaut und seine dicht an einandergefügten Steine sind fein behauen. In der Höhe von 40 Fuß befand sich ehemals eine Galerie, wie das die um 3 Fuß hervorragenden Tragsteine bezeugen. Zwei Ausgänge, einer nach Mitternacht, fast in Mitte der Thurmhöhe, der andere nach Mittag, oberhalb der Galerie, sind die einzigen am Thurm befindlichen, dessen südwestlicher Theil mehr und mehr in Trümmer zerfällt. Dicke Mauern umgeben den Wartthurm der alten Erdbeherrscher; nur

ein kleiner Theil davon ist noch vorhanden, ungefähr 15 Fuß erhaben. Man ersteigt ihn leicht und findet oben eine Rasenbank.

Die Umsicht über das Rhonethal, von der Kirche von Chouëx bis zum Genfersee, wie über denselben bis nach Lausanne, Vevay und Villeneuve, nebst den Höhen der Tour de Gourze und dem Cübly; ganz in der Nähe gegen Ollon, das über einen Obstbaumwald emporragt; endlich weiter rechts gegen die Salzbereitungen zu Devin und Bouillet, ist sehr reizend.

Eichengebüsch bedeckt einen Theil des Hügels. Gegen Mitternacht sind Wiesen und Felder, unter welchen der Fels steil abgerissen ist.

Man verfügt sich nach St. Triphon zurück, um von da nach Aigle zu gehen. Dieser Ort, am Fuße der Gebirge des Ormandthals in der Ebene erbaut und seit der Revolution zum Kanton Waat gehörig, ist protestantisch, enthält viele deutsche Bewohner aus dem Kanton Bern, ein altes Schloß, ehemalige Wohnung der berner Landvögte, einige freundliche Häuser und viele hübsche Garten in seiner Umgebung.

Es ist unmöglich, sich einen zugleich lieblichern und großartigern, einen idyllischern und abwechselndern Spaziergang zu denken, als den durch das Fliertthal, das man von St. Maurice oder Monthey, im Rhonethal, mit Leichtigkeit besuchen kann. Der Weg ist bis Champéry überall so breit und so gut unterhalten, daß man den Ausflug selbst mit einem leichten Wagen machen könnte, doch wird man, der häufigen ziemlich steilen Abhänge wegen besser thun, ihn nur zu Pferde, oder noch besser zu Fuß zu unternehmen.

Von Monthey, einem anderthalb Stunden unter St. Maurice gelegenen Flecken von 1200 Einwohnern, der ungefähr 300 Fuß über dem Genfersee und 1350 Fuß ü. M. ligt, steigt man durch Weinberge, über den Weiler les Moulins, auf einem gepflasterten Wege nach dem schon 1220 Fuß höher gelegenen Troistorrens in 3/4 Stunden hinan.

Es ist in diesem Dorfe, unter dessen auf einem Felsvorsprung stehender Kirche die beiden Waldbäche Tenne und Fayou mit der Vièse sich vereinigen (woher der Name des Orts rührt), ein mittelmäßig eingerichtetes Bad, im Wirthshause zum weissen Kreuz, dessen „Rothwasser", das schwefelsaure Kalk- und Talkerde, kohlensaure Kalkerde und etwas Eisen nebst Kohlensäure enthält, als sehr heilsam gerühmt und von den Bewohnern der Umgegend stark gebraucht wird.

Der Anblick der Wirthin ist jedoch nicht geeignet, von des Wassers Wunderkraft einen hohen Begriff zu geben; denn sie schleift sich auf Krücken im Hause herum und ist gegen ihre Gäste weder zuvorkommend noch gefällig. Mit Nichtachtung und Trotz werden sie bedient, mit grämlichem Umgestüm macht man ihnen die jedenfalls sehr billige Zeche und schmettert die Thür hinter sie zu, wenn sie freundlich grüßend sich entfernen.

Die unglückliche Frau, eine übrigens sehr wohlhabende Wittwe, glaubt wahrscheinlich in jedem ihrer Gäste einen der Schleichhändler zu erblicken, von denen sie vor mehren Jahren, weil sie ihnen während einer finstern Nacht, mit ihrem gewohnten barschen und beleidigenden Ton den Eintritt in ihr Haus verweigert, nachdem diese es mit Sturm erobert, buch-

stäblich krumm und lahm geschlagen worden. Zu ihrem Troste konnte sie nicht einmal entdecken, von wem sie so schwer mißhandelt worden. Die erhaltene Lektion hat sie indeß nicht höflicher gemacht und sie ist immer noch so grob, als sie es je gewesen sein mag.

Das Morginthal, das vom Tennebache durchströmt, bei Troistorrens sich öffnet, ist zwei Stunden lang. Es erstreckt sich zwischen dem Sanchod und dem 4050 Fuß hohen Col d'Abondance (wo in einem sumpfigen Teich mehre starke eisenhaltige Quellen fließen) bis zum Felsen Bout dü Monde) (7260 F.), an dem nächst diesem Thale noch die Manches von Essert, Bonnevaux, Fülbin und Chavannettes zusammenstoßen.

Auch an Schwefelquellen und Spuren von Salzlagern ist im Morginthale Ueberfluß. Die düstern Waldungen werden von zahllosen Eichhörnchen und Wildpret jeder Art bewohnt. Uebrigens ist dies Thal, worin sich nur einige zerstreute Wohnungen befinden, und das gegen den Rücken des Sanchod ein Echo hat, welches sieben Mal sehr deutlich jeden Laut wiederholt, ausserordentlich feucht und sumpfig. Dennoch ist der Menschenschlag sehr kraftvoll und gesund. Weiter unten an der Tenne, wo diese bei einer Mühle einen hübschen Wasserfall bildet, sind einige Mineralquellen; auch zeigt sich Vitriol.

Von Troistorrens kommt man in 3/4 Stnnden nach dem 3380 Fuß ü. M. gelegenen Dorfe Val-d'Ilier, das dem ganzen Thale den Namen gibt. Es ist noch kleiner als jenes und hat wenig über 200 Einwohner. In seiner Nähe sind mehre hübsche Wasserfälle, vorzüglich der 200 Fuß hohe Sturz des Nant-Fayou,

oberhalb der Bogenbrücke hart am Wege. Längs der in einer Entfernung von 10 Minuten am Dorfe vorüberfließenden Vièse sind zahlreiche Mühlen, und malerische Brücken wölben sich über diesen Bergstrom. Bei der Kirche von St. Ilier übersieht man am besten das ganze Thal und seinen prachtvollen, aus der hohen, gipfelreichen Felsenkette der Tsallen, der Tour-Saillière und des Mont-Roan einerseit, wie des Vernaz und Sanchod auf der andern Seite, bestehenden Rahmen, mit allen seinen großartigen Akzidenzien und seinen äusserst pittoresken Partien.

Liebhaber abwechselnder Naturszenen, besonders solche die Genuß finden in der auffallenden Verschmelzung des schwärmerisch-lieblichen mit dem gräßlich-wilden und ängstlich-ergreifenden, dürfen nicht unterlassen, die Plaine de Mousson zu besuchen. Sie dehnt sich auf der südöstlichen Seite der Tsallen aus und scheidet sich in die Thalgelände oder Alpen Clousanfle, Emannée, Faverges, Prodzon, Salance rc., die von verschiedenen Bächen bewässert werden, wovon die Eau-Noire oder Salance (Salanfle), die im Rhonethal den hübschen Wasserfall Pisse-Vache bildet und die Emannée die bedeutendsten sind. Der letzte fließt gegen Trinquent, im Finhautthale und ergießt sich in den Trient.

Die Mousson-Ebene, deren Ausdehnung zwischen 4 bis 5 Stunden beträgt, ist nicht allein reich an seltenen Pflanzen, Steinen und Käfern, sondern auch an Wildpret jeder Art, vorzüglich an Auerhähnen, Bergfalken, Eulen, Adlern (sogar Lämmergeiern) und andern Raubvögeln; der Eichhörnchen, Füchse, Murmelthiere rc. nicht zu gedenken. Auch Gemsen

und Bären sind nicht selten, weshalb es viele Jäger gibt, die zugleich gute Führer sind, weil sie aufs genaueste die Gegend kennen.

Von Val-d'Ilier bis nach dem 380 Fuß höher gelegenen Champéry, wo man im Pfarrhause gastfreundliche Aufnahme findet, hat man anderthalb Stunden anzusteigen und von da bis zum Couz drittehalb Stunden. Das Dorf hat 200 Einwohner, die mit ihrer Lage zufrieden scheinen. Der Schleichhandel nach Savoien gewährt ihnen, vorzüglich im Winter, manchen Gewinn, so wohl durch den Transport der einzubringenden Gegenstände, als durch den direkten Antheil, den sie nicht selten an diesem unredlichen Verkehr nehmen, der durch die von ihm gebotenen Vortheile zu lockend ist, als daß sie gleichgiltig dagegen bleiben könnten.

Indeß ist er nicht immer ohne Gefahr, und der unwegsamen Pfade nicht zu gedenken, welche die Schmuggler in hellen Nächten zu verfolgen pflegen, haben sie auch von Zeit zu Zeit ernstliche Scharmützel mit den Grenzzollwächtern, die, wenn sie auf Gegenwehr stoßen, rücksichtslos ihrer Waffen sich bedienen. Meistentheils kommt es jedoch zwischen beiden Theilen zu einem wohlverstandenen Kompromiß, und während die Kontrebandiers über die Golèze ganze Ballen Taback, Kaffe, Zucker, ꝛc. ꝛc. nach Samoëns bringen, postiren sich die Mauthner auf eine Stelle, wo sie von dem allem nichts sehen oder hören.

Von Monthey bis Aigle beträgt die Entfernung, dem von uns verfolgten Wege nach, eine Stunde bis zur Rhoneüberfahrt bei Colombey und anderthalb Stunden von dort bis nach dem vorgenannten Flecken.

Wir hatten eine Tagreise von zwölf Stunden oder 9 deutschen Meilen gemacht und waren herzlich froh, im weissen Kreuz zu Aigle die Auspizien eines guten Nachtquartiers zu erblicken. Unter unsern Fenstern rauschte, zwischen hohen Steindämmen, der aus den Gletschern der Diablerets und des Oldenhorns herabkommende Bach Grand'Eau. Alle Häuser des Fleckens sind aus schwarzem unpolirtem Marmor erbaut. Bei der Kirche ist der Ort 220 Fuß überm Genfersee. Er hat etwa 1800 Einwohner, worunter mehre Kretinen. Der Wein in der Umgegend ist gut, vorzüglich der von Yvorne, Dorf von 600 Einwohnern, das 1584, nebst dem Weiler Corbeyrier, durch einen Bergsturz von der Tour d'Aï verschüttet ward. Das früher bei Aigle bestandene Salzwerk ist eingegangen und jetzt fast ganz verfallen. Das ehemalige Schloß, bei dem man eine schöne Aussicht hat, ist jetzt ein Spital.

Wir hatten in Monthey zuerst im Sinne, die Salinen bei Bex zu besuchen. Aber da der Nachmittag schon ziemlich weit vorgerückt war und wir am andern Morgen mit diesem Besuche zu viel Zeit verloren haben würden, was wir nicht durften, wenn wir an demselben Tage bis nach Bülle gelangen wollten, standen wir von unserm Vorhaben ab und wendeten uns direkt nach Aigle.

Der Abend verstrich angenehm. Unterweges schon hatten meine beiden Reisegefährten, die mich für einen Genfer hielten (Wahn, den ich ihnen erst nahm, als wir am dritten Tage uns trennten), oftmals mich geneckt mit der Bedeutsamkeit, welche Genf sich zu geben bemüht, und die nur dadurch lächerlich wird, daß man die in der Vaterstadt J. J. Rousseaus

geltend gemachten Ansprüche zu weit treibt, weshalb sie nicht selten in Anmaßlichkeit ausarten. Von der Art ist der „Tik“ der 56,000, oder vielmehr der 8000 Genfer (denn die übrigen Einwohner sind Fremde) in der Stadt, die Rolle einer großen Nation spielen und die Welt mit ihren Thaten erfüllen zu wollen. Das war denn auch der erste Hauptstreich, den die beiden Freiburger gegen mich richteten.

„Ihr Genfer seid die größten Schwätzer und Aufschneider nicht allein in der Schweiz, sondern in ganz Europa,“ sagte Hr. M**, als ich, nach unserm Zusammentreffen mit den Grenzzollwächtern auf dem Couz, einige Schmuggler-Anekdoten zum Besten gab, wie sie in Genf mir erzählt worden. „Trägt sich in Eurer Gegenwart irgend etwas ausserordentliches zu, so habt Ihr es viel merkwürdiger bei Euch. Man kann nichts erzählen, das Ihr nicht zehnmal besser wisset. Wird auf der Tagsatzung, oder bei der eidgenössischen Militär-Aufsichtsbehörde, irgend etwas in Erörterung gezogen, so stellt Ihr Euch immer voran. Eure Deputirten herrschen denen der übrigen 21 Kantone unaufhörlich, bis zur äussersten Ermüdung (um nicht mehr zu sagen) ihr befehlendes: Genève veut, Genève demande, Genève attend 2c. 2c. zu. Ist es um irgend eine vaterländische Angelegenheit zu thun, so seid Ihr nur so lange Schweizer, als es Euerm Vortheil entsprechend ist. Findet Ihr ihn nicht dabei, so isolirt Ihr Euch. Ihr werft Eure „Nation genévoise“ in die Wage der gemeineidgenössischen Interessen und verlangt gradezu, daß sich alles nach Eurer Seite neige.“

— Sie übertreiben, entgegnete ich. Genf hält

sich nicht, wie Sie voraussetzen wollen, für die intellektuelle und moralische Achse der Schweiz. Es ist zugleich klüger und bescheidener. Benähme es sich auf der Tagsatzung und bei andern Verhandlungen mit verschiedenen Kantonen, wie Sie versichern, würde man sonder Zweifel in den übrigen Theilen der Schweiz über sein Verfahren die Achseln zucken und es wirklich isolirt lassen. Es könnte dann seine großmächtige, aus 8000 Altgenfern bestehende Nation, auf eigene Kosten geltend machen, und wo nicht Rußland oder Frankreich den Krieg erklären, dennoch seine Tempêtes dans un verre d'eau erneuern, wie Voltaire so boshaft und treffend die politischen Aufregungen und Zerwürfnisse des Miniaturstaats karakterisirt hat.

„„Was Sie sagen ist schön und gut,“ rief der andere Freiburger. „Aber mit allen Ihren Beweisführungen werden Sie wirklich stattgefundene Thatsachen nicht ungeschehen machen. Genf tritt gewissermaßen immer eindringlich, beinah befehlend auf, das weiß die ganze Schweiz, und das „Genève veut“ ist zu einem Spitzwort gediehen, dessen man sich bedient, wenn man etwas total lächerliches bezeichnen will.“

„Und welchen Lärm habt Ihr nicht mit Euern Dachtraufen gemacht?“ fuhr Hr. M** fort. „Hat nicht Euer Conseil Souverain, wie Ihr Euern großen oder gesetzgebenden Rath nennt, zwei Jahre hintereinander über eine Sache sich herumgestritten, die bei uns und in jedem andern Lande höchstens eine örtliche Polizeimaßregel sein würde? Habt Ihr nicht vorausgesetzt, ganz Europa müsse sich dafür interessiren, ob in Euerm schmutzigen Genève, im Jahre des

Herrn 1823 oder 24, die durch die Straßen Gehenden nach wie vor durch weit vorragende Dachrinnen begossen werden sollen oder nicht? Ist nicht Euer Mémorial du Conseil réprésentatif voll von dieser Kleinigkeitskrämerei und hundert ähnlichen? Hat Euer Journal de Genève nicht mehr als einmal und in vollem Ernst, eine so unbedeutende Sache mit der pompösen Benennung: la Révolution des Gouttières (die Dachtraufen-Revolution) qualifizirt?....“

— Es gibt Dinge, war meine Antwort, worüber man vernünftigerweise nicht lachen sollte und über die man demungeachtet gezwungenerweise lachen muß. Das ist denn auch eben so wohl der Fall mit den genfer Dachrinnen, wie mit der Zeitungsnachricht, die mir letzthin zu Gesicht gekommen: „es sei in München ein beträchtlicher Zusammenlauf, bestehend aus einem Schneidergesellen, mit Gewalt auseinander getrieben worden.“

Der Scherz gab unsrer Unterhaltung eine andere Richtung und überhob mich der Mühe, Genf und die Genfer beschönigen zu müssen, was für mich eben keine erfreuliche Aufgabe war. M**, der als Kaufmann gereiset und viel mit Genfern in Berührung gestanden hatte, schien nicht besonders freundschaftlich gegen sie gestimmt und wußte hundert Züge über ihre Knickerei, ihre Uebervortheilungssucht zu erzählen.

Die hübsche hochbusige Aufwärterin im weissen Kreuz, die ihn kannte, weil er die Jahrmärkte zu Vevay und Lausanne zu besuchen pflegte, bat ihn, bei erster Gelegenheit ihr einen hübschen Stoff zu einem Sonntagskleide, aber, wie sie ausdrücklich hinzufügte, „ja von der neuesten Modefarbe,“ mitzubringen.

— Ma très chère enfant, erwiederte der heitere Handelsmann, wir haben jetzt gar sonderbare pariser Modefarben, wovon ich Ihnen nur einige auf gerathewohl andeuten will. Sie können selbst bestimmen, welche Ihnen, dem Klang nach, am besten gefällt und so wahr ich nach dem heiligen Ignazius getauft bin, Sie sollen dann pünktliche, reelle und gewissenhafte Bedienung genießen. Also hören Sie: wir haben Zeuge Couleur de puce mal nourrie, Couleur de puce en couches, Couleur de bois pourri, Couleur merde-d'oïe, Couleur boue de Paris, Couleur des quatre culs fessés, Couleur vomissemens de la reine des Français.....

Die junge Person wollte nichts mehr hören. Sie hielt sich beide Ohren zu und lief so schnell sie konnte. Die beiden Freiburger schickten ihr ein erschütterndes Gelächter nach. M** versicherte, die Namen der von ihm angegebenen Farben seien wirklich gebräuchlich gewesen. Ich ließ das billigerweise anheim gestellt bleiben, weil ich mich nicht berufen finden konnte, weder die Angabe zu bestreiten, noch ihr Glauben zu schenken.

So wurde die gute Laune zwischen uns erhalten, und obschon die beiden Herren für meinen Geschmack etwas zu ungenirt waren, beschloß ich dennoch, durch einen solchen Anstoß von meinem Vorhaben mich nicht abschrecken zu lassen, sondern in ihrer Gesellschaft meine Reise auch am andern Tage fortzusetzen. Später hatte ich mehr als eine Veranlassung, über diesen Entschluß mir Glück zu wünschen.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Doppelte Höllenmaschine von Seite eines verheiratheten Mannes, gegen den Gatten seiner ehebrecherischen Geliebten.

Neben die Mordthaten, die gewaltsamen Beraubungen und das Heer geringerer Verbrechen in dem hochgesitteten Frankreich, das sich jahraus jahrein durch zahlreiche Konskriptionen erneuert und vermehrt, gruppiren sich in neuester Zeit auch eine Menge mehr oder weniger tragische Entführungs- und Ehebruchsszenen, wovon wir im ersten Theil für 1839 schon eine sehr beachtungswerthe, unter der Ueberschrift: „Ein Mann vertheidigt und rächt seine ehebrecherische Frau," mitgetheilt haben.

Bald nach dem Prozesse, der dazu Veranlassung gegeben, wurde ein zweiter, viel verwickelterer, am 15. und 16. Dezember v. J., vor den Assisen in Beauvais verhandelt. Der Angeklagte war abermals ein Doktor der Arzneikunde, Namens Klodomir Delavier, 38 Jahr alt, zu Marseilles im Oise-Departement ansässig. Er war sehr zierlich und mit Geschmack gekleidet. Von hohem Wuchs, mit einem ausdrucksvollen, von einem dicken Backenbart beschatteten Gesichte, war in seinem lebhaften Blicke etwas hartes, unheimliches, das nicht zu seinem Vortheil sprach. Beim Eintritt in den Gerichtssaal warf er seinen Mantel aufs Geländer hinter sich, blickte mit

erzwungener Ruhe umher und grüßte einige Bekannte, die er unter den Anwesenden bemerkte. Aus der Anklagsakte ergeben sich kürzlich folgende Umstände:

Delavier ließ sich zu Anfang 1831 in Marseilles nieder, von wo seine Gattin gebürtig ist. Ein wohlhabender Einwohner des Orts, Legrand Vater, wurde bald nachher gefährlich krank und durch die Geschicklichkeit des neuen Arzts wieder hergestellt. Dadurch entstand ein gesellschaftlicher Umgang zwischen der Familie des letzten und der Legrands, dessen Sohn sich kurz vorher verheirathet hatte und dessen hübsche 22-jährige Frau nur zu bald Delaviers Aufmerksamkeit fesselte. Es gelang ihm durch seine Beharrlichkeit, besonders durch die Sorgfalt, welche er der jungen Dame während einer Nervenkrankheit widmete, sie zu bethören und zur Hintansetzung ihrer ehelichen Pflichten sie zu vermögen. Den 21. Oktober 1831 überzeugte sich Legrand von seinem Unglück und vermochte seine Gattin zum vollständigen Geständniß ihres Vergehens.

Es versteht sich von selbst, daß fortan aller Umgang zwischen den beiden Familien abgebrochen ward, und auffallend genug zeigte sich Delavier bei dieser Veranlassung viel entrüsteter, als der von ihm so schwer Beleidigte. Er hielt sich nicht allein beeinträchtigt in seinen ehebrecherischen Neigungen, sondern auch in seinem „guten Ruf“ und in seinen materiellen Interessen durch das Aufsehn, welches die Beweggründe des Bruches mit Legrand gemacht, weshalb er sich in beschimpfenden Drohungen gegen diesen erschöpfte und endlich so weit ging, ihn zum Zweikampf herauszufordern. Zu gleicher Zeit unterließ er nichts,

um mit der Frau seines Gegners sich wieder zu verständigen und seine frühern Beziehungen mit ihr neu anzuknüpfen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte.

So verstrichen einige Jahre, ohne eine Näherung zwischen den beiden Familien herbeizuführen, als in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1838 ein Arbeiter, Namens Garçon, der bei Legrand wohnte, durch langanhaltendes Hundegebell geweckt, Schritte auf dem Speicher über sich hörte. In der Voraussetzung, daß ein Dieb die daselbst aufbewahrte Wolle zu stehlen beabsichtige, lauerte er auf ihn unter einem offenen Schoppen, wurde jedoch, als bald nachher eine lange Gestalt sich zeigte, sowohl durch die Schnelligkeit, womit diese sich entfernte, als durch die Furcht, welche sie ihm einflößte, abgehalten ihr nachzueilen, wobei er seine Verzagtheit dadurch zu rechtfertigen sich bemühte, daß der nächtliche Besucher nichts weggetragen.

Tags darauf begnügte er sich zu seinem Herrn, dessen schwachen, furchtsamen Karakter er kannte, bloß zu sagen, daß er in der Nacht Geräusch auf dem Speicher gehört, wo jedoch alles in Ordnung sei. Legrand sah nicht einmal weiter nach; seine Frau bemerkte indeß an einem Dachfenster, in der Höhe einer Mannsbrust, eine kleine Schachtel, welche sie für eine Rattenfalle hielt. Mit dem Vorsatz, näher sich danach zu erkundigen, begab sie sich in ihr Wohnzimmer, wo sie einige Zeit durch häusliche Geschäfte zurückgehalten wurde.

Während dem entdeckte Garçon ebenfalls die Schachtel, woran er einen mit weissem Papier überzogenen Stiel gewahrte. Seine erste Bewegung war,

die Schachtel daran zu ergreifen und sie fortzunehmen. Sie schien an etwas befestigt, weshalb er stärker zog. Da hörte er ein Geräusch, das dem Zuschlagen des Hahns an einem Pistol nicht unähnlich war. Er öffnete nun den Deckel und fand in der Schachtel wirklich ein Pistol, dessen Hahn niedergeschlagen war, ohne daß die Kapsel glücklicherweise losgebrannt. Die Mündung des Pistollaufs war an eine gehölte große Bleikugel befestigt, die, wie der Lauf, mit 60 Schuß Schießpulver gefüllt war.

Einige Zeit nachher, den 14. September, wollte Legrand, den Brief eines Geschäftsfreundes worin er las, in der rechten Hand haltend, mit der linken die Thür seines Abtritts öffnen. Sie schien durch etwas zurückgehalten, weshalb er immer stärker zog, wobei er unwillkürlich sich bückte. Auf einmal hörte er eine starke Explosion, die ihn unter Rauch und Flammen zu Boden warf. Der Schuß, der von einer Höllenmaschine herrührte, war über ihn hinweggegangen und hatte, einige leichte Verletzungen ausgenommen, ihn nicht besonders beschädigt.

Die sogleich angestellten Nachforschungen führten zu weiter nichts, als zur Entdeckung einiger Fußstapfen, die von jemand herzurühren schienen, der durch die Hecke in Legrands Garten und Hof gedrungen war. Die Maschine, wovon man Bruchstücke in einer Entfernung von 15 bis 30 Fuß fand, schien ans einem Selterswasserkruge bestanden zu haben, dessen Boden durchbohrt worden, um auf dieser Seite die Vorkehrungen anzubringen, wodurch die Entzündung des Pulvers im Innern des Kruges stattfinden mußte. Die ganze Einrichtung war mit so vieler

Geschicklichkeit getroffen, daß sie nur von jemand herrühren konnte, der mit chemischen Kenntnissen den entschiedenen Willen verband, einen andern schwer zu verletzen, wo nicht zu tödten. Einstimmig ward Delavier, der in seiner Wohnung ein chemisches Laboratorium hatte, als Urheber der beiden Höllenmaschinen bezeichnet, wovon die zweite nur deshalb angebracht worden, weil die erste ihre Wirkung verfehlt.

Es wurde eine Haussuchung bei dem Doktor vorgenommen, die zu Entdeckung einer gewissen Menge Knallpulver führte. Delavier schien darüber sehr bestürzt und mit Mühe gelang es ihm, einige Fassung zu erheucheln. In der öffentlichen Verhandlung gestand er seinen vertrauten Umgang mit der Dame Legrand, behauptete, sie sei ihm entgegengekommen mit ihrer Neigung und er habe nicht nöthig gehabt, eines Liebestrankes sich zu bedienen, wie man ihn beschuldigt. Auch wollte er, mehren Zeugen zum Trotz, nie über Legrand und dessen Frau sich öffentlich lustig gemacht und geäussert haben, „das Kind, welches diese geboren, habe in ihm seinen Vater zu erkennen.“ Hinsichts der Herausforderung zum Zweikampf sagte er:

„Ich habe, nach dem Bruche mit Legrand, nie Drohungen gegen ihn ausgestoßen. Meine Frau ist zu ihm gegangen, um wo möglich eine Versöhnung zu bewerkstelligen. Er sagte nun zu ihr: „„Ich habe zwei Pistolen, eins für Ihren Mann, das andere für mich.“ Darauf sagte ich zu seinem Vater: Ihr Sohn ist ein feiger Mensch. Ich will ihm meine Brust bieten und zu ihm sagen: Räche Dich! Aber ich habe ihn nie zum Zweikampf herausgefordert. Ich

war nicht der Beleidigte, sondern der Beleidiger, weshalb ich mich bei ihm entschuldigte und ihn um Verzeihung bat."

Man hatte auch in Legrands Keller ein ganzes Faß Wein vergiftet gefunden und der Verdacht eines so verruchten Begehens war wieder auf Delavier gefallen. Da sich jedoch in diesem Betrachte nichts näheres beweisen ließ, hatte man den darüber obwaltenden Verdacht nicht besonders namhaft gemacht.

Die Aussagen der Zeugen, unter denen die belastendsten für den Angeklagten, Legrand Vater und Sohn, die Gattin des letzten und der Arbeiter Garçon waren, boten keine neuen Umstände und können deshalb mit Schweigen übergangen werden. Am meisten begierig waren die Zuhörer auf das Zeugniß der Dame Legrand. Aber sie fanden sich in ihren Erwartungen getäuscht. Denn bei Aufrufung ihres Namens verlangte der königliche Prokurator Düpont-White, der öffentlichen Sittlichkeit wegen, den Thürschluß (huis clos), wonach das Publikum bis nach ihrer Abhörung den Saal räumen mußte.

Nach anderthalbstündiger Berathung erklärten die Geschwornen, auf alle ihnen vorgelegten Fragen, Delavier schuldig, mit dem Hinzufügen mildernder Umstände. Demzufolge wurde er zu lebenslänglicher Galeerenstrafe und öffentlicher Ausstellung verurtheilt. Nach Anhörung der über ihn gefällten Sentenz warf er leicht seinen Mantel über und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Eine Stunde nachher war schon sein Einkommen um Kassation ausgefertigt.

Der Mordraub als Heirathsgut.

Bis zu welchem Grade von Begriffs-Verwirrung und dadurch bis zu welchen gräßlichen Entschlüssen, Leichtsinn, Trägheit, Verlangen nach kostspieligen Vergnügen, Genüssen und Ausschweifungen den Menschen führen können, davon gewährte ein 24jähriger Jüngling, der seines schwächlichen Körperbaues wegen kaum 19 Jahr alt zu sein schien, den auffallendsten Beweis.

Ludwig Perrin war Schriftsetzer in einer Buchdruckerei, wo er, seiner Nachläßigkeit wegen, nur 3 bis 4 Franken (1 fl. 24 kr. — 1 fl. 52 kr.) täglich verdiente. Als Sohn eines Thürstehers und ächter Gamin von Paris, streifte er ganze Nachmittage auf den Boulevards herum, trieb er vor den Theatern Handel mit Billeten und Contremarquen, besuchte wohl auch das Schauspiel selbst, bankettirte und spielte mit guten Freunden in den Kaffehäusern oder in der Courtille, und hatte immer mehr Schulden, als er bezahlen zu können hoffen durfte.

Demungeachtet wollte er sich verheirathen. Seine Braut, eine Näherin Namens Fifi (Josefine) Leclerc war eben so arm wie er, doch im Ganzen vielleicht weniger unbesonnen und verschwenderisch. Sie hatte ein armseliges Bett, einen Schrank, zwei Stühle und einen Tisch, nebst etwa 60 Fr. (28 fl). Er besaß nichts, als was wir oben angedeutet. Und damit sollte die neue Haushaltung beginnen. Wundere man sich jetzt noch über die zahllosen Schlechtigkeiten jeder Art, die aus Paris den sittlichen Kloak von ganz Europa machen....

Die Hochzeit sollte den 26. Juli gefeiert werden. Perrin hielt sich jetzt vollkommen berechtigt, nicht zu arbeiten und streifte acht Tage müßig herum. Er hatte nicht genug Geld, um die nothwendigsten Ausgaben der bevorstehenden Handlung bestreiten zu können. Sein Vater konnte ihm nichts geben, weil er selbst aus der Unterstützungskasse seines Arrondissements Almosen bezog. Da faßte der junge Mensch den schrecklichen Entschluß, durch ein blutiges Verbrechen die Aussteuer sich zu verschaffen, deren Nothwendigkeit ihm jetzt dringender als je erschien.

Zufällig hatte er von seinem Vater erfahren, daß eine in dem Hause, dessen Thürsteher er war, wohnende Wittwe, beim Ausfegen ihres Zimmers einen Bankschein von 1000 Fr. (466 fl. 40 kr.) gefunden, den sie einige Zeit vorher vermißt und bereits als verloren betrachtet hatte. Er folgerte daraus, daß sie viele solcher Scheine, oder baares Geld und Geldeswerth, bei sich haben müsse, weshalb er den Entschluß faßte, sie umzubringen und eine namhafte Summe sich zuzueignen.

Er kaufte ein großes Küchenmesser, ließ es auf beiden Seiten schleifen, steckte es in seinen Rock, schrieb einen gleichgiltigen Brief, den er an die Wittwe Raoult adressirte und überbrachte ihr persönlich denselben. Ein erstesmal, um 7 Uhr Morgens, bemerkte er, daß jemand im Nebenzimmer sich befand, weshalb er mit der Aeusserung, er habe sich geirrt, schnell die Treppe hinunter sprang. Nach zwei Stunden fand er sich abermals bei jener Frau ein, reichte ihr einen Brief, den sie, einige Schritt

zurücktretend, schnell erbrach und mit einem Blicke überlas. Sein Inhalt war nachstehender:

„Madame, ich ersuche Sie, Ihren Thürsteher benachrichtigen zu wollen, wenn Sie nach ihrem kleinen Landhause sich zu begeben gedenken, indem ich Ihnen manches Interessante mitzutheilen habe. Ich endige dies Wort, indem ich Ihnen meine Achtung bezeuge.“

Die Unterschrift war durchaus unlesbar. Madame Raoult gab den Brief zurück, sagend, sie wisse nicht was man von ihr wolle. In demselben Augenblicke stürzte sich Perrin gegen sie und stieß ihr sein Messer mehrmals durch den Arm und in die Brust. Mit einem Angst- und Hilfegeschrei stürzte die Unglückliche zu Boden. Ihre hochbetagte Mutter, die sich in der Küche befand, eilte schnell herbei.

Der Mörder wendete sich nun gegen diese und verwundete sie ebenfalls gefährlich. Aber die Matrone wehrte sich tapfer, und mit ihrer Tochter um die Wette schreiend, nöthigte sie den Verbrecher zur Flucht. Er ließ sein mit Blut besudeltes Messer im Stich, schwang sich aufs Treppen-Geländer und rutschte pfeilschnell hinab.

Indeß hatte das Geschrei der Verletzten mehre Leute herbei gezogen, die in der Straße sich ihm in den Weg stellten. Er drängte sich durch mit den Worten:

„Seht ihr denn nicht, daß ich der Sohn des Thürstehers bin und dem Mörder nachlaufen muß, der während dem entspringen kann?“

Man ließ ihn gehen und er enteilte mit großer Geschwindigkeit. Das erregte Verdacht, und da einige

Personen sein verstörtes Ansehn, andere sogar Blut an seinen Händen bemerkt haben wollten, setzte man ihm nach, rief den Vorübergehenden zu, ihn anzuhalten und bemächtigte sich wirklich seiner. Er wurde in das Haus zurückgeführt, den beiden schwer verwundeten Damen gegenüber gestellt und von diesen aufs bestimmteste als ihr Mörder erkannt.

Vor Gericht äusserte er auf die an ihn gerichtete Frage: wie er den Gedanken, eine so gräßliche That zu verüben, habe auffassen und in Ausführung bringen können?

„Hätte ich nicht erfahren, daß die Wittwe Raoult einen Bankschein von 1000 Fr. vermißt und ohne sich besonders darüber zu grämen, ihn erst 14 Tage nachher, bei Reinigung ihres Zimmers, wieder gefunden, würde es mir nie eingefallen sein, auf die eine oder die andere Weise eine Summe Geldes von ihr zu erzwingen. Ich sagte oft zu mir: Ach, wäre ich doch so glücklich gewesen den Tausendfrankenschein zu finden. Damit hätte ich mir alles, was ich zu meiner ersten häuslichen Einrichtung brauchte, anschaffen können und wäre jeder Sorge enthoben gewesen. Leider begünstigte der Zufall mich nicht. Aber der Gedanke, daß Madame Raoult viel Geld haben müsse und mir wohl einige hundert Franken vorstrecken könne, ließ sich nicht mehr verscheuchen. Ich beschloß sie zuerst zu bitten, mir das mir nöthige Geld zu leihen, und im Fall sie mich abweise, sie zu bedrohen, endlich sie zu zwingen, mir zu geben, was ich von ihr verlangen würde.“

Er gestand, daß er sich länger als 14 Tage mit diesem Vorhaben herumgetragen; daß er sich im äu-

ſerſten Fall mit 200 Fr. (93 fl. 20 kr.) begnügt haben würde; daß er gehofft, die Wittwe werde Mitleid haben mit ſeiner Lage und auf die Bürgſchaft ſeines Vaters ihm das gewünſchte Anleihen zugeſtehn. Die Abſicht ſie zu ermorden, betheuerte er, habe er nie gehegt. Damit ſtand jedoch der Ankauf des Meſſers und die Schleifung deſſelben auf beiden Seiten, in direktem Widerſpruch. Er ſuchte ſich mit ſeinem „elenden Kopfe“ zu entſchuldigen, der ihn nichts anders habe denken laſſen.

„Ich habe den Vorſatz oftmals zurück geſtoßen,“ ſagte er, „und mir zugerufen: Nein, Du darfſt es nicht thun, Deines Vaters und vorzüglich Deiner armen Mutter wegen.“

Frage. War das vor dem 23. Juli?

Antwort. O lange vorher. Ich ging eines Tages auf dem Spital-Boulevard ſpazieren und hing meinen Gedanken nach . . .

Fr. Welchen Gedanken? Waren es Mordgedanken?

A. Nicht gradezu. Ich brauchte Geld und wollte es mir verſchaffen um jeden Preis. Da ſagte ich zu mir: Sie wird ſich fügen; und.... wenn ſie nicht will, wenn... nicht — ſo ſtoße ich zu.

Fr. Sie haben ſich alſo zur Wittwe Raoult begeben, um von ihr Geld zu erpreſſen?

A. Ja; ſie hat mir nichts geben wollen und ich habe mein Meſſer ergriffen.

Fr. Sie haben ihr damit mehre Stiche verſetzt?

A. Ohne Zweifel; ſie ſagte, ich ſolle mich packen.

Fr. Was haben Sie am Sonntag, den 22. Juli, gethan?

A. Ich bin gegen meine Gewohnheit früh auf-

gestanden. Mein Vater sagte zu mir: Geh arbeiten. Um ihn nicht zu erzürnen, zeigte ich mich dazu bereit. Wir gingen in einen benachbarten Laden und tranken ein Paar Gläser Branntewein. Dann machte ich einen Spaziergang durch den Pflanzengarten. Mein Vater hatte mir acht Sous (11 kr.) und ein Stück Brot gegeben. Ich warf das Brot in die Bärengrube, setzte mich auf einen Stein und weinte. Mein Gedanke kam mir wieder. „Nein, ich darf es nicht thun," sagte mein Herz. „Du mußt es doch thun," sagte der verwünschte Kopf. Darüber gerieth ich in einen fieberischen Zustand. Ich wußte nicht was ich thun sollte. Endlich trat die Idee zurück, ich wurde ruhiger und ging um 2 Uhr nach Hause. Mein Vater wußte schon, daß ich nicht in der Druckerei gewesen. Er machte mir einige Vorwürfe darüber. Ein Glas Schnapps söhnte ihn wieder aus. Wir aßen etwas und gingen spazieren. Nachher spielten wir Karten, wobei ich 4 Sous verlor. „Trinken wir noch eins," sagte ich zu meinem Vater. Er wollte nicht und ich bestand nicht weiter darauf.

Fr. Und am andern Morgen, was haben Sie gethan?

A. Gleich nach dem Eintritt in die (Thürsteher-) Loge forderte ich meinen Vater auf, die Gläser von gestern nachzuholen. Wir gingen in den Schnappsladen, wo ich mein letztes Geld ausgab.

Fr. Gleich nachher haben Sie sich zu Madame Raoult begeben?

A. Ungefähr 10 Minuten nachher.

Fr. Zu welchem Zweck gingen Sie zu ihr?

A. Ich wollte sie um ein Anleihen bitten.

Fr. Sie wollten sie nicht ermorden?

A. Nein, ich wollte sie nur vermögen, mir Geld zu geben.

Fr. Sie sind in das Zimmer der Wittwe getreten, einen Brief in der Hand. Gleich darauf haben Sie gesagt: Ich habe mich geirrt; und Sie haben sich wieder entfernt, weil Sie einen Tischler im Nebenzimmer bemerkt. Ist das nicht der Hergang der Sache?

A. Entschuldigen Sie, mein Herz sagte mir nicht, die Frau zu tödten.

Fr. Sie haben sich eilig zurückgezogen; warum?

A. Schenken Sie mir einen Augenblick Gehör, Herr Präsident, ich will Ihnen die Sache der Wahrheit gemäß erklären. Ich habe den Tischler im ersten Augenblicke nicht gesehn, weil er hinter der halb offenen Thür war. Als ich ihn erblickte, sagte ich zu mir: „Es ist jemand da, desto besser. Du hast es noch nicht gethan; geh an deine Arbeit.“

Fr. Du hast es noch nicht gethan, sollte wahrscheinlich so viel heissen, als: Du hast sie noch nicht überfallen?

A. Ich kann es nicht bestreiten.

Fr. Was haben Sie weiter gethan?

A. Ich habe meinen Vater aufgefordert, mit mir zu einem Weinschenker zu gehen. Er wollte nicht, weil er glaubte, er müsse bezahlen. Darauf habe ich einen Freund gefunden, der mit mir gegangen ist.

Fr. Um neun Uhr sind Sie abermals zu Madame Raoult gegangen. Was wollten Sie bei Ihr? Ohne Zweifel diesmal sie umbringen?

A. Ich wußte nicht was ich that.

Fr. Sie waren nicht betrunken; Sie wußten es also sehr gut. Erklären Sie sich.

A. Ich kann nichts sagen, als daß ich Geld von ihr zu erhalten wünschte und es zu bekommen hoffte.

Fr. Ja; aber durch einen Mord.

A. Ich wollte sie nicht umbringen, sie nur erschrecken.

Fr. Sie haben ihr einen Brief gebracht. Auf ihre Entgegnung, daß sie die Person nicht kenne, welche das Billet geschrieben, haben Sie, ohne ein Wort zu sagen, mit einem sehr scharfen Messer ihr mehre Stiche versetzt. Sie haben ebenfalls die Mutter dieser Frau verwundet, die ihrer Tochter zu Hilfe eilen wollte. Hat die Sache auf solche Weise sich zugetragen?

A. Ich weiß es nicht; ich erinnere mich dessen nicht mehr.

Zur Milderung, wo nicht zur Beschönigung seines Verbrechens, suchte Perrin (dem Verfahren fast aller in neuester Zeit in Frankreich vor Gericht erschienenen Uebelthäter gemäß) den Umstand geltend zu machen, daß er zeitweis an Geistesschwäche leide, von einem Fieber herrührend, das er in seiner Jugend gehabt. Er konnte jedoch keinen Arzt namhaft machen, der in dieser Krankheit ihn behandelt, und aus den Beobachtungen, denen man im Gefängnisse ihn unterzogen, ergab sich aufs klarste, daß bei ihm nicht die geringste Spur von Wahnsinn vorhanden war, sondern daß er vielmehr unter allen Umständen mit reiflichem Bedacht und großer Kaltblütigkeit sich zu benehmen die Gewohnheit habe. Als sprechender Beweis darüber diente das Zeugniß des Papierhändlers Berle,

wohnhaft in der Transnonainstraße, wo das Verbrechen verübt worden.

„Ich hörte Feuer, Mörder, rc. rufen," sagte er, „weshalb ich mit meinem Schwager in die Gasse trat. Wir sahen ein Individuum gegen uns laufen und traten ihm in den Weg. Als wir den Burschen festhalten wollten, herrschte er uns zürnend zu: Sehen Sie denn nicht, daß ich der Sohn des Thürstehers von No. 17 in dieser Straße bin. Ich will mich in 2 oder 3 Tagen verheirathen und es begreift sich leicht, daß ich unter solchen Umständen nicht etwas thun würde, was mich in Verlegenheit stürzen könnte. Wir glaubten, was er uns sagte und liessen ihn gehen."

Fr. Schien er, als er das zu Ihnen sagte, sehr aufgeregt?

A. Keineswegs. Seinen Ton ausgenommen, dem er einen zornigen Ausdruck zu geben sich bemühte, war er ganz ruhig. Er fügte noch hinzu. „Wenn Sie mich länger zurückhalten, werde ich eine Klage gegen Sie anhängig machen und Entschädigung von Ihnen begehren."

Perrin leugnete diese Aeusserung, die der Zeuge mit der Versicherung: er sage nichts als die Wahrheit, Wort für Wort wiederholte. Genau damit übereinstimmend war die Aussage des Zeugen Desroches, Berles Schwager, und der Personen, die den Verklagten an der Thür des von ihm bewohnten Hauses angehalten. Beachtungswerth ist auch das Zeugniß der Glätterin Courvoisier. Sie sagte:

„Perrins Mutter versicherte uns, ihr Sohn sei keineswegs der Mörder der beiden Frauen, sondern ein Mann mit einem großen Schnur- und Backenbart,

der einige Minuten vorher aus dem Hause entsprungen. Er sei mit Blut besudelt gewesen und habe sie grimmig angeschaut. Gleich darauf flüsterte sie ihrem Manne zu: Ich sage Dir, es ist kein anderer als unser Sohn. Aber rede nur immer wie ich."

Die Wittwe Raoult, die ebenfalls als Zeugin auftrat, erklärte aufs bestimmteste, daß Perrin nicht die mindeste Bitte oder Forderung an sie gerichtet, sondern daß er, als sie den ihr unverständlichen Brief ihm zurückgeben wollte, ohne ein Wort zu sagen sie überfallen, und schnell hinter einander ihr fünf Stiche beigebracht, zwei durch den Arm, einen in die Brust und zwei in den Kopf. Im ersten Augenblick glaubte sie, er schlage sie mit der Faust, bis sie auf einmal das Blut in großer Menge hervorbrechen sah. Sie sei nun, um Hilfe rufend, zu Boden gestürzt und erst nach 27 Tagen hätten ihre Wunden sich zu verschließen begonnen.

Auf die Frage: ob sie das Bewußtsein verloren? entgegnete sie:

„Ja, ich athmete nicht mehr. Man nahm nun ein Experiment mit mir vor, woraus sich ergab, daß die Flamme eines Lichts hin und her schwankte, wenn man es vor die Brustwunde hielt, der Luft wegen, die dadurch aus der Lunge drang."

Die Wittwe Serdin, Mutter der vorgenannten, eine 78jährige Frau, sagte unter andern:

„Meine Tochter war auf dem Punkte, ihre bisherige Wohnung zu verlassen und aufs Land zu ziehen, weshalb sie mich von Vincennes zu sich kommen ließ. Ich traf einige Minuten vor 9 Uhr bei ihr ein. Bald nachher, als ich in der Küche war, kam der

Sohn des Thürstehers ruhig die Treppe herauf und gab meiner Tochter mit lachendem Gesichte einen Brief. Während sie las, griff er mit der rechten Hand unter seinen Rock. Sogleich stieß die Unglückliche einen Nothschrei aus; ich schrie ebenfalls so stark ich konnte. Der Mörder warf nun sein Messer von sich und rutschte die Treppe hinunter.

Fr. Hat er nicht vorher auch Sie verwundet?

A. Ei, sieh da, das hätte ich bald vergessen. Freilich habe auch ich mein Theil bekommen: sieben Stiche in den Kopf, drei durch die Hände, ein paar in den Arm, im Ganzen dreizehn Wunden, nicht mehr und nicht weniger.

Fr. Was sagte der Uebelthäter.

A. Was er sagte, der Schlingel? Blutwenig; er sagte sogar nichts, so viel ich mich erinnern kann.

Fr. Hat er nicht gesagt, man solle ihm Geld geben?

A. Meine Ohren haben davon nichts gehört.

Fr. Wie lange sind Sie krank gewesen?

A. Etwa sechs Wochen. Ich hatte alle Kraft verloren, sah und hörte nichts mehr und konnte nicht gehen.

Der Arbeiter Bosse, der kurz vor dem blutigen Ereigniß mit Perrin sich zu dem Weinschenker begeben, sagt aus, daß der Verklagte ganz ruhig und heiter geschienen und mehre frohe Lieder gesungen habe.

Es ergab sich auch aus der Untersuchung, daß Perrin oftmals seinen Vater und seine Mutter mißhandelt, und daß er vorzüglich am Sonntag, den 23. Juli, wo er der Verzweiflung nahe gewesen zu sein vorgibt, seinen Vater geprügelt, um ihn zu zwingen, für ihn

Branntewein zu bezahlen. Auf die an ihn gerichtete Frage: ob das wahr sei? erwiederte er:

„Ja, Herr Präsident, ich gestehe es. Das ist das einzige Böse, das ich in meinem Leben gethan.“

Nach der Aussage des Doktor Devergie, waren die Wunden der Wittwe Raoult sehr gefährlich. Die in der Brust konnte tödlich werden. Der Arm war zweimal durch und durch gestochen. Auch der Zustand der Wittwe Serdin war sehr bedenklich und die Aerzte hofften nicht, sie retten zu können. Ist sie dennoch wieder hergestellt worden, so hat sie es allein ihrer guten Leibesbeschaffenheit zu verdanken. Das Messer, dessen der Uebelthäter sich bedient, war ausserordentlich scharf und „paßte genau in die Wunden.“ Er hatte die Absicht zu tödten, was sich aus der Heftigkeit ergibt, womit er die Stiche versetzt.

Die Geschwornen verweilten kaum eine Viertelstunde in ihrem Berathungszimmer. Perrin wurde eines doppelten, mit Vorbedacht in Ausführung gebrachten Mordversuchs, ohne mildernde Umstände, schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Er schien die über ihn gefällte Sentenz nicht zu begreifen und neigte sich gegen seinen Advokaten, um ihn darum zu befragen. Auf dessen ausdrucksvolles Achselzucken sank er wie vernichtet in sich zusammen. Die beiden neben ihm sitzenden Gendarmen mußten ihn unter den Armen ergreifen, um ihn hinauszuziehen. Er trug sogleich auf Kassation an, und als diese verworfen wurde, bewarb er sich um Begnadigung, die des Königs Milde ihn nicht zuzugestehen für ent-

sprechend erachtete, weshalb er im Januar d. J. hingerichtet ward.

Die breite Bahn des Verderbens.

Ein kaum 20jähriger Uhrmacher-Gehilfe, Peter Buis, ließ sich vor einigen Tagen bei Verübung eines Diebstahls, mit allen erschwerenden Umständen begleitet, ertappen. Durch sein Geständniß erfuhr man, daß er zu einer aus mehr denn 30 Individuen bestehenden Diebsbande gehöre, die in einer Herberge, in Nähe des Palais-Royal, in Paris, ihr Stelldichein hatte. Der Eigenthümer dieser abscheulichen Vergnügungsstätte der niedrigsten Verworfenheit, war zugleich Hehler der gestohlenen Gegenstände, deren von ihm selbst bestimmter Werth bei ihm vergeudet ward. Man versicherte sich sowohl seiner, als aller der Taugenichtse, welche seine Höle besuchten.

Der junge Buis war als ein sehr geschickter Uhrmacher bekannt. Er hatte seine eigene Werkstatt und es fehlte ihm an Arbeit nie. Sein Erwerb war deshalb so reichhaltig, daß er recht gut alle seine Bedürfnisse damit hätte bestreiten können. Das war jedoch nicht genügend für ihn. Er wollte den großen Herrn spielen, Schauspiele, Bälle und andere Vergnügungsorte besuchen, eine Geliebte haben ꝛc. Beim Billardspiel, wofür er eine leidenschaftliche Vorliebe hatte, machte er Bekanntschaft mit mehren Individuen von seinem Alter, die ihn bald zu verschiedenen Ausschweifungen, sodann zu kleinen Diebstählen verleiteten und ihn endlich förmlich in ihre oben gedachte Bande aufnehmen liessen.

Seit den drei Wochen, wo er zu derselben gehörte, hatte er durch Einbruch, oder mit Hilfe falscher Schlüssel, nicht weniger als achtzehn Diebstähle verübt, also beinah jeden Tag einen solchen. Die ersten Opfer seiner Verbrecher-Industrie waren die Uhrmacher, für die er arbeitete, in deren Behausungen man ihn kannte, und wo niemand das mindeste Mißtrauen gegen ihn hegte. — Er wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Ein Knabe, der zu seiner Besserung eingesperrt zu werden verlangt.

Was hat der kaum 13jährige Knabe, mit dem feinen, ausdrucksvollen Gesichte, verschuldet, dessen Augen so verständig umherblicken und in dessen ganzem Benehmen etwas ist, das ihn über sein Alter erhebt? Warum erscheint er vor der siebenten Kammer des Zuchtpolizeigerichts in Paris, wo gewöhnlich nur Diebe, Bettler und Landstreicher zu figuriren pflegen? Man traut seinen Ohren nicht, wenn man hört, daß er in dieser dreifachen, in ihm vereinigten Eigenschaft, auf der Verbrecherbank sitzt. Er nennt sich Honorius Charlochet und gibt an Stubenmaler zu sein. Auf des Präsidenten Frage: Warum er in der Straße geschlafen, wo er von einer Sicherheitswacht gefunden worden? entgegnete er:

„Seit etwa 14 Tagen habe er in sich den Drang verspürt, ein ganz unabhängiges Leben zu führen, weshalb er sich von seinem Vater entfernt, um Paris in allen Richtungen zu durchstreifen. An Nahrung habe es ihm nie gefehlt, weil er den Leuten mancher-

lei kleine Dienste geleistet und dafür Brot und Fleisch oder einige Sous erhalten. Die Nächte habe er jedoch größtentheils unter freiem Himmel zubringen müssen, weil er sein Nachtlager nicht zu bezahlen vermocht. Doch habe er bald eingesehen, daß bei solcher Lebensart nichts gutes aus ihm werden könne, weshalb er sich der Sicherheitswacht in den Weg geworfen, um von ihr verhaftet zu werden."

Der Vater dieses Knaben, der als verantwortlich für dessen Begehen vorgeladen worden, zeigte sich geneigt, ihn zu sich zu nehmen, obgleich er schon dreimal sich in dem Fall befunden, ihn vor Gericht zurückfordern zu müssen, indem er dreimal eines ähnlichen Begehens, wie das in Rede stehende, sich schuldig gemacht.

Der Kleine protestirte aus allen Kräften gegen das Erbieten seines Vaters.

„Das Gericht muß mich bestrafen," rief er mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Denn ich habe mich nicht allein der Landstreicherei schuldig gemacht, sondern auch der Bettelei; ich habe nicht allein gebettelt, sondern auf den Märkten auch Brot, Früchte und andere Gegenstände entwendet. Darum verlange ich selbst meine Einsperrung und wundere mich, daß mein Vater mich zurückfordert, obgleich ich in dem Briefe, den ich an ihn geschrieben, die Gründe auseinandergesetzt, warum ich wünsche, daß er es nicht thue.

Präsident. Was hat es für eine Bewandniß mit diesem Briefe?

Charlochet Vater. Nichts als Dummheiten, ich versichere Sie. Der Junge ist nicht recht gescheut. Er will sich lieber ins Gefängniß für junge Verbrecher

einsperren lassen, als zu mir zurückkehren. Er werde da ein besseres Handwerk lernen, meint er, als das wozu ich ihn bestimmt. Die Kinder wollen jetzt alles besser wissen. Hören Sie nur:

„Lieber Vater, ich schicke Dir meine Vorladung vor das Polizeigericht und bitte Dich, nicht zu erscheinen, um mich zurück zu begehren, weil Du übel daran handeln würdest. Du kannst bei Deinem Gewerbe nicht acht auf mich geben und in meinem Alter läßt man sich gar zu leicht durch böse Beispiele verlocken. Darum würde es am besten für mich sein, wenn ich etwa drei Jahre in dem Straf- und Besserungshause eingesperrt bliebe, das für Knaben meines Alters bestimmt ist, die sich leichter Vergehen schuldig gemacht. Ich würde da ein ordentliches Handwerk lernen, womit ich später mein Brot verdienen könnte. Drei Jahre gehen bald vorüber und ich bin gewiß, daß nach dieser Zeit etwas ordentliches aus mir werden kann. In der Hoffnung, daß Du, lieber Vater, meinem Wunsche nachkommen und vor Gericht nicht erscheinen, mich dagegen später oft besuchen wirst, verbleibe ich Dein gehorsamer Sohn,

Honorius Charlochet."

Präs. Ich sehe nicht, daß der Inhalt dieses Schreibens so albern ist, als des Verklagten Vater sagen will. Er beurkundet vielmehr einen hellen Verstand und ein richtiges Urtheilsvermögen.

Charlochet Vater. So thun Sie was Ihnen das Beste scheint.

Wirklich sprach das Gericht den Knaben von der gegen ihn gerichteten Klage der Landstreicherei 2c. frei, „weil er ohne Unterscheidungskraft gehandelt," ver-

ordnete jedoch, daß er drei Jahre in einem Besserungshause bleiben solle, um ein Handwerk zu lernen.

Honorius, mit einer Verneigung gegen das Gericht. Ich danke Ihnen, meine Herren.... Vater, wann besuchst Du mich?

Charlochet. Jeden Sonntag, Junge, wenn es sein kann und Du Dich ordentlich aufführst.

Honorius. Sorge nicht; da muß man arbeiten und ordentlich sein.

Vertheidigungsrede einer ächten Pariserin.

Hören wir einen Augenblick auf die unermüdliche Zungengeläufigkeit, auf den Typus der Halleberedsamkeit, wie nur Paris ihn zu bieten vermag, wie in keinem der übrigen 85 Departemente Frankreichs etwas ähnliches je sich Bahn brechen dürfte. Jeannette Leblanc improvisirte letzthin vor dem Zuchtpolizei-Gericht und erstaunt fragte mehr als ein Advokat, woher der unendliche Waldstrom von Anspielungen und Beweisführungen komme, woher der gewaltige Kataklysmus sich gegenseitig drängender und verschlingender Perioden, die in einem Athem, mit der Schnelligkeit der dreifach gestrichenen Achtelnoten in einem Presto, von ihr debitirt wurden.

Ein Wort erwartete nie das andere. Es war ein vollständiges Plotonfeuer figürlicher Redensarten, Gegensätze, Frasen und Umschreibungen, das den flüchtigsten und gewandtesten Stenografen oder Tachygrafen der gesetzgebenden Versammlung in Verlegenheit gebracht und desorientirt haben würde.

Eitle Mühe, einem solchen Niagarasturz von Geschwätzigkeit Schweigen gebieten zu wollen. Er über-

steigt alle Hindernisse, reißt unwiderstehlich alles mit sich fort und ruhet nicht eher, als bis er sich in das große Meer der äussersten Erschöpfung verloren. Es würde leichter sein, einen auf geglätteten Eisenschienen dahin rollenden Dampfwagen zurückzuhalten, als die Suada einer Person wie Jeannette Leblanc, die eine größere Lokomotions- und Vordringungskraft zu haben scheint, als eine Maschine von der Stärke von 120 Pferden.

Von einer Nachbarin, Madame Douillard, ehrenrühriger Aeusserungen und boshafter Verläumdungen bezüchtigt, hatte Jeannette Leblanc über eine solche Anklage sich zu rechtfertigen. Sie that das um so bereitwilliger, nicht nur weil Madame Douillard ihr eine Gelegenheit verschaffte, sich vor einer zahlreichen Versammlung einmal recht auszusprechen, sondern auch weil diese geschworen, „daß sie ihr ein paar Monate Gefängnißstrafe zur Verdauung zuschanzen wolle," und sie, um die Verwirklichung dieser Drohung von sich abzuwenden, so gut als möglich sich vertheidigen und rechtfertigen mußte.

„Dieu de Dieu," begann sie, „Licht vom Licht, muß man dergleichen Leute schwatzen hören, ohne daß einem das Blut zu allen Poren herausfährt! Ich verlange zu sprechen, ich begehre das Wort, ich nehme es, es kommt mir von Rechtswegen zu, ich habe es und bewahre es und sage vor dem ganzen versammelten Publikum:

„Sollte man nicht meinen, welch ein ehrbares, keusches, ruhmwürdiges Leben alle diese rechtmäßigen Damen (verheiratheten Frauen) führen, um ungestraft die Ehre einer Mutter wie ich, wenn gleich sie nicht

unter Mannes Botmäßigkeit steht, antasten, verunglimpfen, besudeln und zerreissen zu können?

„Wissen Sie denn nicht, die legitimen Damen, daß ich stolz bin Mutter zu sein, weil ich als solche aufs strengste alle meine Pflichten erfülle, was sie nicht immer thun und worüber ich mehr als eine Geschichte erzählen könnte, wenn ich Zeit dazu hätte. Da sehen Sie mein Vergehen. (Sie hebt einen etwa dreijährigen vollwangigen, von Gesundheit strotzenden Knaben in die Höhe, der an einem Stück Kuchen nagt.)

„Was kann man mir darüber zum Vorwurf machen? Ist er nicht wohlgenährt, ist er nicht gut erzogen? (Dodophe halte Dich ruhig, oder es gibt Kopfnüsse.) Ist er etwa nicht anständig gekleidet? Hat er vielleicht das Ansehn, von jemand etwas erbetteln zu wollen? Hat er nicht sogar karmesinrothe Höschen, nach der neuesten Mode in der St. Antons-Vorstadt?

„Seine Mutter spart sich lieber das nothwendigste am Munde ab, um ihn produziren zu können. Sie hat sogar, die arme Mutter, damit er recht schön vor den Herren Richtern erscheine, ein paar Leintücher an den Nagel gehängt (ins Leihhaus getragen) und schämt sich nicht, es zu gestehen, die arme Mutter. (Dodophe küss' die Mutter.)

„Die ganze Vorstadt soll auftreten, sie soll reden, sie soll sprechen, sie soll kankaniren die Vorstadt, so groß, so dick, so breit und lang sie ist, sie soll sagen, die Vorstadt, ob ein Wort, ein einziges kleines, armseliges Wort über Jeannette Leblanc zu sagen ist.

„Sie werden vielleicht sagen, meine rechtmäßigen Damen: „Dein Kind hat keinen Vater.“ He, mein Gott, ist es meine Schuld, daß mein Kind keinen

Vater hat? Habe ich ihn gehen heissen, den Guerdin (Gredin, Landstreicher) oder ist er selbst gegangen? Habe ich durch mein Betragen ihn entfernt? Keinesweges, ich habe mich immer ehrlich und rechtschaffen aufgeführt. Aber er; doch genug.

„Man kann, wenn man Jeannette Leblanc heißt, den Kopf immer hoch tragen vor den legitimen Damen und braucht sich nicht zu verbergen, am allerwenigsten vor Madame Douillard, die mit den Jungen auf der Hausflur liebäugelt; genug, ich weiß was ich weiß, ich verstehe und begreife mich und sage nur das. Ich will über niemand etwas nachtheiliges sagen. Aber alle Welt beißt sich auf die Zunge, wenn die Rede auf Madame Douillard kommt.

„Wenn alle Legitimen schlafen auf ihren beiden Ohren, fege ich vor meiner Thür, mit Ehre und zum Unterhalt meiner Familie. (Dodophe halt Deinen Kuchen, Du verlierst die Hälfte davon.) Und mich, eine durch ihren Fleiß, ihre Sorgfalt für ihre Familie so achtungswerthe Person, mich will man ins Gefängniß bringen, damit ich lerne, wie man da ißt und trinkt und wohnt. Und wer will es so weit bringen, wer, meine Herren Richter, wer, frage ich? Kreaturen, die mir nicht das Wasser reichen dürfen, die so tief unter mir stehen...

„Christy, christy, es soll nicht gesagt werden dürfen, daß Jeannette Leblanc ihnen nicht ordentlich die Wahrheit gesagt, daß sie sich nicht gewehrt, daß sie wie ein unschuldiges Lamm sich hat auf die Schlachtbank legen lassen. Denn nicht allein ins Gefängniß, auf die Guillotine möchten sie mich bringen,

die Elenden, um mein Blut zu trinken und meine Nieren zu zerreissen, die Gottsvergessenen.

„Aber nein, sage ich, nein, so weit soll es nicht kommen, nein, da will ich noch vorbauen, nein, es gibt noch einen Gott im Himmel und eine Gerechtigkeit in Paris. Da lesen Sie, meine Herren, da sind Schriften, gute Schriften, vortreffliche Schriften, Zertifikate die mich vollkommen reinigen werden (qui me blanchiront à qui mieux-mieux). Entschuldigen Sie, Herr Präsident, es ist ein Fettfleck daran, vom Kuchen den das Kind darin gewickelt und worauf es sich gesetzt. Aber lesen Sie, lesen Sie, Zeugnisse vom ganzen Hause, worin es heißt was ich bin und was Ihr seid, was ich verdiene und was Ihr verdienet...“

Um einer so ungestümen Redeflut, die der Präsident, der Gerichtsdiener und die Gendarmen mehr als einmal, doch vergebens, zu unterbrechen sich bemüht, einen abwehrenden Damm entgegenzustellen, fällte das Gericht, während die Verklagte, nur auf sich hörend, fortschwatzte, ein Urtheil, wodurch sie, ehrenrühriger Aeusserungen gegen ihre Nachbarin, Madame Douillard, wegen, zu 16 Fr. (7 fl. 28 kr.) Strafe verurtheilt wurde.

Schon war eine andere Sache aufgerufen, als Jeannette Leblanc immer noch sprach. Man führte sie mit Gewalt zum Saale hinaus und sie redete immer fort und nach einer halben Stunde noch, hörte man sie, ihren Knaben im Arm, „über die Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit,“ wie über die Liebäugeleien ihrer Gegnerin mit gewissen Hm hms, im Hofe des Gerichtspalastes unaufhörlich fortperoriren.

Digitized by Google

Die nordischen Monarchen.

Torystische Genrebilder.

Letzte Galerie.

„Zwei sehr interessante Epochen zu Petersburg," fährt Lord Londonderry in seinen originellen Mittheilungen fort, „sind die, wo das Eis auf der Newa sich setzt und wo es wieder losbricht. Jede Verbindung ist alsdann für einige Tage unterbrochen zwischen den verschiedenen von dem majestätischen Flusse gebildeten Inseln, worauf die Stadt Peters des Großen erbaut ist.

Man bleibt dann zu Hause, in wohlverschlossenen Zimmern, die warmen Gewächshäusern nicht unähnlich sind, wo südliche Blumen und Früchte blühen und reifen, wo die kränklichsten Temperamente, die von Kälte am meisten leidenden Individuen, das Klima von Nizza und Lisboa (Lissabon) wiederfinden. An solchen Tagen *) ist es einem Fremden nicht anzurathen, sich ins Freie zu wagen. Der Frost ist alsdann stoßweise so heftig, daß jeder, der nicht an die schneidende Luft Rußlands gewöhnt ist, auf der Stelle davon getödtet werden könnte.

Hinsichts der Newa muß noch bemerkt werden, daß das Wasser dieses Flusses nicht gefriert. Der

*) Auch an solchen, wo die Eisdecke bricht und wo folglich Thauwetter, also milde Witterung eingetreten ist?

strengen Kälte ungeachtet, verhindert die Stärke seines Laufs des Eises Bildung auf seiner Oberfläche. Die Eisschollen kommen in großer Menge aus dem Ladogasee, wo sie vom Wind losgerissen werden. Sie schwimmen so lange den Strom hinunter, bis sie, von den Meereswellen zurückgetrieben, an seiner Mündung sich aufhäufen, sich aneinanderreihen, sich gegenseitig zusammenfugen und auf der Newa einen Eisboden bilden, der oft schon nach einigen Stunden festgefroren ist.

Die mehr oder weniger großen Eisschollen, die nicht selten eine Länge von 100 und eine Breite von 20 bis 30 Fuß oder mehr, haben, sind gewöhnlich einige Fuß dick, weshalb eben so wohl schwere Lasten wie leichte Schlitten darüber hingleiten können. Jede Dame von London würde bei dem Gedanken beben, in einer sechsspännigen Kutsche über einen so breiten und so tiefen Fluß zu fahren, während in Petersburg selbst die Furchtsamsten dabei keine Besorgniß hegen. Kehrt man in der Nacht zurück von einem Abendessen, einem Ball oder einem Schauspiel, warm eingeschlossen in seine Kutsche und in einen guten Pelz gehüllt, so vergißt man, daß man länger als eine Viertelstunde über einem Abgrunde schwebt. Ist das Eis mit Schnee bedeckt und sind die Wege gebahnt, so würde man nicht einmal merken, daß man auf dem Wasser ist, wäre nicht ein gewisses hohlklingendes Geräusch, wodurch man davon benachrichtigt wird, oder sähe man nicht zu beiden Seiten des Weges Schiffe, die auf dem Schnee zu schwimmen scheinen und auf der Newa Straßen bilden, die ihr das Ansehn einer Stadt von höchst sonderbarer Bauart geben.

Dergleichen Fahrzeuge überwintern im Eise. Fast alle sind bewohnt; nicht selten dienen sie liederlichem Gesindel oder Räubern, von denen diese Eiswüsten durchstreift und ausgebeutet werden, als Zufluchtsstätten. Gewöhnlich überfallen solche Uebelthäter einzelne oder im Nebel verirrte Fußgänger, plündern sie und stürzen sie in die von Fischern, Wäscherinnen, Wasserträgern und vorzüglich von Arbeitern durch die Eisdecke gehauenen Löcher.

Die Newa wird im Winter auch eine Art Steinbruch, woraus jeder sich für den Sommer mit Eis versorgt. Vier bis fünf Geviertfuß dicke Blöcke, die Massen vom schönsten Krystall zu sein scheinen, werden regelmäßig behauen neben einander gestellt. Man bringt sie sodann in die Eiskeller, deren jedes Haus den seinigen hat und die während der großen Hitze im Sommer sehr nützlich sind.

Ohne des prächtigen Eispalastes zu gedenken, den die Kaiserin Anna auf der Newa erbauen ließ und wovon es mehre Beschreibungen gibt, bemerke ich nur als einen „nützlichen Umstand,“ daß ein italienischer Baumeister, der über die Dichtigkeit nachgedacht, welche das Eis in den nordischen Ländern gewinnt, auf den Gedanken kam, sich desselben zur Grundlage der Gebäude zu bedienen.

Verschiedene Beobachtungen haben bewiesen, daß die Kraft der Aufthauung nicht über sechs Fuß tief in den Boden dringt. Man braucht in Rußland nicht einmal die Eiskeller in solcher Tiefe anzulegen; folglich könnten große Eisquadrate, würden sie bis auf sechs Fuß in die Erde versenkt, eine wirklich feste Grundlage bilden, was um so vortheilhafter wäre

für Petersburg, weil die Stadt auf Pfeilern und in einer sumpfigen Ebene erbauet ist.

Der Baumeister konnte es indeß nicht dahin bringen, einen Eigenthümer zu bewegen, sein ganzes Haus auf Eis gründen zu lassen. Es gelang ihm nur den Versuch zu machen, das Hofthor und die 12 Fuß hohe Hofmauer darauf zu stellen. Beide stehen nun schon seit zwanzig Jahren und sind durchaus unversehrt. Es ist also jetzt erwiesen, daß ihre Grundlage solider ist, als die des Gebäudes selbst, eines der schönsten der an Litena.

Die Zeit wo die Newa gefroren ist, kann als die glänzendste in Petersburg betrachtet werden, wo man den Winter immer die „belle saison“ nennt. Verbindungen bestehen auf allen Seiten. Die Wege sind gut. Wildpret, Geflügel, Vorräthe jeder Art und in großer Menge werden aus allen Theilen des ungeheuern Reiches mit Leichtigkeit herbeigeschafft, und auf dem Marktplatze, der für diese Stadt ist, was der Quai de la Vallée für Paris, gewahrt man große Haufen, ungeheure Pyramiden, gebildet aus Hasen, weissen Reb- und Haselhühnern, Auerhähnen, Gänsen, Truthühnern, rc. Ganze Schweine werden ebenfalls auf solche Weise über einander geschichtet. Alles ist gefroren und erhält sich vollkommen frisch und gut.

Tritt unglücklicherweise mitten im Winter Thauwetter ein, so entsteht dadurch große Verwirrung und beträchtlicher Verlust. Die Viktualienhändler jeder Art reissen sich die Haare aus, wenn die Polizeidiener erscheinen, um einen großen Theil ihrer verdorbenen Vorräthe ins Wasser zu werfen.

Im Frühling bricht das Eis auf der Newa mit großer Schnelle und Gewalt. Es gibt alsdann eine Stunde, wo man Kähne und Schlitten neben einander hingleiten sieht. Die Tage, wo eine solche plötzliche Witterungsänderung eintritt, sind gewöhnlich feucht, kalt und windig. Man hält sie für die ungesundesten im ganzen Jahre. Aus der so lange bedeckten Newa steigt eine gefährliche Kälte auf.

Demungeachtet wimmelt es am Ufer von Menschen, die entzückt sind, den schönen Strom mit seinen schnellen Fluten wieder vorüberfließen zu sehen. Das Auge verweilt mit Vergnügen auf der breiten Azurfläche, die auf allen Seiten von herrlichen Palästen begrenzt und von wundersam erbauten Granitgestaden (Quais) umschlossen ist. Die Aussicht von der Tuilerien-Terrasse in Paris, kann von diesem majestätischen Gemälde allein einen Begriff geben.

Die Newa ist indeß wenigstens viermal breiter als die Seine. Sie bildet zwischen der Zitadelle und dem Winterpalaste, wo sie sich in zwei Arme scheidet, ein über eine Viertelstunde breites Becken. Dagegen hat sie weder die Terrasse des Tuileriengartens, noch den Louvre, noch die elysäischen Felder und viel weniger noch die reizenden Ansichten der Hügel von Sèvres. Der kaiserliche Garten läßt sich damit gar nicht vergleichen. Aber das prachtvolle Eisengitter, mit seinen viereckigen Pfeilern, das ihn umschließt, hat nicht seines Gleichen, weder in Paris noch in London.

Dies Gitter hat etwas so großartiges, daß einer meiner Freunde und Landsleute ausdrücklich deshalb aus London nach Petersburg kam, um es zu betrach-

ten, wonach er sogleich nach England zurückkehrte, ohne etwas anders vom russischen Reiche sehen zu wollen *). Eine so sonderbare Ehrfurchtsbezeugung ist wahrlich nicht die am wenigsten schmeichelhafte, welche Petersburg je zu theil geworden.

Vom Altan ihres Eremitage-Palastes betrachtete Katharina II eines Tages die Wasserweihe, und sah ein Frauenzimmer von den unteren Ständen, unter dem für den Patriarchen erbauten Zelthause, durch das ins Eis gehauene Loch in den Strom fallen. Die Kaiserin gab sogleich Befehl, ihr zu Hilfe zu kommen. Das Mädchen ward wieder aufgefischt und ganz triefend, wie höchst erschrocken, an Katharinas Thron gebracht. Als, dem Willen der gnädigen Monarchin gemäß, das arme Kind Kleider und einen vollen Geldbeutel erhalten, fragte es die nordische Semiramis: welche Empfindung ihm von dem Fall ins Wasser geblieben?

„Ach Gott und Herr,“ antwortete zitternd die junge Person, „ich fürchte mich hier viel mehr als da ich im Wasser war.“

Diese Aeusserung bezeichnet so einfach als richtig das „heilsame Entsetzen,“ welches die unumschränkte aber große Regierung der Freundin Voltaires und der Wohlthäterin Diderots ihren Unterthanen einflößte....

Es gibt in Petersburg auch Wettrennen und Spiele für das Volk, die zum „Kultus“ des Flusses gehören. Die Wettrennen werden auf dem glatten Newaeise,

*) Dieser Zug, wenn er nicht diplomatisch, sondern einfach wahr ist, würde ein hübscher Beitrag sein zur richtigen Karakteristik John Bulls.

in einer zu solchem Zweck besonders erbauten Bahn, in Ausführung gebracht. Galoppirt ein Pferd, so wird es ausgestoßen und verliert die Wette. Es muß im „Nationaltrab“ laufen, der auf allen Reitbahnen unbekannt ist und worin man mit großer Sorgfalt die zum Schlittenziehen bestimmten Pferde übt. Er besteht darin, mit den Vorderbeinen zu traben und mit den Hinterbeinen zu galoppiren, was einem Pferde ein sehr „anstandsvolles“ Ansehn gibt. Die Zierlichkeit eines Gespanns besteht darin, daß ein Pferd beständig auf solche Weise trabt, während das andere immer galoppirt.

Zu den Spielen werden mit großen Kosten auf der Newa Eisberge aufgeführt, über die man viel Wasser schüttet, um sie recht glatt zu machen. Die Liebhaber rutschen sodann von diesen Pyramiden mit Blitzesschnelle herab, theils auf Schlittschuhen, theils auf kleinen tragbaren Schlitten. Man fährt mit so großer Schnelle abwärts, daß man noch weit hinweggleitet vom Fuße des Berges, ohne anhalten zu können. An Festtagen sind dergleichen Eisberge manchmal von 20,000 bis 30,000 Zuschauern umringt, weshalb die Polizei in milden Wintern, wo das Eis nicht fest oder dick genug werden kann, die Erbauung solcher Pyramiden nicht erlaubt.

Ich habe der bürgerlichen Feste gedacht; kommen wir nun zu den durchaus militärischen Feierlichkeiten. Sie haben, wie man weiß, in den zeitgenössischen Sitten Rußlands eine nicht geringe Wichtigkeit. Allein bei den einen wie bei den andern nimmt der giechische Ritus die meisten Huldigungen für sich in Anspruch.

Katharina II hatte Familien-Vergnügungen für jedes Garderegiment gestiftet. Sie begründeten sich bloß auf Jahrestage, und da die Kaiserin nicht mehr als sechs Garderegimenter hatte, nahmen ihre Feste keinen großen Raum im Kalender ein. Kaiser Nikolaus hat jedoch 24 solche Regimenter, und wie man nach dieser Zahl die immerwährende Vermehrung der moskowitischen Macht, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, berechnen kann, läßt sich daraus auch der Maßstab der heutigen Feste des Kaiserreichs entnehmen.

Es gibt also einen Jahrestag für jedes Regiment, der von Nikolaus mit der politischsten Gewissenhaftigkeit wie mit der religiösesten Genauigkeit gefeiert wird. Bei Veranlassung dieser kriegerischen Erholungen werden gewöhnlich ausgezeichnete Fremde zur kaiserlichen Tafel gezogen; doch bleibt der diplomatische Körper immer davon ausgeschlossen. Eines Morgens erhielt ich, durch einen Kosacken, nachfolgende Einladung in französischer Sprache:

„Der Adjudant General Graf Benkendorf hat die Ehre, den Hrn. Marquis von Londonderry zu benachrichtigen, daß Se. Majestät der Kaiser Seine Exzellenz auffordert, morgen, den 21. November (3. Dezember), der Parade des Regiments Simonowski beizuwohnen, die bei Gelegenheit des Jahresfestes dieses Regiments, um ein Uhr Nachmittags in der Ingenieur-Reitbahn stattfinden wird. Man wird in Staatsuniform (en grande tenue) erscheinen."

Der in Betreff der Parade erlassene Tagesbefehl war in den Worten abgefaßt:

„Tagesbefehl. — Morgen, Sonnabend, Schlag ein Uhr, beginnt das Fest des Regiments Simo-

nowski mit einem Hochamt in der Reitbahn des Ingenieurkorps. Das Regiment wird sodann in Parade vor Sr. Majestät dem Kaiser vorbei defiliren."

Es kam mir noch eine Einladung zu einer andern Musterung zu. Sie war abgefaßt in den Worten:

„Der Adjudant General Graf Benkendorf hat die Ehre, den Grafen von Londonderry zu benachrichtigen, daß Se. Majestät Se. Exzellenz auffordert, morgen den 17. — 29. Oktober, der Revüe der Garde-Infanterie beizuwohnen, die Mittags beginnen wird auf dem Felde Izartzinklug. Man wird in Galla erscheinen. Tritt Regenwetter ein, so wird die Parade abbestellt *)."

Ich hatte schon die Jahresfeste der Regimenter von Moskau und Litthauen gesehen. Aber die des Regiments Simonowski hatte ein ganz besonderes Interesse für mich. Es war das Regiment der Kaiserin Katharina II, das nach ihrem Ableben unter Alexanders Befehl kam. Es ist das zierlichste, das am besten gekleidete und in den Waffen geübte Korps der russischen Armee. Das Fest des Regiments Simonowski ward folgendermaßen begangen:

---

*) Mit Ausnahme der letzten Worte, der Tagesangabe und der Titelvariante (welche letzte an und für sich einem ganz gleichgiltigen Versehen zugeschrieben werden muß) ist diese Einladung übereinstimmend mit der ersten. Es läßt sich dies **da Capo** also nur durch das Eitelkeitsbedürfniß erklären, zweimal zu beurkunden, daß Seine londonderrysche Exzellenz unmittelbar nach Sr. Majestät dem Kaiser aller Reussen aufzutreten befugt ist — wenn auch nur im Handbillet eines kaiserlichen Adjudanten. Hinzufügen müssen wir noch, daß alle Tagsbefehle des Kaisers und die Proklamationen an seine Garderegimenter, gleich der Hofkorrespondenz, in französischer Sprache redigirt werden.

Man ließ die Soldaten in die Reitbahn des Ingenieurkorps marschiren, die am häufigsten zu den Manövern in Petersburg gebraucht wird. Die Truppen waren in zwei Reihen aufgestellt, und alle in der Hauptstadt anwesenden Generale hatten den Befehl erhalten, beim Feste gegenwärtig zu sein.

Gegen ein Uhr erschien der Kaiser, begleitet vom Großfürsten Thronfolger und gefolgt von einem zahlreichen Generalstaabe. Nach der gebräuchlichen militärischen Begrüßung, nahm der Kaiser mit den Offizieren des Regiments in Mitte der Reitbahn Platz. Hier hatten sich schon im voraus die Priester eingefunden, bekleidet mit ihren Feier-Gewändern und Wachskerzen in den Händen haltend, untermischt mit den Sängern der kaiserlichen Hofkapelle. Die Truppen entledigten sich ihrer Waffen und das Amt begann. Nach Beendigung desselben entfernte sich die Geistlichkeit.

Der Kaiser und sein Sohn ließen nun das Korps die Revüe passiren. Beim Vorbeimarschiren wurde der Kaiser von den Soldaten nicht militärisch begrüßt *). Die Sache wurde mit einer Wärme, einem Enthusiasmus in Ausführung gebracht, den Napoleon selbst bewundert haben würde und der um so stärker den Rekruten ergreift, den man den Steppen der Ukräne oder den Sümpfen von Kherson entrissen hat.

„Seid Ihr zufrieden, Kinder?“ rief Nikolaus in russischer Sprache.

*) Soll wahrscheinlich heißen: „von den Offizieren.“ Unsers Wissens ist es nirgends gebräuchlich, daß die Soldaten beim Vorbeimarsch salutiren.

— Ja, Vater, ja! war die einstimmige Antwort.

„Wie gehts Euch heut Morgen?“

— Dank, Vater, Dank, gar nicht übel!

Und der Vorbeimarsch wurde unter jubelndem Hurrageschrei fortgesetzt. Nach der Parade reichte der Kaiser den Offizieren die Hand und sagte zu ihnen mit Nachdruck in französischer Sprache: „Adieu Messieurs.“

Oft, wenn der Kaiser sich entfernend längs der Front der Kompagnien hinreitet, spricht er mit den Soldaten und unterhält sich mit ihnen.

„Ich bin zufrieden, Kinder, über Euern Eifer und Eure Fortschritte. Wir werden etwas aus Euch machen.“

Man ersieht daraus, daß Nikolaus sich von Bonapartes Geiste durchdrungen hat. Man kann keine bessere Sprache zu Kriegern reden. Ohne Zweifel wird er eines Tages auch Armeeberichte diktiren, die hinter den vom Kreml, durch den Eroberer von 1812 datirten Frasen, nicht zurückstehen dürften.

Beim Hofzirkel im Winterpalaste, der am Festtage eines Regiments stattfindet, haben ausgezeichnete Fremde Zutritt in einem besondern Saale, den man das „Kabinet der Kaiserin“ nennt. Hier glaubt sich der vom Lichte von tausend Wachskerzen, die aus geglätteten Malachit-Wandgestellen, Jaspissäulen und vergoldeten Thüren zurückstrahlen, geblendete Fremde, plötzlich in den Sonnentempel versetzt.

Alexandra Feodorowna (die Kaiserin) zeigt sich hier, schimmernd von Perlen und Diamanten, wie versenkt in ihren blauen Sammetmantel, mit dem hohen ächt nationalen Kopfschmuck, woran alle Kleino-

dien des Morgenlandes ihren Platz gefunden zu haben scheinen. Ein mächtiger Spitzenschleier umhüllt die Monarchin mit seinem weichen Faltenwurfe.

In ihrer Nähe erblickt man gewöhnlich den Kaiser, in der einfachen Uniform seines Regiments, mit den Großfürstinnen Maria und Olga, dem Großfürsten Thronfolger und seinem Bruder, einem zehnjährigen Knaben, der immer Kosakenkleider trägt.

Das kaiserliche Ehrenmahl, das zur Verherrlichung des Regimentsfestes im Palaste gegeben wird, steht im weissen Saale bereit. Auf dem Porzellan-Geschirr sind die Uniformen und die Wahlsprüche der verschiedenen Armeekorps dargestellt. Die Kaiserin nimmt inmitten der Tafel Platz, den Großfürsten Alexander zu ihrer Rechten und den Prinzen von Oldenburg zu ihrer Linken, worauf die übrigen Hauptmitglieder ihrer Familie folgen. Nikolaus setzt sich seiner Gemahlin gegenüber, zwischen den beiden ältesten Offizieren des Regiments, dessen Jahresfest begangen wird. Ungefähr gegen Mitte des Bankets erhebt sich der Kaiser und sagt:

„Ich trinke auf die Gesundheit der Offiziere des Regiments."

Beim Feste des Regiments Simonowski hatte man, als Schildwachten neben der Hauptthür des weissen Saales, die beiden schönsten Grenadiere des Korps gestellt, Männer von 6 Fuß und einige Zoll Höhe. Als wir vom Tisch aufstanden, sah ich zu meinem größten Erstaunen die beiden kleinen Großfürsten, genau gekleidet wie die Grenadiere, mit dem Tornister auf dem Rücken, dem Mantel und dem Paradeschako. Sie standen während der ganzen Mahlzeit so gut auf

ihrem Posten wie alte Soldaten. Die Offiziere, Damen und Großwürdeträger, die in den kaiserlichen Gemächern sich bewegten, schienen nicht im mindesten erstaunt beim Anblick dieser sonderbaren, den Ehrenposten einnehmenden Veteranen. Die Prinzen schlugen das Gewehr an; man grüßte dafür im Vorbeigehn und das war alles.

Der 6. Dezember alten Styls (der 18. nach dem neuen Kalender) ist ein sehr großer Feiertag für Rußland, nämlich der seines Schutzheiligen Nikolaus. An diesem Tage wird dem diplomatischen Körper die Bewilligung, Ihren Majestäten seine Glückwünsche darzubringen, doch ist er weder beim Hochamt, noch bei den übrigen Festlichkeiten gegenwärtig. Der Zaar machte nur in Hinsicht auf mich und die Marquise von Londonderry eine Ausnahme. Die großen Hofzirkel im Winterpalaste vergönnten mir, die höchsten Zivilbehörden und den geheimen Rath des Kaisers zu sehen. Denn bisher war meine Reise nur ausschliessend militärisch gewesen.

Im ersten Saal waren die Adjudanten (des Kaisers) und die Generale versammelt, im zweiten der geheime Staatsrath, im dritten die Senatoren, 200 bis 300 an der Zahl; dann folgten die Angestellten beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und bei den übrigen hohen Verwaltungszweigen; in einem letzten ungeheuern Gemache endlich befanden sich sehr viele Artillerie-, Genie- und Marine-Offiziere. Die Einrichtung war jedoch dergestalt getroffen, daß die höchsten und ausgezeichnetsten Offiziere, während der ganzen Dauer des Empfangs, immer den

Ehrenplatz einnahmen. In Rußland hat die Uniform über alle andern Stellen die Oberhand.

In den Feierlichkeiten beim Feste des Zaars ist noch ein alter in Rußland fortbestehender Gebrauch üblich: man küßt der Kaiserin die Hand; eine Huldigung, die indeß nicht wie in England in Ausführung gebracht wird.

Statt des Gewühls zu Windsor, wo Alte und Hübsche, Mißstaltete und Kränkliche, Männer und Frauen, Militärpersonen, Advokaten und Dandies um die Königin Viktoria sich drängen und stoßen, auf die Gefahr hin, die schönen Staatsgewänder mit den Degenscheiden und Sporen zu zerreissen; statt jenes Waldbaches, der eher einer „Koppel losgelassener Hunde“ ähnlich ist, die, auf ihren Fraß begierig, schnauft*), als dem auserlesenen Kern einer Nation, dessen Lippen ein junges, liebenswürdiges Mädchen mit ihrer königlichen Hand drückt — bietet uns die Etikette des Winterpalastes zu Petersburg die vollkommenste Ordnung in der „berauschendsten“ aller Hofgunstbezeugungen.

Alexandra Feodorowna stützt sich auf das Geländer eines in Mitte des Saales stehenden schönen Blumenbehälters. Nach dem Namensaufrufe durch den Oberhofmeister, nahet sich jeder Eingeladene, je nach dem Rang, den er im Staate bekleidet, oder nach dem Adel seiner Familie, der Monarchin, berührt die ihm gebotene Hand mit seinen Lippen, geht um

*) Aeusserst schmeichelhafte Vergleichung für den hohen britischen Hofadel, die Noblemen und die excellently Women der drei Königreiche. Ist das die eigentliche Torysprache, so ist sie wahrlich nicht fein.

den Blumenkasten, der durch seine bunte Farben und Wohlgerüche die äussere Lieblichkeit dieses Gebrauches noch erhöhet und begibt sich durch eine Thür zu dem vertrauten Zirkel, wo neues Vergnügen auf ihn harrt. Der Handkuß ist auf diese Weise ein wirkliches Tête à tête von einigen Sekunden mit der Kaiserin. Das heißt denn auch mit vieler Grazie die Ehrfurcht der Huldigung mit weiblichem Zauber vereinigen.

Durch solche Mittel bringt es die kaiserliche Familie dahin, daß man ihr die Beibehaltung des Sitzes der Regierung in Petersburg gern verzeiht. Moskau ist immer noch das Idol aller Russen, vorzüglich seit dem Brande von 1812. Zudem hatte Peter der Große, als er Petersburg aus dem Grunde der baltischen See emporhob, keinen andern Zweck, als einen Stapelplatz, das eigentliche Liverpool des moskowitischen Reiches, zu gründen.

Seine Nachfolger haben darin sehr gefehlt, daß sie hierher das Zentrum der russischen Regierung verlegt haben, deren wahrer Mittelpunkt und natürlicher wie politischer Herd, Moskau ist. Herrlich gelegen auf der Grenze Asiens und Europas, hat diese Stadt die Sitten beider Kontinente. Von den Thürmen des Kreml bewacht man die Bewegungen des einen Rußland, wie die des andern. Man umfaßt sie von Archangel bis Tiflis, von Lublin bis Tobolsk. Es ist unvermeidlich, wenn die Eroberungen im Morgenlande sich noch mehr ausgedehnt haben werden, daß der Hauptsitz des Staates nicht wieder nach Moskau verlegt werde.

Die Größe von Petersburg erklärt sich jetzt nur durch die Rolle, welche die russische Seemacht von

einem Augenblick zum andern in den allgemeinen Angelegenheiten Europas zu spielen berufen ist. Nikolaus ermißt so gut die moralische Lage von Moskau, daß er keine Gelegenheit entgehen läßt, wo er der alten Nationalität ihrer Bewohner schmeicheln kann.

Im November 1837 befand sich der Zaar in dieser Stadt. Eines Tages, bei einem Ausfluge in ihrer Umgebung, waren die Pferde vor seiner Kutsche auf keine Weise von der Stelle zu bringen. Nikolaus stieg aus und setzte seinen Weg zu Fuß fort. Ein hinter ihm kommender und denselben Weg verfolgender General stellte ehrfurchtsvoll seine Karosse zu des Kaisers Verfügung.

Dieser weigerte sich jedoch, davon Gebrauch zu machen und nahm einen gewöhnlichen Lohnkutscher, der durch die ihm widerfahrende so ausserordentliche Ehre dergestalt bestürzt war, daß er einige Minuten unentschlossen blieb, ob er dem ihm gewordenen Befehle, nach Moskau zu fahren, Genüge leisten sollte oder nicht. Im Schlosse angelangt, ließ Se. Majestät dem glücklichen Bauer 200 Rubel (etwa 100 fl.) zahlen.

Sein unerwartetes Glück entwickelte sich bald noch mehr. Man erfuhr, daß der Kaiser mit dem Manne gesprochen und jeder war begierig zu wissen, was er ihm gesagt. Der gute Bauer erhielt Besuche und Geschenke von allen Personen, die ein besonderes Vergnügen daran fanden, über sein Abenteuer ihn zu befragen, und da er sich regelmäßig für seine Mittheilungen bezahlen ließ, füllte sich sein Beutel sehr bald durch den Tribut, den er von der Neugier der großen Welt erhob. Das ist das erste Mal, daß jemand die

Popularität eines Kaisers zu seinem Vortheil ausgebeutet. Man muß aber gestehen, daß ein Handel nie auf einer solidern Basis beruhte.

Man bemerkt einen sehr beachtungswerthen Beweis von den zwischen dem Selbstherrscher aller Reussen und seinem Volke bestehenden Beziehungen, während den so schrecklichen Cholera-Verheerungen, wovon Petersburg einige Jahre hintereinander heimgesucht wurde. Auf dem Platze des großen Heuvorrathshauses ist ein prächtiges Spital, das vom Pöbel erstürmt worden und worin er alles zertrümmerte. Ausser sich vor Wuth, hatte ein gewaltiger Menschenhaufe die Thore des Begräbnißplatzes gesprengt, die Särge aufgeschlagen und die kurz vorher beerdigten Leichen herausgerissen, unter dem Vorgeben, man habe sie lebendig begraben.

In diesem Augenblicke erschien, der erstickenden Hitze ungeachtet, der Kaiser zu Pferde, inmitten der rasenden Menge, am Herde der Ansteckung selbst. Bei seinem Anblick beruhigten sich plötzlich die kurz vorher noch so ungestümen Wellen der allgemeinen Entrüstung. Die Blicke aller Anwesenden hingen an dem ernstdrohenden Gesichte des Monarchen und die Urheber der Empörung stürzten zu Boden.

„Was thut Ihr da, gottlose und verbrecherische Menschen?“ rief der Zaar mit einer Donnerstimme. „Ihr erhebt Euch gegen die Befehle Eurer Herren, gegen die Dienstleistungen der Aerzte, gegen die Liebe Eures Kaisers. Kniet nieder, rebellische Kinder, kniet nieder. Nur aufrichtige Reue ist vermögend, mich Euer Benehmen vergessen zu lassen und Euch Verzeihung zuzusichern.“

Tiefes Schweigen folgte auf diese imposanten Worte.

Dann stieß der große Haufe ein flehendes Geschrei um Gnade und Erbarmen aus. Bald nachher fanden sich die Priester ein. Man sang ein Tedeum. Der Auflauf erreichte sein Ende mit dem gewöhnlichen Beifallgeschrei des russischen Volkes:

„Gott erhalte lange unsern Vater, unsern vielgeliebten Kaiser!"

Ich hatte die russische Reiterei seit 1815 nicht gesehn. Durch ihre Schnelligkeit fast unglaubliche Veränderungen, haben daraus das erste bewaffnete Korps auf der Erde gemacht. Die Pferde, von arabischem Blut oder tatarischer Rasse, sind von einer über alles Lob erhabenen Schönheit und Kraft. Oft zeigen der Großfürst Thronfolger und die Kaiserin selbst, sich an der Spitze ihrer Regimenter. Demungeachtet schienen mir die meisten Offiziere nicht die besten Reiter. Als ich mein Erstaunen über diese auserlesene Reiterschaar dem General Benkendorf (Bruder der Fürstin von Liewen) bezeugte, wie über die genaue Kenntniß des Kaisers, in Betreff aller Waffenübungen, antwortete mir dieser liebenswürdige Mann:

„Seine Majestät ist dasselbe in allem. Es gibt hier keinen andern Professor, als den Kaiser Nikolaus."

Der Kaiser war so zufrieden als er sah, daß ein alter „Krieger" wie ich, seinen militärischen Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er mich an dem Tage dieser Antwort*) bitten ließ, den

*) Seine londonderrysche Herrlichkeit scheint demnach die Antwort des Generals Benkendorf sich selbst zu gut schreiben zu wollen.

General Benkendorf zu einer „vertrauten Abendgesellschaft“ des Hofes, im Palast Zarskoje Selo zu begleiten. Hier gewahrte ich zum ersten Male zu meinem größten Erstaunen einen Gebrauch, der in England sehr übel aufgenommen werden dürfte. Alle Dienstleistungen nämlich werden ausschließend durch Männer besorgt, und selbst bei den geheimsten Verrichtungen wird nicht ein einziges Frauenzimmer zugelassen. Ueberdem sind fast alle diese Diener afrikanische Neger. Beständig türkisch gekleidet, verleihen sie dem Zauberpalaste von Zarskoje Selo das Ansehn der Regierung Katharinas II. Man meint immer, man betrete ein Serai.

Während dieser „vertrauten Abendgesellschaft“ hatte ich das Vergnügen, mich der Frau von Krudener, einer Deutschen, Gemahlin des russischen Gesandten zu Bern, gegenüber zu befinden. Sie wird für die erste Schönheit des petersburger Hofes gehalten und soll in der größten Innigkeit mit der Kaiserin leben. Man kann die Freiheit, welche bei solchen Familien-Versammlungen herrschend ist, nach folgender Anekdote beurtheilen, die mir General Benkendorf auf einem Kanapee erzählte, kaum zwei Schritte*) von dem Spieltische entfernt, woran Se. Majestät ein Whist mit Ihren Lieblings-Adjudanten, den Generalen Czernitschew und Kisselew, machten.

„Vor seiner gegen ihn empörten Gemahlin Katharina II von Peterhof**) fliehend, schiffte sich Pe-

---

*) Die Entfernung wird wohl auch drei oder vier oder noch mehr Schritte betragen haben.

**) Kaiserliches Lustschloß bei Petersburg.

ter III mit seiner Geliebten, der Gräfin Woronzow, dem alten Feldmarschal Münich, einigen Dienern und ihm treugebliebenen Soldaten auf der Ostsee in zwei Jachten ein. Man ruderte aus allen Kräften und mit Hilfe aller Segel gegen diese Stadt*), auf die vom Kommandanten erhaltene Depesche sich beruhend, der Peter III durch einen Adjudanten hatte erklären lassen, daß die Besatzung entschlossen sei, für den Kaiser zu sterben. Allein seitdem hatte sich in der Zitadelle eine sonderbare Veränderung ereignet.

„Bei der lärmenden Berathung, die man am Morgen, inmitten des Aufstandes von Petersburg um die junge rebellische Kaiserin gehalten, hatte man Kronstadt lange vergessen. Ein Russe, der Vizeadmiral Talizin**), übernahm es, der Zitadelle sich zu bemächtigen. Er begab sich dahin ganz allein in einer Schaluppe, den Ruderern bei Lebensstrafe verbietend, zu sagen, woher er komme. Bei seinem Eintreffen in Kronstadt kam ihm der Peter III ganz ergebene Kommandant, der den Befehl ertheilt, nichts ohne seine Bewilligung einzulassen, selbst entgegen, und da er ihn allein sah, verhinderte er seine Landung nicht.

„Welche Neuigkeiten haben Sie?“ fragte er ihn.

— Ich weiß gar nichts, entgegnete Talizin mit ruhiger Haltung, ausgenommen, daß die Bauern auf meinem Gute aus Petersburg die Nachricht mitgebracht, es sei dort ein Aufstand ausgebrochen. Weil nun unter solchen Umständen mein Platz auf der

---

*) Die Rede ist wahrscheinlich von Kronstadt.

**) Soll wohl heissen: Galizin.

Flotte ist, komme ich, um den Fortgang der Ereignisse in Ihrer Nähe abzuwarten.

Der Kommandant war damit sehr zufrieden und drückte ihm die Hand. Man trennte sich. Kaum allein, rief Talizin einige Soldaten und auf den sich entfernenden Kommandanten deutend, machte er ihnen den Vorschlag, ihn gefangen zu nehmen. Sie zögerten.

„Freunde und Brüder," rief ihnen nun Talizin zu, der um seinen Kopf spielte, „Petersburg hat Katharina II zur Kaiserin ausgerufen, Peter III ist entthront und Eure Beherrscherin schickt mich zu Euch, um den Beistand „Ihrer getreuen Besatzung von Kronstadt" in Anspruch zu nehmen.*)"

Diese Worte wurden auf eine so hinreissende Weise gesprochen, daß die Soldaten, den Kopf verlierend**), dem Admiral folgten. Man versicherte sich des Kommandanten. Talizin ließ die Besatzung und die Seesoldaten sich versammeln, hielt eine Anrede an sie und ließ sie der Kaiserin den Eid der Treue schwören.

Gleich darauf gewahrte man in der Ferne die beiden kaiserlichen Galeeren***). Als Gebieter der Stadt

*) Drei Widersprüche in einer einzigen Wortfügung. Wie kann man eine Besatzung für sich getreu nennen, die noch dem Gegner treu ist, und wie braucht man den Beistand einer Besatzung, die man schon getreu nennt, erst in Anspruch zu nehmen?

**) Herrlich. Die Soldaten müssen den Kopf, oder vielmehr die Köpfe, verlieren, damit Galizin den seinigen bewahre.

***) Galeere, Jacht; Jacht, Galeere; ein seemännisch-landsoldatisches Amfibium, wie der Marquis von Londonderry, braucht das nicht so genau zu nehmen.

durch sein verwegenes Unternehmen, begriff Talizin sogleich, daß der Anblick des Kaisers alles wieder aufs Spiel setzen würde, weshalb er abermals die Gemüther hinreissen müsse. Er ließ sogleich in Kronstadt die Lärmglocke anschlagen. Die ganze Besatzunng, bereit Feuer zu geben, war auf den Wällen. Zweihundert Lunten brannten an den Zündlöchern eben so vieler Kanonen.

Gegen 10 Uhr Abends war die Jacht des Kaisers nahe am Ufer und bereit eine Brücke zu werfen. Man schrie ihr zu: „Werda?“

— Der Kaiser.

„Es gibt keinen Kaiser mehr.“

Bei dieser furchtbaren Antwort erhob sich Peter III, trat einige Schritte vor und seinen Mantel auseinanderschlagend, um seinen Orden zu zeigen, sagte er:

„Ich bin es, Kinder, erkennt mich.“

Zugleich wollte er das Fahrzeug verlassen. Allein die ganze Wache, den Posten unterstützend, trat ihm mit gefällten Bajonett entgegen. Der Kommandant drohete die Schiffe in den Grund zu bohren, wenn man sich nicht sogleich entferne. Der Kaiser sank vernichtet in die Arme seines Gefolges, während der Admiral vom Hafen den Jachten zuschrie, sich zu entfernen, in so fern man nicht auf sie schiessen solle. Die ganze Besatzung wiederholte diesen Befehl Talizins mit so großer Wuth, daß der Hauptmann der Jachten, den Kugelregen befürchtend, der ihn zu zerschmettern drohte, ein Sprachrohr ergriff und dadurch rief:

„Wir wollen uns entfernen; laßt uns nur Zeit, die Anker zu lichten.“

Und um desto schneller fort zu kommen, ließ er die Taue kappen. Als man die durch das Sprachrohr erschallenden Laute vernahm, entstand in der Stadt ein schreckliches Schweigen, und als die kaiserliche Galeere sich entfernte, erschallte ein noch gräßlicherer Ruf: „Vivat die Kaiserin Katharina!“ Auf seiner verzweiflungsvollen Flucht weinte Peter III in seiner Kajüte.

Ausser Kanonenschußweite angelangt, legten die beiden Jachten bei, und da sie keinen Befehl erhielten, wohin sie steuern sollten, schaukelten sie sich beim herrlichsten Mondschein, der je die Ostsee erhellt. Aus einem so unermeßlichen Reiche verstoßen, das er einige Stunden vorher noch beherrscht, hatte Peter nichts mehr, als zwei zu Lustfahrten bestimmte Jachten *), dagegen weder Munition noch Lebensmittel, neben sich eine Geliebte im Ballanzuge, zwischen einer Flotte, die bereit war ihn zu vernichten, und einer Armee in der ganzen ersten Wuth der Empörung, wie zwischen zwei Städten, die ihn gleichzeitig von sich ausstießen. Man kennt das Ende dieser blutigen Geschichte.“

Ein so düsteres Drama, das mich um so mehr betroffen durch den Gegensatz des bezauberten Ortes, wo General Benkendorf es mir erzählte, machte einige Tage nachher den armseligen und ebenen Weg, der von Riga nach Warschau führt, für mich nur noch unheimlicher. Ich näherte mich Polen nicht ohne Rührung. Ausserhalb Warschau sah ich mich von einer Schwadron Husaren umschlossen, die Fürst

*) Also keine Galeeren.

Paskiewitsch mir entgegengeschickt, und die meine Kutschen bis zum Schlosse Brühl begleiteten, das der Kaiser mir als Residenz geboten.

Die Säle strahlten von Lichtern. Die Dienerschaft nahete sich mir ehrfurchtsvoll. Ein vortreffliches Mittagsessen erwartete uns. Prächtige Equipagen und derselbe „Train“ standen, während meinem ganzen Verweilen in Polens Hauptstadt, zu meiner Verfügung, ohne daß die Diener den geringsten Lohn von meiner Seite annehmen wollten. Glänzende Feste wurden uns zu Ehren von den ersten Familien in Warschau gegeben. Ich begnüge mich, nur die malerische Eigenthümlichkeit der örtlichen Feierlichkeit zu schildern, die man das „Beiwachtfest“ nennt. Es war eine rein militärische Ehrenbezeugung, wofür ich dem Fürsten-Statthalter meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, das Bedürfniß fühle.

Der Feldmarschall befahl eine große Musterung der Jäger von Odessa, der Kosaken und von zwei Schwadronen des muselmännischen Regiments. Die letzten sind Angehörige einiger Volksstämme, deren Zuneigung Paskiewitsch bei Eroberung ihres Gebiets im Morgenlande sich erworben. Man nennt sie die Paskiewitsch-Garde. Sie haben die Ergebenheit der Janitscharen, doch nicht ihren Geist. Zur Hälfte Türken und zur Hälfte Russen beurkundet sich in ihrer Tracht ihr doppelter Karakter. Sie bedienen sich der Pfeile wie Zirkassier, der Karabiner wie Husaren und der Spiesse wie Perser: es ist Kleinasien zu Pferde am Ufer der Weichsel. Ich halte es für unmöglich, etwas schöneres zu sehen, als diese ge-

bräunten Krieger, in ihren glänzenden Uniformen und auf ihren herrlichen, kraftvollen Pferden. Ich glaubte eine Parade aus tausend und einer Nacht zu sehn.

Das Lager war am Saume eines Waldes. Die einen weiten Kreis beschreibenden Wachtfeuer schimmerten durch den vom Himmel herabfallenden Schnee und vermehrten das Sonderbare der tragischen Lustbarkeit. Um die ganzen Bäume, die gleich ungeheuern Fackeln brannten, führten die Reiter befremdende Tänze auf und sangen ihre Volkslieder, mit Begleitung einer kriegerischen Musik. Nach Beendigung des Tanzes nahmen sie Platz an einem gemeinsamen Tische, und während der Mahlzeit wurden höchst begeisterte Toaste auf das Wohlergehn des Kaisers Nikolaus und der kaiserlichen Familie ausgebracht. Der strengen Kälte ungeachtet, fehlte es uns an Damen nicht. Sie zeigten sich sehr nachsichtsvoll für unsern barbareskischen Anzug, und die Fürstin Paskiewitsch machte die Honneurs im Bivouak mit so vieler Grazie, als wenn sie uns im Palast Latschinska empfangen hätte.

Polen scheint mir in mehrfacher Beziehung eine auffallende Aehnlichkeit mit Irland zu haben. Ueberall derselbe Anschein von Armuth und Elend bei der untern Klasse der Bevölkerung. Der Anblick der Juden macht ebenfalls einen peinlichen Eindruck. Man kann nicht genug eine vollkommene Verschmelzung der Polen mit den Moskowiten wünschen; es ist das einzige Mittel, dieser unglücklichen Gegend ein wenig Leben und Glück wieder zu verleihen.

Uebrigens gibt es im ganzen politischen Europa

keinen schwierigern Platz, als den des Fürsten Paskiewitsch. Er hat im Innern dem Hasse der Altpolen zu widerstehn, den von aussen ihm zukommenden strengen Befehlen Folge zu leisten und findet dabei keinen andern Trost gegen die liberalen Angriffe, denen er auf dem Festlande ausgesetzt ist, als die eigene Genugthuung eines rechtschaffenen Mannes, der gewissenhaft alle seine Pflichten erfüllt.

Die militärische und bürgerliche Verwaltung des Fürsten Paskiewitsch in Polen, nach den Ereignissen der letzten Revolution, ist ein schönes Resultat in der neuern Geschichte der moralischen Eroberungen des wiener Kongresses, wozu auch ich für mein Theil kriegerisch und diplomatisch beizutragen die Ehre gehabt."

Gründung einer wichtigen englischen Kolonie auf Neuseeland.

Bereits alleinige Herren und Eigenthümer der, wenigstens 140,000 deutsche Geviertmeilen großen Insel Neuholland, die man, weil sie an Flächenraum hinter Europa nicht viel zurücksteht, auch als Festland bezeichnet, und deren ausschließenden Besitz ihnen niemand streitig macht, streben die Engländer nun auch darauf hin, der Doppelinsel Neuseeland sich zu bemächtigen, deren Größe die ihres eigenen Vaterlandes noch übertrifft.*) Auf die kleinere nördlich gelegene Insel Ikanamawi, oder Eaheinomauwe, kommen etwa die 2/5 der Gesammtoberfläche und auf die Südinsel Tawepunammu oder Poenamu die 3/5. Zwischen beiden befindet sich die 10 deutsche Meilen breite Kooksstraße. Die ganze Gruppe, die zwischen 35° und 47° südlicher Breite, wie 184° und 196° östlicher Länge gelegen ist, wurde 1642 von

*) Das eigentliche Königreich England hat (mit Wales) eine Größe von 2728 QM., und die der beiden Inseln Neuseeland ist nicht unter 3600 QM. Dagegen hat England 16 Millionen Einwohner und Neuseeland hat deren nur 200,000. Nach dem im Sommer 1838 dem Oberhause des britischen Parlaments über Neuseeland abgestatteten Bericht, würden beide Inseln und die dazu gehörigen kleinern Eilande zusammen, eine Oberfläche von 100,000 engl. Geviertmeilen haben. Ihre Bevölkerung besteht aus den eingebornen Stämmen, angesiedelten Weissen, ab- und zugehenden Fremden und der gemischten Rasse. Davon sind etwa 2000 Engländer, 120 Franzosen, 300 Nordamerikaner, 400 Maleyen und Schinesen, einige Holländer, Spanier rc.

dem Holländer Tasman entdeckt, doch erst von Kook von 1769 bis 1777 genauer erforscht.

Vor 19 Jahren ward die Aufmerksamkeit Englands durch die Ankunft eines neuseeländischen Häuptlings, Namens E'Ongy erregt, der von Georg IV sehr gut aufgenommen und mit Geschenken überhäuft wurde. Dieser unternehmende Vorsteher, der seiner kaltgrausamen Wildheit wegen auf Neuseeland sehr gefürchtet war, veräusserte zu sehr niedrigen Preisen alles Land, welches man ihm abkaufen wollte, indem er sich vorbehielt, die wirklichen Besitzer desselben mit Feuer und Schwert auszurotten. Folge davon war, daß sich sehr viele Spekulanten nach Neuseeland begaben, mit der Hoffnung, dort in kurzem sich zu bereichern. Die an den Küsten der beiden Inseln in großer Menge sich aufhaltenden Robben zogen ebenfalls viele Wallfischfänger an. Nicht weniger anlockend war der äusserst vortheilhafte Handel mit Bauholz jeder Art, vorzüglich mit Tannen- und Fichtenholz, das in Ueberfluß vorhanden war, eben so der mit Phormium tenax, das bis 1831 sehr gesucht war.

Jetzt ist die englische Regierung auf dem Punkte, ein vollständiges Kolonisations-System auf Neuseeland anwendbar zu machen. Schon ist der darauf hinzielende Gesetzentwurf dem Parlament vorgelegt worden und man hat mehre diese Inseln betreffende offizielle Aktenstücke bekannt gemacht, während ein unternehmender Mann, Namens J. L. Polack, der sich dort sechs Jahre hinter einander aufgehalten, die Ergebnisse seiner Erfahrung zur Verfügung des Publikums stellt. Wir wollen den verschiedenen von

ihm bekannt gemachten Schriften diejenigen Angaben entnehmen, wodurch man am besten den neuen Gegenstand der unersättlichen britischen Habgier kennen lernen kann.

Gleich nach seiner Ankunft im J. 1831 veranlaßte der Verkehr, den Polack vorzugsweise zu treiben beabsichtigte, ihn vor allem, den Bezirk Kaipara, auf der Nordwestküste der Insel, zu besuchen. Er beginnt folgendermaßen die Beschreibung seines Ausfluges nach dieser Gegend:

„Ich ward begleitet von zehn jungen Eingebornen, die fast alle Söhne nicht unbedeutender Volkshäuptlinge waren, und die gegen ihren hohen Stand sich nicht zu vergehen vermeinten, indem sie bei einem Europäer sich vermietheten, um sein Gepäck auf ihrem Rücken zu tragen und ihm die verschiedenartigsten Dienste zu leisten, was unter andern Umständen streng verboten ist. Mehre Jünglinge schlossen sich uns noch an, um ihre Verwandten zu besuchen, und mit der Ehre sich zu brüsten, im Dienste eines Rangatira no uropi (eines europäischen Anführers) sich zu befinden, was in dem Lande, wohin ich mich begeben wollte, eine große Seltenheit war."

Als der Reisende dem ersten Dorfe sich näherte, wurde er durch das Gebell zahlloser Hunde und durch das Freudegeschrei der Einwohner begrüßt. Die letzten liefen ihm entgegen, um der Landessitte gemäß ihre Nasen gegen die seinige zu reiben. Um einer solchen für ihn keineswegs angenehmen Zeremonie zu entgehen, die, wie er wußte, von Seiten aller Dorfbewohner noch auf ihn harrte, sprang Polack auf die Schultern des größten und stärksten seiner Begleiter

und hielt auf solche Weise seinen Einzug in dem Dorfe, das im Grunde eines gegen das Meer geöffneten Thales lag. Die ganze Bevölkerung schrie ihm überlaut zu: „Airemai, airemai (willkommen, willkommen)!“ und die Männer schossen dabei ihre Flinten ab, zur Bezeugung ihrer Freude über die dem Dorfe zu theil werdende große Ehre. Immer auf seinem zweifüßigen Gaul reitend, gelangte der Brite bis an die Umzäunung der vom Ortsvorsteher bewohnten Hütte, wo die Etikette ihn abzusteigen nöthigte.

Als er durch die Thür in den innern Raum getreten war, sah er sich von 250 ganz nackten Wilden umringt, die nur eine Flinte und eine an einem ledernen oder hanfenen Bandelier hängende Patrontasche trugen. Die meisten dieser Krieger waren nahe an sechs Fuß groß. Ihre breite Brust, ihr ferniger Gliederbau und ihr furchtbares Ansehn waren ganz geeignet zu imponiren.

Parora, der Vorsteher des Pa oder befestigten Dorfes, empfing den Fremden nicht ohne einen gewissen Anstand. „Nachdem er einige Sekunden sich mit mir die Nase gewetzt,“ sagt Polack, „benachrichtigte er mich, daß es ihm sehr lieb sein würde, wenn ich seine Leute zur Zubereitung des Hanfs (Phormium), zum Holzfällen oder andern Arbeiten benutzen, und für die von ihnen mir geleisteten Dienste ihm europäische Waaren geben wolle.“

Die den Reisenden begleitenden Jünglinge waren ein wenig zurückgeblieben, um sich zu ihrem Einzuge in das Dorf vorzubereiten. Sie erschienen endlich ganz mit rothem Ocker beschmiert. Einige hatten sogar den ganzen Kopf in große mit flüssiger rother

Farbe angefüllte Kürbisse getaucht, was ihnen ein um so seltsameres Ansehn gab, da sie noch überdem sich breite blaue Ringe, *Pawakawahia* genannt, ums rechte Auge und über die Schläfe gezeichnet.

Auf die Feierlichkeit der Vorstellung folgte der „Haka“ oder Kriegertanz, der aus nichts besteht, als aus den sonderbarsten Stellungen und den heftigsten Verzerrungen des Gesichts und der Glieder. Um ihre Feinde zu erschrecken, bemühen sie sich, so scheuslich als möglich sich zu machen, was ihnen gewöhnlich nur zu gut gelingt. Nach dem Haka kommt der „Tangi“, oder das Weinen und Wehklagen, eine Zeremonie, die bei keinem traurigen oder angenehmen Ereignisse fehlen darf. Man schreit dabei aus allen Kräften und vergießt Thränen in großer Menge. Endlich wenn die Rührung so stark wird, daß sie durch gewöhnliche Schmerzbezeugungen nicht mehr ausgedrückt werden kann, macht man sich mit scharfen Muschelschalen Einschnitte in den Leib und ruht nicht eher, als bis das Blut von allen Seiten strömt; wonach dann der äussere Schmerz gewöhnlich die Oberhand bewahrt über den innern.

Kommt man mit der vorausgefaßten Meinung nach Neuseeland, daß die Natur des Menschen überall dieselbe ist, so begreift man nicht, wie seine so kraftvollen Bewohner in einem und demselben Augenblick vom erschütterndsten Gelächter zum heftigsten Weinen übergehn können und zwar in den allergewöhnlichsten Umständen; wie es möglich ist, daß eine so kräftige Leibesbeschaffenheit der ganzen Anregbarkeit des Kindesalters unterworfen zu sein scheint.

Nach Beendigung der Tanz- und Thränenfeier,

beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zum Ehrenmahl. Es wurden zwei Schweine nicht etwa geschlachtet sondern ersäuft, um ihr Blut nicht zu verlieren. Man bereitetete das Fleisch zu mit einer großen Menge Kartoffeln, Mais, süßen Bataten und wilden Rüben, was ein im gemeinsamen Ofen gekochtes gar nicht übelschmeckendes Gericht gab. Hinsichts der Schweine macht Polack noch die ästhetische Bemerkung, daß „diese interessanten Thiere unmöglich irgendwo besser behandelt werden können, als auf Neuseeland, wo sie mit ihren Herrn nicht selten Tisch und Bett gemeinschaftlich haben.“

Man kann diesem Umstande leicht entnehmen, daß die Neuseeländer eben nicht zu den reinlichsten Leuten gehören; und in der That findet man in ihren Hütten einen so großen Ueberfluß von Ungeziefer jeder Art, daß ein Europäer es darin nicht auszuhalten vermag. Um so reinlicher halten sie ihre Begräbnißorte, auf denen es nie an einem Wai Tapu, oder rohgeschnitzten Götzenbilde fehlt, das ganz mit rother Erde gefärbt ist und ein eben so sonderbares als lächerliches Ansehn hat. Die geringste Beschädigung einer solchen geweiheten Stätte hat gewöhnlich blutige Kriege zur Folge. Im Ackerbau haben die Neuseeländer schon ziemliche Fortschritte gemacht. Polack versichert, daß ihre Pflanzungen eben so wohl verstanden und daß ihre übrigen Einrichtungen eben so gut getroffen sind, als in zivilisirten Gegenden.

Der Boden ist sehr fruchtbar und alle Pflanzen gediehen vortrefflich in ihm. Die mit Mais, Kartoffeln, Bataten ꝛc. bebaueten Felder werden sehr ordentlich gehalten. Nächst denselben hat jede Familie

noch ihren besondern Garten, worin sie Kohl, Schalotten, Knoblauch, Rüben und Kaipakeha, eine Ignamen-Gattung, zieht, die noch viel besser ist, als die von den Antillen. Um dergleichen umzäunte Räume gegen Plünderung zu sichern, hängt man ein Büschel Haare an einem Palmbaum auf, was andeutet, daß jene „Tapu," d. h. heilig und unverletzlich, sind.

Das Dorf, wo der britische Reisende so gastfreundschaftlich aufgenommen wurde, heißt Waipoa. Jenseit demselben kam er durch eine große fruchtbare Landstrecke, die jetzt gänzlich verödet ist. Die frühern Bewohner desselben sind, den von E'Ongy eingegangenen Verpflichtungen gemäß, gänzlich ausgerottet worden, um das von ihm während seinem Aufenthalt in England verkaufte Land den Spekulanten überliefern zu können.

Polack entwirft eine entsetzliche und zurückstoßende Schilderung von den Grausamkeiten, denen dieser furchtbare Volkshäuptling sich schuldig gemacht. Sein alleiniger Mundvorrath, während diesem ganzen Feldzuge, bestand aus den von ihm gemachten Kriegsgefangenen, oder in geraubten Weibern und Kindern, deren Körper er für sich und seine Krieger braten ließ. Die wenigen Individuen von dem vernichteten Volksstamme, welche einem solchen Kannibalen-Verfahren entgingen, leben weit zerstreut in entlegenen Oertlichkeiten.

In einem Dorfe wollte der Brite einen Kahn miethen, um seine Reise auf einem mittelmäßig großen Flusse desto leichter fortzusetzen. Aber bevor ihm dazu die Bewilligung ertheilt wurde, mußte er sein Begehr

den Erörterungen einer Volksversammlung unterziehen, die im allgemeinen nicht besonders günstig für ihn gestimmt schien.

Eine Partei vorzüglich erschöpfte sich in Klagen über die immer größere Verbreitung der Sitten und Gewohnheiten der Weissen, über den daher rührenden immer mehr um sich greifenden Unglauben und die damit verbundene Vernachläßigung der früher so streng beobachteten religiösen Gebräuche und Zeremonien. Anderseit machte man die neuen Hilfsmittel und Genüsse geltend, die man den Europäern zu verdanken hatte, namentlich die Einbringung der früher gänzlich unbekannnten Schweine und der Kartoffeln, vorzüglich aber der Flinten und des Schießpulvers.

Die letzte Beweisführung gab den Ausschlag und das verlangte Boot wurde zugestanden. Bei alledem war jedoch des Reisenden Lage sehr kritisch. Er hatte alles zu befürchten von der Habgier oder der Rachsucht der Wilden, und statt ihre Nase gegen die seinige zu wetzen, hätte sein Körper ihnen bei einem Haar zum Gastmahl gedient. Der Gebrauch sich mit Menschenfleisch zu sättigen, ist in dem von den Europäern am häufigsten besuchten nördlichen Theile der Insel in Verfall gerathen, während er im Süden derselben noch in seiner vollen Kraft besteht.

Nach den von dem Präsidenten der britischen Besitzungen auf Neuseeland, Hrn. Busby, veröffentlichten Angaben, ist gegenwärtig ein großer Theil der Nordinsel englisches Eigenthum. Die ganze Küste vom Vorgebirg Bult hinweg, mit Einschluß des herrlichen Hafens und der Inselbucht bei Wangaroa, bis auf zehn deutsche Meilen nördlich von dieser Bucht,

nebst unermeßlichen Wäldern im Innern und dem großen Bezirk Kripara auf der Nordwestküste, gehört jetzt Engländern. Die Missionäre haben ebenfalls beträchtliche Landstrecken gekauft und sich darauf angesiedelt. Es fehlt der neuen Kolonie, die in Wirklichkeit schon besteht, an nichts als einer regelmäßigen Regierung und grade das ist es, was sie jetzt vom Parlament fordert. Sie unterstützt ihr Verlangen durch die Angabe:

„Daß schon mehr als 2000 Briten auf Neuseeland angesiedelt sind, daß über 500 ihre Familien daselbst haben und daß ein sehr bedeutendes Kapital, wie unermeßliches Grundeigenthum auf diesen Inseln, des direkten Schutzes der englischen Gesetzgebung bedürfen.“

Die Ankunft in Neuseeland eines Franzosen, der sich Karl Baron von Thierry nannte, verbreitete vor etwa zwei Jahren nicht geringe Unruhe bei den englischen Spekulanten. Der genannte hatte nämlich kurz vorher die Regierungen von Frankreich und England von seinem Vorhaben benachrichtigt, eine unabhängige Monarchie auf Neuseeland zu gründen, wo er durch die britischen Missionäre weitläufige Ländereien hatte ankaufen lassen. Als er nun 1836 dort ankam, unterliessen die bereits angesiedelten Engländer nichts, seine Begleiter gegen ihn aufzuwiegeln, was denn auch so wohl gelang, daß er von allen verlassen wurde. Sie etablirten sich auf eigene Kosten und der neue Fürst, seines Hofstaates und seiner Leibwache beraubt, mußte sich glücklich schätzen, den Spekulationen der Briten und Franzosen sich beigesellen zu können.

Eine sehr beachtungswerthe Thatsache ist es, daß

in allen Ländern, wo die englischen Missionäre Eingang gefunden, die Zahl der Eingebornen in demselben Verhältniß sich vermindert, als die Bekehrung unter ihnen mehr um sich greift. Als Beispiel kann man Otaheite anführen, wo Kook und Bougainville eine so schöne, so zahlreiche und thätige Bevölkerung fanden. Seitdem sind kaum zwei Menschenalter verstrichen, und das einst so glückliche Eiland ist jetzt beinah ganz verödet. Seine jetzigen Einwohner haben ein schwindsüchtiges Ansehn und sind ohne Thatkraft wie ohne alle Geistesschärfe. In vielen andern Inseln Ozeaniens hat dieselbe Ursach die gleiche Wirkung hervorgebracht.

Man schreibt sie allgemein den düstern und schwermüthigen Bildern zu, womit die methodistischen Prediger die in ihren Begriffen durchaus kindischen Eingebornen um so mehr erschrecken, weil diese alles was ihnen gesagt und gelehrt wird, buchstäblich glauben, und weder geistige Einsicht, noch genug fysische Kraft haben, ein Dasein zu ertragen, das aller Genüsse beraubt ist, und auf das, wegen des geringsten Vergehens, oder des unbedeutendsten Verstoßes gegen die ihnen auferlegten strengen Vorschriften, ewige Verdammung folgen soll.

Ueber Nothwendigkeit, Zweck und Bereich einer selbstständigen deutsch-katholischen Kirche.

Zweite Erläuterung.

Mit Rom darf man nicht hoffen, irgend eine Sache, wie wichtig oder geringfügig sie sei, bald und vernunftgemäß zu Ende zu bringen. Des Vatikans Hauptpolitik ist vor allem zögernd, ins Weite hinausschiebend. Sie will Zeit gewinnen; nicht etwa um den in Frage gestellten Gegenstand reiflich zu erwägen, unter seinen verschiedenen Gesichtspunkten ihn zu betrachten, die richtige Ansicht zu erfassen, die Wahrheit zu ergründen, sondern vielmehr um zu temporisiren, abzuwarten was die Zukunft an Milderungen, Zwischenfällen, Umgestaltungen mit sich bringen, was „Zufall“ selbst herbeiführen kann.

Die eigentliche Basis des allgemeinen Verfahrens dieser geistlich-weltlichen Macht ist also nichts weniger als solid, nichts weniger als umsichtsvoll, nichts weniger als logisch. Ihr Streben und Wirken dreht sich um eine fiktive Achse, die niemand zu erfassen vermag, die dagegen auch auf nichts sich stützt. Denn wollte man ernstlich auftreten gegen diese Macht, wollte man z. B. ihrer unzurechtfertigenden, empörenden Einmischungen in die innern Angelegenheiten anderer Staaten wegen, ihr den Krieg erklären, würde der

geringste Anstoß hinlänglich sein, sie über den Haufen zu werfen.

Es ist aber grade die auf diese materielle Unmacht selbst sich stützende Schwäche, die das heutige Rom inmitten der europäischen Staaten-Ordnung erhält. Ob es jedoch durch sein unkluges, herausforderndes Benehmen sich noch lange auf gleiche Weise zu erhalten im Stande sein wird, ist eine Frage, die wir nicht bejahend zu beantworten uns unterfangen möchten.

Jeder Herd des Aufruhrs ist, bei allgemein regelmäßig eingerichteter Staatsordnung, ein gefährliches Unding, das die übrigen Regierungen nicht neben und unter sich dulden dürfen, das sie, ihrer eigenen Sicherheit, ihres eigenen Fortbestandes wegen, nicht dulden können. Früher oder später werden sie sich gedrungen sehen, das aufwiegelnde, mit dem Gift seiner Umtriebe ihre Angehörigen ansteckende Mitglied auszumerzen.

Sie werden sich besprechen, sich verständigen über die unumgänglich zu ergreifenden universal-polizeilichen Maßregeln, um sich gegen theokratisch-demagogische wie gegen politisch-spekulative Aufreizungen zu schirmen. Sie werden den Eifer, der angeblich für das Seelenheil einer mehr oder weniger großen Abtheilung der Bevölkerung Sorge tragen zu müssen, durch eine höhere Mission sich als berufen darstellt, dieser unakkreditirten Mühe entheben, und selbst eine Sorge übernehmen, die ihnen durch ihre obrigkeitliche Macht und Pflicht von Gott und Rechtswegen zusteht.

Dann erst wird in Europa streng gesetzliche Ordnung möglich, dann erst wird innere Ruhe der Hauptstützpunkt des europäischen Staatensystems

werden, dann erst wird in jedem Einzelstaate alles ein Hirt und eine Heerde sein, was nicht möglich ist, so lange man einer fremden Macht die Befugniß, das Recht zustehend läßt, gleichviel in welchen Zweig der innern Angelegenheiten der andern, sich zu mischen.

Wie kann Ordnung und Ruhe in einem Hauswesen herrschen, wovon ein Theil der Mitglieder, von fremdem Einfluß bearbeitet, in Opposition mit den übrigen steht; wo er, auf diesen Einfluß sich stützend, Ansprüche aufstellt, die ohne Beeinträchtigung der andern nicht geduldet werden dürfen; wo von diesem Theile dem Familien-Vorstande der schuldige Gehorsam verweigert oder aufgekündigt wird, blos deshalb, um eine fremde Einmischung geltend zu machen und dadurch Zwecke zu erreichen, die nicht anders als schädlich, verderbend für den Gesammtkörper sich gestalten können?...

Jeder Mensch, der die geringste Ueberlegungskraft hat, wird einsehen, klar wie der Tag, daß ein solches Hauswesen ein Unding sein würde, daß es unmöglich lange bestehen könnte, sondern über kurz oder lang in sich selbst zerfallen müßte.

Unfriede wie Unordnung vermögen nirgends, unter keiner Bedingung, etwas Gutes, Wahres, Nützliches hervorzubringen. Ihre Früchte sind bitter und verderblich. Sie filtriren das schleichende Gift der „Unzufriedenheit“ in alle Glieder der Gesellschaft; sie erwecken Todkrankheiten in ihren edelsten Organen; sie wühlen und nagen unaufhörlich in ihrem Innern und machen endlich ihr Dasein selbst zum immerwährenden Problem.

Der Staat aber ist nichts anders, als ein Hauswesen im vergrößerten Maßstabe. Die Gesammtheit aller Familien bildet den Staat. Die Regierung ist desselben natürlicher und gesetzlicher Vorstand, wie das Familienhaupt der natürliche und gesetzliche Vorstand jedes einzelnen Hauswesens ist. Das weiß jedes Kind. Warum nun Verwirrung da einführen, oder da dulden wo die Sache so klar, so einfach ist?

Der Hausvater, der einem Fremden erlaubt, in seine innern Angelegenheiten sich zu mischen, seine Angehörigen gegen ihn zu reizen oder sie gar aufzuwiegeln, seinen Familienfrieden böslicherweise durch hinterlistige, spitzfindige, habgierige Vorspiegelungen zu gefährden und zu stören, Zwietracht, Haß, offene Feindschaft unter seinen Kindern zu erwecken und das alles nur, um die Leidenschaften der Bethörten auszubeuten, Entrüstung und innere Zersplitterung für sich zur Goldgrube zu machen — der Hausvater, der einen solchen Störefried nicht zum Hause hinauswürfe, sondern, wenn auch murrend doch langmüthig seine verderbliche Einmischung fortwährend sich gefallen ließe, wäre das eine oder das andere: entweder ein Feiger oder ein Narr.

Die Staatsregierung, weil sie höher steht als das Familienhaupt, weil sie größere Rechte und ausgedehntere Gewalt in sich vereinigt, hat grade deshalb auch strengere, heiligere, unbedingtere Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen. Sie muß mehr sein als ein bloßer Vater, sie muß eine Art Vorsehung sein, die alles nicht nur materiell abwendet, was dem Gemeinwesen schädlich sein, was zerstörend auf dasselbe einwirken kann; sie muß auch voraus-

Digitized by Google

sehen, ermessen, durchschauen, errathen, ahnen, beinah allwissend erforschen, was unter diesen oder jenen Verhältnissen, Bedingungen, Ereignissen, Zufällen sogar, für das ihrer Obhut und Fürsorge anvertraute Gemeinwesen nachtheilig werden dürfte.

Das heißt nichts „unbilliges" gefordert. Gott hat deshalb dem Menschen seine Sinne gegeben, damit er unterscheide, seinen Verstand, damit er über das Unterschiedene nachdenke, seinen Geist, den konzentrirten Ausdruck der Verstandeskraft, damit er das reiflich erörterte in Anwendung bringe und sein Genie, die Quintessenz seines Geistes, damit er, dem Unaussprechlichen ähnlich, über den Erdestaub sich erhebe, das Materielle von sich werfe und den göttlichen Funken erfasse (wie man die höchste „Weltklugheit", das Ergebniß der schärfsten, richtigsten, gediegensten Erfahrungen der Jahrtausende nennen könnte), um diesen erhabenen Funken auszubeuten und seine Kraft, seine Wärme, sein Leben zum Allgemeinbesten der Menschheit zu verwenden.

Von einer Regierung aber kann man (nach dem Begriff, den die gesunde Vernunft davon sich zu machen berechtigt ist) wohl erwarten, daß sie, wenn auch im allgemeinen sie nicht die Quintessenz des menschlichen Geistes sein kann — was vielleicht zu viel verlangt sein würde — sie doch auf jeden Fall den „konzentrirten Ausdruck" der menschlichen Verstandeskraft versinnliche und als solcher das leiste, was man mit Billigkeit und Ernst von ihr fordern darf.

Eine Regierung die sich in Wirren verstrickt, deren Endergebniß sie nicht vorausberechnen kann, ist keine Regierung. Eine Regierung die fremdherrliche

Einmischung in ihre innern Angelegenheiten duldet, von welcher Beschaffenheit und Tendenz sie auch sei, ist keine Regierung. Eine Regierung die gleich viel welchen politischen oder religiösen Krebsschaden, der die erhaltenden Säfte ihres Landes zu verderben, ihren innern Organismus zu zerrütten, ihr Mark (d. h. ihre moralische Macht) zu erschöpfen drohet, nicht bis auf die letzte Spur ausrottet, eine solche Regierung ist keine Regierung.

Was macht man geltend, um die Nachsicht, die Schwäche zu beschönigen, die man den unbilligen Forderungen, der Gewaltanmaßung, der Einmischungssucht Roms gegenüber in Anwendung bringt?

Man stützt sich auf sogenannte politische Rücksichten, — wie wenn es höhere politische Rücksichten geben könnte als die, welche die allgemeine, innerste Staatsordnung, die Erhaltung der allbeherrschenden Gesetzlichkeit, der öffentlichen Ruhe, der bürgerlichen Zufriedenheit betreffen; auf religiöse Umstände und Verhältnisse, — wie wenn die Religion bestimmt, berufen, befugt wäre den Staat zu zerrütten und seinen Fortbestand zu gefährden, statt ihn zu erhalten und zu befestigen; auf nachbarliche, staats- und völkerrechtliche Beziehungen, — wie wenn man eines bewaffneten Friedens und einer Judas-Freundschaft wegen, nachbarliche, oder angebliche staats- und völkerrechtliche Beziehungen fortbestehen lassen müßte, die offenbar zum Nachtheil, wo nicht zum Verderben dessen gereichen, der ihr tiefeinschneidendes Eisenjoch nicht abzuwerfen sich berechtigt hält; auf kirchliche Einrichtungen endlich, — wie wenn, der gesunden Vernunft gemäß,

Digitized by Google

kirchliche Einrichtungen zulässig wären, die in Opposition sind mit den positiven, dringlichen, rationellen Interessen des Staats, mit dem Gesammtwohlergehn des Landes, mit dem ersten und höchsten Gesetz des Gemeinbesten und organischer Ordnung, mit Weisheit und Kraft....

Sehen wir, was man z. B. in der preußischen Rheinprovinz durch dergleichen Rücksichten, Verhältnisse, Beziehungen und Einrichtungen, seit den neuesten Störungen zwischen Berlin und Rom, gewonnen hat. Ein einfach aber richtig den Sachverhalt darstellender Aufsatz, über die „rheinisch-kirchlichen Zustände," in der Leipziger Allgemeinen Zeitung wird uns darüber genügenden Aufschluß geben.

„Obgleich man allgemein die Hoffnung hegte," heißt es darin, „die kirchlichen Wirren bald geschlichtet zu sehen, so hat doch diese Hoffnung nur zu lange schon getäuscht, und ihr Ergebniß ist noch nicht abzusehen.

„Welches sind nun aber die Gründe jener Aufregung, die angeblich die gesammte Bevölkerung der Rheinprovinz ergriffen hat? Sind es lediglich die verletzten Interessen des Erzbischofs von Köln, die eine rückwirkende Kraft ausüben, oder hegt die gesammte Bevölkerung den Glauben, daß eine Verletzung ihrer kirchlichen Rechte statt gefunden und ihre Religionsfreiheit gefährdet sei?

„Wir glauben das letzte verneinen, das erste hingegen bejahen zu müssen. Referent hat vor kurzer Zeit die Rheinprovinz bereist, und es haben sich ihm hierbei nachstehende Bemerkungen über die obengedachten Punkte aufgedrängt:

„Es dürfte kaum zu leugnen sein, daß in der Rheinprovinz, die bei ihrem Uebergange an Preußen fast gänzlich aus katholischen Einwohnern, bisher unter einem katholischen Staatsoberhaupte, bestand — so indifferent Napoleon überhaupt gegen Religionsansichten war und sehr richtig keinen Klerus, nur Priester haben wollte — dennoch in manchen Gemüthern der Keim der Unzufriedenheit gelegen haben mag, hinfort einem protestantischen Fürsten unterthan zu sein.

„Indeß schwand jene Unzufriedenheit, als selbst die orthodoxesten Katholiken sich überzeugen mußten, daß Preußens König seine Unterthanen beider christlichen Konfessionen mit gleicher Liebe umfaßte und ihnen gleiche Rechte zugestand, wie dies ja in den altpreußischen Provinzen von jeher der Fall war, da Katholiken eben so wie Protestanten ohne Unterschied zu allen Zivil- und Militärstellen befördert wurden.

„Es mußte daher, da überdies die freie Religionsübung in keiner Hinsicht gestört, der Staat auch die katholische Kirche in der Rheinprovinz stets begünstigte, natürlich jeder Religionshaß nach und nach schwinden; und wirklich war er nirgend bemerkbar. Herrschte er aber dennoch hier und da einzeln, so fand er weder im Innern noch von aussen Nahrung, sich weiter zu verbreiten, zumal da der katholische Klerus sowohl in der Rheinprovinz, als in den benachbarten Staaten, seinen Einfluß gänzlich verloren und durchaus keine Hoffnung hatte, ihn wieder zu erlangen.

„Der Wohlstand hob sich zusehends, und man kann unbedingt behaupten, daß die Rheinprovinz sich nie

in so blühendem Zustande befunden hat, wie unter der preußischen Regierung der Fall ist. Der Weg, den die Regierung hier, wie in den andern Provinzen, einschlug, durch möglichste „Bildung der Jugend“ die Geisteskultur zu heben, übte fortwährend seinen wohlthätigen Einfluß aus, und es stand zu hoffen, daß in nicht zu langer Zeit jede Scheidewand der Intoleranz gegen Andersgesinnte gänzlich verschwinden würde.

„Nun hob aber jene Hyder der Zwietracht, der „Jesuitismus,“ in den Nachbarstaaten sein Haupt empor und versuchte es, die Geisteknechtschaft wieder herbeizuführen, die von den Völkern mit den größten Opfern abgeschüttelt worden war. Unbedingt dehnte sich sein Wirken auch bis auf die Rheinprovinz aus, da er namentlich in Belgien einen nur zu guten Anklang gefunden hatte, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß das Verfahren des Erzbischofs von Köln, seine Uranfänge, den Machinationen jenes Ordens zuzuschreiben sind, weil er seine frühere einflußreiche Stellung nicht so leicht vergessen kann und ihn die verlorne Macht noch zu sehr schmerzt.

„Wie wollte er aber seinen verderblichen „Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten“ anders wiedergewinnen, wenn er nicht die Fackel des Religionshasses zwischen Andersgesinnten anzündete und das Band, das den Unterthan an das Staatsoberhaupt knüpft, aufzulockern suchte? Nur dann fand sein finsteres, lichtscheues Treiben Eingang.

„Daß diesem Orden die Mittel, seinen Zweck zu erreichen, sie mögen von einer Art sein von welcher

sie wollen, immer genehm sind, und daß er um sie nie verlegen war, ist bekannt genug, so wie es nur zu wahr ist, daß man seinen Einfluß nur vernichten kann, wenn man ihn selbst gänzlich vernichtet.

„So lange der Erzbischof Graf Spiegel lebte, war es dem Orden nicht gelungen, irgend einen Einfluß auf den katholischen Klerus der Provinz auszuüben, weil das Oberhaupt der dortigen Kirche, jeder Intoleranz abgeneigt und seinen Einflüsterungen kein Ohr leihend, einen wohlthätigen Einfluß ausübte; daß aber bereits bei seinem Leben Versuche gemacht worden sind, um den katholischen Klerus auf Abwege zu leiten, ihm den verlorenen Einfluß der katholischen Kirche überhaupt als einen empfindlichen Verlust ins Gedächtniß zu rufen, dürfte keinem Zweifel unterliegen, da die plötzliche Sinnesänderung eines so großen Theiles des Klerus nimmermehr ein Ergebniß momentaner Verhältnisse sein kann.

„Bei Uebernahme des Erzbisthums Köln schien der jetzige Erzbischof äusserlich in die Fußstapfen seines Vorgängers treten zu wollen; doch plötzlich vermochten ihn äussere Anreizung und seine jesuitische einflußreiche nächste Umgebung, zu einer öffentlichen Darlegung seiner von jeher retrograden Ansichten. Denn wir können mit Gewißheit annehmen, daß ohne jene Einflüsterungen er es niemals gewagt haben würde, in die Schranken gegen die Regierung zu treten. Er wurde lediglich als Mittel zum Zwecke benutzt und fiel in die ihm gelegten Schlingen.

„Der Erfolg dieser Umtriebe, die der Erzbischof bei einiger Umsicht leicht hätte durchschauen müssen, war der, daß er sich zu gesetzwidrigen Handlungen

verleiten ließ; eine sehr richtige Berechnung, da seine Rathgeber den Karakter des Erzbischofs genau kannten und wußten, daß er das begonnene Werk nicht würde fallen lassen, also nicht wieder zurücktreten könnte.

„Nun war es aber Pflicht der Regierung, seinem verderblichen Wirken Schranken zu setzen. Denn er ist Unterthan der Regierung, wie es jeder andere ist, da er den Unterthanen- und Episkopaleid geleistet hat. Kein Staatsbürger kann aber zwei Staatsoberhäuptern unterthan sein. Eine Berufung an den Papst, qua Oberherrn, war daher eben so ungesetzlich als unzulässig; wie dies auch nur zu leeren Demonstrationen führen kann, denen man heutzutage nicht eben das Gewicht wie im 12. und 13. Jahrhunderte beilegt. Keine Regierung wird aber ein anmaßendes Einschreiten in innere Institutionen, die auf rechtlichen Prinzipien basirt sind, von dieser Seite dulden, sich auch nie einen Staat im Staate gefallen lassen.

„Der Erzbischof mußte voraussehen, daß die Regierung ihre Rechte wahren, und die Ahndung seinem Treiben folgen werde. Das letzte aber war von der Art, daß es ein gesetzliches Einschreiten in jeder Hinsicht rechtfertigte.

„Man hat es der Regierung zum Vorwurfe gemacht, den Erzbischof von seinem Amt entfernt zu haben, bevor man eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet hatte, bevor er gesetzmäßig verurtheilt war. Wir fragen aber:

„„In welchem Staate ist es Sitte, daß man bei offenkundigen Vergehen, sei es gegen den Staat oder

gegen Privatpersonen, eine langwierige Untersuchung fortführt, während dieser Zeit aber dem Schuldigen die Macht in Händen läßt, fortwährend zu schaden, wenn derselbe noch insbesondere erklärt, in seinem gesetzwidrigen Treiben verharren zu wollen?"

„Würde in einem solchen Falle die Regierung sich nicht den gerechtesten, bittersten Tadel zuziehen? Hat sie denn keine Verpflichtungen gegen die Staatsangehörigen? Obiger Fall trat aber offenbar hier ein, da der Erzbischof nie die Erklärung abgeben wollte, „bis zur Erledigung des betreffenden Gegenstandes, auf dem Wege der Unterhandlung mit dem römischen Stuhle," sein gesetzwidriges Thun einstweilen einzustellen, vielmehr fortwährend darin beharrte. Es blieb daher der Regierung kein anderes Mittel, als den Erzbischof durch die gesetzmäßige Gewalt von seiner Stelle zu entfernen und so lange unschädlich zu machen, bis sich seine etwaige Unschuld rechtlich erweisen ließ.

„Denn Beweise von Schuld hatte die Regierung in Händen, und dem Publikum sind sie bekannt. Die Regierung befand sich daher bei ihrer Handlungsweise überall in ihrem Rechte. Der Streit über angebliche Verletzung des Konkordates gehörte niemals vor den Richterstuhl des Erzbischofs. Er durfte hier keineswegs eigenmächtig verfahren, denn das Konkordat ist nicht mit ihm geschlossen. Er konnte nur als Kläger auftreten.

„Glaubte der Erzbischof, als Vertreter des katholischen Klerus, sich beeinträchtigt, so mußte er zur **Erledigung seiner Beschwerden den verfassungsmäßigen Weg einschlagen, und das Endresultat der Verhand-**

lungen der Regierung mit dem römischen Stuhl abwarten. Selbsthilfe stand ihm nie zu und ist auch nie zu rechtfertigen, am wenigsten aber auf einem so ungesetzlichen Wege, wie es hier geschah.

„Gewiß nur mit Widerwillen, nachdem alle Mittel der Güte fehlschlugen, entschloß sich die Regierung, den Erzbischof von seinem Sitze zu entfernen. Daß die aufgeklärte Bevölkerung Kölns in dieser Entfernung einen ungesetzlichen Schritt gesehen habe, ist durchaus unbegründet. Das Verhalten derselben, bei der Maßregel selbst, widerlegt dies zur Genüge, da Referent sich die Gewißheit an Ort und Stelle verschafft hat, „daß zu jener Zeit keine Aufregung in Köln und der Nachbarschaft statt fand, ja daß sich in Köln selbst die niedere Volksklasse nicht zusammenrottete oder Exzesse beging, wie dies doch sonst bei jedem aussergewöhnlichen Ereignisse der Fall zu sein pflegt." Das liefert den offenbaren Beweis, daß man zu der Gerechtigkeitsliebe der preußischen Regierung Vertrauen hegte. Auch später ist von dort aus keine Protestation von der Bevölkerung erfolgt.

„Es war also keineswegs zu erwarten, daß eine Unzufriedenheit der Gemüther entstehen würde, wenn von Seite der Regierung nicht andere gegründetere Veranlassungen zu Beschwerden gegeben würden, oder wenn man diese nicht durch künstliche Mittel herbeiführte. Daß aber die Regierung keine Veranlassung gegeben hat, ist allbekannt. Es läßt sich indeß nicht leugnen, daß sich nach jener Zeit eine Aufregung, namentlich in den Belgien zunächst gelegenen Kreisen, gezeigt hat, die sich nach und nach weiter verbreitete

und einen Karakter angenommen, der zu der ursprünglichen Veranlassung in keinem Verhältnisse steht.

„Betrachten wir die Beschwerdepunkte genauer, so ist es keinesweges mehr der entfernte Erzbischof, der anfänglich zum Vorwande diente; es ist die Religion selbst, die angeblich gefährdet sein soll. Wir fragen aber: „Inwiefern ist dieses wirklich der Fall?" Hat denn die Regierung der freien Religionsübung der katholischen Angehörigen irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt? Das wird gewiß niemand zu behaupten wagen. Die Regierung sucht lediglich ihre wohlbegründeten Rechte zu wahren, und will dem katholischen Klerus eigenmächtige Eingriffe in die gesellschaftliche Ordnung nicht gestatten.

„Einen andern Beschwerdepunkt geben die „gemischten Ehen." Hier müssen wir abermals fragen: „War denn die katholische Geistlichkeit, vor Einsetzung des Erzbischofs Droste von Vischering, weniger mit ihren Rechten vertraut als sie es jetzt ist; war sie weniger religiös, weniger einsichtig; warum befolgte sie vor jener Zeit andere Grundsätze, eine andere Praxis?" Oder wenn wir die Bevölkerung berücksichtigen: betrachtet sie es denn als eine Ungerechtigkeit von Seite der Regierung, wenn diese es dem Klerus nicht gestatten will, ihr bei den aus gemischten Ehen entsprungenen Kindern einen Geisteszwang aufzulegen?

„Das wäre eine merkwürdige Annahme. Nur wenn die Regierung den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, also wenn sie den katholische Klerus ermächtigt hätte, von den Brautleuten verschiedener Religion ein Versprechen über die Erziehung der zu-

künftigen Kinder in der katholischen Religion abfordern zu dürfen, hätte man dieses als eine die Glaubensfreiheit beschränkende Maßregel ansehn müssen.

„Bei dem gegenwärtigen Verfahren muß die aufgeklärte Bevölkerung Preußens selbst einsehn, daß die Regierung nur die „Glaubensfreiheit ihrer katholischen Unterthanen" gegen die unbefugten und unbegründeten Eingriffe der Geistlichkeit zu schützen sucht. In anderer Hinsicht muß es der Regierung ganz gleichgiltig sein, zu welcher Religion die Staatsangehörigen sich bekennen, „wenn sie nur treue und gute Bürger sind."

„Hier ligen aber tiefere Motive zum Grunde, deren Aufdeckung eben nicht zu den schwersten Aufgaben gehört und die wir nur theilweise berühren wollen. Das eine ligt offenbar in dem Bestreben der Regierung, die Geisteskultur der Unterthanen zu heben und hierdurch ein Zurückgehen in Religionsansichten zu hemmen. Daß dieses der retrograden Partei nicht angenehm sein konnte, daß sie es mit scheelen Augen ansah, wie durch fortschreitende Aufklärung und die hierdurch herbeigeführte größere Toleranz, zwischen den beiden christlichen Konfessionen jene schroffe Scheidewand, welche die orthodoxe Kirche immer aufrecht zu erhalten suchte, nach und nach fiel, wie die Bande, womit der Katholik an den römischen Stuhl gefesselt worden, um in ewig geistiger Knechtschaft zu verharren, immer lockerer wurden und man jene hierarchischen Anmaßungen, die sich auch über weltliche Angelegenheiten erstrecken wollten, gebührend zurückwies, ist sehr natürlich, und so suchte sie denn

jedes Mittel zu benutzen, um den frühern Einfluß wieder zu gewinnen.

„Bisher fehlte es nur an einem Haupt und einem Anlaß. Es mußte das erste sich darbietende Ereigniß, welches irgend einen Schein für sich hatte, zum Vorwand genommen werden. Denn man mußte um jeden Preis den Kampf „je eher je lieber" beginnen. Wartete man nur noch kurze Zeit, so war der letzte Rest von dem verloren, was Jahrhunderte hindurch aufgebaut worden und was in den letzten 50 Jahren theils gänzlich über den Haufen geworfen, theils erschüttert war. Und so sehen wir denn in diesen Glaubensangelegenheiten nicht die katholische Bevölkerung Preußens, sondern den katholischen Klerus „protestirend" auftreten.

„Es sind aber nicht die Glaubensrechte des Volkes, welche er vertheidigt; es sind die „Privatzwecke der römischen Kuria," die sich selbst überlebt hat und die deshalb die letzten Anstrengungen zur Wiedererlangung ihrer „verjährten und unwiederbringlich verlornen Macht" aufbietet, indem sie hierzu des orthodoxen Klerus und des Jesuitismus sich bedient, ohne bei ihrer sonstigen Klugheit zu bedenken, daß sie durch solch Verfahren ihren endlichen Fall nur beschleunigt.

„Eine Rückwirkung auf die katholische Bevölkerung ist aber nicht nur natürlich, sondern unvermeidlich. Denn die Verbindung des katholischen Geistlichen mit der Bevölkerung seines Kirchsprengels ist der Natur der Sache nach viel enger, als dieses bei den andern Religionsverwandten der Fall ist, da jenem ein viel

größeres Feld zu Gebote steht, seinen Einfluß auf seine Pfarrkinder auszuüben, ja sie seinem „Willen" in mancher Hinsicht unterthan zu machen. Das ist aber um so mehr der Fall, je tiefer die Geisteskultur derselben steht und je mehr angedrohte Kirchenstrafen Einfluß auf das Gemüth der Betheiligten haben.

„Der Mittelstand steht in der Rheinprovinz im allgemeinen in geistiger Hinsicht höher, als dieses in den zunächst gelegenen auswärtigen Provinzen der Fall ist; der Landmann hingegen steht fast noch auf derselben Stufe als der belgische. Bei jenem macht die ganze kirchliche Angelegenheit wenig Eindruck. Ihm stehen die materiellen Interessen, die leicht gefährdet werden können, viel zu hoch; er hat am meisten zu verlieren. Anders stellt sich das Verhältniß beim niedern, von Vorurtheilen noch befangenen Stande: er glaubt sein Seelenheil bedroht, oder es wird ihm doch diese Idee beigebracht, und er sieht selbst den strafbarsten Priester immer als eine geheiligte unantastbare Person an, die der weltlichen Macht unzugänglich sein muß. Dies letzte ist dem katholischen Klerus nur zu wohl bekannt, und diese Absicht ist es, die er, wenn er will, als ein sehr gewichtiges Mittel benutzen kann.

„Hier hat der retrograde Theil des katholischen Klerus natürlich bei der von der Regierung beabsichtigten Geistesaufklärung am meisten zu verlieren und sucht ihr entgegenzuarbeiten. Wollte man seine Zwecke erreichen, so mußte in dem niedern Stande, durch den retrograden Theil des Klerus am Rhein, nothwendigerweise die Idee erweckt werden, „die innersten Grundfesten der Religion seien, in dem Verfahren

der Regierung gegen den Erzbischof, erschüttert," denn die gemischten Ehen sind ein Ding, das diese Klasse wenig interessirt, weil sie unter ihr höchst selten vorkommen; den höhern, gebildetern Stand aber interessirt die Angelegenheit ebenso wenig, weil er sich einerseit in seinen Ansichten nicht leicht mehr beschränken läßt, und ihm anderseit der Ausweg offen steht, eine rechtsgiltige Ehe durch die protestantische kirchliche Weihe eingehen zu können, wozu sich der niedere Stand seltener bequemen wird.

„Um so mehr aber ist hierbei der katholische Klerus gefährdet, denn abgesehen von den Vortheilen, die ihm entgehen und die hier nicht in Betracht gezogen werden sollen, verliert er immer mehr an Einfluß, der empfindlichste und wundeste Fleck, der getroffen werden kann, und es wird hierdurch eine Annäherung beider Glaubensparteien bewirkt, die endlich zu einer Anerkennung der „Gleichbedeutendheit" beider Konfessionen von ihrer Seite führen müßte: ein Ereigniß, das die alleinseligmachende Kirche natürlich so weit als möglich hinauszuschieben sucht."

Also systematische Verknechtung, moralischer und intellektueller Kretinismus, religiöse Brutalisirung und Beutelschneiderei — das ist die hohe Aufgabe, der heilige Zweck, das ehrwürdige Streben der Kuria und ihres Bevollmächtigten, des Jesuitismus, in der Gegenwart! — Das neunzehnte Jahrhundert würde höchst kläglich dastehn in den Annalen der Geschichte, wäre es feig oder schlecht genug, eine so gemeine, eine so verrufene Farisäer-Spekulation gutzuheißen, ein so entehrendes theokratisches Piraten-Brandmal sich auf die Stirn prägen zu lassen....

Digitized by Google

„O anbetungswürdiges Herz, o kostbares Unterpfand meines Heils, o süßestes Labsal meiner Seele, ich umfasse dich im voraus, ich klammere mich fest an dich, ich versenke mich in die unergründliche Tiefe deiner Gnade und Barmherzigkeit, wie ich es in der Stunde meines Todeskampfes zu thun wünsche. Sei du meine Stütze, sei du mein Trost auf meinem letzten Schmerzenlager, in meinen letzten Nöthen und Beschwerden. Ich bewahre nur dich, wenn der Tod mir alles übrige rauben wird. Ich will dich in mein Herz versenken, dich in meinen Händen halten, dich mit mir in mein Grab nehmen *).“

Ja schluchzet, weinet, winselt auf solche und ähnliche Weise in Eurer heuchlerischen Frömmigkeit, suchet durch erzwungenen Eifer, durch falschen Schwung zum Höchsten und Heiligsten, durch gleisnerische oder fanatische Begeisterung die rohe, ungebildete Masse gefangen zu halten.... Klaget vielmehr mit dem Sohne des Hilkias:

Gott ist gerecht! Er gab uns die Gesetze,
Er gab uns die Gebote seines Mundes,
Und ihnen ungehorsam sind wir doch....
D'rum hat er Rom, das heilige, mit Schande,
Wie ein entehrtes Weib, mit Fluch gezeichnet
Und Kerkern seine Priester zugeführt **).

Wohin sollen, wohin können sie führen, die Umtriebe der römisch-apostolisch-katholischen Propaganda? Was bezwecken ihre Restaurationsversuche in Deutschland und der Schweiz? Beabsichtigt sie ernstlich durch ihre willfährigen Agenten, ihre Süßsauer und Kon-

*) Vergl. Heures de Notre-Dame des Hermites, S. 413.
**) Klagelieder Jeremiä, I, 18.

sorten, ihre abgeschmackten Pratiken, Mirakel und Heiligsprechungen ins 15. Jahrhundert uns zurückzubugsiren? Oder wenn das, der allgemeinen Aufklärung wegen — einzelner Blimblamblarien in gewissen Ländern unbeschadet — von ihr selbst als unmöglich erkannt und ermessen wird, sucht und findet sie darin nur Mittel, ihren demungeachtet unvermeidlichen Fall so lange als irgend möglich zu verzögern? Oder endlich führt sie eine vollkommene Erneuerung des „katholischen Instituts“ im Schilde und will sie, der Verkehrtheit der zu solchem Zwecke verwendeten Mittel unbeschadet, an dem Gibel desselben die Inschrift eingraben: „Renovatum 1839?“

. . . . Audin'! ex basilica
Anxie
Lugubre
Résonant *Funebria*
Plangit sonus, avens peregrinum
In maternum redeuntem sinum.*)

Mögen deshalb Bischöfe und Pfarrer, die lange den Gesetzen ihres Vaterlandes, wie den Weisungen der regierenden Staatsgewalt folgsam sich erwiesen, und auf keine offenkundige Weise die Eintracht zwischen den verschiedenen Konfessionen störten, sich jetzt immer fester an Rom anschließen, Feindschaft und Haß gegen die Anhänger anderer Bekenntnisse erwecken; mögen sie veraltete, in Vergessenheit entschlummerte

*) Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Schiller: das Lied von der Glocke.

Gebräuche wieder hervorrufen, ehemalige Ansprüche auf Selbstherrlichkeit und absolute Unabhängigkeit vom Staate wieder geltend machen wollen ...... desto besser, desto besser, der Geist unsers Jahrhunderts, der mächtige Stahlhebel unsrer Zeit, die scharfe furchtbare Waffe, die alles Vernunftwidrige, alles Absurde, alles Hochverrätherische gegen das mühsam und blutig errungene Menschenrecht mit gewaltigen Streichen mähet,

„die öffentliche Meinung“

wird um so eher fertig werden mit diesem Fötus der Unduldsamkeit, mit dieser Ausgeburt der wahnsinnigsten, elendesten Spiegelfechterei.

Frankreich ist ein politischer und religiöser Experimentalstaat. Was in Frankreich, durch Verwendung priesterlichen Materials zur Befestigung und Sicherstellung der filippinischen Dynastie geschieht, kümmert uns nicht; oder vielmehr es kümmert uns sehr, aber wir können es nicht ändern. Glaubt Ludwig Filipp, mit Nichtachtung des vom Schicksal Napoleons ihm gebotenen Beispiels (den weder sein Konkordat mit Rom, noch sein Episkopalsystem, das die Bischofe zu Werkzeugen seines Despotismus und die Pfarrer zu willenlosen Sklaven der Bischöfe machte, noch die Gefangenhaltung des Papst selbst vor seinem Sturz zu bewahren vermochte), glaubt Ludwig Filipp, mit Hintansetzung der Erfahrung aller Zeiten und Länder, seinen Thron auf die Sandbank des Ultramontanismus begründen zu können, statt, wie es jede richtige in die Zukunft blickende Politik ihm gebot, Frankreich auch in kirchlicher Beziehung vollkommen selbstständig zu machen und nicht es abermals Rom

in die Arme zu werfen, abermals seinem Jesuitismus Thor und Thür zu erschließen, abermals den geheimen Umtrieben seiner unverbesserlichen Tendenz freien Spielraum im Schooße der französischen Gesellschaft zuzugestehen; so mag er es auf eigenes Risiko und persönliche Gefahr hin thun.

Wir profezeihen in diesem Fall seiner Dynastie eine zehnjährige Dauer und Frankreich eine letzte Erschütterung, gräßlicher, schaudererregender als alle vorhergegangenen, deren Ergebniß kein anderes sein wird, als, in Folge einer langanhaltenden innern und äussern Metzelei, die Zerreissung dieses schönen Landes in ein Dutzend kleine Staaten — Republiken oder nicht — anfänglich umschlossen vom Bande einer gemeinsamen Konföderation, später schroff sich neben einander gruppirend in absoluter Unabhängigkeit und in sich selbst in noch viel kleinere Fraktionen sich zersplitternd.

Ob ein solches Ereigniß ein Glück oder ein Unglück für Europa sein würde, lassen wir anheimgestellt. Wie dem auch sei, befinden sich Deutschlands Staatsregierungen, namentlich die preußische, doch auf keine Weise unter Verhältnissen oder Zuständen, die eine besondere organisatorische Aehnlichkeit mit den herrschenden oder regierenden Interessen*) im heutigen Frankreich haben. Sie stehen in sich vollkommen fest begründet. Die Staatsverfassungen der unter ihrer Verwaltung befindlichen Länder sind Ergebnisse der Erfahrung der Jahrhunderte, nicht rückwirkender Lei-

*) Nach der Maxime: le Roi *règne*, mais il ne *gouverne* pas.

denschaften oder momentaner Bedürfnisse, wie in dem Lande zwischen den Pyrenäen und dem Rhein.

Sie müssen sich also von dem verhängnißvollen Beispiel, das der sonst so kluge und scharfsichtige König der Franzosen in der Gegenwart aufstellt, nicht irre leiten lassen. Er kann wohl, nach Abschaffung der finanziellen Loterie, zur vermeintlichen Vergrößerung des moralischen und politischen Kapitalfonds seiner Dynastie, das Lotospiel des Jesuitismus nützlich und entsprechend finden; Deutschland wird immer das gekrönte Fantom vor Augen haben, das die belgische Theokratie in dem königlichen Strohmann Leopold ihm zeigt.

Daß Ludwig Filipp nicht so beschränkt ist, um persönlich den starren, einseitigen, retrogaden Grundsätzen des römisch-apostolischen Katholizismus zu huldigen, braucht nicht in Rede gestellt zu werden. Denn überhaupt ist ihm der Katholizismus eben so gleichgiltig, als ihm der Protestantismus je gewesen sein mag, oder ihm noch ist. Man würde sich, nach unsrer Meinung überhaupt sehr irren, wenn man Ludwig Filipp, in Bezug auf seine Ueberzeugungen, mit jener noch ziemlich zahlreichen Schule in irgend eine Beziehung setzen wollte, welche, indem sie von der Filosophie des 18. Jahrhunderts ausgeht, doch noch an gewissen positiven Grundsätzen und Ideen festhält und in der Politik wieder Doktrinen geltend machen will, welche sie bis zu einem gewissen Grade früheren Thatsachen entnimmt.

Guizot, Royer-Collard und die übrigen Vertreter dieser Schule, glauben z. B. an die Legitimität und geben dem Katholizismus den Ausdruck

der Gewalt in Geist und Form, (der Klarheit halber gebrauche ich gleich das französische Wort: als „moyen gouvernemental“) zu. Nicht einmal so faßt Ludwig Filipp den Katholizismus auf. Denn er gehört zu einer ganz andern Schule, welche, im Gegensatze von jener, die Politik nicht auf Grundsätze und Lehren, sondern auf Thatsachen gründet und, wenn wir ihrer pragmatischen Entwickelung nachgehen wollen, in der voltaire'schen Filosophie ihre Keime und in Talleyrand's Diplomatik bis jetzt ihre vollendetste Frucht gehabt hat.

Man halte nur überhaupt grade diese zwei entgegengesetzten Richtungen fest, wenn man begreifen will, was unter uns vorgeht und vielleicht in nächster Zukunft vorgehen wird; wenn man einsehen will, wie und warum Ludwig Filipp den Protestantismus nicht nur nicht begünstigt, sondern sogar gegen ihn eine feindliche Stellung anzunehmen scheint, und dagegen den Katholizismus auf alle Weise befördert und beschützt.

Ich sage, eine „feindliche Stellung“, und sollte man diesen Ausdruck zu stark finden, würde es mir nicht schwer werden, die innere Wahrheit desselben durch Thatsachen darzuthun.

Man könnte sich freilich, um das Gegentheil zu beweisen, auf die Gegenwart der Herzogin von Orleans in den Tuilerien, die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem König der Belgier und der Prinzessin Marie mit dem Herzog von Würtemberg berufen; man weiß aber nicht, daß die Herzogin von Orleans, ungeachtet des Wohlwollens und der Zuvorkommenheit, womit sie die königliche Familie umgibt,

das Drückende ihrer Lage als Protestantin am Hofe Ludwig Filipp's wohl fühlt und fühlen muß; man weiß nicht, daß sie in ihren Verhältnissen und Beziehungen zu der protestantischen Kirche die größte Vorsicht und Zurückhaltung zu beobachten genöthigt ist, während sie sich den Katholiken auf jede Weise geneigt zu zeigen sucht; man weiß nicht, daß, als neulich Cornelius sein so ganz im Geiste des Katholizismus geschaffenes Kunstwerk, „das Weltgericht,“ vor der königlichen Familie erklärte, es die Herzogin von Orleans war, welche dafür, vielleicht vorzüglich mit als Deckmantel ihres Protestantismus, den größten Enthusiasmus bewies.

Und glaubt man vielleicht, daß Ludwig Filipp jetzt die dreifache protestantische Heirath in seiner Familie ganz gleichgiltig sei? Keineswegs. Wir wollen es nicht verbürgen, aber unsere Quellen sind rein und zuverlässig, wenn wir versichern, daß Ludwig Filipp zu verschiedenen Malen zu verstehen gegeben hat: „er würde dasselbe nicht thun, wenn es in seiner Macht stände, es ein zweites Mal zu thun.“

Die gegenwärtige Vorliebe Ludwig Filipps für den Katholizismus hängt mit seiner feinen Politik, welche vor allem, wie gesagt, eine „Politik der Thatsachen und der Umstände“ ist, aufs innigste zusammen, und zwar kommt dabei die innere Politik ebensowohl als die auswärtige ins Spiel.

Was die innere Politik betrifft, so sieht Ludwig Filipp wie jedermann, und noch besser, daß sich im Volk in diesem Augenblick eine religiöse Bewegung zeigt, in welcher sich aufs neue gewisse Tendenzen auf das Positive hin offenbaren. Auf diese Bewegung,

gleich viel ob wahr oder erkünstelt, setzt Ludwig Filipp seine Hoffnung. Sie kann in seinen Augen der Mittelpunkt eines neuen großen Interesses werden, worauf er seine Macht, die Zukunft seines Hauses zu stützen im Stande ist.

Deshalb läßt er auch der katholischen Geistlichkeit, von welcher jene Bewegung ausgeht und geleitet wird, so viel als möglich freie Hand. Es ist unglaublich, wie sehr in Frankreich namentlich der Einfluß dieser Geistlichkeit auf den öffentlichen Unterricht wächst. Die Ecoles des frères de la doctrine chrétienne für den Elementar-, und die petits séminaires für den höhern Schulunterricht, kommen immer mehr in Aufnahme und können sich um so leichter zu einer selbständigen Macht im Gebiete des Geistes erheben, da sie nicht unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung stehen, und diese, indem sie dieselben nur duldet, keine Gewalt über sie hat, welche ganz in den Händen der höhern Geistlichkeit ist.

Diese Geistlichkeit ist aber, in ihren Abstufungen und ihrer hierarchischen Vergliederung, in der That die einzige Körperschaft in Frankreich, welche sich durch Einheit des Sinnes, des ihr zu Grunde ligenden moralischen Gedankens und der Organisation aufrecht zu erhalten gewußt hat. Die Politik Ludwig Filipps sieht in ihr eine gegebene Thatsache, deren er sich zu seinen Zwecken bedienen müsse; und um dies zu können, ist es vor allem nöthig, ihr Zugeständnisse zu machen.

Hier ligt der gefährliche Punkt dieser Politik, welche, einmal begonnen, ins Unendliche führen kann. Denn das dem Katholizismus inwohnende Prinzip des

Absolutismus, wird der Geistlichkeit nicht eher Ruhe lassen, als bis sie Ludwig Filipp mit aller seiner klugen Politik ganz in ihrer Gewalt hat. Von Zugeständnissen zu Zugeständnissen kann sie ihn aufs äusserste treiben und wir können es noch erleben, daß er sich dann in der Verzweiflung mit Gewalt wieder von ihr losreißen, sich abermals in die Arme der Nation werfen und gegen die selbst die Waffen ergreifen muß, auf welche er seine schönsten Hoffnungen gesetzt haben mochte. Denn, bemerkt neulich jemand sehr richtig in Bezug auf die wachsende Macht der katholischen Geistlichkeit Frankreichs: „Ce sont des gens qu'il faut mettre tous les quinze ans à la raison.“ (Es sind Leute, die man alle 15 Jahre einmal zur Vernunft bringen muß.) So kann sich Ludwig Filipp's Politik an ihm selbst am empfindlichsten rächen. *)

*) Vergl. Leipziger Allg. Zeit., No. 345 (11 Dez. 1838), S. 4148.

Verschiedenes aus den vereinigten Staaten Nordamerikas.

Größe und Tiefe der nordamerikanischen Seen. — Der Ontariosee ist 180 englische oder 45 deutsche Meilen lang und 40 englische oder 10 deutsche Meilen breit. Die größte Länge des Eriesees beträgt 67½ deutsche Meilen und seine Breite 15 Meilen. Er ist 130 Fuß tief. Der Huronsee hat eine Länge von 62½ und eine Breite von 25 deutschen Meilen. Seine Tiefe mißt 900 Fuß. Der Mischigansee ist 100 deutsche Meilen lang, 12½ Meilen breit und 900 Fuß tief. Die Greenbucht hat eine Länge von 25 und eine Breite von 5 deutschen Meilen. Ihre Tiefe ist noch nicht genau gemessen.

Bevölkerung des Mainestaats. — Der Staat Maine hatte am 1. März 1837, die Madanaska-Niederlassung nicht mitgerechnet, eine Bevölkerung von 472,151 Seelen, mithin 72,689 mehr als bei der letzten Zählung von 1830. Gegen Ende 1838 berechnete man seine Einwohnerzahl schon zu einer halben Million. Sein Hauptort Portland, hatte um die letzte Zeit über 20,000 Einwohner.

Der Mississipistaat. — Nach einer neuen, im Mississipistaate bewerkstelligten nun offiziell mitgetheilten Zählung (Census), beträgt seine Bevölkerung, mit Ausnahme der drei Grafschaften Desoto, Monroe und Tunica, 302,207 Individ., wovon 140,142 freie Weisse und 162,665 Sklaven. Von den Weissen sind

75,299 Personen männlichen Geschlechts, wovon mehr als die Hälfte, nämlich 39,488, unter 21 Jahren. Das angebaute Land in diesem Staate umfaßt 1,027,045 Acker. Der Baumwolleertrag belief sich im J. 1837 auf 315,194 Ballen. Die meiste Baumwolle wird in den Grafschaften Adam, Madison, Wilkinson, Hinds, Warren und Clayborne gewonnen, die zusammen über 172,000 Ballen hervorbringen, nämlich die drei ersten 96,000 und die drei letzten 76,000 Ballen.

Merkwürdige Höle am Ohio. — Zwanzig Meilen unterhalb der Mündung des Wabashflusses, ist am Ohio eine Höle, worin manche Hieroglyphen und Verzierungen gefunden werden, aus welchen man schließen kann, daß die Urheber derselben einen ansehnlichen Grad von Bildung besaßen.

Diese Höle ist in einem Felsen oder Abhange des Berges, hart am Ufee des Ohio, und bei hohem Wasserstande beinahe gleich mit dem Wasserspiegel. Im Anfang der Ansiedelung Ohio's, wurde diese Höle von einer Gesellschaft Kentuckyer besetzt, welche unter dem Namen „Wilson's Bande“ bekannt war. Wilson zog zuerst mit seiner Familie dahin, und errichtete auf der Wasserseite ein Schild, mit der Inschrift: „Wilson's Getränke-, Keller- und Speisehaus.“ — Die Neuheit einer solchen Wirthschaft veranlaßte beinahe alle Boote zu halten und Erfrischungen einzunehmen. Diese Verhältnisse veranlaßten bald eine Anzahl Müssiggänger, ihren Aufenthalt in der Höle zu nehmen, und in Verbindung mit Wilson eine Räuberbande zu bilden, welche von nun an die Mannschaft von allen Booten, die daselbst Halt machten,

ermordete und die Boote, mit einigen aus ihrer Mitte bemannt, nach Neu-Orleans zum Verkaufe sandte.

Die Kaufleute der obern Gegenden des Ohio schöpften jedoch bald Verdacht, da sie von ihren Waaren nichts mehr hörten und die von ihnen weggesandten Leute nicht zurückkehrten. Dieser Verdacht leitete zu einer Untersuchung, durch welche man fand, daß Wilson, mit einer organisirten Bande von fünf und vierzig Mann, der Urheber so vielen Raubes und Blutvergießens war; daß Wilson mit seiner Bande auf der Hurrikan-Insel eine Stellung eingenommen hatte, von welcher aus er jedes Boot, das an der Höle vorbeifuhr, anhielt — und daß er in Natches und Neu-Orleans Agenten hatte, welche für angesehene Bürger galten und seine Waaren absetzten, obschon sie wußten, daß dieselben gestohlen oder durch Raubmord in ihre Hände gekommen waren.

Da diese Schandthaten Wilson's bekannt wurden, konnte er sich nicht lange mehr halten. Einige Raubmörder entliefen, andere wurden gefangen, und er selbst wurde durch einen seiner Kameraden, den der auf Wilson's Kopf gesetzte Preis anlockte, ermordet.

Die Höle ist ungefähr zwanzig Ruthen lang, fünf Ruthen breit und fünf und zwanzig Fuß hoch. Die Wände bestehen aus einem glatten Felsen, und sind mit Sinnbildern und Darstellungen von Thieren verziert, welche mit Recht auf einen Grad der Bildung schließen lassen, der die damaligen Bewohner derselben weit über die gegenwärtigen Indianer erhebt. Oberhalb dieser Höle ist noch eine kleinere, die durch einen engen Gang mit der ersteren verbunden ist. Hier findet man ebenfalls die Bildnisse verschiedener

zum Theil nicht mehr vorhandener Thiere in Stein gehauen.

Ermordung eines Deutschen. — Franz Aegidus, ein Deutscher, wurde vor einigen Tagen unter sehr geheimnißvollen Umständen in Neu-York ermordet. Man fand seinen Körper in einer offenen Lotte, mit durchbohrten Rippen. Er war Arbeiter in einer chemischen Manufaktur und hatte das Lob eines stillen und rechtschaffenen Mannes. Eine goldene Uhr und andere werthvolle Artikel, die er bei sich trug und von der Hand seiner Mörder unberührt blieben, zeigen an, daß Raub nicht der Beweggrund ihrer That war. Die Polizei hat bis jetzt noch keine Spur von ihnen entdeckt.

Schicksale eines Wallfischfängers. — Das auf den Wallfischfang ausgesandte amerikanische Schiff, der Essex, hatte im stillen Meere den größten Theil der Mannschaft in Böten entsendet, um Wallfische aufzusuchen und zu erlegen, als einige der auf dem Schiffe zurückgebliebenen Matrosen einen ungeheuern Wallfisch dicht auf das Schiff loskommen sahen. Schon sehr nahe daran, schien er unterzutauchen, um dem Schiffe auszuweichen; allein indem er dies that, stieß er mit seinem Rumpfe gegen einen Theil des Kiels an, der sogleich Stücke zerbrach und auf dem Meere herumschwamm. Hierauf sah man den Wallfisch in einer kleinen Entfernung vom Schiffe wieder auftauchen, und mit anscheinend großer Wuth auf dasselbe losfahren, indem er an den Bugspriet mit seinem Kopfe anschlug und denselben mit erstaunlicher Gewalt zerschmetterte. Das Schiff füllte sich unmittelbar darauf mit Wasser und sank nach einer Seite

zu. So war der einzige Zufluchtsort für die armen Leute auf den Böten zerstört, indem sie sich auf mehre hundert Meilen von dem nächsten Lande entfernt befanden. Als sie zum Wrack zurückkehrten, fanden sie die Wenigen, die sie am Bord zurückgelassen, wie sie in aller Eile sich in ein Boot geflüchtet, da sie kaum noch die Zeit dazu hatten, aus dem umstürzenden Schiffe zu entkommen. Es war wenig Vorrath an Lebensmitteln für die Mannschaft mit großer Schwierigkeit aus dem Wrack herbeizuschaffen, und damit sahen sie sich genöthigt die lange traurige Reise nach der Küste von Peru anzutreten. Nur einem Boote war es geglückt, von einem Fahrzeuge nicht weit von der Küste aufgenommen zu werden; auf demselben befanden sich die einzigen Ueberreste von der verunglückten Mannschaft, drei an der Zahl; alle Uebrigen waren unter den schrecklichsten Qualen des Hungers umgekommen.

Neue Schnelldruckerpresse. — Nach Angabe der „New York Post“ hat Herr Thomas Trench eine neue Druckerpresse erfunden, die alle ihre ältern Schwestern an Brauchbarkeit und Schnelligkeit übertreffen soll. Sie ist vorzüglich zu Stereotyp-Platten bestimmt und druckt jeden Tag 50 Ries Papier von sogenanntem Mammut-Format. Wir besitzen selbst, bemerkt obiges Blatt, einen Bogen, der aus dieser Presse hervorkommt, 26 Fuß lang und auf beiden Seiten gedruckt ist. Der Druck dieses Bogens wurde in einer Viertelminute vollendet. Er enthält 2 Bücher, wovon jedes 160 Seiten zählt. Die Kosten einer solchen Presse von erster Qualität übersteigen nicht 1000 Dollare (2500 fl.).

Amerikanische Weiberlist. — In Neu-York sind einige Weiber, deren Männer im Gefängnisse sitzen, auf eine scharfsinnige Methode verfallen, um die Befreiung derselben zu bewirken. Sie entlehnen Säuglinge, mit denen sie vor Gericht erscheinen, um Theilnahme zu erwecken. Der Anblick dieser lebendigen Bittschriften bleibt selten ohne Effekt. Die glücklichen Gefangenen werden entlassen mit der Ermahnung, friedlich nach Hause zu gehen und für Weib und Kinder zu sorgen.

Truppen-Bewegungen. — Man bemerkt seit einiger Zeit auf verschiedenen Punkten ungewöhnliche Bewegungen unter den disponiblen regelmäßigen Truppen der Ver. Staaten, alle, wie man sagt, darauf berechnet, dieselben an den westlichen Gränzen aufzustellen, im Fall es den ausgewanderten Indianern gelüsten sollte, Feindseligkeiten auszuüben.

Gerechtigkeitspflege. — In Bezug auf die Untersuchung des empörenden Verbrechens, welches einige ausgelassene Buben in Harrisburg an einem 15jährigen Mädchen ausübten, hat die Gerechtigkeit abermals wieder die Rolle eines Einäugigen gespielt. Die Wüstlinge wurden freigesprochen, weil es den Angeklagten gelang, den frühern Karakter des Mädchens verdächtig zu machen. Das Auffallende in dieser Sache ist vielleicht, daß ausser der Jury und den Richtern keine Menschenseele an die Wahrheit dieser Beschuldigung glaubt. Was sie aber über alle Zweifel erhebt, ist die Armuth des Opfers und der gefüllte Beutel der Verbrecher. Es ist übrigens unbegreiflich, wie eine so vollständig erwiesene viehische

That auf einen solchen Grund der Rechtfertigung aller Strafe entgehen konnte.

In Cincinnati strich seit einiger Zeit ein Haufe Nichtswürdiger herum, beschimpfte achtbare Frauenzimmer und jagte sie auf alle mögliche Weise in Furcht. Am Sonnabend, den 22. April, wurde einer dieser Frevler entdeckt, als er gerade einige Mädchen, die in die Schule gehen wollten, durch Ungebührlichkeiten beschimpfte. Er wurde verhaftet. Am folgenden Montag fand die Untersuchung dieser Angelegenheit statt, und eine Menge Menschen hatte sich versammelt, um, wie es schien, das Gesetz in eigene Hand zu nehmen. Es wurde erwiesen, daß jener Mensch seit mehren Wochen schon dergleichen Angriffe gemacht hatte und sogar auf Nothzucht ausgegangen war. Er wurde auf sechs Anklagen für schuldig erklärt, und für jede mit 20 Dll. bestraft, das Maximum der Strafe, worauf der Major erkennen konnte. Sodann wurde er, wegen Anklage auf Nothzucht, in's Gefängniß zurückgeführt. Der Gefangene ist ein gut aussehender Mann. Man fand auch falsche Schlüssel bei ihm.

Die Aufregung nahm am Nachmittag desselben Tages zu, als vier jener Schändlichen vor den Major gebracht worden waren, die beschuldigt wurden, ein junges Mädchen entführt und eingesperrt zu haben. Einer derselben war schon einige Tage vorher eingezogen, wegen Mangel an Beweisen aber wieder entlassen worden; die öffentliche Meinung hatte sich aber so sehr gegen ihn ausgesprochen, daß er, so wie die drei andern, abermals verhaftet wurde. Das entführte Mädchen ist eine Miß Allen. Einer der vier Verhafteten hatte sich nämlich in die Wohnung der

Mrs. King, die bei der Miß Allen lebte, unter dem Vorwande begeben, daß er von ihrem sterbenden Bruder gesandt worden sei. Er begleitete sie darauf nach einer Gesangschule und entführte sie auf dem Wege nach derselben.

Das Zeugniß der Aerzte besagt, daß Miß Allen sich in einem Zustande von völliger Geistesabwesenheit, wahrscheinlich in Folge der erlittenen Mißhandlungen, befinde. Zwei der Nichtswürdigen, Morfit und Lazarus, wurden sofort in das Gefängniß abgeführt, die beiden andern aber gegen eine bedeutende Bürgschaft vor der Hand wieder entlassen.

Die Untersuchung wurde am 2. Mai beendigt, und zwei der Betheiligten, Namens Levis, freigesprochen; Morfit und Lazarus blieben im Gefängniß. Den letzten Nachrichten vom Dienstag Abend 8 Uhr, den 2. Mai, zufolge, hatten sich in Main-Straße gegen 4000 Personen versammelt. General Lyttle bemühte sich, sie von Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Das Militär wurde beordert, auszurücken.

Milizen. — Die Militärmacht Pennsylvaniens zählt gegenwärtig, zufolge offizieller Berichte der Brigade-Inspektoren an den General-Adjudanten:

Einrollirte Miliz nebst Offizieren	173,550	Mann.
Einrollirte Freiwillige	28,635	
Zusammen:	202,185	

Vermählung eines Oberrichters mit einer Indianerin. — Der Oberrichter Levi Gilmanton, im Missuristaat, hat sich letzthin mit der Tochter des Indianer-Häuptlings vom Stamme der Füchse, Namens Keokkerscha (schwarzer Bär) verheirathet.

Hinzufügen muß man indeß, daß die junge Frau sieben Jahre in der Familie Davis, einer der wohlhabendsten des Landes, gelebt, und in einer Erziehungs-Anstalt zu Neujersei aufs sorgfältigste gebildet worden, weshalb sie sich durch nichts als ihre röthliche Hautfarbe, von jedem zivilisirten Frauenzimmer unterscheidet.

Mißhandlung eines Predigers. — Ein junger Geistlicher predigte unlängst in einer 14 englische oder viertehalb deutsche Meilen von Neu-Lissabon, im Ohiostaat, gelegenen Ortschaft, über Abschaffung der Sklaverei. Da stürmte eine Horde wilder Menschen in den Betsaal, riß den Geistlichen von der Kanzel, schleifte ihn an den Beinen aus dem Hause, zerfleischte sein Gesicht, bestrich ihm den ganzen Leib mit Theer, streuete Federn darauf, führte ihn in solchem Zustande eine Meile weit in den Wald und ließ ihn da frei, mit der Bedrohung: „wenn ihm sein Leben lieb sei, in der Gegend sich nie mehr sehen zu lassen."

Washington als Landwirth. — Washingtons Ruf als Krieger und Staatsmann ist bekannt, nicht so allgemein kennt man seine Verdienste als Landwirth. Er hatte eine große Vorliebe für das Landleben, und war in Virginien einer der ersten, die neue Versuche machten und landwirthschaftliche Verbesserungen einführten. Sein Eigenthum um Mount Vernon bestand aus 10,000 Acker Land in einem Stück, welches ungefähr 15 Quadratmeilen ausmachte. Das Ganze war in passende Bauereien abgetheilt, die von 2 bis 5 Meilen von seinem Hause entfernt lagen, und von ihm bei gutem Wetter täglich besucht wur-

den. Von der Ausdehnung seiner Landwirthschaft kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß er i. J. 1787 gegen 500 Acker Grasland mähete, 600 Bushel Hafer aussäete, 700 Acker mit Weizen bestellte, und eben so viel mit Korn, Gerste, Kartoffeln, Bohnen und Hafer, und 150 Acker mit Rüben. Sein Viehstand bestand aus 140 Pferden, 112 Kühen, 135 Ochsen, Rindern und Kälbern, und 500 Schafen. Er beschäftigte immer 250 Leute und hatte 24 Pflüge in beständiger Thätigkeit. Im Jahre 1786 schlachtete er 150 Schweine, die 18,500 Pfund wogen, für den Gebrauch seiner Haushaltung.

Schnelle des Postenlaufs. — Die östliche Schnellpost verläßt Neuyork um 6 Uhr Abends und kommt am sechsten Tage um 11 Uhr Nachts in Nashville an. Die Entfernung der einen Stadt von der andern beträgt 1074 englische oder 268½ deutsche Meilen. Man macht die 96 (24) Meilen von Neuyork bis Philadelphia in acht Zeitstunden, die 100 (25) Meilen von da bis Baltimore in 9 St., die 38 (9½) Meilen von da bis Washington in 4 St., die 43 (10¾) M. von da bis Frederik in 5 St., die 91 (27¾) M. von da bis Kumberland in 9 St., die 60 (15) M. von da bis Uniontown in 7 St., die 71 (17¾) M. von da bis Wheeling in 7½ St., die 75 (18¾) M. von da bis Zanesville in 8 St., die 57 (14¼) M. von da bis Kolumbus in 6 St., die 66 (16½) M. von da bis Dayton in 7½ St., die 53 (13¼) M. von da bis Cincinnati in 7 St., die 70 (17½) M. von da bis Georgetown in 9 St., die 70 (17½) M. von da bis Louisville in 9 St.,

die 184 (46) M. von da bis Nashville in 20½ St. Zusammen 1074 (268⅓) in 5 Tagen 5 Stunden.

Militär-Ausgaben. — Die gesammten Ausgaben für das Militärwesen der vereinigten Staaten haben sich während dem Jahr 1837 auf 11 Millionen Thaler oder 27½ rhein. Gulden belaufen.

Die Eisenhügel in Missuri und die Eisengruben in Tennessee. — Zu den großen Natur-Seltenheiten der Erde kann man auch die ungeheure Masse von eisenhaltigen Hügeln in Missuri zählen. Sie befinden sich gegen 40 Meilen westlich vom Missisipi, in den Counties St. Francis und Madison und gegen 100 Meilen südlich von St. Louis. Der höchste Berg ist gegen 700 Fuß und sein Areal gegen 500 Acker. Vom Staate Missuri wurde eine Gesellschaft zur Bearbeitung dieser Eisenminen bechartert; und man hofft durch diese Werke allein das ganze Mississippithal mit diesem nützlichen Produkte versehn zu können. Man hat berechnet, daß man die Tonne Eisen billiger liefern kann, als die Transportkosten einer Tonne von Neuorleans nach St. Louis betragen.

Die unerschöpflichen Eisenbergwerke in Tennessee und der schnelle Wachsthum dieses Zweiges der Manufaktur, ist die vorzüglichste Quelle des Wohlstandes in jenem Staate. Die Eisenwerke zu Kumberland liefern jährlich 2000 Tonnen Stangen-Eisen, 5000 Fäßchen Nägel, 3000 Tonnen Oefen und andere Waaren. Sie beschäftigen fortwährend 570 Arbeiter. Man hat gewöhnlich 200 Pferde und Maulthiere und 36 Züge Ochsen. Es werden da jährlich 300,000 Pfund Schweinefleisch, 7000 Barrel Mehl, 100,000

Bushel Steinkohlen und 45,000 Klafter Holz verbraucht.

Verkehr von Pittsburg. — Pittburg ist das amerikanische Birmingham. Es soll hier eine ausserordentliche Handelsthätigkeit herrschen. Binnen eilf Tagen des Monats November 1837 sind 27 Dampfböte, hauptsächlich von Louisville, Wheeling und St. Louis, angekommen, was als gar nichts ausserordentliches betrachtet wird. Nach Neuorleans war nicht ein einziges. Es scheint also, das Ohio-Thal beschränke seine Geschäfte auf seinen eigenen majestätischen Fluß.

Deutsche National-Zeitung, ein Sprechsaal für alle gebildeten Deutschen. Unter diesem Titel erscheint von Neujahr 1838 an, von Dr. Ferd. Häußler, Dr. Const. Hering und Wm. Kiderlen redigirt, in der Stadt Philadelphia eine neue Zeitschrift, deren Tendenz es sein soll, fern von blindem Parteigeist alle interessanten Fragen des Tages in Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion und Literatur zu besprechen. Die Zeitung erscheint wöchentlich, in groß Quart, acht Seiten stark. Der Preis ist 2 Doll. 50 Cts. (6 fl. 18 kr.) in jährlicher Vorausbezahlung.

Neu-Albany ist eine der blühendsten Städte in Indiana. Sie ligt an den schönen Gestaden des Ohioflusses, unterhalb Louisville. Gegenwärtig ist ein prächtiges Markthaus in Bau, dessen Länge 260 und dessen Breite 36 Fuß beträgt. Die Schiffswerften sind nicht so groß, wie die zu Cincinnati, doch gehören sie zu den bedeutendsten am Ohio. Die Straßen sind makadamisirt und die Bevölkerung ist in starkem Zunehmen.

Das größte Steinkohlenlager auf der Erde befindet sich wahrscheinlich im Missisſipistaat. Es umfaßt ein Gebiet von 900,000 englischen Geviertmeilen und hat also Raum genug für die Hälfte des europäischen Festlandes. In der Länge mißt es 1500 englische oder 375 deutsche und in der Breite 600 englische oder 150 deutsche Meilen.

Freie Neger in den vereinigten Staaten. — Ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 319,012. Davon sind in Neuengland 21,328, in Neuyork 44,348, in Neujersei 18,303, in Pennsylvanien 37,930, in Ohio, Indiana, Illinois und Mischigan zusammen 15,115. Die Anzahl der freien Neger in den Staaten der Union, wo die Sklaverei noch besteht, wird auf 181,888 Individuen angegeben, was für die vereinigten Staaten im Ganzen eine halbe Million freie Schwarze machen würde.

Deutsche Arbeiter. — Die Kanalbau-Gesellschaft von James-River und Kenawha hat in Deutschland tausend Arbeiter angeworben, die zum Kanalbau verwendet werden sollen. Sie haben sich zu Bremerhafen eingeschifft. Ihr Wochenlohn wird sich, nach dem mit ihnen geschlossenen Vertrag, auf 2½ Thaler (6 fl. 15 kr.) für den Mann belaufen.

Bäume im Meere und in der Erde. — Ein Zeichen immerwährender Veränderung der Form unserer Erdoberfläche, welche durch mancherlei Katastrofen bedingt ist, liefert auch das frühere Bett des Golfes von Mexiko. Im Attakapas-Distrikt, westlich von Neuorleans, findet man, in 40 Fuß Tiefe, Stämme von großen Bäumen. Doktor Powell meint, daß sich

einst der Golf von Mexiko weit am Mississipi hinauf erstreckt habe. Auch in Arkansas findet man Cypressen-Stämme 20—50 Fuß tief unter der Erdoberfläche begraben.

Steigende Wichtigkeit von Cincinnati. — Cincinnati, die „grüne Stadt des Westens," schreitet in jeder Hinsicht schnell vorwärts und es ist ausser Zweifel, daß sie bald zu den vorzüglichsten Städten der Union gerechnet werden wird. Sie hat vier Kollegien, eines worin Professoren für andere Institute gebildet werden und eine vortreffliche Erziehungs-Anstalt für Mädchen; ferner Schulen für die Rechtswissenschaften, für Fysik und Anatomie, ein Institut für Mechanik; zwei Museen; über 50 Vereine für wohlthätige und moralische Zwecke, und zehn Freischulen. Ihre Gebäude wetteifern an Eleganz mit den ersten der vereinigten Staaten. Im Jahre 1836 wurden gegen 150 neue Gebäude errichtet. Nicht nur ihr Markt von Produkten aller Art, auch ihre Künstler und Gelehrten wetteifern mit jeder andern Stadt in den vereinigten Staaten.

Mannigfaltigkeiten.

Größe und Bevölkerung der verschiedenen Staaten Asiens.

a. Einheimische Mächte.

	Ausdehnung in Geviertmeilen.	Bevölkerung. Absolute.	Auf die Gev.-Meile.
Schina	284,908	361,691,430	1291
Unabhängige Tatarei . .	34,270	5,000,000	146
Arabien	30,000	12,000,000	400
Britisch-indische Fürsten .	27,495	34,598,000	1258
Iran (Persien)	22,740	11,230,000	494
Türkei	20,000	12,000,000	600
Annam (Kochinschina) . .	16,700	12,000,000	838
Birma	13,030	3,500,000	268
Japan	12,569	30,000,000	2394
Afganistan	12,000	7,800,000	650
Beludschistan	6,670	1,700,000	255
Lahur und Seikenstaat . .	5,400	8,000,000	1481
Siam	3,778	2,800,000	794
Sindhy	2,482	1,000,000	403
Sindia	1,860	4,000,000	2204
Andanam	188	6,080	33
Maldiven	100	110,000	1010
b. Europäische Mächte.			
Rußland	214,556	2,987,000	14
England (unmittelbar) .	25,629	78,597,000	3066
Portugal	312	577,000	1849
Frankreich	20	130,000	6500
Dänemark	15	28,000	1866

Man entnimmt aus vorstehender Uebersicht, daß die dichteste Bevölkerung in Asien in den britischen Besitzungen in Indien sich befindet und die schwächste in dem zu Ruß-

land gehörigen Sibirien. Nach dem englischen Ostindien ist Japan am meisten bevölkert und nach diesem Schina. Die Tatarei, Beludschistan und Birma haben dagegen eine verhältnißmäßig noch dünner gesäete Bevölkerung, als Arabien, Persien nnd Sindhy. Andanam ist eine unfruchtbare Insel, die in solcher Beziehung gar nicht in Parallele gestellt werden kann.

Temperatur von Konstantinopel — Nach den vom Lazaristen-Missionär Delmas, Professor der Fysik beim französischen Kollegium in Konstantinopel, im Laufe des Jahres 1835 angestellten meteorologischen Beobachtungen, ist der mittlere Wärmestand der 12 Monate des Jahres, berechn etnach sieben täglichen Wahrnehmungen, um 4, 6 und 9 Uhr Morgens, Mittags, 3 und 6 Uhr Nachmittags und 9 Uhr Abends, nachstehender gewesen:

Monate.	Zentigrade.	Fahrenheit.	Réaumür.
Januar . . .	+ 6⁰44	44⁰	+ 5⁰
Februar . . .	„ 5,48	42	„ 4
März	„ 8,14	47	„ 6
April	„ 9,93	50	„ 8
Mai	„ 12,83	55	„ 10
Juni	„ 20,06	68	„ 16
Juli	„ 23,36	74	„ 19
August	„ 23,42	74	„ 19
September . .	„ 18,58	65	„ 14½
Oktober . . .	„ 19,98	68	„ 16
November . . .	„ 10,58	51	„ 8
Dezember . . .	„ 5,12	41	„ 4
Mittlere Temperatur vom ganzen Jahre.	+ 13,74	57	+ 11

Man sieht daraus, daß die Monate in denen die Temperatur sich am meisten hebt und senkt, Juni und November sind. Die wärmsten dagegen sind Juli und August, und die kältesten Dezember und Februar. Der niedrigste Thermometerstand war am 27. Dezember, nämlich — 4⁰94 Zentigrade (24 Fahrenheit oder — 3½ Réaumür) und der

höchste am 27. August, nämlich + 26°80 Zent. (80 Fahrenh. oder + 21° R.) Das Klima von Konstantinopel gehört also zu den sehr veränderlichen. Der Thermometer sank zweimal unter Null, den 27. und 28. Dezember.

Herat in Khorassan. — Das von den Persern in neuester Zeit so lange vergebens belagerte Herat, ist eine sehr alte Stadt, Hauptort der Provinz Khorassan, die früher zu Persien gehörte, seit mehren Jahren sich aber unabhängig von diesem Reiche gemacht hat. Herat war den alten Griechen unter dem Namen Aria bekannt. Es ligt auf der Karavanenstraße nach Indien, war früher Residenz der Sultane von Khorassan, ist gut gebaut und hat über 100,000 Einwohner, die durch Handel sehr wohlhabend geworden sind. Alle Eroberer Asiens haben es der Reihe nach genommen und verheert, namentlich Alexander der Große, Dschingis Khan, Timurleng, Nadir Schah u. a. Die persischen Schriftsteller nnd Dichter sind unerschöpflich in der Beschreibung der Pracht seiner Garten, Paläste, Karavanserais 2c. Jetzt wohnt in ihr ein Sohn oder Bruder des Beherrschers von Kabul, mit dem Titel eines Vizekönigs. Es gibt in Herat mehre Teppichfabriken, deren Erzeugnisse zu den schönsten gehören. In neuester Zeit sind iu ihm Waffenfabriken und eine Kanonengießerei errichtet worden. In der Nähe sind berühmte Stutereien. Das Einkommen der Stadt wird im Durchschnitt jährlich auf vier Millionen Rupien (etwa 9 Millionen fl. rhein.) angeschlagen.

Heilung durch Mond-Sympathie. — Unter den Bewohnern Ostindiens ist ein ganz einfaches Mittel gegen gewisse Krankheiten, vorzüglich gegen Nervenübel und Herzklopfen gebräuchlich, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Wasserheil-Verfahren des Vinzenz Priesnitz auf dem Gräfenberg hat.*) Die Kranken trinken nämlich einen gan-

*) Vergl. mit der Erörterung des Buches: „Der Geist der Gräfenberger Wasserkur," in der kritischen Uebersicht im 10. und 11. Theil für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

zen Kübel Wasser leer. Die Sympathie besteht einzig und allein darin, daß das mit Wasser angefüllte Gefäß so gestellt wird, daß der Vollmond darin sich abspiegeln kann. Der Patient muß nun starr diesen Abglanz betrachten, sodann die Augen schließen und das Gefäß so schnell als möglich leer trinken.

Ein Affront am Altar. — In der Ponkraziuskirche in London hat letzthin eine Szene stattgefunden, die glücklicherweise eben so sehr zu den auffallenden als zu den ausserordentlichen gehört. In dem Augenblicke, wo der Prediger zwei jungen vor ihm stehenden Verlobten den kirchlichen Seegen ertheilen und sie die Ringe wechseln lassen wollte, rief der Bräutigam plötzlich: „Hören Sie auf, hören Sie auf, ich habe mich anders besonnen und den Entschluß gefaßt, mich nicht zu verheirathen.“ Zugleich stieß er die Hand der Braut zurück, steckte seinen Ring in die Westentasche und lief über Hals und Kopf zum Tempel hinaus. Vergebens eilten ihm seine Verwandten nach, begleitet von denen der jungen Person, die schicklicherweise in Ohnmacht fiel und die der Pfarrer in die Sakristei bringen ließ. Man fand den Entsprungenen nirgends und brachte endlich in Erfahrung daß er, um allen fernern Nachstellungen zu entgehen, sich nach Amerika eingeschifft.. Einige Zeit nachher bewarb sich der vorgedachte Geistliche, der noch unverheirathet war, um die Hand des verschmäheten Frauenzimmers das jung, hübsch und reich ist. Sein Antrag wurde genehmigt, doch sollte das Ehebündniß erst im nächsten Frühling geschlossen werden, um den vom Altar entsprungenen von der Entwickelung der Sache benachrichtigen zu können und seiner entscheidenden Antwort theilhaftig zu werden.

Die Uebersetzer der Werke Hoffmanns in Paris. — Die französischen Zeitungen erzählen was folgt: „Die Literatur hat ihre Gewerbsmenschen und ihre verschiedenartigen Ausbildungsmittel, wie jeder andere Ver-

kehr. Das, wovon wir nur ein Beispiel aufstellen wollen, ist nicht das am wenigsten gebräuchliche. Ein Buchhändler wollte letzthin eine neue Uebersetzung der Werke Hoffmanns herausgeben, weshalb er sich an einen Schriftsteller wandte, dessen filologische Kenntnisse man ihm gerühmt. Nach getroffener Uebereinkunft schritt dieser sogleich zu Werke und brachte dem Unternehmer nach einigen Tagen den Anfang seiner Arbeit.

Der Buchhändler bemerkte eine wesentliche Verschiedenheit zwischen mehren Stellen der neuen Uebersetzung und denen der frühern, weshalb es zu Erörterungen kam, bei denen eine Vergleichung mit dem deutschen Text unumgänglich nothwendig wurde. Es ergab sich nun, daß der Buchhändler, obgleich er nur sehr unvollkommen deutsch lesen konnte und noch weniger den Sinn des Gelesenen verstand, dennoch ein wirklicher Gelehrter war im Vergleich mit dem andern, der sich genöthigt sah, zu gestehen, daß er in der deutschen Sprache durchaus unbewandert sei. Man kann sich leicht denken, daß der zwischen beiden geschlossene Vertrag unter so bewandten Umständen aufgehoben werden mußte.

Durch Erfahrung klug gemacht, zog nun der Buchhändler genaue Erkundigungen ein, und trat endlich in Unterhandlung mit einem Uebersetzer, der bereits verschiedene sehr günstig aufgenommene Bearbeitungen deutscher Werke unter seinem Namen herausgegeben. Anfänglich konnte er zu seiner Wahl sich nur Glück wünschen. Aber als er eines Tages in Konferenz sich befand mit seinem neuen Uebersetzer, kam der früher von ihm Beauftragte zu ihm mit einem Mann von sehr bescheidenem Aeussern, der sich sehr ehrerbietig gegen jenen verneigte.

„Sie kennen also Herrn N.?“ fragte ihn der Buchhändler.

— Ohne Zweifel habe ich die Ehre Herrn N. zu kennen, entgegnete der Gefragte, ein ehrlicher Deutscher. Ich setze für ihn die Uebertragung fort, die ich für Hrn. B. begonnen hatte.

Die konstitutionellen Streitkräfte in Spanien. — Es ergibt sich aus einer so eben bekannt gemachten offiziellen Uebersicht, daß die Nationalmiliz, welche der konstitutionellen Regierung in Madrid zu Gebote steht, sich auf 501,458 Mann Infanterie, 11,615 Mann Kavallerie, 5992 Mann Artillerie und 583 Bombardirer beläuft, wovon jedoch nur 155,209 Mann Infanterie, 7739 Mann Kavallerie, 5254 Mann Artillerie und 571 Bombardirer bewaffnet sind. Weniger zu verwundern ist es, daß eine Nation von 15 Millionen Seelen eine so bedeutende Streitmacht aufzubringen im Stande ist, als daß die Regierung seit fünf Jahren damit so wenig befriedigende Ergebnisse zu erzielen im Stande gewesen.

Anwendbarmachung der galvanischen Telegrafie. — Die neue Erfindung augenblicklicher telegrafischer Mittheilungen durch den Galvanismus, soll jetzt in einem großen Maßstabe zwischen London und Birmingham in Ausführung gebracht werden. Die dazu erforderliche Einrichtung besteht aus vier Eisendrathfaden, die auf jedem Ende mit einfachen galvanischen Leitern in Verbindung stehen. Sie sind längs der Straße von einem getheerten Wergfutteral umschlossen und jedes Ende ist an einem Diagramm oder einer Tafel befestigt, worauf die 24 Buchstaben des Alfabets eingegraben sind. Darüber sind bewegliche Blättchen angebracht, die von den Eisendräthen in Bewegung gesetzt werden und die gegebenen Buchstaben, einen nach dem andern, andeuten.

Ein sprechender Kanarienvogel. — Es gibt gegenwärtig in der Galerie der „Königin Adelheid,“ in London einen Kanarienvogel, den man sprechen gelernt, und der eben so genau als verständlich die Worte betont: „Mein lieber Kleiner! Lieber Dickey! Maria, Maria!“ Er ahmt nächstdem noch das Schellen einer Glocke nach und spricht die ihm mehrmals vorgesagten Worte viel deutlicher aus, als sprechende Elstern, Staare, Krähen,

Papageien es zu thun im Stande sind. Die in Rede stehende Thatsache ist in direktem Widerspruch mit der Behauptung der Ornithologen, denen zufolge der Kanarienvogel, der eigenthümlichen Bildung seiner Kehle wegen, durchaus unfähig sein würde, andere als zwitschernde Laute hervorzubringen.

Wähler in Frankreich. — Die Zahl der Personen, welche im J. 1838 durch ihr direktes Abgabenquantum befähigt gewesen, an den Wahlen der Mitglieder der Deputirtenkammer in Frankreich Antheil zu nehmen, belief sich im Ganzen auf 197,602 für 86 Departemente, was im Durchschnitt 2262 für jedes Departement macht, 554 für jedes Arrondissement und 5 für jede Gemeinde (deren es etwa 40,000 gibt). Die meisten Wähler hat das Seine-Departement (Paris), nämlich 16,871. Das Departement der Nieder-Seine (Rouen und die bedeutenden Fabrikorte in der Umgegend) hat deren nur 7599, und das Norddepartement, dessen Bevölkerung eine Million Seelen übersteigt, hat deren nur 6667. Die wenigsten Wähler, 310, hat Korsika. Das Departement der Niederalpen hat deren 412, das der Oberalpen 527, das der Oberpyrenäen 545, das der Lozère 712, das der Creuse 760, das der östlichen Pyrenäen 849 und das der Vogesen 997. Nur vier Departemente haben über 4000 Wähler: Das der Gironde hat deren 4693, das des Pas-de-Calais hat deren 4512, das von Calvados hat deren 4458 und das der Rhone hat deren 4251. Zehn Departemente (Aisne, Rhonemündungen, Eure, Obergaronne, Hérault, Manche, Oise, Saône und Loire, Seine und Oise, Somme) haben über 3000 Wähler, 22 haben über 2000 und 38 haben deren über tausend.

Die schwarzen Juden in Abyssinien. — Die Falachas oder israelitischen Neger wohnen in der abyssinischen Provinz Simia, hart am Ufer des zehn deutsche Meilen langen und halb so breiten Tzana- oder Dembeasees, in der Umgegend von Gondar (Hauptstadt von Ha-

besch) und in den Bergen auf der Nordseite von Dembea. Dagegen gibt es keine solche in der Provinz Tigreh und wenn sie von Zeit zu Zeit in Andowa, dem vorzüglichsten Handelsplatze der Gegend sich zeigen, so ist es nur, um dort zu arbeiten, oder um verschiedene Gegenstände durch Austausch sich zu verschaffen.

Vor ungefähr 50 Jahren bildeten die schwarzen Juden noch einen unabhängigen Staat. Ihr wichtigster Ort war damals das feste Schloß Aiuba-Gideon, auf einem hohen schwer ersteiglichen Felsen, wo ihr König residirte, der sich endlich dem christlichen Beherrscher von Simia unterwerfen mußte. Das äusserst zurückgezogene Leben dieser Neger-Israeliten und der Aberglaube ihrer Nachbarn, die sie für Zauberer halten, sichert ihnen immer noch eine gewisse Selbstständigkeit. Man verlangt weiter nichts von ihnen, als einen jährlichen Tribut, den sie größtentheils in Bodenerzeugnissen zu entrichten haben. Ueber ihre Sitten, Gebräuche und ihre politische Verfassung weiß man wenig oder nichts. Jedenfalls sind sie viel arbeitsamer und gewerbthätiger als die übrigen Landesbewohner. Zu Gondar sind fast alle Häuser von ihnen erbaut worden. Sie sind auch gute Schmiede und sollen nicht ungeübt in der Kunst sein, die Erze zu vermischen. In ihren Wohnungen herrscht viel Reinlichkeit.

In religiöser Hinsicht sind sie sehr unwissend und kennen von der Bibel nur die fünf Bücher Mose. Sie scheinen nicht aus Judäa zu stammen; denn es gebricht ihnen durchaus an dem ebräischen Ausdruck, wodurch alle Juden auf der ganzen Erde sich karakterisiren. Sie sind schwarz wie die übrigen Abyssinier und haben die auffallendsten Züge der afrikanischen Rasse, während die in noch heisseren Gegenden wohnenden Juden, unter andern die in Jemen, ihre ursprüngliche Fysionomie und ihre weiße Hautfarbe bewahren. Es läßt sich nach alledem nicht bezweifeln, daß sie von ächt abyssinischer Abkunft sind, und der Judaismus ihnen durch Missionäre oder auf andere Weise annehmbar gemacht worden.

Zum Ackerbau verwendete Elefanten. — Erst jetzt fängt man in den englisch-ostindischen Provinzen an, die Elefanten zum Pflügen zu verwenden. Sechs Jahrtausende haben vergehen müssen, bevor es den Menschen eingefallen, die ungeheure Stärke, die Gelehrigkeit und Gutmüthigkeit dieses Riesenthieres auf andere Weise, als zum Tragen zu verwenden. Ein Elefant verrichtet die Arbeit von 20 Ochsen und kostet in Zeylon nicht mehr als 80 bis 100 preußische Thaler (140—175 fl.)

Englischer Parlamentsbericht über die Ureinwohner der britischen Kolonien. — Der Bericht der Parlaments-Komite über die Ureinwohner der britischen Kolonien, geht von dem traurigen Gemälde des Zustandes der nordamerikanischen Eingebornen zu den britischen Besitzungen in Südamerika auf das englische Guiana über. Zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom zogen wandernde Stämme umher, den Niederlassungen Demerara und Essequibo näher oder ferner bleibend. Es sind die Karaiben, Arawacken, Warrows und Akkawäen. Auch die Zahl dieser hat abgenommen nach ihrem eigenen einstimmigen Zeugnisse, und zwar ist diese Verminderung in den letzten acht oder zehn Jahren immer merklicher geworden. Im J. 1831 schätzte man ihre Anzahl auf 5100. Von den Karaiben, den Ureinwohnern der westindischen Inseln, ist wenig mehr übrig, als die Sage, daß sie einst existirt hätten. Noch tiefere Schatten fallen auf die Europäer, wendet man den Blick zu dem trostlos elenden Zustande der Eingebornen von Neuholland. „So erbärmlich ihr Zustand auch war,“ sagt Bischof Brougthon, „bevor wir zu ihnen kamen, so ist er dennoch seitdem noch viel elender geworden. Ich glaube bestimmt, daß alle, die mit uns in Berührung kommen, in sehr wenigen Jahren untergehn werden; ich will nicht sagen, daß sie vertilgt werden, aber sie werden untergehn. Es ist entsetzlich, daß nach länger als 50 Jahren, seitdem christliche Völker neben ihnen leben, auch gar nichts zur Verbesse-

rung ihres Zustandes geschehn ist. Moralische Ansteckung hat sich unter ihnen verbreitet, und sie scheinen gegen die bessern Eigenschaften ihres Karakters, die sie verlieren, unsere niedrigsten und widerlichsten Laster anzunehmen. Viele Mordthaten werden von den freien Anpflanzern an ihnen verübt. Viele fallen durch die Waffen der ausgesandten Militärexpeditionen. Am furchtbarsten hat sich der Zustand der am Sidney lebenden verwandelt. Dort sieht man sie in der Straße umherirren, um Brod, Kleider und Rum bettelnd. Von Stämmen, die früher 200 bis 300 Mann stark waren, sind jetzt kaum noch zwei oder drei übrig. Auf Vandiemensland hatten die schändlichen Grausamkeiten, Mißhandlungen und Räubereien der Kolonisten die Eingebornen, wie der Gouverneur, Oberst Arthur, selbst später fand, einen edlen Volksstamm zu einer solchen Erbitterung gebracht, daß, um den gegenseitigen Rachethaten und Todschlägen ein Ende zu machen, es zum Heil der Kolonie umgänglich erachtet ward, sämmtliche Eingeborne mit Gewalt oder Güte von dem Boden, den ihre Urväter ihnen hinterlassen und auf dem sie bis zur Ankunft der Engländer frei und mächtig gelebt, zu entfernen und ganz zu vertreiben. Diese Ungerechtigkeit fand wirklich statt, und die ganze Bevölkerung von Vandiemensland ward, wie der Gouverneur schreibt, mit ihrer Bewilligung im Sept. 1834 nach der Flinders-Insel übergesiedelt. Kein Einziger von dem Stamm der Ureinwohner lebt mehr in Vandiemensland, und die von Sir Murray vorhergesagte Vertilgung und Vertreibung der eingebornen Stämme hat wirklich stattgefunden.

Sonderbare Wetten. — In einem englischen Klubb wurde kürzlich von drei Gentlemen eine Wette um eine bedeutende Summe eingegangen, die demjenigen zuerkannt ist, welcher unter nachbezeichneten Verhältnissen am meisten Geld macht. Der Eine macht sich anheischig, als Kutscher von und nach einer von ihm nach Belieben gewählten Stadt sechs Monate lang zu fahren; der Andere

durchwandert England als Sänger; der Dritte hat auf einem Theater in England, Schottland oder Irland im Trauer- oder Lustspiel aufzutreten.

Titulatur des Senats der freien Stadt Bremen. — Sie lautet folgendermaßen: Den Magnificis Hochwohlgeborn, Wohlgeborn, Vesten, Großachtbaren, Hochgelehrten, Hoch- und Wohlweisen Herren, Herren Bürgermeistern und Rath dieser freien Hanseestadt, meinen insonders Hochgeehrten und Hochgebietenden Herren und Obern.

Verhältnißmäßige Vermehrung der Bevölkerung Frankreichs und seiner Hauptstadt. — Nach der königlichen Ordonnanz vom 11. Mai 1832 belief sich die Bevölkerung in Frankreich (ohne die Kolonien) auf 32,560,934 Seelen, und nach der Ordonnanz vom 30. Dezember 1836, auf 33,540,910 Individuen.*) Die Vermehrung binnen fünf Jahren beläuft sich also auf 979,976 Menschen, oder im Durchschnitt auf 195,995 jährlich. In demselben Zeitraum ist die Einwohnerzahl von Paris von 774,338 auf 909,126 gestiegen. Sie hat sich also um 134,788, oder jährlich um 26,958 vermehrt. Diese Vermehrung beruht jedoch einzig und allein auf Einwanderung. Denn die eigentliche alte Bevölkerung von Paris hat sich im Gegentheil während diesen fünf Jahren um 18,711 Individuen, oder jährlich um 3542, vermindert.

Sehr kleine Pferde. — In Ostende ist kürzlich eine ganze Ladung kleiner Pferde von den Schottlandsinseln angekommen und zum theil nach Brüssel verkauft worden. Das kleinste dieser Thiere ist nicht größer als ein Hund und nur drittehalb Fuß hoch. Man kann sie zum Reiten und Fahren gebrauchen. Sie laufen ziemlich schnell und werden in ihrer Heimath bis 70 Jahr alt.

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Neueste Bevölkerung Frankreichs," in den Mannigfaltigkeiten im ersten Theil: für 1839 der Bibl. d. u. Weltk.

Kritische Uebersicht der neuesten und ausgezeichnetsten Erscheinungen in deutscher Literatur und Kunst.

Februar 1839.

Schicken wir eine summarische Uebersicht voran von den Büchern, Karten, Kupfer- und Stahlstichen ꝛc., die wir in den nächsten Theilen der Bibl. d. n. Weltk. in kritische Erörterung zu stellen haben. Es befinden sich darunter mehre sehr ausgezeichnete und wichtige Werke, worauf wir jetzt schon die Aufmerksamkeit unsrer Leser hinzuleiten wünschen. Wir machen davon besonders nachstehende namhaft:

„Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen," hauptsächlich aus dem militärischen Gesichtspunkte, nach den zuverläßigsten und neuesten, zum Theil noch nicht benutzten Quellen bearbeitet von F. von Kausler, Obristlieutenant im Königl. Würtemb. General-Quartiermeister-Stabe, und mit Noten versehen von dem Königl. Würtemb. General-Lieut. ꝛc. ꝛc. Grafen von Bismark. Erster Band. XXI u. 552 S. in 8. Mit 5 Uebersichtskarten und 10 Schlachten-Planen. Freiburg im Breisgau, 1838. In der Herderschen Kunst- und Buchhandlung.

„Hans von Reinhard," Bürgermeister des eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz. — Beitrag zur Geschichte der Schweiz während der letzten vier Jahrzehnte; bearbeitet nach Reinhards nachgelassenen Denkschriften, Tagebüchern und Briefwechsel von Conrad von Muralt, Alt-Bürgermeister des Kantons Zürich. Mit dem Bilde des Bürgermeisters H. von

Reinhard. Zürich, 1839. Bei Orell, Füßli und Compagnie. XVI u. 591 S. in gr. 8.

„Europa." Chronik der gebildeten Welt. 1838. Dritter und vierter Band. Herausgegeben von August Lewald. Gr. 8. Zusammen 1240 S. ohne das Album des Boudoirs. Stuttgart: Literatur-Comptoir.

„Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der Altenburgischen Bauern." Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage der Kronbiegelschen Schrift, von Carl Friedrich Hempel, Pfarrer sen. in Stünzhayn rc. rc. Nebst zehn colorirten Lithographien. XVIII u. 127 S. in 8. Altenburg, 1839. Schuphasesche Buchhandlung.

„Atlas von Europa in 220 Blättern." Entworfen und bearbeitet von Dr. J. E. Wörl, gestochen unter seiner Leitung. Zehnte, eilfte, zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Lieferung, enthaltend die Blätter: Warschau, Berlin, Passau, Venedig; Lübeck, Copenhagen, Weimar, Dresden; Wien, Grätz, Radom, Glatz; Goteborg, Viborg, Christiansand und Thisted, Tönningen, Rom, Florenz; Krakau, Danzig, Posen. — Karlsruhe und Freiburg. Im Verlage der Herderschen Kunst- und Buchhandlung.

„Naturgeschichtliches Cabinet des Thierreiches." Von Sir William Jardine. — III. Ornithologie. Zweiter Theil: Das Federnwildpret. Mit dem Bildniß und der Würdigung des Stamford Raffles. Nebst 30 colorirten Abbildungen und einer Vignette. — IV. Wiederkäuende Thiere. Erster Theil: Kameele, Hirsche, Rehe, Antilopen rc. Mit dem Bildnisse und der Lebensbeschreibung Campers. Mit 33 colorirten Abbildungen. — V. Ornithologie. Dritter Theil: Die Colibris. Mit dem Bildnisse und der Lebensbeschreibung Linnés. Mit 34 Abbildungen und einer Vignette. Sämmtlich deutsch bearbeitet von Dr. August Diezmann. Pesth, 1837. Verlag von C. A. Hartleben.

„Gallerie der Helden." Dritten Bandes erste Abtheilung. Leben Ferdinand von Schill's. Von Dr. Heinrich Döring. Mit einem Stahlstich, den Helden zu Pferde darstellend. 140 S. in 8. Leipzig, 1838. Verlag von W. Langewiesche in Barmen und Iserlohn.

„Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen." Unter vielseitiger Mitwirkung neu bearbeitet von Dr. Heinrich Schreiber. Mit 9 Stahlstichen einer vortrefflichen Karte der Umgebung von Freiburg, auf 6 Stunden im Umkreise, im Maßstab von $\frac{1}{100,000}$ von Dr. J. E. Wörl, und einem Plane der Stadt. X u. 444 S. in 12. Freiburg, 1838. Herdersche Kunst- und Buchhandlung.

„Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz." Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert. Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, so wie der Schlösser, Burgen und Klöster; nebst Anweisung denselben auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende, von G. W. Röder und P. C. von Tscharner. Erste Abtheilung. XI u. 381 S. in gr. 12. St. Gallen und Bern, 1838. Bei Huber uud Compagnie.

„Stunden der Andacht" zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Neue verbesserte Originalausgabe in 12 Theilen. Aarau, 1837 und 1838. Bei H. R. Sauerländer.

„Die mathematische Geographie" in Verbindung mit dem Gebrauche des Globus und der Entwerfung geographischer Netze bearbeitet von Dr. F. W. Streit, Königl. Preuß. Major a. D., 2c. 2c. Mit vier Figurentafeln. VI u. 147 S. in 8. Berlin, 1837. Verlag von E. H. Schröder.

„Cypressen." Erzählungen von Georg Döring. Herausgegeben von Wilhelm Kilzer. DreiTheile, enthal-

tend: G. Dörings Leben. — Der Sackpfeifer. — Die zwei Freunde. — Der moderne Fortunat. — Ergo bibamus. — Ueber jede Neigung Liebe. — Gedichte. — Mit dem Bilde Dörings. Zusammen VIII u. 860 S. in 12. Frankfurt am Main, 1838. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

„Ausgewählte Novellen und Dichtungen“ von Heinrich Zschokke. Vier Theile in 12. Aarau, 1838. Im Verlage von H. R. Sauerländer. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer. Vierte vollständige Original-Auflage, enthaltend: Lebensgeschichtliche Umrisse. Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. Alamontade. Die Verklärungen. Der Feldweibel. Das Loch im Aermel. Hermingarda. Der Eros, oder über die Liebe. Agathokles, Tyrann von Syrakus. Die Prinzessin von Wolfenbüttel. Der Pascha von Buda.

Dr. Ludwig Wachler's „Lehrbuch der Geschichte,“ zum Gebrauche in den höheren Unterrichts-Anstalten. Sechste vermehrte und verbesserte Ausgabe. XXIX u. 360 S. in gr. 8. Breslau, 1838. Bei Graß, Barth und Compagnie.

„Karte von Süddeutschland,“ im Maßstab 1 : 200,000. Von Dr. J. E. Wörl. Zehnte Lieferung, enthaltend die Blätter: Padua, Linz, Hallein und Salzburg. Karlsruhe und Freiburg, 1838. Herdersche Kunst- und Buchhandlung.

„Die Lebensfrage der Europäischen Zivilisation“ und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung. Von Dr. K. H. Scheidler, Professor in Jena. (Aus der Minerva besonders abgedruckt.) 99 S. in gr. 16. Jena, 1839. Brandsche Buchhandlung.

„Psyche.“ Von A. von Sternberg. Zwei Theile, zusammen 542 S. in 12. Frankfurt am Main, 1838. Bei J. D. Sauerländer.

„Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair," dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. Boumann. Zwei Theile, XXXVIII u. 558 S. in 8. Braunschweig, 1838. Verlag von G. Westermann.

„Ueber Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen." Eltern, Lehrern, Lehr= und Dienstherren, so wie Ortsbehörden, Schulvorständen, Gewerb= und Wohlthätigkeitsvereinen gewidmet von Karl Preusker, Königl. Sächs. Rentamtmann zu Großenhayn, Ritter rc. rc. Drittes Heft, 196 S. in 8. Leipzig, 1838. Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

„Vierstimmige Lieder für den Männerchor. — Vier und zwanzig zweistimmige Schullieder für Knaben= und Mädchenstimmen. — Gruß ans Bethli im Mai, Gedicht von Glutz." Sämmtlich komponirt von Mendel, Organist an der Hauptkirche und Gesanglehrer an der Literaturschule in Bern. Leipzig, Bern und Chur, 1838. Bei J. F. J. Dalp.

„Wörterbuch der deutschen Sprache" in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Dritte vielverbesserte und vermehrte Ausgabe. Ein Band in groß Lexiconformat in 4 Lieferungen. (Jede Lieferung von 12 Bogen kostet 16 gr., 1 fl. 12 kr. rhein., 1 fl. Conv. Münze.) Die erste und zweite Lieferung sind erschienen. Frankfurt am Main, 1838. Verlag von J. D. Sauerländer.

„Historisch=geographischer Atlas" zu den allgemeinen Geschichtswerken von C. von Rotteck, Pölitz und Becker, in 40 colorirten Karten, von Julius Löwenberg. Achte und neunte Lieferung. Karlsruhe und Freiburg, 1839. Herdersche Kunst= und Buchhandlung.

„Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk." Von Heinrich Zschokke. Sechste wohlfeilste Originalausgabe. Mit Fortsetzung der neuern

Geschichte. (Ladenpreis 36 kr., 9 Bz., 9 Gr.) 332 S. in 8. Aarau, 1838. Im Verlage bei H. R. Sauerländer.

„Reliquien Dr. Friedrich Ludwig Weidig's," gewesenen Pfarrers in Obergleen im Großherzogthum Hessen. Zum Besten der Wittwe Weidig's herausgegeben von einigen Freunden. (Preis 48 kr.) IV u. 132 S. in 12. Mannheim, 1838. Verlag von Heinrich Hoff.

„Parzen und Eumeniden." Von Gustav Bacherer. Zwei Bände, enthaltend: Der Zauber-Jüngling von Straßburg. — Der Todtengräber von Gürau. Zusammen 356 S. in 12. Frankfurt am Main, 1838. J. D. Sauerländer.

„Vollständige Harmonielehre" von Dr. Gustav Schilling. Auch unter dem Titel: Polyphonomos, oder die Kunst, in 35 Lectionen sich eine vollständige Kenntniß der musikalischen Harmonie zu erwerben. Ein Lehrbuch, zugleich zur Weckung und Förderung einer ächten musikalischen Bildung. Ein Band in vier Lieferungen. (Subscriptionspreis fürs Ganze 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr.) Zwei Lieferungen sind bereits erschienen. Stuttgart, 1839. Weise und Stoppani.

„Allemannische Gedichte." Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Von J. P. Hebel. Siebente vollständige Original-Ausgabe. Mit Kupfern. 268 S. in 12. Aarau, 1838. Bei H. R. Sauerländer.

„Volkssagen der Deutschen." Herausgegeben von Philipp von Steinau. XII u. 352 S. in 8. Zeitz, 1838. Druck und Verlag von Julius Schieferdecker.

„Carl Gustav Jochmann's, von Pernau, Reliquien." Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke. Dritter Band. 244 S. in 8. Hechingen, 1838. Im Verlag der F. X. Riblerschen Hofbuchhandlung.

„Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas" Dritter und vierter Band. James Paul-

ding's amerikanische Romane, enthaltend: Des Holländers Heerd, erster und zweiter Theil. Zusammen 511 S. Frankfurt am Main, 1838. J. D. Sauerländer.

„Deutsche Dichtungen für die Jugend," gesammelt von einem Vereine von Lehrern. Zweiter Kursus. (Ladenpreis 6 ggr. oder 24 kr. rhein.) VIII u. 160 S. in 12. Offenbach, 1837. Verlag von C. Wächtershäuser.

„Conversations-Lexikon der Gegenwart." Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, so wie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Sechstes Heft, Bogen 51 — 60. Clam-Martinitz bis Deutsche Literatur und Sprache. (Preis jedes Hefts: auf weißem Druckpapier 8 Gr., auf gutem Schreibpapier 12 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.) Leipzig, 1838. F. A. Brockhaus.

„J. F. Cooper's sämmtliche Werke." 112 — 126 Bändchen, enthaltend: Italien, zwei Theile; die Heimfahrt oder die Jagd, drei Theile. Frankfurt am Main, 1838. J. D. Sauerländer.

„Der Stern der Liebe." Herausgegeben vom Verfasser der Reisescenen aus zwei Welten (J. H. Rausse). XII u. 287 S. in 8. Zeitz, 1838. Druck und Verlag von Julius Schieferdecker.

„Der Tartar." Novelle von Gustav von Heeringen. Zwei Theile, zusammen 519 S. in 12. Frankfurt am Main, 1838. J. D. Sauerländer.

„Helios." Populäre Zeitschrift für Literatur und Kunst zum allgemeinen Mittwochblatte. Herausgegeben von G. Fröbel. Zweiter Jahrgang. 1838. 47 Nummern oder 376 S. in 4. (Pränumerationspreis des ganzen Jahres 1½ Thlr.) Rudolstadt, Druck und Verlag der Fürstl. Schwarzb. Rudolst. priv. Hofbuchdruckerei.

„Panorama de l'Allemagne," sous la Direction de *J. Savoye.* — Panorama von Deutschland, unter Leitung von J. Savoye. Zweite, dritte und vierte Lieferung in 4. (Preis jeder Lieferung 60 Zentimen oder 17 kr. rhein.) Enthaltend: Geschichte Deutschlands, von T. Toussenel. Galerie der Zeitgenossen: Anastasius Grün, vom Grafen Paul von Dohna. Die Zauberflasche, von August Jüllien. Galerie berühmter Männer: Haydn, von Josef Mainzer. Die Schlösser in Tirol: Vorstburg, von Friedrich Mercey. Historische Gemälde: Hermann, von Savoye. Die Bäder Deutschlands: Teplitz, von Wilhelm von Chezy. Die Bajaderen und ein deutscher Dichter, von August Jüllien. — Die beigegebenen Kupfer- und Stahlstiche bieten: die Bildnisse von Anastasius Grün (Alexander Graf v. Auersperg) und Jos. Haydn; die Zauberflasche; die Vorstburg in Tirol; das projektirte Hermanns-Denkmal; eine Ansicht von Teplitz. — Paris, 1838 und 1839. Bei Brockhaus und Avenarius, Richelieustraße No. 60.

„Der neue Freidank." Geschichte der deutschen National-Literatur, nach Sage, Religion, Sitte, Sprachentwickelung und Dichtkunst, aus vaterländischen Dichtern dargestellt in Poesie und Prosa. Lehrbuch für die höhern Schulen des Kantons Aargau. XXXVI und 288 S. in 8. Aarau, 1838. Im Verlag von H. R. Sauerländer.

„Nal und Damajanti." Eine indische Geschichte, von Friedrich Rückert. Zweite verbesserte Auflage. 303 S. in 12. Frankfurt am Main, 1838. J. D. Sauerländer.

„Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover." 14. Lieferung in 4., mit 2 Kupfertafeln. Hannover 1837. In Kommission in der Hahnschen Hofbuchhandlung.

„Statuten der zinstragenden Ersparnißkasse" für die Bewohner des Kantons Basel-Landschaft. — „Bericht über das Schulwesen" des Kantons Basel-Land-

schaft. 1835 — 1836. Von J. J. Lochmann, Schulinspektor des Kantons. — „Bericht des Erziehungsrathes“ an den hohen Landrath über die Amtsperiode 1835 — 1836. „Auszug aus dem Berichte der Prüfungs-Kommission,“ über die Prüfung der Bezirks schulen. Liestal, 1837. Bei Banga und Honegger.

„Erzählungen“ von Freiherrn von Biedenfeld. Enthaltend: Italienische Bilder aus dem 16. Jahrhundert. — Fixe Ideen. — Aus den Papieren eines Selbstmörders. — Der wilde Gelehrte. — Hal Mehi Cantimere. 402 S. in 12. Frankfurt am Main, 1837. J. D. Sauerländer.

„Die Wassernoth im Emmenthal,“ am 13. August 1837. Von Jeremias Gotthelf. 77 S. in gr. 12. Burgdorf, 1838. Bei C. Langlois.

„Die Taubstummen-Anstalt für den Kanton Aargau. Erste öffentliche Rechenschaft, abgelegt vom Ausschuß der Gesellschaft für vaterländische Kultur, für das Jahr 1836 — 1837. — Zweite öffentliche Rechenschaft für 1837 — 1838.

„Unterweisungsbuch über die wichtigsten nach Gottes Wort reformirten Lehren der christlichen Religion.“ Ein zeitgemäßer Katechismus für die vaterländische Jugend, von einem Berner Geistlichen. VIII und 51 S. in gr. 16. Bern, Chur und Leipzig, bei J. F. J. Dalp.

„Victor Hugos sämmtliche Werke.“ Zwölfter Band, enthält: Innere Stimmen. Deutsch von O. L. B. Wolff. Sechszehnter Band, enthält: Orientalen und Balladen. Deutsch von Wolff. Frankfurt am Main, 1838. J. D. Sauerländer.

„Die Branntweinpest.“ Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung. Herausgegeben von Heinrich Zschokke. Dritte verbesserte und wohlfeilste Auflage. Aarau, 1838. H. R. Sauerländer.

„Gedichte von K. Emanuel Wyttenbach.“ XII und 139 S. in kl. 12. Bern, 1838. Gedruckt in der Haller-schen Buchdruckerei.

„Washington Irwing's sämmtliche Werke. 57 bis 74. Bändchen. Enthaltend: Astoria. Drei Theile. — Abenteuer des Kapitäns Bonneville, oder Szenen jenseits der Felsgebirge des fernen Westens. Aus dem Englischen von F. L. Rhode. Drei Theile. Frankfurt am Main, 1837 und 1838. J. D. Sauerländer.

„Verzeichniß der bei der zweiten, von dem Gewerbe-Vereine für das Königreich Hannover veranstalteten Ausstellung inländischer Industrieprodukte aufgestellten Gegenstände.“ Mit zwei Nachträgen. Hannover, bei den Gebrüdern Jänecke.

„Siegreicher Heimzug der Eidgenossen von der Schlacht am Morgarten.“ Nach dem Gemälde von Ludwig Vogel. Lithographirt von J. Hasler. Seitenstück zur Schlacht bei St. Jakob, nach Heß, von demselben Künstler.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Erster Band, erster bis dritter Theil.

Dritter Theil.

Aarau 1839.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Geschichte des Ursprungs, der Ausdehnung und des gegenwärtigen Zustandes der britischen Macht in Ostindien.

Erster Artikel.

Das Dasein der britischen Handelsgesellschaft, die Ostindien beherrscht, ist ohne Widerspruch eins der merkwürdigsten und ausserordentlichsten Fänomene in der Geschichte aller Völker der Erde. Wenn Tyrus, Karthago, Venedig, Genua, die Niederlande und Großbritannien der Reihe nach durch Handel zu einer Größe und Macht gelangten, die hinsichts der Ausdehnung hinter jener der berühmtesten Eroberer nicht zurückstehen und an Dauer sie übertreffen, erkennt man in den genannten wenigstens Völker, die wenn sie ursprünglich auch schwach waren, doch im Besitz einer Souveränetät sich befanden und über eine industrielle oder Geld- oder Waffenkraft verfügen konnten.

Die englisch-ostindische Gesellschaft dagegen war und ist nichts als eine „Verbindung von Kaufleuten,“ die, als Unterthanen der Regierung ihres Vaterlandes, bloß Kapitalien zusammenschossen, um große Unternehmungen zu beginnen, welche sie vereinzelt nicht in Ausführung bringen konnten.

Dennoch gelang es dieser Gesellschaft, in weniger als 200 Jahren ein ungeheures Reich zu gründen, das sie unumschränkt beherrscht, in verschiedener Beziehung unabhängig von den Behörden ihres eigenen Landes, Krieg erklärend, Frieden schließend, Bündnisse eingehend, Könige und Kaiser entthronend, endlich den Handel ganz bei Seite stellend, weil er nicht mehr einträglich genug für sie war und mit der Rolle eines Beherrschers von hundert Millionen Unterthanen, wie einer Armee von 200,000 Mann sich begnügend. Das ist der Gesammtanblick und Hauptkarakter des Gemäldes, welches wir im gegenwärtigen Aufsatze zu entrollen haben.

Die englisch-ostindische Gesellschaft ward 1599 zu London gestiftet. Ihr erstes Kapital bestand nur aus 30,000 Pfund Sterling (360,000 fl.), geschieden in 101 Aktien. Am Ende desselben Jahres erhielten die Aktien-Inhaber einen Gnadenbrief (Charter) von der Krone, wodurch ihnen gewisse Vorrechte für den Zeitraum von 15 Jahren zugestanden wurden. Sie legten sich nun den Namen bei:

„Der Statthalter und die Handelsgesellschaft von London im Verkehr mit Ostindien."

Die Geschäftsleitung der Kompagnie wurde einer von den Aktien-Inhabern erwählten aus 24 Mitgliedern bestehenden Kommission, die jährlich erneuert werden mußte, übertragen. Ihre erste Handelsunternehmung war die im Mai 1601 in Ausführung gebrachte. Fünf mit Kaufmannswaaren und Geld befrachtete Schiffe gingen von Torbay unter Segel. Das Ergebniß fiel so vortheilhaft aus, daß von 1603 bis 1613 noch acht ähnliche Reisen unternommen

wurden, die alle, mit Ausnahme der von 1607, nicht geringe Vortheile abwarfen, indem sie auf 100 bis 200 Prozent des dazu verwendeten Kapitals sich beliefen.

Die Gesellschaft gestattete Privatpersonen die Vorstreckung der zur Vervollständigung der Ladungen erforderlichen Summen, ohne daß sie deshalb Aktionäre wurden. Ihr Vorschuß ward ihnen, nach der Wiederkehr der Schiffe, mit oft ziemlich beträchtlichen Zuschüssen zurückbezahlt. Die Bildungsurkunde oder der Gnadenbrief der Kompagnie wurde 1609 auf unbestimmte Zeit erneuert. Die Regierung behielt sich allein das Recht vor, nach drei Jahre vorher stattgefundener Aufkündigung ihn zurück zu ziehen. Vom Großmogul erhielt die erste 1611 die Erlaubniß, Komptore zu Surate, Ahmenadabad, Kambajo und Goya zu gründen, wogegen sie sich verpflichtete, dem Monarchen einen Ausgangszoll von viertehalb Prozent des Betrags aller in seinem Reiche gekauften Waaren zu entrichten.

Das Kapital der Gesellschaft wurde 1612 bis auf 420,000 Pfund (5,040,000 fl.) erhöhet und fünf Jahre nachher ein neuer Fonds von 1,600,000 Pf. (19,200,000 fl.) unterzeichnet, wonach Privatleute von ihren Spekulationen hinfort ausgeschlossen blieben. Auf die Bitte des englischen Arzts Boughton, der mehre Personen am Hofe des Großmoguls wiederhergestellt, wurde 1652 der englisch-ostindischen Kompagnie die Bewilligung zugestanden, ohne Entrichtung einer andern Abgabe, als der einmal bezahlten geringfügigen Summe von 3000 Rupien (ungefähr 4500 fl.),

im ganzen Bereiche der Provinz Bengalen Handel zu treiben.

So machte diese Gesellschaft immer gedeihlichere Fortschritte. Denn obgleich 1636 ein zweiter Handelsverein von der Regierung die Bewilligung erhalten, direkten Verkehr mit Ostindien anzuknüpfen (aller Gegenvorstellungen der schon bestehenden Kompagnie zum Trotz) und obgleich der König (Karl I) selbst für jenen sich interessirte, sahen dennoch beide Gesellschaften nach 14jähriger Rivalität ein, daß das beste, was sie zu ihrem beiderseitigen Vortheil thun könnten, darin bestehen würde, sich zu vereinigen, was sie denn auch thaten.

Eine zweite Konkurrenz entstand 1655; sie war jedoch nicht von langer Dauer, und im April 1661 erhielt die ostindische Kompagnie eine neue Charte, wodurch alle ihre alten Privilegien ihr aufs neu bestätigt wurden. Es ward ihr überdem noch das Recht zugestanden „Friede zu schließen und Krieg zu führen mit allen nicht zum christlichen Glauben sich bekennenden Völkern, wie auch alle Personen zu verhaften und nach England zu schicken, die ohne eine spezielle Erlaubniß inner den ihr angewiesenen Grenzen Handel treiben würden.“

Die Gesellschaft befand sich nur zu bald in dem Fall, von dem ihr zugestandenen Rechte Gebrauch machen zu müssen. Zu Anfang 1664 wurde Surate von dem Gründer des Marattenreiches, Sawadgi, angegriffen. Die indischen Einwohner ergriffen die Flucht, während die Mitglieder der englischen Faktorei, unterstützt von der Mannschaft der im Hafen befindlichen Schiffe, hartnäckigen Widerstand leisteten

und die Belagerer sich zurückzuziehen nöthigten. Ein zweiter Angriff der Maratten gegen Surate, wurde 1670 mit ähnlichem Erfolg zurückgeschlagen.

Schon damals war der Verkehr mit Ostindien der vortheilhafteste Handelszweig Englands. Es verwendete dazu 25 bis 30 Schiffe, jedes mit 60 bis 100 Matrosen und Soldaten bemannt. Die Einfuhr bestand in Salpeter, Pfeffer, Indigo, Kalikot, Materialwaaren und verschiedenen Gegenständen, die wieder nach der Türkei, nach Frankreich, Spanien, Italien und Guinea ausgeführt wurden. Bei alledem würde man sich eines nicht geringen Verstoßes schuldig machen, wenn man den Werth jener Ladungen dem der jetzt zu demselben Handel verwendeten, auf irgend eine Weise gleichstellen wollte. Denn er belief sich 1677 im Ganzen nur auf 352,000 Pf. (4,224,000 fl.) und 1681 überstieg er noch nicht 740,000 Pf. (8,880,000 fl.).

Wie bedeutend aber damals schon der wirkliche Gewinn der englisch-ostindischen Gesellschaft sein mochte, hielt man ihn doch für viel größer, als er in der That war, und mehre Handelsvereine bemüheten sich, einen Theil davon sich zuzuwenden. Da indeß die Bewilligung der Regierung zum Verkehr mit Ostindien verweigert ward, rüsteten einzelne Privatpersonen zu solchem Zweck Fahrzeuge auf eigene Rechnung aus. Von den Beamten der ostindischen Kompagnie inner dem Bereich dieser letzten ertappt, wurden sie verhaftet, und unter dem Vorwande der Seeräuberei zum Tode verurtheilt. Man wagte es jedoch nicht, das Urtheil zu vollstrecken, sondern begnügte sich, sie so lange gefangen zu halten, bis

der König über ihr ferneres Schicksal bestimmt haben würde.

Eine neue Urkunde ward 1693 der Kompagnie für 21 Jahre zugestanden. Zugleich wurde festgestellt, daß das gesellschaftliche Kapital von 756,000 Pf. (9,072,000 fl.) auf anderthalb Millionen Pfund (18 Millionen Gulden) zu erhöhen und daß die Kompagnie verpflichtet sei, jährlich für wenigstens 100,000 Pf. (1,200,000 fl.) englische Manufaktur-Erzeugnisse auszuführen.

Das geschah bald nach der Staatsumwälzung von 1688 und nach langem Widerstreben von Seite des Unterhauses, das der Krone das Recht nicht anerkennen wollte, ausschließende Vorrechte zuzugestehen, sondern vielmehr erklärte, daß jeder Engländer berechtigt sei, eben sowohl Handel mit Indien, als mit jedem andern Theile der Erde zu treiben, in so fern solcher Handel nicht durch einen besondern Parlamentsakt verboten war.

Es scheint, daß beträchtliche Summen von der Gesellschaft verwendet worden, um die ihr zugestandenen Vortheile sich zu erhalten. Der Herzog von Leeds wurde vom Unterhause angeklagt (impeached), auf solche Weise 5000 Pf. (60,000 fl.) empfangen zu haben. Bald nachher ward das Parlament vertagt, was man der Entdeckung zuschrieb, daß der König selbst ein doppelt so großes Geschenk angenommen hatte.

Es war sehr natürlich, daß das Benehmen des Unterhauses, obgleich die Krone keine Rücksicht darauf nahm, eine Ermuthigung für neue Spekulanten werden mußte, und wirklich bildete sich in kurzem ein

mächtiger Verein von Handelsleuten, die durch ihren Reichthum vermögend waren, die Gunst der Regierung theurer als die alte Gesellschaft sich zu erkaufen. Die Bedürfnisse der Krone waren höchst gebieterisch. Die Gesellschaft zeigte sich willig, ihr 600,000 Pf. (8,400,000 fl.) zu 4 Prozent Zinsen vorzustrecken. Da aber gleichzeitig die neue Handelsverbindung sich erbot, ihr zwei Millionen Pfund (24 Mill. Gulden) zu 8 Prozent zu leihen, ward ihrem Antrag der Vorzug zugestanden und ihr die Bewilligung ertheilt, unter der Benennung „allgemeine Gesellschaft" sich zu konstituiren.

Nach den Statuten dieser Gesellschaft konnte jedes ihrer Mitglieder auf eigene Rechnung Handel in Indien treiben, doch nur für den Betrag einer Summe, die der von ihm anfänglich unterschriebenen gleichkam. Einige traten indeß zusammen und bildeten einen neuen Verein, unter dem Namen der „englischen Kompagnie." Leider vergönnten die beträchtlichen Vorschüsse, welche diese Kaufleute der Regierung gemacht, ihnen nicht, ihrem Unternehmen die erforderliche Entwickelung zu verleihen, um der alten Gesellschaft genügend die Spitze bieten zu können.

Das Ergebniß dieses Zustandes der Dinge bestand nach langem Unterhandeln darin, daß die englische Kompagnie sich im Januar 1702 mit der alten verschmolz, wonach beide die „vereinigte Gesellschaft der mit Ostindien handeltreibenden Kaufleute" bildeten, unter welchem Namen dieser Verein noch jetzt besteht. Schon 1708 schoß er der Regierung die Summe von 1,200,000 Pfund (14,400,000 fl.) ohne Zinsen vor, die mit den früher zu 8 Prozent geliehenen zwei Mil-

lionen Pfund, eine ausstehende Schuldforderung von 3,200,000 Pf. (38,400,000 fl.) zu 5½ Prozent Zinsen bildete.

Die der Gesellschaft zugestandene Urkunde wurde nun auf unbestimmte Zeit verlängert; die Regierung behielt sich nur das Recht vor, nach drei Jahr vorher zu machender Aufkündigung sie zurückzunehmen, was jedoch auf keinen Fall vor 1726 geschehen sollte. Seitdem hatte die Kompagnie für ihren Fortbestand nichts mehr zu besorgen. Sie bestand aus nachstehenden Elementen:

	Pf. St.
Konstituirendes Kapital der Gesellschaft im J. 1708, bestehend aus	3,200,000
Zuschuß von 1786	800,000
" " 1787	1,000,000
" " 1794	1,000,000
Zusammen:	6,000,000

Pfund Sterling, oder 72 Millionen Gulden rhein., welche Summe jetzt das gesellschaftliche Kapital bildet und worauf die Dividenden ausbezahlt werden. Da jedoch die letzten Zahlungen durchgehend über al pari sind, ergibt sich daraus, daß die von der Gesellschaft empfangenen Summen sich in Wirklichkeit auf 7,780,000 Pf. oder 93,360,000 fl. belaufen.

Die Regierung oder die Verwaltung der ostindischen Kompagnie besteht: 1. aus der allgemeinen Versammlung der Aktien-Inhaber; 2. aus dem Direktorium (der Versammlung der Direktoren); 3. aus dem Kontrolle-Büreau, dessen Ursprung und Form weiter unten erklärt werden soll.

Die allgemeine Versammlung wählt die Direk-

toren, bestimmt den Betrag der Dividende und macht die Gesetze, durch die die Direktoren in allen Punkten gebunden werden, worüber nicht schon das Parlament seine Verfügungen aufgestellt. Die Stimmen der Aktien-Inhaber werden nach den Aktien gezählt, in deren Besitz sie sich befinden. Tausend Pfund (12,000 fl.) geben eine Stimme, 3000 Pf. zwei, 6000 Pf. drei und 10,000 Pf. das Maximum von vier Stimmen. Nach dem letzten dem Unterhause abgestatteten Bericht, bestand die Gesellschaft aus 1976 Inhabern, wovon 54 jeder vier Stimmen hatten, 53 jeder drei, 370 jeder zwei und 1502 jeder eine.

Das Direktorium besteht aus 24 von der allgemeinen Versammlung gewählten Aktionären. Um zu den Verrichtungen als Direktor wählbar zu sein, muß man Aktien für den Werth von 2000 Pf. besitzen. Das Direktorium erneuert sich jährlich zum Viertel. Die Direktoren sind wieder wählbar. Sie ernennen unter sich selbst ihren Präsidenten und Vizepräsidenten und müssen wenigstens ihrer 13 versammelt sein, um über die Angelegenheiten der Kompagnie sich berathen zu können.

Dem Direktorium steht eine sehr große Macht zu. Von ihm wird der General-Statthalter von Indien gewählt, eben so auch die Statthalter der verschiedenen Präsidenten. Dergleichen Ernennungen sind jedoch erst dem Gutheissen der Krone zu unterziehen, obschon den Direktoren das Recht vorbehalten bleibt, alle diese Beamten nach Gutdünken wieder abzusetzen. Es ist dasselbe mit den untern Angestellten, die ganz von der Willkür des Direktoriums abhängen. Aus Höflichkeit wird dem Präsidenten des Kontrolle-Büreaus

die Ernennung einer gewissen Zahl der letzten zugestanden.

Das eben gedachte Büreau wurde 1784 gegründet. Wir werden weiter unten Gelegenheit finden, mit seiner innern Einrichtung uns zu beschäftigen. Während den 40 Jahren, von 1733 bis 1772, belief sich nach offiziellen Angaben der jährliche Verkehr der Gesellschaft im Durchschnitt aus nachstehenden Hauptelementen:

Ausgeführte Waaren und Gelder . .	742,285 Pf.
Bezahlte Wechsel	247,492 Pf.
Zusammen:	989,777 Pf.
Ertrag obiger Waaren	2,171,377 Pf.
Mithin Jahresgewinn:	1,182,100 Pf.

oder 14,185,200 fl., was nicht weniger ist als 119½ Prozent, wovon jedoch die Kosten abgezogen werden müssen, die so beträchtlich waren, daß die Gesellschaft sich genöthigt sah, Anleihen einzugehen.

Im Laufe der letzten vier Jahre des allgemeinen Privilegiums der Kompagnie, von 1811 bis 1814, belief sich die Durchschnittssumme der von ihr ausgeführten Waaren, Munitionen und anderer Kriegsvorräthe, auf die Summe von 1,119,514 Pf. (13,434,168 fl.), ohne die nach Schina geschickten Gegenstände.

Von 1814 wo der indische Handel, mit Ausnahme dessen mit Schina, frei erklärt wurde, verminderte sich der Verkehr der Gesellschaft in demselben Maße, als der von Privatpersonen betriebene sich vermehrte. Die Ausfuhr der ersten belief sich 1814 auf den Werth von 826,558 Pf. (9,918,696 fl.) und die der letzten auf den von 1,048,132 Pf. (12,577,584 fl.), während

1832 von Privatleuten schon für 3,601,093 Pfund (43,213,116 fl.) Waaren ausgeführt wurden und von der Kompagnie nur noch für 149,193 Pf. (1,790,316 fl.). Dadurch erklärt sich denn auch am besten die 1833 erfolgte gänzliche Beseitigung des Privilegiums dieser letzten.

Der erste Ursprung der regierenden Verrichtungen der ostindischen Gesellschaft schreibt sich von 1624 her, als der König ihr das Recht zugestand, „nach den bestehenden Zivil- oder Militärgesetzen die ihrer Angestellten zu bestrafen, welche in der Fremde eines Vergehens sich schuldig machen würden." Dies Recht erstreckte sich sogar bis zur Todesstrafe. Man hielt die letzte Zugestehung für unumgänglich nothwendig, um schweren Unordnungen in den entfernten Niederlassungen, die von keiner andern regelmäßigen Autorität, als von jener der Gesellschaft regiert wurden, zuvorzukommen.

Kommen wir, nach dieser gedrängten Uebersicht der ostindischen Gesellschaft als Handels-Verbindung, zur Geschichte ihrer allmähligen Fortschritte als politische Macht. Bevor wir aber Rechnung abstatten von ihren Kriegen, ihren Verträgen und ihren finanziellen Einrichtungen, wodurch sie nach und nach das ungeheure Reich erworben, das sie gegenwärtig beherrscht, ist es unumgänglich nothwendig, den Zustand der einheimischen Mächte in dem Augenblicke darzustellen, wo die Briten unter ihnen erschienen.

Seit vielen Jahrhunderten von einem Fürsten beherrscht, der den Titel Maharadscha (großer Herrscher) hatte, und das Recht der Oberherrlichkeit über eine Menge mächtiger Häuptlinge ausübte, was eine

Art Feudalität bildete, mit einer in ihren Sitten lautern und asketischen Geistlichkeit, die einen großen Einfluß zugleich beim Volke wie bei den Fürsten hatte, verharrte Hindostan in einer Ruhe und Sicherheit, die seit dem Eroberungszuge Alexanders, bis zum Einbruche der Muselmänner, nur selten gestört worden.

Im zehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung stellte sich die mahometanische Dynastie der Gasnewiden in Indien fest. Sie ward 1157 durch die der Guriden ersetzt, welche sich ihrerseit im J. 1212 durch die Scharazmieren verdrängen liessen, die schon nach neun Jahren von Dschingis Khan (Gengiskan) geschlagen wurden. Unter diesen drei Dynastien hatte Indien kein eigentliches Oberhaupt. Die Maharadscha-Würde bestand nur noch dem Namen nach. Der damit bekleidete war manchmal Oberbefehlshaber der Heere; doch hatte er über seine Lehensträger keine eigentliche Macht.

Die einzelnen Provinzen wurden von Rajahs verwaltet, die den muselmännischen Fürsten tributpflichtig waren, und die durch die Furcht vor den zahllosen Afghanen-Schwärmen, die immer bereit waren sie zu überfallen, unbedingt dem Willen ihrer Unterdrücker gehorchten. Nur Dekkan, oder die südliche Halbinsel, hatte bis 1293, wo auch dies Land von Alla Uddin (Aladin), muselmännischem Statthalter von Kurra (auf der Grenze von Dekkan, bei Ellischpur), angegriffen und erobert wurde, seine eigenen Fürsten von indischer Herkunft.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts pflanzte der berühmte Timur Leng (Tamerlan) seine Tataren-

fahne auf die kaiserlichen Thürme von Delhi. Seine Nachkommen behaupteten sich darin bis 1493, wo die mohametanischen und indischen Fürsten sich verbündeten, um sie zu vertreiben, was ihnen auch gelang.

Um dieselbe Zeit sah ein anderer Nachkomme Timurs, Namens Babur, der durch die Usbeken von seinem Thron zu Buchara gestürzt worden, sich genöthigt, eine Zufluchtsstätte zu Gasna zu suchen, wo er seinerseit den Gedanken faßte, Hindostan zu erobern. Vergebens widersetzten sich die Afghanen und die einheimischen Rajahs seinen Plänen; er brachte sie mit eiserner Beharrlichkeit in Ausführung und bestieg am 1. Mai 1526 den Thron der mogolischen Kaiser. Sein Sohn Humayun machte einen Einfall in die Länder Malwa und Guzerat, deren Beherrscher, Sultan Behauder, durch Abtretung des Hafens Diu sich den Beistand der Portugiesen zusicherte. Die eben genannte Oertlichkeit war die erste europäische Niederlassung in Indien.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts beschränkten sich die festländischen Besitzungen der englisch-ostindischen Gesellschaft auf Surate und Amadawad, in den Staaten des Großmoguls; auf Kalikut, an der Küste Malabar und auf Masulipatam an der Koromandelküste. Die Agenten der Kompagnie zu Bantam machten diese 1625 zuerst auf die Wichtigkeit einer größern Ausdehnung ihrer Beziehungen auf der letzten Küste aufmerksam, weshalb sie eine Niederlassung zu Armagon, zwischen Nellor und Pullikat gründete, die 13 Jahre nachher wieder verlassen wurde, weil man die Lage von Madraspatam für vortheilhafter erach-

tete. Die Kompagnie ließ hier auf ihre Kosten eine Zitadelle erbauen, welche sie Georgsfort nannte. Die Stadt bewahrte den Namen Madras. Das Fort wurde 1653 zur Präsidentschaft erhoben und Karl II gestand ihm 1667, auf Verlangen der Gesellschaft, eine besondere städtische Verfassungsurkunde zu.

Als bald nachher die Insel Bombay von der Krone Portugal dem König von England, als ein Theil der Mitgift der Infantin Katharina, abgetreten wurde, schenkte er sie der ostindischen Kompagnie und 1687 ward sie der Hauptsitz der englischen Regierung in Indien. Die Briten liessen sich 1698 zu Kalkutta nieder, die Franzosen zu Schandernagor und die Holländer zu Schinsurah. Diese drei Plätze ligen sämmtlich am Hugliflusse.

Kalkutta erhielt 1715 den Rang einer Präsidentschaft und wurde für nicht abhängig von Bombay erklärt. Um dieselbe Zeit schickte man auch vom ersten eine Gesandschaft an den Maratten-Kaiser Mahomet Farukscher nach Delhi, der durch ein besonderes Dekret der ostindischen Kompagnie ein 38 Städte und Dörfer enthaltendes Gebiet abtrat. Als die Nachricht von dieser Erwerbung nach England gelangte, schrieb das Direktorium an die Präsidentschaft von Bengalen: „es scheine ihr sehr zweifelhaft, daß dies Gebiet wirklich vortheilhaft für die Gesellschaft sei, vorzüglich weil sie dadurch in Kriege mit den Landes-Eingebornen verflochten werden könne.“

Wir haben diesen Einwurf absichtlich mitgetheilt, weil sich dadurch, wie aus dem ganzen spätern Verfahren des Direktoriums zu London, die Thatsache ergibt, daß es immer und unter allen Umständen

jeder Gebiets-Ausdehnung abgeneigt gewesen; während die Beauftragten der Gesellschaft in Indien sich durch dringende Verhältnisse genöthigt sahen, neue Eroberungen den ältern beizufügen, obgleich die Aktien-Inhaber, die durch solch Verfahren ihre Vortheile zu verlieren fürchteten, aus allen Kräften es zu verhindern sich bemühten.

Das Nomadenvolk der Maratten, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts die ganze Küste von Konka erobert hatte, verheerte 1729 die Umgegend Kalkuttas. Bald nachher begannen auch die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich. Madras ward von den Franzosen belagert und eingenommen, ein Ereigniß, wodurch die ostindische Gesellschaft einen Verlust von 80,000 Pfund (960,000 fl.) erlitt und sie nöthigte, die Regierung um Verstärkung der britischen Flotte anzugehen. Der Unter-Admiral Boscawen ging sofort unter Segel. Madras wurde durch den Frieden von Aachen der Gesellschaft zurück erstattet, und das Direktorium ernannte einen Ober-Ingenieur zur Vervollkommnung der Festungswerke von Madras und Kalkutta.

Es war das erste Mal, daß die britische Regierung auf eine direkte Weise sich in die Angelegenheiten der Kompagnie mischte. Von nun an erneuerte sich der Fall immer häufiger, weil die letzte sich oft genöthigt sah, um Hilfe zu rufen und weil ein Artikel in der ihr zugestandenen Urkunde besagte, „daß sie nur mit „nicht christlichen“ Mächten Krieg zu führen berechtigt sei.“

Zwei indische Häuptlinge stritten sich um die Herrschaft über Karnatik, worauf jeder von ihnen ein aus-

schließendes Recht zu haben behauptete. Der eine war von Frankreich, der andere von England unterstützt. Der britische Kandidat trug den Sieg davon. Um dieselbe Zeit bat das Direktorium die Regierung, die bedeutende Ausdehnung der französischen Macht in Ostindien nicht aus den Augen zu verlieren und den Schaden zu erwägen, der sich daraus für die Gesellschaft ergeben müsse.

Folge davon war, daß im März 1755 der berühmte Oberst Clive, der so viel zur Begründung des englischen Reichs in Indien beigetragen, zum Mitglied des Raths von Madras ernannt wurde, und in dem Augenblicke in Bombay ankam, wo die Seeräuber von Angria, die schon vieler Handelsschiffe sich bemächtigt, endlich vom Geschwader des Kommodor Jämes geschlagen worden. Clive beschloß nun unverzüglich Geria, den Hauptsitz der Piraten, anzugreifen. Das Unternehmen gelang vollkommen. Die ganze feindliche Flotte wurde verbrannt und Geria mußte kapituliren. Die Gesellschaft wollte jedoch diese Stadt nicht behalten. Sie gab sie den Maratten zurück und erhielt dagegen Bankote und mehre Dörfer.

In dem mit den Maratten abgeschlossenen Vertrage war auch der Artikel enthalten, daß diese den Holländern nie die Erlaubniß zugestehen sollten, irgend eine Niederlassung in ihrem Reiche zu gründen. Andere Uebereinkünfte wurden auch noch mit den Rajahs auf der Küste Malabar getroffen. Die Kompagnie erlangte dadurch nicht unwichtige Handels-Vortheile, und 1769 trat ihr der Großmogul die Statthalterschaft Surate mit allen ihren Rechten und Zugehörun-

gen ab. Schon acht Jahre vorher hatten die Briten Pondichery erobert.

Indeß war Seradge ud Daula in Bengalen der Nachfolger seines Vaters Ally Werdy geworden, ein grausamer, rachsüchtiger Fürst, von düsterm Karakter und sehr übeln Sitten. Auf Antreiben der Franzosen überrumpelte er 1756 Kalkutta und machte bei dieser Gelegenheit 146 britische Gefangene. Es war grade in der heissesten Jahreszeit. Die Unglücklichen wurden in einen so engen Kerker eingesperrt, daß am nächsten Morgen nur noch 23 am Leben waren; die übrigen waren erstickt. Kalkutta fiel ein halbes Jahr nachher wieder in britische Gewalt und des Nababs Truppen wurden zu Hugly geschlagen. Es kam nun zum Frieden, wodurch die Gesellschaft noch einige nicht unwesentliche Vortheile erwarb.

In demselben Jahre belagerte Oberst Clive die französische Niederlassung Schandernagor, die neun Tage nach Eröffnung der Transcheen sich ergeben mußte. Der Rath von Kalkutta, der seit langem nicht mehr zweifeln konnte, daß der Nabab von Bengalen, Seradge ud Daula mit den Franzosen übereinverstanden war, beschloß nun, eine gegen ihn angesponnene Verschwörung zu benutzen und auf seinen Sturz hinzuarbeiten. Er erklärte sich deshalb für seinen Mitbewerber Mir Jaffier. Clive kam ihm mit 1000 europäischen Soldaten, 2000 Zipayen und 8 Kanonen zu Hilfe. Der Nabab wurde am 23. Juni, in dem Treffen bei Plassey, aufs Haupt geschlagen und genöthigt die Flucht zu ergreifen.

Mir Jaffier nahm seinen Platz ein. Er schloß einen Vertrag mit der Gesellschaft und verpflichtete

sich dadurch, ihr einen Kror Rupien (700,000 fl.) für die Kriegskosten zu zahlen und ihr alles Land, südlich von Kalkutta, bis Kalpi, abzutreten, welches die Kompagne als Lehen (Zemindary) besitzen sollte. Nach dem Eintreffen dieser wichtigen Neuigkeiten in England, ernannte das Direktorium den Oberst Clive zum Präsidenten und Statthalter von Wilhelmsfort, zu Kalkutta.

Zugleich sah sich aber auch der indische Rath genöthigt, von Europa neue Truppen zu verlangen. Man kann sich nicht leicht einen Begriff machen von alle den Hindernissen, welche die Gesellschaft in der Kindheit ihrer politischen Macht zu übersteigen hatte, um sich zu erhalten, bedrängt wie sie auf allen Seiten war von der Eifersucht und Opposition ihrer europäischen und asiatischen Feinde.

Der Krieg in Deutschland und die großen Unternehmungen Englands in Nordamerika waren Ursach, daß das Direktorium nicht so viele Soldaten sich verschaffen konnte, als es brauchte. Der Oberbefehlshaber der Artillerie, Herzog von Marlborough, konnte nur drei Offiziere vom Königs-Regiment zu seiner Verfügung stellen, um ihm bei Befestigung der vornehmsten Niederlassungen behilflich zu sein. Doch schon im folgenden Jahre wurden vom König (Georg II) 2000 europäische Soldaten nach Kalkutta geschickt. Zugleich erließ das Parlament ein Gesetz, wodurch die ostindische Kompagnie ermächtigt wurde, die Ausreisser vor ein Kriegsgericht zu stellen und nach den bestehenden Gesetzen sie zu verurtheilen.

Als Clive 1760 nach England zurückkehrte, ward Vansittart zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser

bezeichnete seinen Eintritt in sein Amt durch Erwerbung der Bezirke Burdwan, Midnapur und Schittagong. Als im folgenden Jahre der Großmogul ermordet wurde von seinem Wessir, der sich der Krone bemächtigen wollte, warf sich der Rath von Kalkutta zum Vertheidiger des rechtmäßigen Erben auf, der bereits von den Abdallis, unter dem Namen Schah Alum, zum Kaiser ausgerufen worden. Einer seiner Vasallen, der Nabab von Ude, Schuga Daula, dessen Gebiet sich von Karamassa bis in die Nähe von Delhi erstreckte, kam dem neuen Mogul bis nach Benares entgegen, um ihn nach seiner Hauptstadt zu begleiten.

Obgleich der Rath von Bengalen nur äusserst ungern in eine so ferne Expedition sich verstricken ließ, besorgte er dennoch, daß jede Zögerung den Erfolg einer Sache gefährden könne, wovon die Ruhe und Sicherheit der englischen Besitzungen in Ostindien abhing. Er forderte deshalb den neuen Kaiser auf, sich zum Rajah von Ude zu begeben, und versprach ihm, im Nothfall eine Abtheilung britischer Truppen zu seiner Verfügung zu stellen. Der Kaiser lehnte dies Erbieten ab. Er drang nach Delhi, begleitet von Schuga Daula, den er zu seinem Wessir ernannte, und der ihm sehr beträchtliche Summen vorstreckte. Der Mogul zeigte sich aus Dankbarkeit geneigt, der Gesellschaft die „Dewanny“ von Bengalen, d. h. die Generalpacht der königlichen Einkünfte in dieser Provinz, zuzugestehen.

Aber der Rath hielt es der Klugheit gemäß, sich darauf nicht einzulassen, aus Besorgniß den Nabab von Bengalen, einen andern Vasallen des Kaisers,

sich zum Gegner zu erwecken. Man wird bald sehen, daß er nicht immer diesen Ideen getreu blieb. Denn wie sehr er auch wünschen mochte, mit dem Fürsten von Bengalen immer in gutem Einverständniß zu bleiben, mußte er sich doch bald überzeugen, daß das unmöglich war.

Gegenseitige Beschwerden, deren Veranlassung beständig der innere Handel war, den die Agenten der Gesellschaft, zum Nachtheil der einheimischen Handelsleute, sich zuzuwenden suchten, erbitterten fortwährend die Gemüther. Von dem Wunsche beseelt, die Zwistigkeiten gütlich beizulegen, begab sich der Präsident persönlich nach Mongir und gestand dem Nabab alle nur wünschbare Genugthuung zu. Unglücklicherweise mißbrauchten nun seine Beamten, in der Voraussetzung, daß die gemachten Zugestehungen von Schwäche eingegeben worden, die ihnen zu theil gewordene Autorität, und der Nabab verschloß den Vorstellungen des Raths sein Ohr. Er vergaß sich sogar so weit, daß er auf eine an ihn geschickte Deputation schießen ließ.

Man muß indeß das Benehmen der Briten ebenfalls in Erwägung ziehen. Kurz vorher hatte Ellis, Hauptbeauftragter der Kompagnie zu Patna, in der Voraussetzung, daß der Nabab entschlossen sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit den Engländern den Krieg zu erklären, den Versuch gemacht, der Stadt, worin er wohnte, durch Ueberraschung sich zu bemeistern. Sein Vorhaben war fehlgeschlagen und er war, nebst mehren seiner Landsleuten, gefangen genommen worden.

Davon benachrichtigt, beschloß der Rath von Kal-

kutta, den Nabab von Bengalen zu beseitigen und seinen Schwiegervater Jaffier Khan an seine Stelle zu setzen, was auch am 7. Juli 1763 geschah. Das beweiset, bis zu welchem Punkte die Macht schon gediehen war, welche die englische Kompagnie in Indien sich zugeeignet.

Bei alledem durfte der Großmogul eine solche Gewaltanmaßung von Seite einer fremden Handels-Gesellschaft nicht dulden, und mußte wohl oder übel die Partei seines von ihr abgesetzten Lehenträgers ergreifen. Es kam zum Kriege, in welchem die Kompagnie glücklich genug war, am 23. Oktober 1764 den Sieg bei Buxar, am Ganges, zu erringen. Die Indier ließen 6000 Todte auf dem Schlachtfelde und verloren 150 Feuerschlünde. Um wieder Frieden zu haben, trat der Großmogul der Kompagnie den Bezirk Gasidur und den noch übrigen Theil der Zenundary Buwunt Sing ab, worin ihr schon einige Ländereien gehörten.

Der vom Rathe eingesetzte Nabab von Bengalen starb den 5. Februar 1765. Sein ältester Sohn Nasim ud Daula, der erst 16 Jahr alt war, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ward aber, auf die Bitte des Raths von Kalkutta, dem Nabab von Dakka, Mohamet Reza Khan, übertragen und Nasim erhielt die Benachrichtigung, daß er seine Erhebung dem Einflusse der britischen Gesellschaft zu verdanken habe.

Da der Zweck des Präsidenten Spencer und seines Raths vor allem dahin ging, der Autorität der Kompagnie über jede andere die Oberhand zuzusichern, so entnahm man den nenen Nabab der Verpflichtung,

zum Schutze des Landes Truppen zu halten und legte zu solchem Zwecke im Solde der Gesellschaft stehende in seine Städte. Er verpflichtete sich überdem, keine Europäer in seine Dienste zu nehmen und die darin schon befindlichen unmittelbar zu verabschieden. Endlich machte man ihm bemerkbar, daß sein Vater Jaffier Khan seine Würde nur durch die Gesellschaft erhalten, daß er fortwährend von ihr unterstützt worden und daß keine Erbfolge oder Ernennung Kraft erlangen könne, als nachdem sie von ihr bestätigt worden.

Wir sehen uns hier genöthigt einige Jahre zurückzuschreiten, um von dem, was während dieser Zeit auf der Küste Koromandel sich ereignete, Rechenschaft abzulegen. Die Belagerung des Georgeforts ward hier 1759 von den Franzosen aufgehoben. Später nahmen die Briten Masulipatam, waren aber weniger glücklich vor Pondichery. Oberst Coote überrumpelte Wandewash, das Lally vergebens wieder zu erobern sich bemühte. Die Franzosen wurden in einem blutigen Treffen geschlagen, wobei General Büssy und mehre andere Offiziere in die Hände der Engländer geriethen. Oberst Coote benutzte seinen Sieg so geschickt, daß er sich auch noch der Städte Schittaput und Arkot bemächtigte. Die Franzosen waren nicht glücklicher zur See als zu Lande. Die von Ache befehligte Flotte ward vom Admiral Pokock geschlagen, der, vereinigt mit dem Geschwader des Admirals Cornish, ein entschiedenes Uebergewicht im indischen Meere erzielte.

Nach der Einnahme von Arkot marschirte die englische Armee gegen Pondichery. Man besorgte eine

Vereinigung der Maratten mit den Truppen von Mysore, zur Unterstützung der Franzosen. Um sie davon abzuhalten, begab sich zu ihnen ein Mitglied des Raths, mit dem Auftrage, um jeden Preis ihre Neutralität zu erkaufen. Der König von Mysore hatte sich schon für Frankreich erklärt. Man unternahm deshalb einen Einfall in seine Staaten und das Karurfort wurde genommen. Europäische Truppen waren noch nie so weit vorgedrungen.

Der König schrieb nun sehr freundschaftliche Briefe an den Präsidenten und an den Nabab von Karnatik, um ihnen zu sagen, „daß nicht er, sondern sein Minister Hyder Naige, der sich gegen ihn empört, den Franzosen Verstärkungen habe zukommen lassen.“ Bei dieser Gelegenheit hörte man zum ersten Male, den Namen Hyders, jenes Hyder, der später ein so furchtbarer Feind der Kompagnie und Vater Tippo Saibs wurde. Den 17. Januar 1761 ergab sich Pondichery nach einer achtmonatlichen Belagerung. Im Februar desselben Jahres war Hyder im offenen Aufstand gegen seinen Gebieter, den König von Mysore.

Es war 1763 als Hyder Ali, früher Hyder Naige genannt, die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln begann. Schon hatte er Bednore genommen und war in Kanara vorgedrungen. Mangalore und Onore hatten sich ihm unterworfen. Er beabsichtigte, sich der am Meere gelegenen festen Orte zu bemächtigen, was ihn nicht verhinderte, wiederholt sein Verlangen auszusprechen, in freundschaftlichen Verhältnissen mit der englischen Gesellschaft zu bleiben, der er erlaubte, ein Handelskomptor zu Onore zu eröffnen, und der

er mehre andere nicht unwichtige Vortheile zugestand.

Dagegen wünschte er von ihr 7000 Flinten zu kaufen; es wurden ihm jedoch nur 500 zugestanden, und und auch diese bloß, um ihn durch eine absolute Weigerung nicht zu erzürnen. Später erlaubte man ihm, einige Kanonen zu kaufen und auf seine Kosten ein Kriegsschiff zu Bombay erbauen zu lassen. Man hoffte, er werde den Seeräubereien der Maratten und anderer Piraten längs der Küste ein Ziel stellen.

Ihrerseit waren die Maratten, die durch seine Eroberungen einen Theil des Schaut oder Tributs verloren, den sie bisher von Bednore erhoben, so entrüstet über ihn, daß sie ihn auf verschiedenen Punkten angriffen. Mehrmals geschlagen, bewarb sich Hyder beim Rath von Bombay um Hilfe. Aber dieser hielt es nicht für rathsam, sich in den Streit zu mischen.

Hart von seinen Feinden bedrängt, erneuerte er seine Forderung gegen Ende 1764. Ohne sich gradezu gegen die Maratten zu erheben, doch um so viel als möglich der von ihnen beabsichtigten Eroberung von Bednore und Sunda sich zu widersetzen, ließ der Rath ihm diesmal 400 Gewehre und 100 Fässer Pulver zukommen.

Das Direktorim in London mißbilligte diese Maßregel, noch mehr aber die ihm früher ertheilte Erlaubniß, ein Fahrzeug auf der Schiffswerft zu Bombay erbauen zu dürfen. Im folgenden Jahre ward der Friede zwischen Hyder Ali und den Maratten, durch Vermittlung der Gesellschaft, geschlossen. Hyder bewahrte die Provinzen Bednore und Sunda.

Unmittelbar nachher bemächtigte er sich jedoch beinah der ganzen Küste. Er wendete sich sodann gegen Kallikut, nahm es und fiel mit 30,000 Mann in Kolastria ein, unter dem Vorwand der Erhebung eines Tributs von zwei Lak, den der Statthalter von Bednore, seiner Behauptung nach, ihm schuldig war. Bei dieser Gelegenheit wollte er durch die Staaten des Königs von Kotiota marschiren.

Die von Hyder Ali auf seinen Kriegszügen angestellten Verheerungen waren so schrecklich und so schonungslos gegen Freund wie gegen Feind, daß mehr als eine wohlbegründete Beschwerde dagegen laut werden mußte, obschon er mehrmals betheuerte, daß er nicht die mindeste feindselige Absicht gegen die Kompagnie im Schilde führe.

Aller seiner Versicherungen ungeachtet hielt es der Rath von Bombay dennoch für gerathen, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Er bewarb sich deshalb im April 1766, falls ein Bruch unvermeidlich werde, um den Beistand des Raths von Madras. Dieser war der Meinung, daß man über alles jedes Zerwürfniß mit Hyder Ali vermeiden müsse. Man legte ihm zu solchem Zwecke den Plan zu einem Friedens- und Freundschafts-Vertrage vor. Allein er nahm die ihm darin gemachten Vorschläge nicht an.

Der kritische Zustand der britischen Angelegenheiten in Indien vermochte nun das Direktorium in London, ihre oberste Leitung einem eben so umsichtsvollen als thatkräftigen Manne anzuvertrauen. Der frühere Oberst, jetzt Lord Clive, ward zum Präsidenten des Raths von Bengalen und zum Oberbefehlshaber der Truppen der Kompagnie ernannt. Ein aus

vier Personen bestehender Vollstreckungs-Ausschuß wurde ihm beigesellt und der Rath bewahrte nur noch eine berathende Stimme. Eine so ausserordentliche Machtertheilung sollte gleich nach Wiederherstellung des Friedens in der Provinz Bengalen ihr Ende erreichen.

Bei einem Einfalle in das Gebiet des Nababs von Bengalen wurden der Großmogul und sein Wessir durch den Brigadier-General Carnac aufs Haupt geschlagen. Durch den bald nachher geschlossenen Frieden erhielt der Mogul ein jährliches Einkommen von 26 Lak Rupien *) von Bengalen, wogegen er der Gesellschaft auf ewige Zeiten den Jaghir abtrat, dessen lebenslängliche Nutznießung bisher Lord Clive zugestanden gewesen. Er überließ ihr auch die Generalpacht aller Abgaben und Einkünfte von Bengalen, Bahar und Orissa. Nach einem andern Artikel desselben Friedensvertrags hatte der Wessir Schuga Daula der Kompagnie 50 Lak Rupien, zur Deckung ihrer Kriegskosten, zu entrichten.

Wir befinden uns nun bei einer recht eigentlichen Krisis-Epoche in der Geschichte der englisch-ostindischen Gesellschaft, deren Darstellung wir jedoch für einen zweiten Artikel vertagen müssen.

*) Ein Lak Rupien ist gleich 100,000 Rupien oder ungefähr 130,000 fl. rhein.

Französische Eulenspiegeleien.

Zweite Portion.

In seinem Blatte Nr. 345 vom 13. Dezember 1838, gibt das „Charivari" nachstehende Possenreisserei von seinem crû zum besten:

„Das Charivari hat in diesem Augenblick die Ehre, die Berathungen des Munizipalraths der Stadt Paris zu beschäftigen. Beruhigt Euch indeß, vortreffliche pariser Steuerpflichtige. Da die drei Staatsmänner des Charivari *) weder hohe Beamten und Millionäre, und als solche nicht gestorben wie zu begraben sind **) — worüber sie sich Glück wünschen — noch Prinzen oder Prinzensöhne, die man aussteuern muß — weshalb sie sich noch unendlich glücklicher schätzen — können die in Rede stehenden Berathungen nicht ein Votum von 20,000 oder 100,000 Franken, die man Euern Taschen zu entbeuteln sich die Mühe nimmt, zur Folge haben.

Es ist einzig und allein um einen gegen uns anhängig zu machenden Prozeß zu thun. Denn Ihr wisset vielleicht nicht einmal, daß in der Zeit der Freiheit, der Mäßigung und der Versöhnung, worin

*) Die drei Hauptredaktoren des Blattes: L. Desnoyers, Altaroche und Albert Cler.

**) Das bezieht sich auf den Marschal Mouton von Lobau, Kommandant der pariser Nationalgarde.

wir leben, die politischen Prozesse spottwohlfeil sind. Und wißt Ihr, warum man uns einen Prozeß anhängen will? Unsers denkwürdigen Aufsatzes vom 4. wegen, betreffend das Votum der 20,000 Franken (9333 fl. 20 kr.), die man aus der Stadtkasse genommen, zur Bestreitung der lobauschen Beerdigung.

Ihr erinnert Euch vielleicht noch, wie der Mitmensch (cohomme), Verfasser des Artikels, sich die Freiheit genommen, die Bemerkung aufzustellen, daß bei der Hungersnoth, der Bedrängniß des Handels- und Arbeiterstandes, wovon die Hauptstadt heimgesucht wird, es nicht unmöglich gewesen sein würde, die solchergestalt weggeworfenen Thaler auf eine zugleich nützlichere und menschenfreundlichere Weise zu verwenden; daß es vielleicht besser gewesen wäre, mit diesen 20,000 Fr. wirkliche Thränen zu trocknen, als zinnerne Thränen über ein Trauergerüst zu verbreiten. Eine solche Meinung war freilich nicht neu; aber sie hatte etwas tröstliches. Demungeachtet scheint es, daß dadurch der Hof, der bürgerliche Generalstab und das Parkett-Plougoulm bis in ihren tiefsten Grundfesten erschüttert worden.

Das Schloß vorzüglich, sagt man, hätte geruhet sich einem haaremporsträubenden Zorn gegen unser Blättchen, „das nicht breiter ist als die Hand,“ wie sehr zierlich das Journal Girardin-Cleemann sagt, zu überlassen. Und sogar nachstehender Ausruf, fügt man hinzu, wäre bei dieser Gelegenheit allerhuldreichst einem großen Munde entfallen: „Sind wir denn Anno 90?“ was, im Vorbeigehn gesagt, voraussetzen lassen könnte, daß man es Anno 90 ausserordentlich und unerhört gefunden haben würde, wenn die Be-

hörde 20,000 Fr. von armen Teufeln gefordert, die kein Brot hatten, bloß um einen reichen verstorbenen Angestellten durch ein prachtvolles Begräbniß zu beehren. Welche barbarische Zeit!.....

Wie dem auch sei, hätte man doch entschieden, daß das Charivari streng zu bestrafen sei für die chronologische Tölpelei, die es 1838 für 1790 hatte nehmen lassen. Auf höhern Befehl hätte also Herr Königs-Prokurator Desmortiers einen überaus liebenswürdigen Brief an die Herren Munizipalräthe geschrieben, um bei ihnen anzufragen: „ob es ihnen nicht angenehm sein würde, wenn man einen kleinen Prozeß gegen das Charivari aufs Tapet brächte?"

Wohl haben wir im gegenwärtigen Augenblick schon das Glück, mit einem Prozeß uns herumschlagen zu müssen. Aber was thuts; die Parkett-Herren denken wahrscheinlich:

> Gibts auch Prozesse je zwei und zwei,
> Ists doch dem Requisitorium einerlei.

Der Desmortiersbrief ist dem Herrn Präfekten Rambüteau mitgetheilt worden, nebst der Einschärfung, ihn seinen Freunden und Bekannten vom Stadtrath vorzulegen. Lassen wir dem Herrn Seine-Präfekten Gerechtigkeit widerfahren: er hat nur mit Ekel einem solchen Auftrage sich unterzogen. Ihrerseit haben die Herren Munizipalräthe sich wenig zugänglich gezeigt für die requisitionaillöse Galanterie des Hrn. Desmortiers. Sie haben erklärt, „daß unser Artikel vom 4. Dezember, wenn gleich in Bezug auf sie ein wenig spaßhaft, dennoch keine Pandurenstrafe zu verdienen scheine." Kurz und gut, sie haben Grütze genug gehabt, gegen den beabsichtigten Prozeß zu

votiren. Ach, warum hat sie der gesunde Menschenverstand nicht öfter vermocht, auch noch andere Weigerungen geltend zu machen....

Diese erste Niederlage hat jedoch unsere Prozessofilen nicht entmuthigt. Sie haben die Wurst nicht fahren lassen wollen. Das kommt daher, ohne Anspielung gesagt, daß wenn der Hof etwas hält, er es gut hält. Das Parkett ist also beordert worden, abermals Sturm zu laufen (revenir à la charge). O, Charge ist das richtige Wort *).

Man hat den armen Herrn von Rambüteau abermals galoppiren lassen, seine Eigenschaft als Mitglied des Jockeiklubs mißbrauchend. Es ist ihm eigeschärft worden, wiederholtermaßen und diesmal „offiziell" die Bevollmächtigung zum Charivari-Prozesse vom Stadtrath zu begehren. Heute Mittwoch (12. Dezember) hat sich demnach der Rath versammeln müssen, um über unsere Sache sich zu berathen und sie zu erledigen. Wir hoffen jedenfalls, daß sie nicht wie ein steuerpflichtiger pariser Geldbeutel behandelt werden wird. Um zu seiner Vertheidigung kein Mittel unversäumt zu lassen, hat das Charivari nachstehende kleine Konsultation auf dem Stadthause niedergelegt:

„Den Herren Herren Mitgliedern der Mehrheit des Stadtraths.

Werthe Herren.

„Man behauptet, daß unser Aufsatz vom 4. Dezember halsbrechend für jegliche Art Regierung und Munizipalräthe sei. Dazu fügt man noch die Angabe,

---

*) Art Calembour: Charge doppelsinnig als Auftrag, Betreibung und als Ueberladung, Spott, Eulenspiegelei verstanden.

daß er in Beziehung auf Sie das rabenschwärzeste Uebelwollen enthalte; daß er eine giftige Boulette sei, welche wir verwegen genug Ihnen zwischen die Beine geworfen, um Ihr Dasein zu vergiften und daß wir ihn ganz expres für dies „düstere Ergebniß," wie Herr Viktor Hügo sagt, redigirt haben. In dem Fall würden wir wirklich „düstre und mitternächtliche Ungethüme" sein, immer nach dem Ausdruck desselben Poeten.

„Aber wer kann das sagen, werthe Herren? Bemerken Sie wohl, daß dergleichen Reden von gewöhnlichen Schloßbesuchern, von allerlei Requisitorienmachern herrühren. Um aber zu wissen, was von der Glaubwürdigkeit dergleichen Leute zu halten ist, brauchen Sie nur das Echo des Stadthauses zu Rath zu ziehen *).

„Besser noch, wir behaupten sogar, daß unser Aufsatz vom 4. Dezember, weit entfernt für Sie nachtheilig zu sein, Ihre Laufbahn nur verschönert; wohlverstanden, daß wir nicht von „Verschönerungen" nach der Art des Steinpflasters Rambüteau sprechen wollen.

„Denn in der That, werthe Herren, geben wir uns die Mühe ein wenig zu räsonniren, so finden wir, daß da Sie unsäglich gutgesinnte Leute sind, Sie nothwendigerweise auf öffentliche Ehren und Würden aspiriren müssen. Jetzt sehen Sie aber einmal, wie unser Artikel Ihnen die Erlangung derselben erleichtert, weil Sie jetzt auf alles Anspruch machen können.

---

*) Anspielung auf das vorgebliche Programm des Stadthauses, unmittelbar nach den Juli-Ereignissen.

Sie brauchen jetzt nur zu fordern und können sich sogleich bedienen lassen. Es wird uns ein leichtes sein zu beweisen, daß das kein Paradox ist. Wir haben nämlich gesagt:

„1. Daß Sie eine ziemlich freigebige Hand haben, wenn es darum zu thun ist, die Thaler der armen Steuerpflichtigen rollen zu lassen. — Ist das nicht eine exzellente Randglosse zur Empfehlung ihrer Kandidatur bei wohlgesinnten Wählern und bei dem wohlfeilen System, in dem Fall, wo es Ihnen angenehm sein würde, Deputirten zu werden?

„2. Daß Sie mit einem superlativ-höfischen Temperament und einer dito Gefälligkeit begabt scheinen. — Nun, was ists? Klingen die Worte „gefällig" und „gelehrig" nicht recht angenehm in allerhöchsten Ohren? Gefällig und gelehrig, was braucht es mehr für Sie, um alle Premierminister zu werden?

„3. Daß Sie ein klein wenig .... auf den Kopf gefallen scheinen (inintelligens). — Potz Blitz, das ist ein Vortheil, der Ihnen nicht erwünschter kommen konnte, jetzt, wo Herr von Salvandy, wie man sagt, seine Entlassung genommen. Haben nicht alle Dummköpfe nun das Recht, ihre Ansprüche auf das Ministerium des öffentlichen Unterrichts geltend zu machen?

„Sie sehen also ein, werthe Herren Räthe, daß unser Aufsatz Sie in nichts zu beeinträchtigen im Stande ist und daß viel eher das Gegentheil eintreten könnte. Man kann deshalb auch nicht berufen sein, uns, gleich den alten Märtirern des Zirkus, ... den Parkett-Gemonien zu überantworten.

„Und was halten Sie von jenem Herrn Desmortiers, der Ihnen einen Preßprozeß als eine ange-

nehme Ueberraschung, als ein auserlesenes Vergnügen anbietet? Pfui, es gibt im Gegentheil nichts gemeineres. Aber, schischt! wir errathen die versteckte Absicht. Die Spaßvögel von solchem Kaliber würden es nicht ungern sehen, wenn ein Charivari-Prozeß an derselben Stelle votirt würde, wo 1830 die schönen Worte erschallten: „Es wird fortan keine Preßprozesse mehr geben." Sie würden diesen neuen dem Stadthause gegebenen Nasenstüber ganz in der Ordnung finden. Wie wenn es, Gott seis geklagt, deren nicht schon genug erhalten hätte.

„Aus dem allem folgern wir, werthe Herren Räthe, daß weit entfernt eine Verfolgung gegen uns zu votiren, Sie uns vielmehr eine Danksagung votiren sollten. Wir halten Sie jedoch derselben quitt und haben es am liebsten, wenn Sie gar nichts votiren. Das ist, unsers Erachtens, das Beste was Sie thun können.

„Unterzeichnet: Die drei Staatsmänner des Charivari."

Eine andere Nummer desselben Blattes vom 15. Dezember v. J. enthält ein „Manifest Coquille-Düpin zur vollständigen Manifestirung jedes Mangels an Manifestation," mit dem Sinnspruch: „Nichts einfältigeres als was ich Euch sage." Viktor Hügo in Ruy-Blas. Wir begnügen uns, daraus das Pikanteste zu entheben. Der gewesene Präsident der Deputirtenkammer schreibt an seine Kommittenten und Landsleute zu Clamecy:

„Ich beabsichtige durch beigehende Note Ihnen der Wahrheit gemäß (au vrai), vor Eröffnung der Sitzung, die jetzige Haltung Ihres Deputirten

anzudeuten. Sie ist eben so zurückhaltend als würdevoll. (Folgt ein auf dem Kopfe stehender Hanswurst.)

„Ich beschwöre Sie, die angebogene Note mit der größten Anfmerksamkeit zu lesen, in dem Fall, wenn Sie noch nicht au vrai wißten, zu welchen Meinungen Ihr Deputirter sich bekennt; und wenn Sie die Note gelesen haben, werden Sie eben so viel über ihn wissen, als vorher....

„An die Wähler des Bezirks Clamecy.

„Bedauern Sie, beste Freunde, bedauern Sie Ihren armen Deputirten. Ich schreibe an Sie, ruhig an meinem flackernden Kamin in einem guten Lehnstuhl sitzend, mit vollgestopften Taschen und mit Verdauung einer vortrefflichen Mahlzeit beschäftigt, Gebieter von einem Dutzend Lakeien oder mehr. Noch einmal, bedauern Sie Ihren Deputirten. Sie sehen, er ist ein Opfer der empörendsten Unterdrückung, verfolgt, zu Grunde gerichtet, geneckt, gemordet, auf alle erdenkliche Weise gemartert; er ist, Ihr beklagenswerther Düpin, der unglücklichste Mensch auf der ganzen Erde und im Nièvre-Departement.

„Denn denken Sie sich, die Presse — welche unerträgliche Tirannei — die Presse, meine lieben Nièverer, die Presse — ha, ich habe kaum den Muth fortzufahren, so schwarz ist mir alles vor den Augen, die Presse, nun, sie pressirt mich, sie dringt in mich, die Presse, sie will, die Presse, daß ich au vrai, ja ganz au vrai, frei von Lunge und Leber hinweg bekenne, welches im gegenwärtigen Augenblick eigentlich meine wirkliche Meinung sei. Hat man je eine unausstehlichere und verfänglichere Forderung an einen

Mann wie ich, an einen Düpin von meiner Sorte, richten sehen? Hm?

„Und damit noch nicht zufrieden, fügt diese rasende Presse noch hinzu: „„Herr Düpin, sagen Sie nur ein Wort, nur ein einziges Wort. Man verlangt von Ihnen nicht mehr; dagegen sollen Sie die Präsidentschaft erhalten, nebst 80,000 Fr. (37,333 fl.) Gehalt, einen schönen Palast, schöne Pferde, schöne Kutschen und schöne Lakeien, und das alles für ein einziges Wörtchen.“ Sie werden mit mir gestehen, daß das mehr ist als Tirannei, nämlich absolute Menschenfresserei.

„Denn bemerken Sie gefälligst, theuerste Clamecyger, daß man mich ersucht, mich sogleich zu erklären, folglich eher als ich billigerweise wissen kann, was ich zu thun oder zu lassen habe. Man will nun aber von mir wissen, was ich selbst noch nicht weiß und zwar bevor man mir seine Stimme für die Präsidentschaft gibt.

„O, wäre es nach meiner Ernennung, wäre ich erst unwiderruflich installirt, dann würde ich wohl wissen, was ich zu antworten hätte .... Doch weil ich mich genöthigt sehe, irgend etwas zu sagen, weil man mir so zu sagen das Messer an die Gurgel setzt, nun, so will ich au vrai sagen ... was sich füglicherweise sagen läßt. Also geben Sie acht und merken Sie wohl auf mein Räsonnement.

„Nicht erst seit heute oder gestern macht man auf mich die „unerträgliche Tirannei“ anwendbar, die so weit geht, daß sie einem Politiker über seine politischen Meinungen Rechenschaft abverlangt. Ich für mein Theil bin gleich nach meinem Auftreten auf der

öffentlichen Laufbahn davon behelligt worden. Man hat mir unaufhörlich und von allen Seiten zugeschrien:

„He, Herr Düpin, was denken Sie au vrai von dem, was denken Sie au vrai von jenem, was denken Sie au vrai von hundert und etlichen andern Dingen?... Augenscheinlicher Beweis, daß meine Meinungen immer klar, richtig, wahr und von sprichwörtlicher Solidität gewesen sind.

„Darum auch, weil ich jetzt durchaus nicht anders kann, will ich offen und frei mit Ihnen die augenblickliche Frage abordiren und erörtern. Man fragt mich, was ich in diesem Viertelstündchen, bei Gelegenheit der Präsidentschaft denke. Ich erkläre hierdurch, was ich schon früher, bei Gelegenheit des Constitutionnel-Prozesses, am 15. März 1825, erklärt, daß meine unerschütterliche Meinung sei, durchaus keine Meinung zu haben.

„Verlangt man eine noch aktuellere Erklärung über meine Grundsätze hinsichts der Präsidentschaft, so erkläre ich, daß ich den 4. September 1830 erklärt, bei Gelegenheit eines in den Zeitungen eingerückten Briefes, daß meine Façon zu denken ist, gar nicht zu denken.

„Träte nun aber das unerhörteste ein und würden so klare Erklärungen noch nicht klar genug erachtet, wie ad hoc und ad hujus sie auch sein mögen, dergestalt, daß meine unerträglichen Tirannen dadurch noch nicht befriedigt wären, so müßte ich sie, zu noch näherer Belehrung, an Sie verweisen, meine Herren Wähler vom Nièvre-Departement. Denn Sie wissen besser als ich selbst, was ich Ihnen vorgeschwatzt....

„Noch eine letzte Erklärung, zur Erklärung der

vorstehenden Erklärungen, die grade so viel erklären, als ich erklären will. Befragt man Sie über die Stellung, welche ich in der nächstbevorstehenden Sitzung einzunehmen entschlossen bin, so antworten Sie auf meine Verantwortung offen und frei: „daß ich weder für noch gegen die Opposition sein werde.“ Ist das klar und verständlich genug? Hm?“ —

Weil wir einmal bei der gewesenen Deputirten-Kammer, in ihrem gewesenen Präsidenten (der es wahrscheinlich zum letzten Male gewesen sein wird) sind, führen wir auch einige Exklamen des Advokaten Mauguin an — bei dessen Namen man unwillkürlich an Hunger, Elend und politische Cholera denkt — die recht eigentlich in die Kategorie „französischer Eulenspiegeleien“ gehören.

„Denn in diesem „Vertreter des öffentlichen Geistes in Frankreich,“ wie er sich selbst bezeichnet, und zu dessen Narrheits-Belobung ein Dutzend Erasmen ihre Federn wie ihre Geduld aufopfern müßten, personifizirt sich, in der möglichst größten Vollkommenheit, die kühnste Aufschneiderei, verbunden mit der krassesten Ignoranz über fremde Zustände und Verhältnisse, wie mit der empörendsten Verleugnung von Treue und Glauben. So äusserte er sich unter andern in der Sitzung am 11. Januar, bei Gelegenheit der Erörterung über die auf die Thronrede zu ertheilende Antwort:

„Seit 1832 habt Ihr (die Minister) geduldet *), daß dem liberalen Deutschland ein tödlicher Streich

*) Das erst seit dem 15. April 1837 bestehende Kabinet wird also verantwortlich gemacht, für was seit 1832 geschehen ist.

versetzt, daß alle mit seinem Blut erkämpften Garantien mit Füßen getreten, seine Presse, seine Deputirtenkammern geknebelt, seine Verfassungen zerrissen wurden. Gegenwärtig seufzt Deutschland unter Einflüssen, welche uns feindlich sind.

„Was die Schweiz betrifft, so habt Ihr dieselbe theils dem Patriziat überliefert, theils unter Oestreichs Joch gebeugt. Spanien wollt ihr an Don Karlos übergeben. Hinsichts Belgien, so weiß ich schon, was der Minister-Präsident vorschützen wird: „die Verpflichtung, eingegangenen Verträgen nachzukommen.“ Gewiß ein respektables Motiv. Ich gebe zu, daß vor 6, 7, ich weis nicht vor wie vielen Jahren ein Vertrag geschlossen worden. Aber über alle Verträge haben wir unsere Interessen in acht zu nehmen.

„Der belgische Streit ist nicht blos eine Territorial-, sondern vielmehr eine Religionssache, welche Limburg mit Belgien verbindet. Diese Frage wird das belgische Volk zu energischem Widerstand gegen das protestantische Joch antreiben*) und glaubt Ihr, daß diesem Kampfe die Franzosen und ihre „Regimenter“ ruhig und unbewegt zusehen werden?

„Und vor wem fürchtet Ihr Euch denn? Vor England, welches mit seinen Kolonien, Geldangelegenheiten und Streitigkeiten mit Rußland schon vollauf zu thun hat; oder vor Rußland, dem sein kaukasischer Krieg und seine Zerwürfnisse mit England

*) Die französisch-atheistische Propaganda hat in der kirchlichen Störung zwischen Rom und Preußen einen neuen Stützpunkt entdeckt, den sie noch auf mehr als eine Weise benutzen wird.

genug zu schaffen geben; oder vor Preußen, welches im Innern von der katholischen Frage „zerfressen" wird; oder vor Oestreich? Das ist der unmächtigste aller europäischen Staaten. Seine Grenzen sind überall offen, und wenn es uns bedroht, würden wir es unter der Last Italiens erdrücken. Kurz, das Kabinet hat Deutschland geopfert, die Schweiz an Oestreich geliefert, welchem danach schon lange gelüstete. Es ist auf dem Punkt, Belgien Holland, Spanien Don Karlos in die Hände zu spielen rc. rc."

— Heilig, heilig, heilig ist unsre Regierung, ruft am 8. Januar das Charivariblatt. Das Jüste-Milieu ist groß und Barthe (der Justizminister) ist sein Profet. Wir leben ohne alle Widerrede unter der Herrschaft einer offiziellen Theokratie. Die Verwaltung hat das Depot des Glaubens zu Handen genommen. Glücklich genug, wenn sie nichts als das genommen hätte ....

Alle offiziellen Täufer-Johannes predigen nur so laut und beredt mit dem Munde, um nicht an die von ihnen gegebenen Beispiele gemahnt zu werden. Den Massillons des Staatsraths, den Bourdalouen der Kasse Gérain *), den Bossüets der Jerusalemstraße **) steht fortan der heilige Beruf zu, über die Reinheit des Glaubens zu wachen und in den theologischen Tugenden uns zu unterweisen.

Man muß jetzt schon den budgetverschlingenden Prädikanten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Schuld nicht an ihnen ligt, wenn der steuerpflich-

*) Woraus die Gehalte bezahlt werden.

**) Wo die Polizeipräfektur in Paris ist.

tige Plebs noch nicht in ihrer vollen Ausdehnung die evangelische Tugend der Armuth begreift. Aber sie werden uns schon leiten auf dem schwierigen Pfade solches Heils, und wahrlich ich sage Euch, es wird an einem dieser Tage geschehen, daß der ehrwürdige Pater Gisquet *) es übernimmt, uns alle mit seinen „Omnibus" in den Himmel zu kutschiren....

Wir haben einen Vorläufer davon in der Predigt, welche so eben die „Presse" **) veröffentlicht. Die sehr ehrwürdigen Väter Girardin und Cleemann ***) haben Mitleid empfunden über die von ihrem Messias Gisquet vor Gericht erlittene Unbill:

Man theilt nur Ungemach, das man schon selbst erlitten.

Doch schischt! hören wir den Anfang der erbaulichsten Predigt, die seit langem debitirt worden:

„Im Namen des Vaters von St. Berain, des Sohnes des „Fysionotypus" und des heiligen Geistes des „Familien-Museums." Amen.

„Geliebte Brüder, es gibt zweierlei Moral, wie befremdend es auch klingen mag; aber es gibt zweierlei Moral, in deren Namen die Handlungen der Individuen beurtheilt werden: die Moral der Welt und

*) Ehemaliger Polizei-Präfekt, bekannt geworden in neuester Zeit durch seinen skandalvollen Prozeß gegen die Zeitung „le Messager," die ihn der Bestechlichkeit 2c. 2c. beschuldigt hatte.

**) Zeitung zu 40 Fr. (18 fl. 40 kr.) jährlich, Eigenthum Emil von Girardins und After-Organ des Kabinets Molé-Montalivet.

***) Betrügerischer Spekulant, verurtheilt in der Sache der Steinkohlengruben von St. Berain. (Vergl. Französ. Eulenspiegeleien; erste Portion.)

die Moral der Religion. Das Organ der letzten sind die Priester; die Organe der ersten sind die Zeitungen und die Gerichte.

„Die Basis der religiösen Moral ist Verzeihung der begangenen Fehler oder Verbrechen und als Abbüßungsform das Geheimniß. Der größte Schuldige, wenn er vor einem Priester erscheint, wird immer mit Güte aufgenommen. Alles was man von ihm verlangt, ist ein Geständniß. Das entsetzlichste Geständniß „kostet also nie das geringste," wenn man es einem Priester ablegt...

„Das Tribunal der Religion erschreckt die Schuldigen nicht; es zieht sie im Gegentheil an durch Geheimniß und durch Verzeihung. Es ist mithin etwas bewunderungswürdiges, selbst als gerichtliche Anstalt betrachtet, in einer solchergestalt organisirten religiösen Institution, die inmitten der Gesellschaft funktionirt, ohne je ihr Werk zu verrathen, alle Schuldige kennend, ohne einen einzigen zu entschleiern, ohne Gefängnisse, Schandpfähle, Sklavenkerker bestehend, den Schuldigen immer Ehre und Achtung der Welt lassend.

„Das Gericht der Moral der Welt verfährt auf eine ganz andere Weise. Es klagt Euch öffentlich an und entehrt Euch öffentlich. Der Richter verzeiht dem Schuldigen nie, ꝛc."

Die Folgerung einer solchen Glaubenspredigt läßt sich leicht errathen. Der unmaßgeblichen Meinung der Prädikanten der Halsabschneider-Gasse zufolge, sollten alle Pot-de-vin-Sünder, alle Zentrums-Spekulanten, alle Börsenschmuggler, alle Telegrafen-Benutzer, mit einem Worte alle hochstehenden

industriellen und politischen Robert Macaires nicht mehr vor den Assisen oder den Zuchtpolizei-Gerichten erscheinen, sondern einzig und allein vor dem Tribunal der Buße und... Nichtbesserung. Ist Euch das anständig, geliebte Brüder?

Freilich macht ein zugleich religiöses und monarchisches Journal die Bemerkung, daß die sehr ehrwürdigen Prediger der Halsabschneider-Gasse, ohne Zweifel mit reiflichem Vorbedacht, einen wohlzubemerkenden orthodoxen Verstoß sich haben zu Schulden kommen lassen. Sie haben nämlich verschwiegen, daß bevor der Richter-Beichtiger den Fischern im Trüben die Absolution ertheilt, er ihnen die Verpflichtung auflegt, den Gesammtbetrag des unrechtmäßig erworbenen oder gradezu gestohlenen Guts zurückzuerstatten. — Eine Rückerstattung? He, fichtre! mit einer solchen Bedingung hört die religiöse Gerechtigkeitspflege auf, für gut und richtigdenkende Pfarrgenossen eine „bewunderungswürdige Jurisdiktion" zu sein.

Darauf entgegnen jedoch die tugendhaften Gewissenslehrer der Ministraille, daß man in diesem Punkte, wie in vielen andern, ein Uebereinkommen treffen kann, und daß ein solches auf jeden Fall viel leichter mit dem Himmel, als mit den Gerichtsdienern der Assisen sich abschließen läßt. Ueberdem ist der sehr ehrwürdige Pater Cleemann in diesem Punkte den Gläubigen mit seinem Beispiel vorangegangen. Er hat ihnen gezeigt, wie man sich aus der Schlinge zu ziehen und den Weg nach Brüssel einzuschlagen hat. Das ist denn auch die eigentliche Bahn des Heils, die allen zerknirschten und büßenden Postkaleschen offen steht. —

Ueber den Theatercoup der Beschießung und Einnahme des Forts S. Juan d'Ulloa, bei Vera-Cruz, drückt sich dasselbe Blatt nicht weniger beissend aus.

„Wir haben eine Neuigkeit," sagt es, „eine Neuigkeit primae sortae, eine Neuigkeit die allen Alltags-Neuigkeiten den Rang abläuft. Zwar ist sie weniger wichtig, weniger erstaunlich, weniger folgereich, als die den Durchbruch des ersten Zahnes Sr. königlichen Hoheit des großmächtigen und allervortrefflichsten Hrn. Grafen von Paris betreffende; doch verdient sie beachtet zu werden in der Zeit worin wir leben.

„Vielleicht erinnert man sich noch, daß vor wer weiß wie vielen Monaten oder Jahren ein französisches Geschwader nach Mexiko unter Segel gegangen, um die Frankreich in der Person seiner Angehörigen widerfahrenen Beschimpfungen zu rächen. Das war recht und löblich und wir hüten uns, das geringste dagegen einzuwenden, obgleich man bei dieser Gelegenheit wohl die Frage aufwerfen könnte, warum das System, das eine Menge ähnlicher Fälle ganz nahe unter der Hand hatte, es für nothwendig erachtet, grade den entferntesten Beleidiger zu wählen?

„Dem sei nun, wie ihm wolle, Mexiko erhielt den Vorzug; Geschmackssache, worüber sich nicht streiten läßt. Vielleicht hatte Hr. Molé einen persönlichen Auftrag zu ertheilen für dies Land, z. B. einen Ingwer-Einkauf. Er fand es deshalb ökonomischer, eine Flotte auf Kosten Frankreichs dahin zu schicken, als an einen Speditor in Vera-Cruz zu schreiben und seine Briefe zu frankiren.

„„Besorgen Sie vor allem meine Kommission," sagte er zum Admiral Baudin, „und wenn Sie

nachher noch Zeit oder Lust haben, können Sie vielleicht nebenbei die Gelegenheit benutzen, die unserer Nation in jenem Lande widerfahrne Beschimpfung zu rächen. Doch zuerst besorgen Sie mir meinen Ingwer uud lassen Sie ihn sich auf die Seele gebunden sein."

Wir übergehen die etwas karrikirte Schilderung der Beschießung und Einnahme des Schlosses Ulloa, um zu der Parodie des bekannten schwülstigen Berichts, über dies Bestechungs- und Pulver-Ereigniß, zu kommen. Sie lautet wie folgt:

„Mit einem unaussprechlichen Gefühl von Wonne und ministerieller Sicherheit beeile ich mich, Ihnen, Herr Präsident des Ministerraths, die willkommene grade zu rechter Zeit sich bietende Neuigkeit von der Einnahme von Vera-Cruz durch das französische Geschwader anzukündigen. Das Kabinet wird den meisten Vortheil gewinnen von den Ergebnissen dieser Kriegsthat und sich nun ohne Zweifel besser befinden als vorher.

„Den 27. November, 2 Uhr des Tages (du jour, was eben so gut Morgens als Nachmittags bedeuten kann) hat der Angriff begonnen. Drei unsrer Fregatten haben sich auf Kanonenschußweite vor dem berühmten Schlosse Ulloa aufgestellt und ein so heftiges, so gut gerichtetes Feuer gemacht, daß sie in weniger denn vier Stunden das der „Koalition" zum Schweigen gebracht, alle ihre Batterien deroutirt, die berüchtigte „Adresse Etienne" über den Haufen gestürzt und die Reihen des Feindes von einer Menge Streiter degarnirt haben. Die Koalition wird sich jetzt genöthigt sehen zu kapituliren und sich vom „Schlosse"

fern zu halten, in dessen Besitz das Kabinet vom 15. April nach wie vor bleiben wird.

„Die Streitkräfte der Koalition bestanden aus 197 Stimmen. Ihre Anführer können nicht mehr das Schlachtfeld behaupten, der Stellung des Kabinets wegen, welche diesem vergönnt, jetzt um so wirksamer das Feuer seiner Drohungen und Versprechungen geltend zu machen. Es wird Ihnen nun ein Leichtes sein, die Opposition bis auf 150 Mitglieder zu reduziren, die ohne alle Gefahr für Sie, und einzig und allein um den Anschein der Vertretung zu bewahren, die Braven spielen können.

„Sie werden nicht ermangeln, Kreisschreiben an alle Ihre Präfekten und Oberbeamten zu erlassen, um ihnen anzukündigen, daß die Flagge des 15. Aprils fortan wieder feststeht und daß sie ihm nach wie vor ihre Dienstleistungen, ohne Zögerung wie ohne Rückhalt, gewähren können."

Ueber die auf einander folgenden und sich gleichenden Kabinete, bietet das Blatt vom 16. Januar nachstehenden Witz:

„Die Erörterungen die jetzt in der untern Kammer zwischen den frühern und gegenwärtigen Ministern des Systems gespielt werden, erinnern Punkt für Punkt an die Vorstellungen auf dem Affentheater im olympischen Zirkus, ausgenommen daß die letzten viel taktfester und belustigender sind als die ersten.

„Was betreffen vorzüglich die Zänkereien zwischen den noch aufrecht sich erhaltenden und den bereits degommirten Exzellenzen? Man streitet sich um nichts, als um die mehre oder mindere getreuliche Nachäffung des 13. März, vulgo der große Périer, der erlauchte

Périer, der unvergleichliche Périer genannt. Es gibt nicht einen unter den 36 Ministern de posteriori, der nicht behauptet, er sei ein ächtes Restchen Kasimir (un véritable coupon de Casimir). O Jerum, man würde deshalb doch nicht besser versorgt sein.

„Wie dem auch sei, wird die Aefferei Périer doch als die eigentliche Ur- und Erz-Aefferei betrachtet. Die daran glaubenden schwören, daß der „Geist" des großen Périer nie von ihnen gewichen, sondern immer in ihrer Mitte geblieben sei. Heißt das schwadroniren und aufschneiden. Alle, die seit sieben Jahren unser ministerielles Tohu Bohu (nos pétaudières ministerielles) bei Licht betrachtet haben, versichern, daß sie darin weder Sinn noch Verstand, geschweige denn Geist, bemerkt. Kommen nun die Nachahmungs-Kabriolen der Périer-Nachahmungen in chronologischer Ordnung:

„Der Affe vom 11. Oktober. Ich darf mich schmeicheln, dem 13. März auf ein Haar ähnlich zu sein.

„Der Affe vom 22. Februar. Ich rechne es mir zur Ehre an, dem 11. Oktober Zug um Zug ähnlich zu sein, wie dieser dem 13. März ähnlich war.

„Der Affe vom 6. September. Was mich anbelangt, so glaube ich dem 22. Februar täuschend ähnlich zu sein, wie dieser dem 11. Oktober und der 11. Oktober dem 13. März ähnlich war.

„Der Affe vom 15. April. Und ich, bin ich etwa nicht auf die frappanteste Weise dem 6. September ähnlich, der dem 22. Februar ähnlich war, welcher ein Ebenbild war des 11. Oktobers, der dem

13. März ähnlich war, wie ein Wassertropfen dem andern?

„Die Affen vom 11. Oktober, 22. Februar und 6. September, erzürnt. Nein, nein, nein, Du bist uns nicht ähnlich, uns, die dem großen Périer ähnlich sind.

„Der Affe vom 15. April. Ha, dreifarbiges Budget, das ist zu arg. Wie, Ihr untersteht Euch zu sagen, daß ich Euch und dem großen Périer nicht ähnlich bin?

„Die übrigen Affen. Nein, Du bist uns nicht ähnlich, Du bist uns nicht ähnlich.

„Der Affe vom 15. April. Nun so soll ein..... dreinschlagen. Betrachtet Euch doch nur im Spiegel Euers Gewissens und betrachtet dann mich. Unsere Fratzen sind sich zum Reißausnehmen ähnlich.

„Und darüber ein entsetzliches Unter- und Durcheinander von Affen aller Art. Sie springen sich auf den Rücken, zausen sich an den Ohren, regaliren sich mit Maulschellen und ruhen nicht eher, als bis das Publikum aus Leibeskräften pfeift. O über die erbärmliche Affenkomedie, die man uns zum Besten gibt unter dem Vorwand, es handle sich dabei um des Vaterlandes Wohl und Wehe!... Schweigt, es handelt sich nur um Euern Affenspuk.“ —

Es ist so eben eine Denkschrift erschienen in sechs dicken Quartbänden, als deren Verfasser ein bekannter Oberbeamte des Juste-Milieu bezeichnet wird, heißt es in einer andern Nummer des gedachten Blattes. Wir haben darin bis jetzt nur sehr oberflächlich geblättert, können indeß unsere Leser mit gutem Ge-

wissen von dem Ganzen, wenn auch nur durch die Ueberschriften der Kapitel, einen Begriff geben. Sie lauten wie folgt:

Kapitel I. Die offenbarte Sparbüchse der Zivilliste. — O weh, o weh, Ihr Herren Montalivet und Bondy, was wirds da geben!

Kap. II. Oeffentliche Feste, Eröffnungen der Kammern, Reisen ꝛc., Angabe der Mittel zur Bewerkstelligung des bei solchen Veranlassungen „unmöglich zu beschreibenden Enthusiasmus, des tausend und aber tausend mal wiederholten Vivatgeschreies, des von allen Gesichtern strahlenden Ausdrucks von Glück und Zufriedenheit, der gerührten Weiber, der segnenden Greise ꝛc. ꝛc.“ — Bekannt, zum Ueberdruß bekannt.

Kap. III. Neues Verfahren zur Anfertigung geheimer und öffentlicher Umtriebe, wie die Art und Weise, mit Erfolg derselben sich zu bedienen. — Welche Heiligthumsschändung, dergleichen Dinge zu veröffentlichen.

Kap. IV. Oeffentliche Verwendung der geheimen Fonds und geheime Verwendung der öffentlichen Fonds. — O Gisquet, Gisquet!

Kap. V. Allgemeiner Tarif der öffentlichen Gewissen von .... Hum hum .... bis ... Brumm brumm. — Ueberschlagen.

Kap. VI. Theorie der Börseschnellerei, der durch die Nacht oder durch plötzlich eingetretenen Nebel unterbrochenen telegrafischen Depeschen. — Abscheulichkeit, zu zeigen, durch welche Thiers- oder andere Bindfaden der Telegraf in Bewegung gesetzt worden.

Kap. VII. Amerikanische und andere Verträge. — Genug, es wird mir übel.

Kap. VIII. Privat-Lauterkeit verschiedener Hochwürdeträger des sogenannten unbefleckten Systems, namentlich der Herren von Mon(talivet) von Ram(büteau), von Bell(eyme), von Va(tout) ꝛc. ꝛc., nebst mehren noch nicht bekannt gewordenen Umständen über die Orgie zu Grand-Vaux *). — Er war selbst dabei, der Verräther, darum konnte er die Sache unter mehr als einem Gesichtspunkte betrachten.

Kap. IX. Verschiedene Schlechtigkeiten. — Hilf Himmel, welch ein Kapitel, das nicht weniger als 675 Seiten in Quarto umfaßt. Nein, das ist zu arg. Fort mit dem Buche, fort damit, fort sage ich, fort, verbrannt durch Henkers Hand. —

Eine Schülerin von Madame Louis (nicht Luise) Dauriat theilt dem „Charivari“ eine Art Ehestands-Urkunde mit, worin Artikel um Artikel alle Bedingungen angegeben sind, unter denen die „Fortschrittsweiber (femmes du progrès)“ sich willfährig erweisen, fortan der Männerherrschaft sich zu unterziehen. Die Sache ist diesmal kein Spaß, sondern bitterer Ernst; also ein neues „Zeichen der Zeit.“ Theilen wir daraus das wesentlichste mit.

Heiraths-Bedingungen eines Fortschritts-Frauenzimmers.

Einleitung. Das Weib kann es leider nicht vermeiden, sich unter des Mannes Herrschaft zu stellen; ihr Herz und die Natur zwingen sie dazu... Wenigstens aber muß ihr zukünftiges Glück gesichert sein

*) Landgut des Grafen Vigier (Sohn des Badwirths), wo dieser den Hauptvertretern des Jüste-Milieu in beiden Kammern ein Ehrenmahl gegeben, bei dem es sehr „bunt“ hergegangen sein soll.

und der Fall kann nur eintreten, wenn sie im Besitze einer vollkommen gleichen Hälfte von Freiheit sich befindet. Es ist also erforderlich, daß Bedingungen festgestellt werden, die für beide Gatten gleich ehrenvoll sind und, statt sie in der Folge von einander zu entfernen, sie im Gegentheil noch fester verbinden.

Erste Bedingung. Die Frau wird in ernsten Angelegenheiten ihren Willen abgeben. Hinsichts der geringeren Interessen wird es ihr freistehen, über Geldausgaben in Abwesenheit ihres Mannes zu verfügen. Wenn des Mannes Stand über das Bereich der Frau ist, wird er ihr das Ergebniß des davon der Gemeinschaft zukommenden Ertrages angeben. Die Frau wird das Recht haben, davon einen Theil für sich zu verlangen, um nach Gutdünken darüber verfügen zu können.

Zweite Bedingung. Es wird ihr freistehen ihre Verwandten und Freunde bei sich zu empfangen, wie überhaupt alle, die ihr gefallen, mit dem Vorbehalt, daß der Mann seine Urtheilskraft geltend mache, um ihrer Unerfahrenheit zu Hilfe zu kommen, doch nicht um sie ausschließend seinem Geschmack zu unterwerfen und sie zu tirannisiren.

Dritte Bedingung. Ihr Schmuck und ihre Vergnügen werden allein ihr anheimgestellt bleiben, ohne eine lächerliche Erlaubniß von Seite des Mannes, die nicht anders als beleidigend für den Verstand der Frau sein könnte.... Er wird mit einem Worte thun, was sie heute wünscht und morgen wird er seiner Neigung folgen.

Vierte Bedingung. Die Kinder sind nach dem Willen und den Ansichten der Mutter zu erziehen,

wenigstens bis zu dem Alter, wo für sie der ernstere Unterricht beginnt. Wenn die Schwäche ihres Geschlechts sie zu nachsichtig macht gegen ihre Fehler, wird dem Gatten das Recht zustehen, Vorstellungen zu machen, doch ohne alle Bitterkeit und ohne die Würde seiner Frau je zu verletzen. Das Wort „ich will“ darf nie des Mannes Antwort auf die Einrede seiner Gemahlin sein.

Fünfte Bedingung. Die Frau hat die Freiheit ihre Zeit zu verwenden, wie sie es für gut erachtet. Sie kann jederzeit ausgehen, doch muß sie schicklicherweise in der Zeit zu Hause sein, wo die Familie sich zu vereinigen pflegt. Würde sie demungeachtet durch einen unvorherzusehenden Umstand zurückgehalten, müßte sie eine Entschuldigung ohne Besorgniß wie ohne erniedrigende Erklärung finden können.

Sechste Bedingung. Der Mann wird weder die Rede noch die Gesinnungen seiner Frau tadeln, wenn gleich sie in moralischer oder politischer Beziehung den seinigen entgegengesetzt sind. Es ist ihm vergönnt, sie zu bekämpfen, doch ohne alle Pedanterei wie ohne Anspielungen. Es steht ihm das Recht nicht zu, seine Gattin vermögen zu wollen, ihren Karakter zu ändern, um den seinigen anzunehmen. Er wird ihre Fehler mit Geduld tragen und die seinigen zugestehen, um berechtigt zu sein, seine Frau auf die ihrigen aufmerksam machen zu dürfen.

Siebente Bedingung. Nie soll sich ein ironisches Lächeln auf den Lippen des Mannes zeigen über die Rede seiner Frau. Er darf auch nicht dulden, daß man in seiner Gegenwart ihr irgend eine Achtungs-

bezeugung versagt. Ihre Beschwerden, welchem Beweggrunde sie auch entsprießen mögen, sind immer mit Wohlwollen von ihm aufzunehmen.

Achte Bedingung. Die Gesundheit der Gattin ist in ihren alltäglichen Lebensgewohnheiten wohl zu beachten und ihre Ruhestunden bleiben ausschließend ihrer Verfügung überlassen. Die Wohnung ist nach ihrer Meinung und ihrem Geschmack, übereinstimmend mit dem ihres Mannes, einzurichten.

Neunte Bedingung. Da Liebe das Glück im Ehestande zu befestigen bestimmt ist, muß man, um ihn „erträglich“ zu machen, dafür sorgen, daß sie so lange als möglich dauere. Der Mann muß also, wie die Frau, studieren, welche Mittel in Anwendung zu bringen sind, um eine gegenseitige wirkliche Zuneigung zwischen ihnen zu erhalten.

Zehnte Bedingung. Der Gatte wird in politischer Beziehung nichts unternehmen, ohne seine Frau vorher davon zu benachrichtigen. Es wird in Geldsachen das gleiche sein. Ist die Frau nicht im Stande, ihm einen umsichtsvollen Rath zu ertheilen, so wird er ihr wenigstens andeuten, wozu er sich bei seinem Unternehmen verpflichtet und welchen Gefahren er dabei sich preisgibt.

Eilfte Bedingung. Eifersüchtige Zänkereien werden nur dem Manne erlaubt, der nie die mindeste Untreue sich hat zu Schulden kommen lassen. Er hat in diesem Falle nur das Recht, über Mangel an Zärtlichkeit sich zu beschweren. Der Untreue ihres Mannes unbeschadet, kann die Gattin unter keinem Vorwande ihm die Nothwendigkeiten des Lebens ver-

weigern (ne pourra, sous aucun prétexte, lui refuser les *nécessités* de la vie).

Zwölfte Bedingung. Im Fall einer Unverträglichkeit der Gemüther, wird er seine Einwilligung zu einer gütlichen Trennung geben. Die Frau wird alsdann sein Vermögen theilen und hat es während ihrem Zusammenleben sich vermehrt, wird sie, wie nach des Mannes Ableben, über alles vorhandene ein Inventarium aufzunehmen berechtigt sein.

Schlußbedingung. Die Frauen sollen ohne Zweifel dem, der ihr Gemahl wird, beigesellt sein, doch ohne Sklavinnen zu werden. Sie werden sicherer und freier auftreten, wenn sie einen weniger unebenen und schmalen Weg zu verfolgen haben. Gleichzeitig werden sie auch weniger leichtsinnig und oberflächlich sein, wenn sie ihre wirkliche Lebensaufgabe kennen. Sie werden die Wichtigkeit einsehen, ihren Pflichten vor eitlen Zerstreuungen den Vorzug zuzugestehen. Sie werden thätiger sein, wenn sie wissen, daß die ganze Gesellschaft sie als die wirkliche Hälfte des Menschengeschlechts betrachtet. —

Der „Corsaire" gibt nachstehende Anekdote zum Besten:

„Ein Richter sagte einmal: Beschuldigte man mich, die Thürme von Notre-Dame (zu Paris) gestohlen zu haben, so würde ich vor allem Reißaus nehmen, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu gerathen. — Bis vorgestern hat mir das immer ein herrlicher Spaß geschienen. Aber seit ich weiß, daß es gar nicht unmöglich ist, die Thürme von Notre-Dame zu stehlen, hat der Spaß für mich alles Pikante verloren.

Ein Engländer touristisirte letzthin im südlichen Frankreich, in der Umgegend von Aix und bemerkte im Schlosse Grignan eine prächtige steinerne Treppe, breit, schwerfällig, massiv, wie man sie vor 200 Jahren zu bauen pflegte. Wie alle seine Landsleute, wollte er aus den von ihm besuchten Gegenden irgend etwas interessantes mit sich nehmen. Schon hatte er einen Stein vom Münster zu Straßburg, einen solchen vom Dom zu Wien, andere von den Hauptkirchen zu Sevilla, Toledo, Genua, Florenz, von der Peterskirche zu Rom, von den Pyramiden bei Gizeh, von der schinesischen Mauer, ꝛc. ꝛc. einen ganzen Wagen voll Steine, die alle sorgfältig etikettirt, nummerirt und einregistrit waren.

Danach wird es niemand wundern, daß sein Gepäck über 20,000 Pfund schwer war, der bedeutenden Verluste ungeachtet, die er durch den Prosaismus seines Kammerdieners erlitten, der, um den Lest etwas zu erleichtern, bereits mehr als 30 Zentner Merkwürdigkeiten, die sein Herr theuer bezahlt, unterweges über Bord geworfen; der geschmolzenen Bruchstücke von der Mèr de Glace, den Bossons- und Grindelwaldgletschern, der ebenfalls zerronnenen frischen Butter von Interlachen und anderer Seltenheiten nicht zu gedenken.

Beim Anblick der obenerwähnten Riesentreppe, ward unser Engländer von einer sonderbaren Idee heimgesucht. Er sah ein, wie kleinlich seine Steinsammlung von alle den Prachtgebäuden sei, die er gesehen. Darum wendete er sich rasch gegen den Schloßverwalter mit der Frage:

„Ist Frau von Sévigné wirklich auf dieser Treppe auf- und abgegangen?“

— Ja, mein Herr Milord.

„Und hat sie in der That ihre Hand auf dies Treppengeländer gestützt?“

— Sie hätte Unrecht gehabt es nicht zu thun, mein Herr Milord, weil sie sich sonst der Gefahr ausgesetzt haben würde zu fallen.

„Ist die Treppe zu verkaufen?“

— Die Treppe wie das ganze Schloß, mein Herr Milord.

„Was verlangt man dafür?“

— Für das Schloß?

„Nein, blos für die Treppe.“

— 18,000 Fr. (8400 fl.).

„Ich kaufe sie. Wilhelm, nehmt die Treppe und tragt sie in den Gasthof.“

Der Lakei schnitt ein Gesicht und beeilte sich nicht, den Befehl seines Herrn so schnell zu vollstrecken, als dieser verlangte. Die Treppe war fest gebaut; man brauchte 14 Tage zu ihrer Demolirung. Während dem machte der Eigenthümer von Grignan dem reisenden Kuriositäten-Sammler den Vorschlag, ihm stückweis und zu räsonnabeln Preisen das ganze Schloß zu verkaufen, weil kein Zimmer, kein Punkt darin sei, die nicht von Frau von Sévigné oftmals berührt und betreten worden.

Der Lord lehnte das Erbieten ab, unter dem Vorwand der Schwierigkeit des Transports. Er hatte schon eine Kirche gekauft, die durch irgend eine theologische Diskussion berühmt geworden, eine Wiese, wo ein großer Mann eine große Schlacht gewonnen,

eine Brücke, wo ein entsetzliches Verbrechen stattgefunden, und einen See, den ein Bergsturz zur Hälfte ausgefüllt.

Und man glaube nicht etwa, die Anekdote von der Treppe sei erdichtet. Sie hat sich vielmehr buchstäblich in neuester Zeit ereignet.

Burke, Fox, Pitt und Sheridan, als Redner beurtheilt von Lord Brougham.

II. Karl Jakob Fox.

Burkes Schüler — als welcher er mit Stolz sich bezeichnete — war Fox einer der ersten Staatsmänner und wo nicht der größte Redner, doch gewiß der vollkommenste Debater (Streiter oder Erörterer), der in allen Zeiten auf der Bühne der öffentlichen Angelegenheiten aufgetreten ist.

Fox machte nicht den mindesten Anspruch, weder auf die so ausgedehnte und vielseitige Unterrichtung seines Meisters, noch auf seine fast zu reiche Einbildungskraft, noch auf seine tiefe, gründliche Filosofie. Er wußte nichts, als was gewöhnlich die jungen Männer zu wissen pflegen, wenn sie die britischen Universitäten verlassen. Gründlich bewandert in den Klassikern, hatte er den sichern Geschmack, den ein

solcher Unterricht verleiht und war zur Genüge mit der Geschichte bekannt.

Weit entfernt, diese Reichthümer in der Folge zu vermindern, vermehrte er sie vielmehr. Denn mit Vergnügen las er immer die besten Schriftsteller und betrieb ein ernsthaftes, wohlüberdachtes Studium der lebendigen Sprachen, der Geschichte seines Vaterlandes, wie der übrigen neuern Staaten. Deshalb kann man auch fragen: „ob ein anderer Staatsmann zu irgend einer Zeit vollkommener unterrichtet gewesen in den verschiedenartigen Interessen und dem genauen Zustande aller Völker, mit denen sein Vaterland Interessen zu ordnen, oder Beziehungen zu erhalten hatte?“

Bei alledem erstreckten sich seine Kenntnisse nicht über jene solide Basis der Redekunst, über jene ungeheuern Schätze der politischen Wissenschaft. Von Naturgeschichte, metafysischer Filosofie und Staatswirthschaft kannte er nicht einmal die ersten Elemente und hatte sich gewöhnt, alle diese Gegenstände mit der Nachläßigkeit, wo nicht mit der Verachtung zu behandeln, welche sich durch Unwissenheit wohl erklären doch keinesweges entschuldigen läßt.

Wie sein großer Nebenbuhler (Pitt) und wie andere zur Aristokratie gehörige Politiker, begann sein öffentliches Leben zu früh, als daß er die Filosofie des Staatsmannes hätte hinlänglich ergründen können. Eben so ward er zu früh ein wichtiges Mitglied seiner Partei, weshalb die Grundsätze derselben die alleinige Regel seines Benehmens wurden. Durch das ihn umspielende Prisma schienen ihm alle Wahrheiten der politischen Wissenschaft fortan verzerrt und entstellt.

Wenn solches aber auch die Mängel seiner Erziehung waren, blieben die großen Eigenschaften, welche Natur ihm verliehen, oft dennoch obsiegend darüber und stellten jene tief in den Schatten. Mit ausserordentlicher Geistesschärfe begabt, die ihm vergönnte, mit einem Blick zu gewahren, was andere erst nach langer, mühsamer Forschung bemerkt haben würden, eignete er alle gewöhnlichen Kenntnisse mit so großer Leichtigkeit sich zu, daß diese Leichtigkeit selbst ihn vielleicht von Studien entfernte, die er, aller Lebendigkeit und Stärke seiner Verstandeskraft ungeachtet, nur unternehmen konnte, wenn er zu arbeiten sich die Mühe hätte geben wollen.

Indeß war sein Geist nicht weniger sicher als durchdringend, und wenn das Feuer der Leidenschaft die Vorurtheile des Parteimenschen, oder gewisse ihm durchaus persönliche Eigenthümlichkeiten seine Eigenschaften nicht schwächten oder verdunkelten, hatte niemand ein gesunderes, vertrauungswürdigeres Urtheilsvermögen. Seine Gesinnungen waren alsdann warm und gut, sein Karakter mild, obschon ursprünglich heftig, ähnlich dem aller Mitglieder seiner Familie, dabei offen, fest, nie falsch oder versteckt, immer dem Drange einer großen, wohlwollenden Seele gehorchend. Diese so sehr aller Geistesopulenz überlegene Tugend, machte demungeachtet ihren Einfluß auf seine Eigenschaften geltend und theilte ihnen eine Macht der Entwickelung mit, die weniger ausgezeichnete Gemüther nicht zü benutzen im Stande gewesen sein würden.

Ein so beschaffener Mann mußte nothwendigerweise ein Anhänger religiöser Duldsamkeit, ein Vertheidiger bürgerlicher Freiheit, ein erklärter Feind der Hinter-

gehung und der Grausamkeit, unter allen ihren Formen, sein, von der Bestechlichkeit des Fiskus und der Strenge des Strafgesetzes, bis zur Unterdrückung der amerikanischen Kolonien und dem abscheulichen Sklavenhandel. Nach demselben Gesetze mußten die bewunderungswürdigen Eigenschaften, die sich immer dem graden Wege zuwendeten, seinen Eigenschaften mehr Ausdehnung und Kraft, eine ausserordentliche Stärke und Beharrlichkeit verleihen.

Auf solche Weise von der Natur ausgestattet, gestand Fox in seinen Reden dem Räsonnement vor jedem andern Mittel den Vorzug zu. Er klammerte sich an den zu behandelnden Gegenstand fest, versenkte sich gewissermaßen darin, und alle Abschweifungen der Einbildungskraft über die Grenzen seiner Sache vernachlässigend, haschte er so selten nach fremdem Schmuck, daß er oft sogar seinen Styl vernachlässigte. Man würde einen großen Irthum begehen, wollte man ihn mit Demosthen vergleichen, wenn schon ein in solcher Hinsicht vortrefflicher Richter (Sir Jakob Mackintosh) erklärt: „er sei der demosthenischste Redner seit Demosthen,“ der seinem unsterblichen Vorgänger durch absolute Verachtung alles unnützen Schmuckes und aller Deklamirung ähnlich sei.

Das letzte ist wahr. Allein eine solche Eigenschaft ist allen guten Rednern eigenthümlich, eben so wohl als den beiden Berühmtheiten der alten und neuen Redekunst. Daß er ihm auch darin, mehr wie jeder andere, ähnlich war, weil er sich streng auf seinen Gegenstand beschränkte, läßt sich ebenfalls behaupten; doch ist die Aehnlichkeit im Ganzen zu

schwankend, zu entfernt, als daß sich die vorerwähnten Worte auf diese Weise rechtfertigen lassen könnten.

Es läßt sich keineswegs leugnen, daß seine Beredsamkeit warm, rasch und sprudelnd war, daß sie die Zuhörer mit sich fortriß und ihnen nicht erlaubte, weder mit dem Redner noch mit der Rede sich zu beschäftigen, sondern ihre Aufmerksamkeit nöthigte, ganz der in Erörterung gestellten Angelegenheit sich zu widmen. Das war aber auch die einzige zwischen Fox und Demosthèn wirklich bestehende Aehnlichkeit. In allem Uebrigen ist die Verschiedenheit eben so groß, eben so wichtig, eben so sehr in die Augen springend.

Der eine wiederholt sich unaufhörlich, immer zu demselben Gegenstand oder zu dem gleichen Gesichtspunkte zurückkehrend, bis er einen vollständigen Eindruck hervorgebracht. Der andere betritt nie mehr den von der Feuerflut seiner Beweisführungen überschwemmten, verheerten und ausgetrockneten Boden. Jener spricht lange über eine und dieselbe Sache und verwendet eine Menge Worte zur Bekleidung seines Gedankens. Dieser gelangt mit einem Sprunge zum Ziel. Oft erreicht er es mit einem Worte, immer mit der möglichst kleinsten Zahl Worte. Er verstrickt sich nicht, wie der erste, in Abschweifungen, die er durch anziehende Schilderungen belebt und durch treffende Zitaten bereichert. Er verfolgt vielmehr streng und rasch seinen Weg und verweilt nie, um Blumen zu pflücken oder mit bunten Steinchen zu spielen. Unaufhaltsam eilt er vorwärts, ohne links oder rechts abzuschweifen, einer auf der Eisenbahn

dahin fliegenden Dampfmaschine gleich und wie diese alles niederwerfend, was sich ihr entgegenstellt.

Prüfen wir ihren Styl, so ist der Gegensatz nicht minder auffallend. Es ist sonderbar, daß man je die Idee gehabt, Fox in Parallele zu stellen mit dem Redner, von dem der große römische Kritiker so wahr und so richtig gesagt, indem er ihn mit Cicero verglichen: „In illo plus curæ, in hoc plus naturæ.“

Unter allen Rednern bearbeitete Demosthen am sorgfältigsten jeden Theil seiner Reden und war eben so pünktlich in der Wahl wie in der Aneinanderfügung seiner Worte. Deshalb auch kann sein Styl als Kunstwerk zum Muster dienen, obgleich die Kunst darin so weit getrieben ist, daß sie sich allen Blicken entzieht.

Durch seine Nachlässigkeit steht dagegen Fox tief unter den meisten Rednern. Seine glänzendsten Stellen selbst sind nur augenblickliche Inspirationen. Oft sprach er eine halbe Stunde, hielt manchmal ganze Reden, ohne mit Leichtigkeit ein einziges Wort auszudrücken, und, wenn wir einige tiefe Bemerkungen ausnehmen, ohne seine Zuhörer durch ein ihrer Aufmerksamkeit wahrhaft würdiges Bruchstück für ihre verlorne Zeit zu entschädigen. Er hatte nie, ausgenommen wenn er sehr belebt war, eigentliche Beredsamkeit. Wahrscheinlich nichtachtete er diese Eigenschaft und er hatte in so fern recht, wenn es ihm schien, daß er bei ihrer Pflege andere wesentlichere vernachlässigen müsse.

Dennoch ist die Eigenschaft, die darin besteht, gediegen und mit Leichtigkeit seine Gedanken auszudrücken, einem Redner eben so unentbehrlich, als die

Zeichenkunst einem Maler. Das läßt sich nicht bezweifeln und wir glauben ebenfalls, daß obgleich der Zweck des Redners nicht einzig und allein darin beruhen soll, seine Zuhörer zu befriedigen, er doch auch die peinliche Anregung ihnen ersparen muß, die man verspürt, wenn man jemand öffentlich zögernd und mit Schwierigkeit sprechen hört.

Fox scheint mit der Zusammensetzungskunst nie recht vertraut geworden zu sein; man bemerkt das in seinen Reden, und mehr noch in seinen Schriften als in seinen Reden. Denn in seinen Schriften hat die Wärme der augenblicklichen Leidenschaft, die oft seine Rede beseelte, wenig oder keinen Einfluß. Eine seiner übelsten Reden, wo nicht die übelste, ist die welche er über den Herzog Franz von Bedford hielt, und jeder weiß, wie sorgfältig er sie vorher ausgearbeitet. Sie war sogar die einzige, die er vor dem Abdruck noch einmal durchsah und verbesserte.

In seiner Geschichte zeigen sich dieselben Verstöße. Ihr Styl ist lauter und korrekt, doch leblos und kalt. Statt natürlich, angenehm zu fließen, ist er trocken, gezwungen, nicht selten unzusammenhängend in seinem Frasenbau. Es ist wirklich merkwürdig, daß wenn Fox leichthin Briefe schrieb, es schwer gewesen sein würde, sich geschmeidiger, zierlicher und glücklicher auszudrücken.

Nahm er theil an der Unterhaltung, was nie anders als in einem beschränkten Kreise vertrauter Freunde geschah, so war er ein in jeder Beziehung vollkommenes Muster: ernst oder heiter, einfach oder gewählt, geistreich und scherzend, immer gut und nie vor einer Beweisführung zurückweichend. Wie viele

andere überlegene Männer, suchte er vielmehr eine tiefere Erörterung dem ersten besten Gegenstande zuzuwenden, vielleicht ohne ernstlich an seine Wichtigkeit zu denken, wie wenn Räsonnement sein natürliches Element gewesen wäre, das, worin seine großen Eigenschaften am freiesten sich bewegen konnten.

Ein trefflicher Richter in solcher Beziehung, Dümont *), der selbst gewohnt war über allgemeine Grundsätze zu räsonniren, wunderte sich beständig über die bei Fox vorherrschende Neigung zur Erörterung, welches auch die in Rede gestellte Sache sein mochte.

Die Ursach dieser Neigung läßt sich übrigens leicht errathen. Es war ihn um Beweisführungen zu thun, und da seine Studien, mit Ausnahme der Geschichte und der klassischen Literatur, sehr beschränkt gewesen, ergriff er, wenn die Unterhaltung nicht politische oder kritische Gegenstände betraf, den ersten besten sich bietenden Stoff, um Vortheil vom Wortkampfe zu gewinnen. Um sein Karakterbild zu vollenden, sagen wir noch, daß Fox mit einem äusserst angenehmen, ungekünstelten Wesen begabt war, das, nach Gibbons Ausdruck, etwas „kindlich einfaches" hatte, was Ursach war, daß er mit der größten Leichtigkeit sich vergnügte und für alles sich interessirte.

Nach Aufzählung seiner Eigenschaften müssen wir noch hinzufügen, daß um das Verdienst von Fox's Beredsamkeit zu begreifen, man ihn hätte sprechen hören müssen. Wenn er ungestüm mitten in seinen Gegenstand sich stürzte, erhitzt und fortgerissen durch

*) Von Genf, Uebersetzer und Anordner der Schriften Benthams, Vergl. „Reiseschnörkel eines Kaliforniers," in den verschiedenen Theilen für 1837 der Bibl. d. n. Weltk.

diesen selbst, schleuderte er auf Euch, wie ein Vulkan, Feuerworte und Perioden, die Euch die Macht raubten nachzudenken und Euch zu schirmen, während er sich zum Beherrscher aller Eurer Ideen machte und sie gefangen mit sich nahm, wohin es ihm gefiel sich zu wenden.

Man würde unrecht haben vorauszusetzen, daß seine Erläuterung nicht gedrängter, kraftvoller, eindringlicher war als die Demosthens. Denn die täuschen sich sehr, die, mit dem Gedanken der Aehnlichkeit zwischen diesen beiden großen Männern, sich einbilden, daß die Reden des alten Griechen eine lange Kette von Schlußfolgerungen waren, ähnlich den Darstellungen Euklids.

Demosthen hat es immer aufs Herz abgesehn und er gelangt dahin auf dem kürzesten wie sichersten Wege. Sein Räsonnement ist wahrlich nicht gegen den Verstand gerichtet, gegen eine ruhige, bedächtige Urtheilskraft. Wollte dagegen Fox die Abgeschmacktheit der von ihm bestrittenen Meinung hervorheben, wollte er mit seinen Ansichten unverträgliche Beweisführungen vernichten, wollte er Heuchler oder schurkische Verläumder entlarven, so ergoß er sich fessellos, wie ein wildbrausender Waldstrom, über Niederträchtigkeit, Unterdrückung und Grausamkeit. Die härtesten Verwünschungen bildeten und verbanden bei ihm alsdann die einzelnen Ringe der langen, massiven und klirrenden Kette seiner furchtbaren Erörterung.

Von allen Waffen der Redekunst war „Geist" die, deren Fox sich am häufigsten und glücklichsten bediente; wir meinen jenen Geist, der die Albernheiten und Widersprüche in den Beweisführungen eines Gegners

lächerlich zu machen weiß. Jemand (irren wir nicht so war es Frère) hat von ihm gesagt: „er sei der geistreichste Redner seiner Zeit gewesen,“ und wohlgemerkt war diese Zeit die Sheridans und Windhams. Das war auch Cannings Meinung und sogar die Pitts. In den Sarkasmen des letzten war nichts so schreckliches, in dem leichten und einschneidenden Spotte des ersten war nichts so peinigendes, als der lebhafte und durchdringende Geist, wodurch Fox das schwere Geschütz seiner Beweisführungen oft ersetzte und gewöhnlich unterstützte.

In der Erläuterung errieth er instinktartig die schwache Seite seines Gegners und den ihr abzugewinnenden Vortheil. Er hatte mit einem Worte, was die Soldaten den „Blick“ eines geübten Feldherrn nennen. Seine Erwiederungen übertrafen immer seine ersten Reden, die oft wenig Eindruck machten, mit Ausnahme der, die er 1805 über die katholische Angelegenheit hielt. Als er sie durchdachte, nachdem er Lord Grenville mit wirklichem Talent die Erörterung über diesen Gegenstand hatte eröffnen hören, verspürte er eine große Unruhe. Er war, um uns eines Modeausdrucks zu bedienen, ausserordentlich „nervigt.“

Die Rede war wirklich edel, eingegeben von großen und wahren Grundsätzen, voll umfassender politischer Ansichten und ergreifender Anrufungen an Recht und Gerechtigkeit; eine schmerzliche Vertheidigung der beleidigten Menschheit, rührend und bitter, als er die Gefühle eines katholischen Soldaten schilderte, der das Schlachtfeld betrachtete, wo er sein Leben ausgesetzt, ohne der Hoffnung Raum geben zu können, je Offizier zu werden.

Seine schönsten Reden sind die von 1791 über die Rüstungen Rußlands, die von 1797 über die Parlamentsreform und die von 1803 über die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Er gab vor allen übrigen der letzten den Vorzug, die er unmittelbar nach einer der meisterhaften Reden seines großen Gegners hielt.

Allein auch in seinen früheren Speeches befinden sich hin und wieder herrliche Stellen, vorzüglich in dem Angriff gegen Lord Auckland, in der Rede über die russische Politik und über die von England begangenen Fehler, in dem Speech über die Reform, der selbst hinter dem von 1803 nicht zurücksteht. Wäre nicht die Sache von zu untergeordnetem Belang, würde der Rede über das Skrutinium von Westminster, im Jahr 1784, mit Fug und Recht der erste Rang gebüren.

Das überwiegende Interesse, das die Angelegenheit für den Redner selbst hatte; die Ueberzeugung, daß seine Zuhörer sie bis zu den geringsten Umständen kannten, was ihm vergönnte, Anspielungen auf Thatsachen zu machen, ohne diese selbst darzustellen; das auf seiner Seite befindliche augenscheinliche Recht, das ihn entschlossen seine Gegner angreifen ließ: alles traf zusammen, um seine Rede so energisch, so belebt zu machen, als er glücklich war in Wahl und Anordnung ihrer einzelnen Theile.

Ihr Eingang erweckte einen Schrei: „zur Ordnung!“ als er äusserte, daß er statt auf Nachsicht zu zählen, nicht einmal Gerechtigkeit vom Unterhause erwarte. Er benutzte diese Veranlassung zur Entwickelung seines Gedankens und ruhete nicht eher, als bis

die wiederholten Schläge, die sprühenden Funken seiner Stegreifrede die Versammlung überzeugt hatten, die ihn nun nicht mehr zu unterbrechen wagte.

Plunkett, sagt man, benahm sich ganz auf dieselbe Weise im irländischen Unterhause. Als ein Mitglied ihm zurief, er solle behutsamer in seinen Ausdrücken sein, entgegnete er: „Warten Sie nur noch ein wenig, Sie werden mir bald ganz andere Einschärfungen zuzurufen haben,“ und gleich darauf, wie ein von einem Wolkenbruch angeschwellter Bach alle Dämme übersteigend, bot er seinen Zuhörern die gräßlichste Beschreibung von den Leiden, welche sein Vaterland bereits erlitten und die es noch zu erleiden haben würde.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß es Fox an allen äussern, den Redner beliebt machenden Eigenschaften gebrach. Er war zu dick, seine Bewegungen waren gleichzeitig zu ungestüm und zu plump, seine gewöhnlich nicht besonders starke Stimme ward, wenn er in Feuer gerieth, so kreischend wie ein Schrei des Entsetzens.

Allein man vergaß bald alle seine Mängel, sobald der Donner zu rollen begann. Einige der tiefen Töne seiner Stimme hatten eine ganz eigene Milde, während in gewissen Augenblicken ihre schneidenden Laute bis in das Herz seiner Zuhörer drangen. Seine Aussprache des Englischen war höchst angenehm; er redete es mit einer Reinheit, die man Strenge nennen konnte. Sein geläuterter Geschmack ließ ihn jede unnütze Ausschmückung verwerfen, wie den Gebrauch des Figürlichen in seinen Ausdrücken. Er vermied sorgfältig alle sowohl den alten als den neuern Sprachen ent-

lehnten Wörter und bediente sich immer des reinsten Sächsisch, dessen Hilfsmittel so vielen Schriftstellern und so vielen Rednern unbekannt sind.

Läßt man jetzt den Redner bei Seite und prüft man Fox als öffentlichen und Privatmann, so gewahrt man in ihm mehr als einen Mangel, der Tadel und Bedauern anregt. Fügen wir indeß sofort hinzu, daß die Umstände, in die er sich versetzt fand, einigermaßen die Fehler seines Privatlebens entschuldigen, den Vorwurf auf unsern Lippen zurückhalten und uns nur noch ein Gefühl des Mitleids und der Bekümmerniß einflößen.

Die unbesonnene Nachsicht eines Vaters, der seinem Sohne unbestreitbar große Talente, doch ohne alle Grundsätze verliehen, machte ihn, kaum mit dem Beginn des Jünglingsalters, zu Gebieter eines Vermögens, das nicht füglich älteren Jünglingen anvertraut werden konnte. Bevor er Mann wurde, hatten die zügellosen Sitten seiner Zeit ihn schon zu allen Ausschweifungen der Modewelt hingerissen. Jetzt, wo die Sitten sich verändert, sich gebessert haben, würde man ungerecht sein, wollte man Fox und seine Gefährten nach dem heutigen Zustande unsrer Gesellschaft beurtheilen und unsre Gesetze auf sie anwendbar machen, die nothwendigerweise viel strenger sind, als die ihrer Zeit es waren.

Ueberdem darf man nicht vergessen, daß die edelmüthige Herzensgüte des großen Mannes siegreich und unverletzt einer Probe entging, die am öftersten alle zarten, bessern Empfindungen schwächt und erstickt. Nach einem an Spielwuth und Umtrieben jeder Art überreichen Parteimenschen-Leben, war Karl Fox nicht

eigensüchtiger, nicht mehr zu Lüge und Hintergehung geneigt, nicht hartherziger, als wenn er von seiner Geburt bis zu seinem letzten Tage in einer ländlichen Hütte gelebt, oder vielmehr wie wenn der Tod ihn in seiner Kindheit, als er kaum die Wiege verlassen, hinweggerafft hätte.

Bezaubert von der Liebenswürdigkeit eines solchen Karakters, dessen Sanftmuth einen seltenen Kontrast bildete mit der gewöhnlichen Härte alltäglicher Politiker, fühlt man sich geneigt, noch nachsichtsvoller gegen ihn zu sein und die Irrungen des Staatsmannes theils den Verhältnissen seiner Lage, theils der weniger ängstlichen Sittlichkeit der ersten Periode seiner politischen Laufbahn zuzuschreiben, während welcher die Grundsätze sich bildeten und entwickelten, die später sein Betragen bestimmten.

Die große Partei, auf die er so lange einen unbedingten Einfluß ausübte, würde mit Vergnügen dies Mittel zu seiner Vertheidigung gegen nur zu wohl begründete Angriffe aufnehmen. Doch was würde der Stolz dieser Partei gewinnen durch ein von so unwürdiger Zugestehung nothwendig gemachtes Opfer? Müßte sie nicht dieselbe Gerechtigkeit, das gleiche Mitleid auch seinem Nebenbuhler Pitt zugestehen?...

Es ist auch ohnedem ein gefährliches Beispiel, daß oft die traurigsten Folgen nach sich zieht, die Fehler der Staatsmänner nicht zu rügen, wie sie es verdienen; die Irthümer oder Verbrechen, wodurch das Wohlergehn mehrer Millionen Menschen aufs Spiel gesetzt wird, mit derselben Nachsicht für die menschliche Gebrechlichkeit zu behandeln, die man aus christlicher Liebe vielleicht auf viel weniger verhängnißvolle

Vergehen anwendbar machen würde, die nur ein einziges Individuum betreffen und am meisten den, der sie begangen hat.

Ohne Zweifel zeigte sich Fox als ein treuer Zögling der Whigschule, ohne Zweifel vertheidigte er (als die Grundsätze dieser Schule und seine persönlichen Glückspläne ihn zum Gegner der streitenden wie unterdrückenden Politik der britischen Regierung machten) die Freiheit Amerikas und die Sache des Friedens im amerikanischen wie im französischen Kriege. Demungeachtet muß man den Muth haben zu gestehn, „daß er seine Grundsätze nach den Umständen und Bedürfnissen seiner individuellen Lage veränderte und daß sein Ehrgeiz, wie der Vortheil seiner Partei, die Hauptregel aller seiner Handlungen wurden."

Eine solche Beschuldigung ist schwer. Leider wird sie durch allbekannte Umstände nur zu sehr gerechtfertigt. Weil Lord Shelburne, vielleicht durch seine Umtriebe oder auch ohnedem, das Vertrauen des Königs gewonnen, bildete Fox, obgleich jener sich früher seinen Anhängern nicht beigesellt und er sich auf keine Weise über ihn zu beschweren hatte, ein Bündniß mit Lord North, dessen politisches System gradezu dem seinigen entgegengesetzt war und dessen Persönlichkeit er seit Langem mit dem größten Ungestüm angegriffen.

Der Zweck dieser Koalition war kein anderer, als das Ministerium Shelburne und Pitt zu stürzen, weil es einen gegen alle Erwartung für England vortheilhaften Frieden geschlossen, der kläglichen Lage ungeachtet, worin Lord Norths üble Verwaltung es versetzt, unter dem Vorwande, „daß dadurch dem neuen

amerikanischen Staate zu große Zugestehungen gemacht worden und er nicht hinlängliche Garantien für die Sicherheit der Loyalisten (Königlichgesinnten) und die ihnen zuerkannte Entschädigung biete."

Durch solch Verfahren gelang es Fox und Lord North, das Kabinet zu stürzen und an seine Stelle zu gelangen. Einige Monate nachher nöthigte der König beide ihre Entlassung zu nehmen und zwar zur allgemeinsten Freude Englands. Denn die Bürger von jedem Range, von allen Parteien und allen Sekten, empfanden dasselbe Mißtrauen bei der Bildung eines in sich selbst so unverträglichen Bündnisses *), und um uns der Worte Wilberforces zu bedienen, „jeder besorgte, daß aus dieser naturwidrigen Ehe ein Kind hervorgehe, das die Laster seiner beiderseitigen Eltern, die Heftigkeit der einen und die Verdorbenheit der andern Partei, in sich vereinige."

*) Ist es nicht beinah ganz dasselbe in den jetzigen Verhältnissen Frankreichs, namentlich in der berüchtigten Koalition zwischen absoluten Extremen wie Thiers und Berryer, wie Guizot und Odilon-Barrot, die sich schon einmal mit vereinten Kräften bemühet, den letzten Ausdruck des 13. März (des Systems Kasimir Périers), den 15. April (das Kabinet Molé) zu stürzen und die — alles läßt es als unvermeidlich voraussehen — nicht eher ruhen wird, als bis sie es wirklich beseitigt hat? Was dann zu beginnen ist, weiß diese zukunftslose Verbündung der entgegengesetzesten Interessen selbst noch nicht. Aber was thuts? Zerstörung des Bestehenden ist ja von jeher der Parteien Hauptzweck gewesen. Um Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung und vernunftgemäßer Grundsätze kümmern sie sich wenig oder nicht. Das ist für sie nur Nebensache.

Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Es ist sehr beachtungswerth, wie die alten Vorurtheile sich erhalten von Geschlecht zu Geschlecht, wie die Faden der Leichtgläubigkeit sich ununterbrochen fortspinnen über Ereignisse und Zeiten, durch alle Wandelungen der Geschichte, der immer mehr um sich greifenden Volksaufklärung zum Trotz. Merkwürdig ist in solcher Beziehung unter andern die größtentheils noch jetzt bestehende volkseigenthümliche „Befangenheit," der im Uebrigen gar nicht ungebildeten Bevölkerung in den zum Großherzogthum Baden gehörigen Thalgeländen der Kinzig und Alb. Wir entheben diese sonderbare Karakteristik einem unlängst erschienenen Buche,*) ohne jeden fernerweitigen Kommentar.

Kinzigthal.

Diebsbann. „Dieb (oder Diebin), ich binde euch mit dem Bann, mit dem Christus die Hölle gebunden, mit seinen heiligen Wunden. Es stehen drei Ilgen (Lilien) auf unsers Herrgotts Grab, die erste ist gütig, die zweite ist sanftmüthig, die dritte ist sein göttlicher Will; wer darunter ist, muß halten still, so lang Gott und ich es will."

*) M. s. Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, von Dr. Heinrich Schreiber, S. 318—330. Vergl. mit der Erörterung dieses interessanten Werkes, im zwölften Theile für 1838 der Bibl. d. n. Weltk. S. 236—239.

„Wohl drei und dreißig Engel bei einander saßen, mit Maria sie Ehren pflagen; da sprach der heilige liebe Daniel: Traut, liebe Frau! ich sehe Diebe hergehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsre liebe Frau zu St. Peter: Bind', St. Peter, bind'! Da sprach St. Peter: ich habe fest gebunden mit einem Band, mit Christi selbsteigener Hand. Also sind meine Diebe gebunden, mit Christi selbsteigenen Händen; wenn sie mir wollen stehlen, im Hause im Kasten, auf Wiesen oder Acker, im Holz oder Felde u. s. w." Dieser Segen soll am Donnerstag früh vor Sonnenaufgang auf freiem Felde gesprochen werden.

So jemand etwas ist gestohlen worden; wie man es macht, daß es der Dieb wieder zurück bringen, oder sterben muß: Nimm drei Messerspitze voll Dreifaltigkeit-Salz, und drei Rinden Brot, und drei Messerspitzen Butter, und Holz das auf dem Kirchhofe, oder am Ostersonnabend ist geweiht worden. Dann mache ein Feuer und lege die drei Stücke auf einen Deckel; und während es brennt, sprich die Worte: „O Dieb und Diebin, ich lege dir Salz und Schmalz und Brot auf dein Herz, daß du leidest großen Schmerz; du sollst haben noch Ruh noch Rast, bis du das Gestohlene zurück gebracht hast. Durch die Gnade Gottes, des heiligen Geistes, mußt du ringen und springen; kannst weiter nicht mehr rasten noch ruhen. Im Namen u. s. w." Man kann auch sprechen: „Dieb und Diebin ich brenne dich und plage dich, in aller drei Teufels Namen." Aber es ist gefährlich auf diese Weise.

Blutsegen. Wenn sich jemand geschnitten oder gestochen hat, so sprich über die Wunde: „Glückselige

Wunde, glückselige Stunde. Glückselig ist der Tag, da Jesus Christus geboren ward. Wolle Gott, daß es nicht schwellt und schwürt, bis die Mutter Gottes einen andern Sohn gebiert.“

Soldatenspruch. „Du Reiter und Fußknecht kommst unter deinem Hut, du bist besprengt mit Jesu Christi Blut; mit den heiligen fünf Wunden, sind dir Flinte und Säbel gebunden.“ Solches muß dreimal gesprochen werden.

Drudenscheuche. „Druden-Kopf, ich verbiete dir Haus und Hof, ich verbiete dir meine Bettstätte; daß du nicht über mich trostest. Troste in ein ander Haus, bis du über alle Berge und Wasser steigest und alle Zaunstecken ehlest. So kommt der liebe Tag wieder in mein Haus.“

Zauberlösung. „Drei falsche Zungen haben dich geschlossen; drei heilige Zungen haben für dich gesprochen. Die erste ist Gott Vater, die andere Gott Sohn, die dritte Gott der heilige Geist; die geben dir dein Blut und Fleisch. Hat dich überritten ein Mann, so segne dich Gott und der heilige Cyprian; hat dich überritten ein Weib, so segne dich Gott und Maria Leib; hat dich berührt ein Knecht oder Dirn, so segne dich Gott und das Himmelsgestirn.“

Gewitterschutz. Wenn es bei einem starken Gewitter hagelt, so nimmt der Bauer sein Tischtuch und wirft es zum Fenster hinaus, in der Meinung, daß jetzt der Hagel seinen Feldern nicht schaden könne, sondern auf dieses Tuch fallen müsse. Dabei sucht er eins der zuerst herabfallenden größten Hagelkörnchen zu erhaschen und legt dasselbe in das an der Wand hängende Weihwasser-Büchschen; in der

weitern Voraussetzung, daß der Hagel aufhöre, sobald das Körnchen im Weihwasser geschmolzen ist. Um das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes zu sichern, wird vor demselben, auf einer hohen Stange, ein geweihter Palmbüschel aufgesteckt. (Besonders häufig erscheinen diese auf vereinzelten Höfen in der Nähe des Feldberges.) Ist das Gewitter durch böse Menschen entstanden, so nehme man drei der größten Schloßen und werfe sie ins Feuer; so wird es sich alsbald zertheilen. Wirbelt der Wind große Staubwolken zusammen, nur schnell ein Messer hineingeschleudert; die Wetterhexe wird verwundet und sichtbar werden. Brennet man eine, mit geweihtem Pulver und einem Zettel, worauf steht: et verbum caro factum est, geladene Flinte gegen ein Hochgewitter ab, so muß es weichen. Lorettoglocken vertreiben, besser als alle andere, das Donnerwetter. Es ist auch zweckmäßig, bei Gewittern Ofenkrücken und Besen unter die Dachtraufe zu legen, damit die Hexen ungestört vorüberziehen können. Jedenfalls freuen sie sich über die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit und verursachen keinen Schaden.

Albthal.

Hochzeitgebräuche. Vom ersten Verkünden bis nach der ehelichen Einsegnung, dürfen die Brautleute nach Anbruch der Nacht, sich unter freiem Himmel nicht aufhalten; wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, bösen Geistern in die Hände zu fallen. Lassen sie ihre Hochzeitkleider ausserhalb des Hauses machen, so dürfen dieselben nicht nach Sonnen-Untergang in das Haus getragen werden.

Noch weniger darf solche jemand beim Nachhausetragen besehen, weil sie leicht mit den Augen bezaubert werden könnten. *) Da die Brautleute am Hochzeittage selbst dem Einflusse der Hexen am meisten ausgesetzt sind, so werden ihnen geweihte Kräuter in die Kleider genäht und Einsiedler-Kerzen in die Taschen gegeben. An diesem Tage wird von jedem der Brautleute (oder von der Braut zugleich für den Bräutigam), während des Gottesdienstes, eine dreifach zusammengewundene Kerze gebrannt; wessen Kerze zuerst abbrennt, dasselbe wird auch zuerst sterben. Wenn nach geschehener Einsegnung die Brautleute nicht gegen einander am Altare aufstehen, so ist dieses ein Zeichen, daß sie künftig miteinander in Zwietracht leben werden. Am ersten Morgen nach dem Trauungstage muß die Braut den Hochzeitstrauß des Bräutigams unter Gebet verbrennen, um im Ehestande zufrieden leben zu können. An einigen Orten des Albthales herrscht die Sitte, daß nach der Einsegnung dem Bräutigam von dem Küster ein Buch hingehalten wird, in welches jener ein Stück Geld, gewöhnlich einen Thaler, legt. Das Buch wird nun zur Braut hingetragen, welche das Geld herausnimmt und dafür ein kleineres Stück gibt, das dem Küster gehört. Die Braut muß das von ihr genommene Geld sorgfältig bewahren, sonst zerstört sie selbst ihr eheliches Glück.

---

*) Also auch hier haben wir den sogenannten bösen Blick, wie er besonders im südlichen Italien so sehr gefürchtet wird. Ueber diese *Indocchiatura* (Bezauberung mit den Augen) findet sich ein interessanter Aufsatz in: J. A. von Ittners Schriften. III. Bd. S. 8. ff.

Wöchnerinnen und Kinder. Einem neugetauften Kinde muß man, ehe es aus der Kirche getragen wird, das Glockenseil durch den Mund streichen; dann wird es gut singen lernen. Lorettohäubchen (so zu Einsiedeln zu haben) unter den Kopf eines kranken Kindes gelegt, beschleunigen die Krise auf Leben und Tod. (Sonst legt man, um das Ende eines schwer leidenden Kranken schneller herbeizuführen, einen Schlüssel auf die Brust desselben, oder die Spannkette von einem Wagen unter sein Bettgestell.) Wenn eine Wöchnerin stirbt und ein neugebornes Kind hinterläßt, so werden ihr gutgesohlte Schuhe angelegt, damit sie sich sechs Wochen lang, bei ihrer nächtlichen Wiederkehr um ihr Kind zu säugen, derselben bedienen kann. Wöchnerinnen dürfen nicht, ohne große Gefahr behext zu werden, unausgesegnet aus dem Hause gehen. Nach dem ersten Bade eines neugebornen Kindes, läßt die Hebamme Wachs von einer brennenden Einsiedler-Kerze in das Badwasser träufeln, und sagt aus den Figuren, welche dasselbe bildet, das künftige Schicksal des Kindes vorher. Dieses Wachs wird sodann sorgfältig gesammelt, und in einem reinen Tüchlein an der Wiege aufgehängt; um dadurch das Kind gegen Hexereien zu sichern.

Loostage. An Katharinatag stellt der Müller alle Räder, sonst kommt jemand in der Mühle um. An Margarethatag darf niemand auf die Kirschbäume steigen, sonst fällt einer todt. Gräbst du an Lorenztag um zwölf Uhr die Erde auf, so findest du Kohlen; du magst graben wo du willst. Leert

Verena ihr Töpfchen aus (regnet es am 1. September), so folgt ein trockener Herbst. Die Weibsperson, welche am Andreasabend aus einer Scheiterbeuge Knittel zieht, bekommt, hat sie einen graden Knittel gezogen, einen graden, umgekehrt einen krummen Mann. In der Thomasnacht muß sie ein Gefäß mit Wasser gefrieren lassen; auf dem Eise wird sie die Gestalt ihres künftigen Mannes finden. Am Charfreitage den Essig reinigen, hält ihn das ganze Jahr rein und hell. Wer am grünen Donnerstage Abends keine Küchlein backt, dem beschießt sein Schmalz das ganze Jahr nicht. Wer am Sonnabende (Feierabende) arbeitet, wird nach seinem Tode geisten (auch dann keine Ruhe finden). Wenn an Weihnachten vor dem letzten Zusammenläuten die Bäume geschüttelt werden, so tragen sie das folgende Jahr viel Obst. In der Weihnacht um 12 Uhr wird das Weihwasser von dem Hausvater dadurch hervorgebracht, daß er über ein Gefäß mit Wasser die Worte spricht:

Heili Wog, heili Wog;
Glück ins Haus, Unglück draus. *)

Zaubermittel. Eine Hostie unter die Haut

*) In der Stadt Endingen am Kaiserstuhl, gelangte man in früherer Zeit dadurch zu dem Heiliwog, daß man in der Weihnacht, Schlag 12 Uhr, wenn es mit allen Glocken läutete, das Wasser an den Brunnen auffing. Dienstboten, welche es brachten, erhielten ein kleines Geschenk dafür. Haben wir hier nicht ein Ueberbleibsel der Wasserweihe, welche zu dieser Jahreszeit schon im Heidenthum allgemein üblich war?

eingetheilt, macht unverwundbar. Verena-Schäppel (Kränze) vertreiben das Kopfweh. Ein Nagel, aus einem verfaulten Todtenbaum (Sarg) zum Ring geschmiedet, vertreibt Krämpfe. Schlägst du drei Nägel in den drei höchsten Namen in einen Baum, daß der erste in den Kopf, der zweite in die Brust und der dritte in den Bauch des Diebes dringe, so geschieht es, und der Dieb bringt dir gewiß in größter Eile das Gestohlene zurück. Pflanzt man einen Nußbaum im Gartenfelde zu St. Ulrich, so schwindet mit dem Wachsthum des Baumes die Krankheit. Pankraz zu Eschbach hilft lahmen Kindern auf die Füße. Eine schwarze Katze, ein schwarzer Hahn, ziehen alle Hexereien an. Kugeln, zu Weihnachten, während der drei Messen des Priesters unter das Altartuch gelegt, sind wirksam bezaubert. Warmes Blut von Hingerichteten getrunken, vertreibt die Fallsucht, wenn man sich nach dem Trunke bis zum Niedersinken müde springt. Dreikönigwasser ist das Universalmittel gegen alles Böse. St. Magnus-Stab umhergetragen, vertreibt die Feldmäuse *). Markenverletzer und

*) Daß man diesen Stab anderswo auch gegen die Raupen verwendete, beweiset folgende Stelle: „In agrum *Friburg* quod est in *Brisgoia*, circumjectum, aliquot annis adeo copiose sæviterque grassata erant *insecta;* ut vix jam herbæ quid excresceret, sed omnia veluti nimiis solibus torrida ruberent. Motus diuturno hoc malo urbis ejus *Magistratus* enixe petiit, ut adversus diros vermes afferretur sacra *ambatta*. Quæ ubi allata est a quodam *S. Magni* coenobita, eaque campi prataque illa lustrata, eo-

trügliche Feldmesser gehen nach ihrem Tode als feurige Männer um. Läuft dir ein Hase von ungefähr über den Weg, so sprich geschwind indem du dich bekreuzest: Has, Has, Langohr; Bist'n Hex, bewahr mich Gott davor! Geweihte Asche, am Aschermittwoch unter die Frucht gestreut, bewahrt dieselbe vor Würmern. Osterwasser befruchtet die Bäume, welche damit bespritzt werden.

---

dem adhuc anno qui seculi hujus fuit XI. (1711), tellus læto herbarum vigore convestiri; *vermes* pars migrare allo, pars emori. Ut tanti beneficii perennaret memoria, decrevere Friburgenses posthac natalem *S. Magni* habere sacrum ac festum." *Acta Sanctorum* septembris. Tom. II. p. 774 &c.

Gegenwärtiger Zustand der Länder zwischen Rußland und Ostindien, in geografischer und militärischer Beziehung.

Zweiter Artikel.

Noch ein britischer Kriegsmann, der „mit besondern Aufträgen" Armenien, Kurdistan und Persien durchstreift, die kaukasischen Grenzländer, welche die Südextremität Rußlands, den zur Spaltung Asiens bestimmten Keil, umschließen. Oberstlieutenant Shiel*) scheint seinen Kurrierritt, im Juli und August 1836, zu ausschließender Beförderung militärisch-diplomatischer Zwecke gemacht zu haben.

Er verließ den 15. Juli Tabris in Persien **), wo er längere Zeit als Agent der englischen Regierung sich aufgehalten, um sich nach dem unter dem Oberbefehl des Seraskier Reschid Pascha befindlichen Lagers, in Kurdistan, zu begeben, das zur Bändigung einiger empörten Kurdenstämme errichtet worden.

Die Pferde der letzten sind von arabischer Rasse, klein, aber feurig und kraftvoll. Ihre Herren haben eine so große Vorliebe für diese Thiere, daß sie lieber sich selbst als ihre Gäule der Gefahr aussetzen,

*) Vergl. Notes of a Journey from Tabriz to Suleimaniyeh, by *Shiel*.

**) Auch Tebris oder Tauris genannt, Hauptstadt von Adserbitschan, früher mit mehr als 300,000 jetzt mit kaum 30,000 Einwohnern.

getödtet zu werden, weshalb man, wenn man vorzüglich auf die letzten schließt, sie leicht zur Flucht bringen kann. Indeß muß man sich hüten, mit zu großer Hast sie zu verfolgen, weil bei ihnen, wie bei den alten Parthen und Persern, fast jedes Gefecht mit einem anscheinenden Reißaus beginnt.

Die Wege sind vortrefflich von Tabris bis Wan*), der gebirgigen Beschaffenheit des Landes ungeachtet. Man kann sich nichts majestätischeres denken, als den Anblick des Wan- oder Ardschischsees. Sein Umfang ist wenigstens fünfmal größer, als der des Genfersees **). Er befindet sich in Mitte eines von hohen Bergen ummauerten Beckens. Der Sipan Dag erhebt sich auf der Nordseite bis zu einer Höhe, die wenig hinter der des Demawend (14,800 engl. Fuß) zurücksteht. Gegen Mittag bildet das Erdos-Gebirg eine beständig mit Schnee bedeckte Kette, deren Uebergänge den Europäern noch unbekannt sind. Auf der Morgenseite gewahrt man den schwarzen Felsen des Warak Dag.

Das Gewässer des Sees ist klar und dunkelblau wie Meerwasser; obgleich brack (salzig), läßt es sich dennoch trinken. Man gewahrt einige Inseln längs dem Ufer. Auf einer ligt die Stadt Igtimar oder Agthamar. Am Pflanzenwuchs bemerkt man, daß der so lachende und schöne Wansee viel höher ligt, als der Urmia- (Orumieh-) See in Persien, oder als Tabris, das doch schon zwischen 4500 bis 5000 Fuß

*) Handelsstadt von 12,000 Einw. am gleichnamigen See, im türkischen Armenien.

**) Er soll fast 50 deutsche Meilen oder 68 Stunden im Umfang haben.

überm Meere sich befindet. Ende Juli war noch keine Frucht reif. Der gegen den 20. November fallende Schnee bleibt gewöhnlich sechs Monate ligen. In kalten Wintern bedeckt sich ein beträchtlicher Theil des Sees mit Eis *).

Sipan Dag ist ein prächtiger Berg, von der Form eines abgestumpften Kegels. Er ist bis tief herab mit blendendem Schnee bedeckt. Die Umwohner behaupten, die Arche habe zuerst seinen Gipfel berührt, bevor sie auf dem Ararat gelandet, weshalb Noa, als er den ersten Anstoß verspürt, gerufen:

„Suchanu Llah (Gott sei gelobt)!" woher denn auch der Name Sipan kommen soll.

Der türkische Statthalter von Wan, Isak Pascha, nahm den Briten sehr zuvorkommend und freundschaftlich auf. Mit Ausnahme seiner rothen Mütze, war er beinah ganz europäisch gekleidet. Er schien viel Gefallen zu haben an den vom Sultan seit einigen Jahren in Ausführung gebrachten Neuerungen und bezeugte eine aufrichtige Bewunderung für England, wenn gleich er nicht wußte, ob es östlich oder westlich von der Türkei gelegen ist, was wahrscheinlich daher rührte, weil er eben so wohl von Morgen (aus Ostindien), als von Abend (aus Altengland) englische Reisende im osmanischen Reiche hatte eintreffen sehen.

Der Pascha stattete dem Oberstlieutenant Shiel an demselben Tage Abends, wo dieser bei ihm gewesen, seinen Gegenbesuch ab. Er war begleitet von seinem Sohne, einem hübschen zehnjährigen Knaben. Die

---

*) Der Wansee ligt zwischen dem 38. und 39. Grad nördlicher Breite, beiläufig 5200 Fuß überm Meere.

Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Eltern ist bei den Morgenländern so groß, daß sie sich nie in Gegenwart ihres Vaters setzen und sich entfernen, wenn er ißt oder trinkt.

Der Reisende blieb drei Tage in Wan, als Gast des Statthalters, der ihm zu seinem Frühstück und Mittagessen 15 bis 20 Gerichte vorsetzen ließ, die jedoch auf eine seinem Gaumen wenig angenehme Weise zubereitet waren. Alle Speisen schwammen in Fett und geronnener Milch. Das Getränk bestand aus mit Zucker versüßter Milch, die von einer Menge Knoblauchzehen duftete. Der Knoblauch wird in dieser Gegend als ein Schutzmittel gegen den aus der Wüste wehenden „Damaswind" betrachtet, der durch die Dünste, welche er mit sich führt, manchmal sogar tödlich sein soll.

„An einem sehr heissen Tage bat ich in einem Dorfe, nahe an Tigris, um eine Schale Milch," sagt Shiel. „Ein Mann brachte mir eine ganze Schüssel voll. Sie schien recht gut, roch aber so stark nach Knoblauch, daß ich sie nicht trinken konnte. Auf meinen Widerwillen gegen ein solches Getränk, rief der andre: „„Es gibt keinen Gott als den großen Gott und kein erfrischenderes Labsal an einem höllenheissen Tage wie der heutige, als solche Milch.""

Die Lage von Wan, in einer etwa 15 Stunden oder 11 deutsche Meilen im Umfang haltenden, mit Dörfern und Gärten übersäeten Ebene, ist sehr reizend. Von den vorerwähnten hohen Bergen, die sich 8000 bis 9000 F. über die weite Seefläche erheben, senkt sich der Blick zu dieser, von der die Stadt kaum eine halbe Stunde entfernt ist. Sie ligt auf einem

vereinzelten Felsen, der einem Kameelrücken nicht unähnlich ist und durch zwei Einschnitte in drei Theile gesondert wird, wovon jeder etwa 600 Schritt lang ist.

Jeder dieser Hügel bildet eine besondere Festung. Die mittelste hat eine Höhe von 120 Fuß. Das Ganze ist von Mauern und Basteien umschlossen. Einige der letzten sind rund, andere sind viereckig. An den Stellen, wo der Felsen nicht gar zu steil abfällt, zählt man fünf Vertheidigungslinien hinter einander. Die eigentliche Stadt ligt auf der Südseite der Hauptzitadelle. Sie ist ebenfalls mit Mauern und Basteien, theils von Stein theils von Erde, und mit einem Graben versehen.

Ihre Bevölkerung und die der zu Wan gehörigen Vorstädte, die viele Gärten haben und ausserhalb den Festungswerken ligen, beläuft sich nicht über 12,000 Individuen: Türken, Kurden und Armenier, welche letzten in diesem Paschalik in großer Menge wohnen. Der sehr herabgekommene Handel wird, wie in der ganzen Türkei, ausschließend von ihnen betrieben. Sie sind auch Weber. Es gibt in Wan zwei große armenische Kirchen, vier schöne Moscheen, 2 Bäder, 2 Karavanserais und einige Basare. Die Straßen sind ziemlich reinlich, aber eng. Man bemerkt hier eine Seltenheit im Orient, in den mit Gittern versehenen, gegen die Straße gewendeten Fenstern, an denen die Eigenthümer ihr Pfeifchen zu schmauchen pflegen. Die Inschrift: „Allahu akber (Gott ist groß)," ist über allen Thüren zu lesen.

Die Annehmlichkeit und Stärke der Lage Wans lassen vermuthen, daß schon im höchsten Alterthum hier eine Stadt gestanden. Und wirklich ward sie,

den armenischen Uebertragungen zufolge, von der assyrischen Königin Semiramis (Schemiran oder Schomiram), 1990 Jahre vor Christi Geburt, gegründet und nach ihr Schemiramgerd oder Semiramisstadt genannt. Noch im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gab es in ihr von den uralten Beherrschern Asiens herrührende Gebäude. Sie waren so stark, daß Timurs ganze Kraft dagegen scheiterte.

Mehr von der Zeit als von feindlichen Horden zerstört, wurde die Semiramisstadt vom König Wan, dessen Namen sie seitdem trägt, einige Zeit vor Alexanders Eroberungszuge durch Asien, wieder aufgebaut. Wag Arschag (Valarsazes), Bruder des Arsazes, des ersten armenischen Königs von der Rasse der Arsaziden, erneuerte sie ungefähr 150 Jahr vor Christi Geburt abermals *). Endlich 1533 ward sie von den ottomanischen Türken genommen, welche sie seitdem immer bewahrt haben.

Im Innern der Zitadelle sollen sich mehre merkwürdige sehr alte Inschriften befinden. Shiel konnte sie nicht sehen, weil der Pascha, ohne ausdrückliche Bewilligung des Seraskiers von Erzrum, den Eintritt in die Festung niemand erlauben durfte. Dagegen betrachtete er eine andere Inschrift von keilförmigen Buchstaben, die in einer Höhe von 70 Fuß am Felsen des Forts angebracht ist.

Professor Schulz von Göttingen hat sie kopirt. Er ließ sich zu solchem Zweck an Stricken vom Fel-

*) Der Stifter der parthischen Dynastie der Arsaziden regierte von 256 bis 253 vor Christi Geburt. Es ist also in obiger Angabe ein Irthum von hundert Jahren.

sen herab, und zeichnete, über dem Abgrunde schwebend, die Buchstaben getreulich nach. Seine Versicherung nach findet man in dieser Inschrift den Namen „Schemiram." Derselbe Gelehrte kopirte auf seiner 1826 durch die asiatische Türkei und Persien unternommenen Reise, 42 alte Inschriften allein in Wan und in der Umgegend dieser Stadt. Auf einem zweiten, drei Jahre später unternommen Ausfluge durch Kurdistan, ward er bei Julamerik oder Dereh, im Zabthale, ermordet.

Das Paschalik Wan hat in den letzten Jahren einen ziemlich großen Theil seines Bereichs auf der Südseite eingebüßt, indem der größte Kurdenfürst, Khan Mehmud, sich des ganzen Gebirgslandes Wastan und des fruchtbaren Kawasthales, im Erdosgebirg, bemächtigt hat. Dieser Rob Roy Kurdistans, der sehr gefürchtet wird, hauset in dem auf einem hohen, steilabgerissenen Felsen, gleich einem Adlernest, schwebenden Paschwakfort.

Ein Kurde, dessen Bekanntschaft Shiel durch den Pascha von Wan gemacht, lud ihn dringend ein, auf seiner Reise zum Seraskier (von dem man nicht genau wußte, ob er noch in Diarbekr sei, oder ob er sich nach Gesireh oder Mosul begeben habe) die vorgenannte Feste zu besuchen, was dem Khan gewiß viel Freude machen würde. Der Brite versprach was man wünschte, gelobte sich indeß selbst, nicht Wort zu halten.

Der Kurde war äusserst geschwätzig, höflich, verschlagen und, seines feinen durchdringenden Blicks ungeachtet, im höchsten Grade unwissend, d. h. er hatte von unsern europäischen Kenntnissen nicht den min-

desten Begriff. So hatte er unter andern nie von Amerika reden gehört und war ganz versteinert, als er vernahm, daß ein großer Theil der Einwohner dieses Festlandes nackt einhergehe. Der Umstand schien ihm so ausserordentlich, daß er wiederholt fragte: „ob sie denn auch sprechen könnten?"

Gegen eine goldene Taschen-Uhr, die Shiel dem Pascha zum Geschenk machte, gab dieser ihm ein schönes Pferd, das er ihm mit der Bitte zurückschickte, „es einstweilen noch zu behalten, weil er es jetzt nicht gebrauchen könne." Mit Recht fühlte sich der Statthalter durch ein solches Begehen, das nicht plumper hätte sein können, höchst verletzt. Seine Diener sprachen um so lauter ihren Unwillen gegen den groben Fremdling aus, weil er weder das ihm geschenkte edle Roß betrachtet, noch es gebürendermaßen gelobt, noch den Stallmeister des Pascha ersucht, bis zu seiner Rückkehr es gut zu besorgen. „Ich überzeugte mich dadurch," fügt er hinzu, „wie viel zartere Begriffe von Höflichkeit die Türken haben, als wir."

Dennoch folgte die Gastfreundschaft des Pascha dem Reisenden noch über Wan hinaus. Der von ihm verfolgte Weg zog sich bald am südlichen Ufer des Sees entlang, durch unter Fruchtbäumen verborgene Dörfer, bald schweifte er davon ab und erhob sich zu nackten Felsrücken. Er war manchmal so übel, daß man mit andern als persischen Pferden darauf nicht hätte fortkommen können. Weder eine Karawane, noch ein einzelner Reisender, noch selbst ein Derwisch unterbricht die Einsamkeit und das tiefe Schweigen dieser Gebirgsgegend.

Oberstlieutenant Shiel hatte die größte Mühe von

der Welt, sich nur einigermaßen befriedigende Zurechtweisungen über seinen Weg zu verschaffen. Die Türken nehmen nicht den mindesten Antheil an den Einzelnheiten der von ihnen bewohnten oder bereiseten Gegenden und die Kurden, wenn schon sie viel aufgeweckter und neugieriger sind, hören doch selten eine andere Sprache als die ihrige und benehmen sich deshalb gegen Fremde sehr zurückhaltend. Auf die durch Dollmetscher an sie gerichteten Fragen nach den Namen ihrer Berge und Flüsse, oder der Richtung ihrer Wege, antworten sie deshalb gewöhnlich: „Gott weiß es, wie kann ich es wissen.*)“

*) Aehnliche Antworten kann man auch in den gesittetsten Theilen von Europa hören. Die Genfer, die sprichwörtlich zu den pfiffigsten und unterrichtetsten Leuten gehören, können, von hundert kaum einer, dem Fremden die Namen der Berge ihrer nächsten Umgegend namhaft machen. Der so häufig von ihnen besuchte Salève hat für sie keinen andern Namen als: „der Berg (la Montagne);“ der prachtvolle Mont-Blanc und seine riesige Gipfel-Familie sind für sie die „Eisberge (les Glaciers oder gar les Glacières).“ Einige Halbgelehrte im Bürgerstande bezeichnen den höchsten Punkt Europas wohl auch unter dem albernen Namen des „verfluchten Berges (Montagne maudite).“ Im Kanton Glarus erhält man gewöhnlich auf die Frage nach dem Namen der hohen Grenzhäupter gegen Graubünden, die Antwort: „Sie heissen die Thäler;“ weil die beiden Hauptthalgelände, das Groß- oder Linththal und das Klein- oder Sernftthal, gegen den eisigen Hochwall des Tödi, Scheerhorn, Kisten, Hausstock und der Klariden sich ziehen. Die herrliche, bald blendendweisse bald üppig grüne fast 6000 Fuß hohe Pyramide des Môle, die vor allen übrigen Bergen so sehr sich auszeichnet und die der Waatländer oder der Jurabewohner im Gexlande, bei jedem Schritte gewahrt, hat für ihn keinen Namen. Der Savojard und der Genfer sind nicht im

Uebrigens war Shiel selbst schuld, wenn man mißtrauisch gegen ihn wurde, weil er nicht nur offen vor seinen Begleitern, sondern auch in Gegenwart anderer, sehr genau und umständlich alles aufschrieb, was sie auf seine Erkundigungen ihm berichteten. Das darf man selbst in der Schweiz nicht thun, über die es doch so zahllose topografische, statistische rc. Beschreibungen, so viele Karten, Pläne, Reliefs und Panoramen gibt, wenn man nicht von einem großen Theile der Bevölkerung (und wohlgemerkt nicht etwa vom ungebildetsten, sondern von dem, der die Glocken des höhern Unterrichts hat läuten hören, ohne zu wissen wo sie hängen) kurz und gut für einen Spion gehalten werden will. Die genaue Entfernung von einem Orte zum andern zu wissen, gilt als ein Hauptbeweis landesgefährlicher Kundschafterei und die öffentliche Sicherheit bedrohender Zwecke. Man darf sich also gar nicht wundern, wenn der britische Reisende von den rohen, barbarischen Kurden mit nicht günstigern Augen betrachtet wurde, als vielleicht der erste beste wissenschaftlich forschende fremde Gelehrte von den gebildeten Schweizern.

Den meisten Verdacht erregte sein Kompaß, den er von Zeit zu Zeit betrachtete, um sich danach zu orientiren und zu sehen, ob er von der Richtung, welche er zu verfolgen hatte, nicht abgewichen sei. Die Leute glaubten, er könne dadurch erforschen, ob man die Gegend mit dem Geschütz befahren könne,

---

Stande, den Namen eines einzigen Gipfels der langen Jurakette anzudeuten, die sie beständig vor Augen haben. Man könnte noch hundert ähnliche Beispiele anführen.

das die Perser, ihrer Meinung nach, dem Seraskier zur Unterjochung ihrer Landsleute zukommen lassen wollten.

Drittehalb deutsche Meilen von Artemid ligt die Feste Wastan, im 11. Jahrhundert noch Residenz eines eigenen Königs, jetzt ganz zerfallen. Shiel fand nur noch eine niedrige Erdhütte auf dem die weite Seefläche beherrschenden Felsen. Das gleichnamige von Obstgärten umschattete Dorf ligt am Fuße des Erdos. Die Besatzung des Forts besteht aus einem türkischen General-Statthalter und sechs Mann.

Die Kurden sind wo möglich noch größere Lügner als die Perser und man darf, um sich nicht lächerlich zu machen, höchstens den zehnten Theil glauben von dem was sie sagen. Dabei sind sie boshaft, habgierig, listig, verwegen und voller Ränke. Mit solchen Neigungen kann ihr gesellschaftlicher Zustand nicht anders als kläglich sein, und wirklich scheinen sie nichts weniger als glücklich.

Von der Abendseite des Wansees erklimmte der Reisende das hohe Gebirg, das er übersteigen mußte, um nach Bitlis zu gelangen. Er folgte bis zu dieser Stadt dem Laufe eines Flusses, der durch enge Thalschluchten strömte.

„Wir erhielten unsere Wohnung im Schlosse des Statthalters,“ sagt er, „einem großen viereckigen Gebäude, auf einem vereinzelten, die ganze Stadt beherrschenden Hügel. Der Statthalter, ein Kurde war im Lager des Seraskier Reschid Pascha. Seine Gattin ließ mich durch ihre beiden Söhne, zwei angenehme Jünglinge, bewillkommen.

„Das Innere des Schlosses war sehr ärmlich mö-

blirt; der mit Steinen gepflasterte Boden, selbst in den besten Gemächern, war nur mit einigen Ueberresten alter Fußteppiche bedeckt. Dagegen war das Haus sehr fest, wahrscheinlich sein vorzüglichstes Verdienst in den Augen seines Eigenthümers. Es umschloß einen großen Hof mit einer Viranda oder Galerie, von der man in die zahlreichen Zimmer gelangte. Nur die dem Anderun oder Harem vorbehaltenen waren ziemlich bequem eingerichtet. Ueberhaupt ist das der einzige Ort, wo ein Moslemin ohne Besorgniß sich des Lebens freuen kann.

„Im Hause standen, vom frühen Morgen bis zu Anbruch der Nacht, mehre gesattelte und gezäumte Pferde. Das ist ein allgemeiner Gebrauch, um für jedes Ereigniß bereit zu sein, weil man, wurde mir auf meine diese Vorsichtsmaßregel betreffende Frage entgegnet, „in Kurdistan nie vorauszusehen vermag, was sich zutragen kann.“ Wir hatten natürlicherweise die Ehre, die Gäste der Gemahlin des Beg zu sein. Aber ihre Küche war abscheulich. Geronnene Milch und Knoblauch waren bei allen Gerichten vorherrschend. Man gab uns auch in Fett gekochte mit saurer Milch angerichtete Abrikosen, die sehr übel schmeckten.“

Bitlis ligt im Grunde einer breiten Schlucht, deren Abhänge sich ziemlich steil erheben. Die Stadt wird von mehren Hügeln beherrscht. Das Thalbecken ist nur gegen Morgen offen, aber gegen Westen eng ummauert von steilen Felsen, deren Fuß der Bitlisstrom bespült. Der Ort ist unregelmäßig gebaut und hat weder Mauer noch Wall, weil jedes Haus eine besondere Festung bildet. Alle sind aus rothen vier-

eckigen Steinblöcken erbauet, zwei Stockwerk hoch und mit vergitterten Fenstern versehen, wovon mehre gegen die Straße gerichtet sind, was sie den Häusern in Europa ähnlicher macht, als denen Persiens. Die Straßen sind mit runden Kieseln gepflastert, wie in Wan.

Das beachtungswertheste Gebäude von Bitlis ist das alte Schloß, im Mittelpunkte der Stadt auf einem 30 Fuß hohen Felsen. Seine Mauern sind bei hundert Fuß hoch, sehr dick und auf der Aussenseite von viereckigen Basteien umschlossen. Man betritt es nur durch ein einziges Thor, bestehend aus einem engen, niedrigen Gewölbe. Im Innern ist das aus sehr alten Gebäuden zusammengesetzte Schloß beinah ganz verfallen. An der Mauer lieset man, in der Höhe von 60 Fuß, eine arabische Inschrift, nach welcher das Schloß 300 Jahre vor der mahometanischen Zeitrechnung (also im dritten Jahrhundert der unsrigen) erbauet sein würde.

Es gibt in Bitlis vier Karavanserais, drei Bäder, eine nestorianische und acht armenische Kirchen. Die Moscheen werden für sehr alt gehalten und ihre Minarete zeichnen sich sehr hübsch. Die Stadt ist reich an Bäckern, Schlächtern (Metzgern), Gold- und Waffenschmieden. Es werden in ihr auch gute Baumwollenstoffe verfertigt. Der in der Umgegend gewonnene Taback ist ein bedeutender Ausfuhr-Artikel. Baumfrüchte jeder Art, namentlich Aepfel, Pflaumen und Abrikosen sind vortrefflich und wachsen in großer Menge, eben so Melonen, Weintrauben, Gurken, Spinat, Kohl und andere Gemüse. Das Klima ist

etwas rauher, als das von Tabris, doch weniger kalt, als das von Wan.

Die Armenier bilden ein Viertel der Bevölkerung. Sie sind meistentheils Krämer, Bäcker und Schlächter. Die letzten werden von den Sunniten nicht als unrein betrachtet, während die Perser sie mit Abscheu meiden und ihnen nicht erlauben, ihr Brodt von demselben Bäcker zu nehmen, von dem sie das ihrige kaufen. Dagegen begrüßen sie die Christen mit den Worten: „Selamun Aleikum," was ein Türke um keinen Preis thun würde.

Frauen und Mädchen zeigen sich in Bitlis unverschleiert. Gleich den Indianerinnen tragen sie einen Ring durch die Nase. Shiel erhielt eines Morgens den Besuch eines Mollah oder Priesters von sehr ehrwürdigem Ansehn. Er leerte beinah mit einem Zuge ein großes Glas Rhum, sprach von Kolomb, Napoleon und einem reisenden Engländer (wahrscheinlich Makdonald Kinneir) den er 20 Jahre früher gesehen, und ersuchte den Oberstlieutenant ihn in Musch zu besuchen, „um noch einen guten Schluck mit ihm trinken zu können."

Nach einem Ruhetage verließ der Reisende Bitlis am 27. Juli. Sein Weg in der von mehren Bergreihen durchschnittenen Gegend, war schwierig und rauh. Das Gebirg war mit Eichenwäldern bedeckt, wie die Ufer des Bitlisflusses mit Nuß- und Maulbeerbäumen, Himbeerstauden, Weinreben und üppigem Graswuchs. Die Hitze war jedoch so drückend, daß man dabei alle Annehmlichkeiten des Landes vergaß. Ueberhaupt ward die Veränderung des Klimas bald so groß, daß Shiel sich genöthigt sah, im Angesicht

herrlicher Maisfelder, die Nacht unter einem Baume zuzubringen, um im Innern der Häuser nicht zu ersticken.

Auf seinem fortgesetzten Marsche kam er durch weitläufige Baumwoll-Gebüsche. Die Hitze wäre unerträglich gewesen, hätten sich nicht auf allen Seiten klare und frische Bäche vom Gebirg herabgestürzt. Dennoch waren seine Pferde und Maulthiere bald erschöpft und seine Führer zeigten sich mißvergnügt. Um sich nicht zu verirren, nöthigte der ihn begleitende Kurrier den Bewohner eines Dorfes von Mesopotamien mit Gewalt, ihm den Weg zu zeigen. Kaum hatte die Karavane indeß 300 Schritt gemacht, so wurde sie mit einem Steinhagel begrüßt, den die Freunde des Entführten gegen sie schleuderten. Nach einiger Gegenwehr, wobei sogar, unvorsichtig genug, ein Schuß fiel, mußte man ihn wieder frei geben.

Shiels Bedeckung bestand aus Kurden, die sich im allgemeinen sehr dienstfertig gegen ihn benahmen. Schade nur, daß sie nicht, wie die Perser sagen, „die Sprache derer hatten, welche die ihrige nicht verstanden." Sie trieben ihre Gefälligkeit so weit, daß sie nicht allein, beim Uebergang eines Baches oder Flusses, als Saumthiere dienten, sondern auch noch aus den benachbarten Feldern sehr gute Gurken stahlen, welche sie mit dem Reisenden und seinem Gefolge theilten. Man kann deren ein Dutzend essen, ohne die geringste Uebelkeit zu verspüren. Die Kurden sind gewöhnlich mit einer kurzen Flinte, einem Säbel und einem Dolch bewaffnet. Am linken Arm tragen sie einen runden mit kupfernen Nägeln übersäeten Schild.

Bald nach seiner Abreise von Bitlis traf Shiel mit dem Statthalter dieses Ortes, Scherif Beg, zusammen, der auf der Rückkehr aus dem Lager des Seraskiers war. Er schickte dem Briten eine aus geronnener Milch, Weintrauben und einem unverdaulichen Waizen-Pillau bestehende Mahlzeit. Bald nachher stattete er selbst ihm einen Besuch ab, und drückte ihm den Wunsch aus, daß er seiner mit Lob gegen Reschid Pascha gedenken möge. Er war ein schöner Mann von 25 Jahren und sehr sorgsam in seiner Kleidung. Diese bestand aus kurzen gelben Stiefeln, blauen ausserordentlich weiten Beinkleidern und drei Tuchjacken von verschiedenen Farben über einander. Von der einen waren die Aermel 6 Fuß lang. Ein breiter Seidengürtel umschloß seine Hüften. Er hatte darin einen Dolch und zwei lange Pistolen stecken. Auf dem Kopfe trug er einen ungeheuern buntscheckigen Turban. Ein weisser Arabermantel war nachlässig über die Schultern geworfen und hob seine malerische Tracht noch mehr hervor, die, je nach dem Vermögen der Individuen und den davon nothwendig gemachten Milderungen, die aller Kurden höheren Standes ist. Die ärmeren Leute begnügen sich mit einer Jacke und Hosen von grobem Wollenzeug, das sie gewöhnlich selbst verfertigen. Die Armenier sind fast durchgehend nur in Lumpen gehüllt. Die Röcke der Frauen werden von den Persern „einbeinige Hosen“ genannt.

In Sert ward Shiel vom Statthalter nicht zum besten aufgenommen. Er begnügte sich, ihm zu seinem Nachtquartier ein unbewohnbares Haus anzuweisen und ihm eine Tasse Milch zu schicken. Der türkische

Befehlshaber der Feste Ernus verurtheilte in seiner Gegenwart einen von einem Juden und einem Christen verklagten Muselmann, ohne die Vertheidigung des letzten hören zu wollen, zu einer Strafe von 200 türkischen Piastern (24 fl.), wovon er die Hälfte für sich behielt. Als der Verklagte ihn bat, wenigstens zwei seiner Zeugen zu hören, schrie er ihm wüthend zu:

„Elende Hundsrasse, zahle, oder ich lasse Dir den Bauch aufschlitzen."

Herrliche Gerechtigkeit! Er forderte sodann den Briten auf, mit ihm eine Flasche Arrak zu leeren.

Mit Mühe erkannte Shiel den Tigris unter dem Namen Murad, den seine Führer ihm beilegten, als er diesen Strom zum ersten Male zwischen Sert und Ernus überschiffte. Er ist in seinem obern Laufe, zu Dschesireh ibn Omar (Insel der Söhne Omars) 300 bis 450 Fuß breit, fließt sehr schnell und ist bald tief bald seicht. Bei dem oben genannten Eilande wendet er sich gegen Süden. Die Stadt dieses Namens soll sehr alt sein; früher wurde sie Sofarta Sabelita und Besabde genannt.

Von Diokletian und Galerian dem König Narsi entrissen, nach Julians Ableben den Persern zurückgegeben, war sie unter den spätern Kaisern der Römer Schutzwall auf dieser Seite. Ihre Insellage und ihre Festungswerke machten sie beinah unangreifbar. Sie besteht jetzt fast nur aus einem großen 3/4 deutsche Meilen im Umfang haltenden Trümmerhaufen. Nur einige Mauerüberreste können noch einen Begriff von ihrer ehemaligen Stärke geben. Die Hitze war hier erstickend und kein Baum bot ein milderndes Schattendach. Ainsworth, der im Frühling 1837 diese

Gegend bereisete, bestimmt nach barometrischen Beobachtungen die Höhe von Dschesireh auf 900 Fuß ü. M., die von Mosul auf 350 F., die von Nisibin auf 1300 Fuß und die von Mardin auf nahe an 3000 Fuß.

Längs dem Tigris, wie überhaupt in ganz Mesopotamien, wohnen viele Christen von den verschiedensten Sekten, mit Muselmännern bunt untermischt. Im Dorfe Kermo sah sich der Reisende von einer großen Zahl Männer umringt, die ihm die Hände küßten und ihn Bruder nannten. Sie bezeichneten sich ihm unter dem Namen Jakubis (Jakobiten) oder Suriganis (Syrier), wie als Freunde der Armenier, der Katholiken und der Kubten (Kopten), dagegen als geschworne Widersacher der Nestorianer. Sie sprechen mit gleicher Leichtigkeit syrisch und arabisch. Die Angehörigen ihrer Sekte sind vorzüglich zahlreich in den Paschaliken Mosul und Diarbekr. Ihrem Glauben nach hat Jesus Christus einen Willen und zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, während die Nestorianer ihm nur eine Natur zugestehen. *)

Die römische Kirche hat im Morgenlande noch ziemlich viel Anhänger, besonders in Kurdistan, Adserbitschan und Mesopotamien. Fast alle ihre Priester sind Schüler der Propaganda zu Rom. In mehren Gebräuchen haben sie jedoch von den Vorschriften der

*) Die Jakobiten erkennen sonst gewöhnlich in Christus auch nur eine Natur, gebildet aus der Vermischung der göttlichen mit der menschlichen. Die, welche Shiel begegnet, bekannten sich wahrscheinlich zu den Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche.

römischen Kirche abweichen müssen. So lesen sie z. B. die Messe und die Bibel in syrischer Sprache, von ihnen Kaldani genannt und dürfen sich einmal verheirathen. Uebrigens genießen sie, das ganze Jahr hindurch, am Mittwoch und Freitag nur Fastenspeise. Sie sind abhängig von Kalifahs oder Provinzial-Intendanten, die vom General-Vikar zu Bagdad ernannt werden, der seinerseit vom „großen Papas in Italien“ eingesetzt wird.

Zwischen diesen Katholiken und den Nestorianern steigt die Erbitterung oft aufs äusserste. Die Zwistigkeiten im 5. Jahrhundert, welche alle diese Spaltungen zur Folge hatten, sind hier noch nicht in Vergessenheit gerathen. Gegen Christen von andern Sekten, als die katholische, sind die Nestorianer sehr duldsam. Das Verlangen, sich zu unterrichten, hat sie sogar amerikanische Missionäre unter sich aufnehmen lassen, die sich am Urmiasee angesiedelt haben.

Die Armeuier sind sehr häufig in Adserbitschan, Kurdistan und den Paschaliken Wan wie Diarbekr. Die Perser mißhandeln sie, rauben ihnen ihre Töchter und nöthigen sie, sich dem Islamismus zuzuwenden. Die Kurden nehmen sie im Gegentheil gern unter sich auf und stellen ihrer Religions-Ausübung nicht das mindeste Hinderniß in den Weg.

Die Sekte der Jezidis, die ebenfalls am Tigris hauset, wird von den übrigen Muselmännern eben so sehr gefürchtet als gehaßt. Sie schreiben ihr einen Bund mit dem Teufel zu und verschreien sie als die größten Räuber. Shiel hatte sich über sie nicht zu beschweren, was vielleicht auch der Furcht vor dem Seraskier zugeschrieben werden muß, zu dem er sich

begab. Sie sollen von Jezid, dem Mörder Husseins, Mohamets Enkel, abstammen.

Die zahllose Menge fester Schlösser, womit Kurdistan und Mesopotamien übersäet sind, beurkundet die geringe Sicherheit dieser Länder. Der Brite hätte es nicht wagen dürfen, mit seinen sechs Dienern diese Gegend zu bereisen, wäre nicht Reschid Pascha mit seinen Truppen in der Nähe gewesen. Wenn die Ruinen einiger Raubneste dieser Art den Marsch seines Heeres bezeichneten, deutete der blühende Zustand der Dörfer zugleich auch die Fortschritte an, welche die Mannszucht bei den Türken gemacht.

Der Seraskier hat eine schöne Militärstraße mitten durch Natolien erbauen lassen, von der Hafenstadt Samsun, am schwarzen Meere, bis Diarbekr *). Allein die zu große Eilfertigkeit, womit dies Werk betrieben worden, die gebirgige Beschaffenheit des Landes und Mangel an Unterhaltung, beschleunigen seinen Verfall. Bei alledem bescheinigen dergleichen Unternehmen den Anfang einer neuen Aera bei den Türken.

Die morgenländischen Herrscher, wie reich und mächtig sie auch sein mochten, wie prunkvoll ihre Höfe auch waren, wie viele oder wie ungeheure Prachtgebäude (z. B. Tadge Mal zu Delhi) und Karavanserais sie auch aufführen, oder wie viele Brunnen sie graben lassen mochten, erhoben sie sich bisher doch selten oder nie bis zu dem Begriff von der Nützlichkeit der Landstraßen, die eine der Hauptquellen der

*) Verlg. James *Brant's* Journey through Armenia and Asia Minor.

Macht der Regierungen und des Wohlstandes der Völker sind.

Schah Abbas der Große verwendete, wie wir im ersten Aufsatz gesehen, einen beträchtlichen Theil seiner Schätze zur Erbauung mehrer Heerstraßen über den Elbrus, die Riesenwerke für seine Zeit genannt werden können. Schah Jehan Ghir verband die drei Hauptstädte seines Reichs, Agra, Delhi und Lahur, durch prächtige Schattenwege, die freilich in der ebenern Gegend leicht anzulegen waren. Doch keiner dieser Monarchen oder ihrer Nachfolger ließ es sich beikommen, daß man die Dauer solcher Straßen durch sorgfältigen Unterhalt zu sichern habe. Der unbedeutendste Rajah hat schöne Paläste, herrliche Pagoden, großartige Grabmäler hinterlassen. Aber ein Fürst mußte den Gipfel der Macht erreicht haben, um seine Staaten mit einer Landstraße zu beschenken.

Noch jetzt werden die unbedeutenden Pfade, welche die mogolischen Herrscher im Himaleh und im Hindukutsch eröffnet haben, unter dem Namen der „Kaiserstraßen" bezeichnet, während die Briten nur einer 20jährigen Oberherrlichkeit bedurften, um Eisendrathbrücken über die Abgründe des Himalaja zu werfen und durch die früher unzugänglichen Wälder Zeylons prächtige, mit zierlichen Brücken geschmückte Straßen zu brechen *).

Von Dschesireh ibn Omar durchschnitt Oberstlieutenant Shiel, in südwestlicher Richtung, sehr fruchtbare, wohlbewässerte Ebenen, deren mittlere Höhe 1500 Fuß ü. M. sein mochte. Längs dem Fuße des

*) Vergl. Account of the Mahavilla Ganga by *Brooke*.

Kurdistan-Gebirges vordringend, erreichte er am 8. August die Armee des Seraskiers, die in geringer Entfernung von der Feste Akereh lagerte. Er begleitete ihn, starken Unwohlbefindens ungeachtet, vier Tage lang und verließ ihn am 13. desselben Monats. Tags darauf gelangte er an den großen Zabfluß, der von Mitternacht her kommt und in dem Gebirg zwischen den Wan- und Urmiaseen entspringt. Sein Bett war tief und 300 Fuß breit. Die Strömung war sehr stark.

Man verlor viel Zeit bei Erbauung eines Kelek oder Flosses aus Fellen, die man erst herbeischaffen mußte. Dergleichen schon von Xenophon und in der Geschichte Julians beschriebene Fahrzeuge sind äusserst bequem. Man befestigt unter einem hölzernen Rahmen mehre mit Luft angefüllte Häute und bedeckt sie mit Baumzweigen. Zwei Individuen, jeder mit einem großen holen Kürbis, werfen sich ins Wasser und lenken das Floß, der eine auf der Vorderseite mit einem Strick, der andere am Hintertheil es fortstoßend.

Der Zab scheint derselbe Fluß zu sein, wie der Zabatus Xenophons und der Lycus Arrians. Der letzte sagt, daß Alexander der Große, nach der Schlacht bei Arbela mit seinem Heere über den Lycus setzte und sich mitten in der Nacht nach Arbela begab. Shiel besuchte auch diese letzte Stadt, die jetzt sehr herabgekommen ist. Sie wird durch eine auf einem Hügel gelegene Zitadelle beherrscht.

Von da rasch gegen Süden vordringend, begegnete der Reisende einige Abtheilungen von der Armee Alis, Paschas von Bagdad. Zu Altun Kupri

(Goldbrücke), einer befestigten, von Pest und Hungersnoth entvölkerten Stadt, ging er über den kleinen Zab. Das große Kerkuk, wo immer noch beträchtlicher Handel mit Galläpfeln getrieben wird, ist ganz auf dieselbe Weise verheert worden. Es gibt hier auch viele Naftaquellen, die einen unangenehmen Geruch verbreiten. Man verwendet ihr Oel in Kerkuk zur Erleuchtung zur Erwärmung.

Ueber das Gebirg kam Shiel nach Suleimanjeh, eine der größten Städte Kurdistans, von wo er wieder über hohe Berge, wie über Maraga und längs der Morgenseite des Urmiasees, nach Tabris gelangte. Er verfolgte mithin einen großen Theil des Weges, den Xenophon, auf seinem berühmten Rückzuge der Zehntausend, eingeschlagen und sah den Kriegsschauplatz Alexanders, Julians, Belisars und des Heraklius.

Leider erlaubte die große Eile, womit er seine Reise machte, ihm nicht besonders wichtige und tiefe Beobachtungen anzustellen. In solcher Beziehung finden wir umständlichere Angaben in der „Schilderung eines Aufenthalts in Kurdistan (Narrative of a residence in Koordistan),“ von dem englischen Residenten zu Bagdad, Klaudius Jakob Rich, die wir in einem dritten Artikel in Rede stellen werden.

Kurzer Abriß der Geschichte Mexikos, von seiner Losreissung von Spanien bis zur Gegenwart.

Dritter Abschnitt.

Wir gelangen nun zu der Bewegung von Seite der Besatzung von Vera-Cruz, die sich am 2. Januar 1832 ereignete. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar versammelten sich die Befehlshaber und Offiziere der Garnison von Vera-Cruz, nebst dem Generalstab der Festung, und verfaßten „im Namen ihrer Untergebenen“ die verschiedenen Artikel eines Manifests, worin sie die Gründe auseinandersetzten, welche sie zur Beurtheilung des Benehmens von Bustamentes Ministerium berechtigten. Man bemühte sich vor allem in diesem offiziellen Aktenstück darzustellen, wie und weshalb die Republik einer Umwälzung zuschreite, wonach man bewieß, daß zur Vermeidung einer Krisis der Zurücktritt der Minister unumgänglich nothwendig sei.

Indeß lehnte man sich noch nicht gradezu gegen das vom Vizepräsidenten bisher befolgte System auf, obgleich man undirekt bemerkbar machte, „daß man ihm nicht mehr gehorchen könne, so lange er sein jetziges Ministerium beibehalte.“ Oberst Gaona, Kommandant von Vera-Cruz, ward als Werkzeug der verrufenen Minister bezeichnet und ihm erklärt, daß man seinen Befehlen sich nicht mehr unterziehen werde.

Das Manifest stellte schließlich vier Vorschläge auf und nahm dieselben im voraus an. Durch den ersten wurde der eben so verfängliche als unkonstitutionelle Plan von Jalapa ratifizirt. Der zweite verlangte von der Regierung die Verabschiedung des als Urheber der Zentralisirung bezeichneten Kabinets. Im dritten war General Santana eingeladen, den Oberbefehl der Truppen zu übernehmen. Der vierte endlich überließ es dem Gutdünken dieses Generals, mit dem Vizepräsidenten und den Staaten sich zu verständigen, um die vorerwähnten Verfügungen in Ausführung zu bringen.

Zwei Offiziere wurden beauftragt, den neuen Plan dem General Santana vorzulegen, der sich damals in seinem berühmten Tuskulum zu Manga de Clavo befand. Bald nachher hielt er eine Art Triumfeinzug in Vera Cruz, wo er von den Truppen und den Einwohnern mit den lautesten Freudebezeugungen empfangen ward.

Der feurige Landero hatte dazu aus Kräften beigetragen, indem er in seinem „Zensor“ unaufhörlich die von Santana geleisteten ausgezeichneten Dienste gerühmt und vorzüglich seinen Sieg bei Tampiko, über die Spanier, ins Gedächtniß gerufen. Er betrachtete ihn als den einzigen Anführer, dessen Name genug Kraft habe, um den Sieg der freisinnigen Partei zu sichern.

Wenn schon Santana geneigt war, der Regierung die Spitze zu bieten, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen und für die Verachtung sich zu rächen, womit Bustamentes Partei ihn behandelte, begnügte er sich dennoch mit dem Titel eines Versöhners oder Mittlers.

Deshalb schickte er einen Beauftragten nach Mexiko, um das vorgedachte Manifest zu überbringen und den Vizepräsidenten aufzufordern, Wünsche, die er für gerecht hielt, zu befriedigen.

Da in dem „Pronunciamento*)“ die Verfasser des Aktenstücks sich enthalten hatten, die Namen derjenigen anzuführen, welche sie zu Minister ernannt zu sehen wünschten, füllte er diese Lücke aus und benachrichtigte den Vizepräsidenten in einem vertrauten Schreiben, „daß wenn die jetzigen Statthalter der Staaten Mexiko und Vera Cruz, Musquiz und Camacho, in sein Kabinet berufen würden, man dadurch die Gemüther leicht werde beruhigen können, weil er, nach Veränderung des Ministeriums, fest entschlossen sei, die bestehende Staatsverfassung zu vertheidigen.“

Es würde unnütz sein, sich mehr in die von Vera Cruz herrührenden Verstöße und Handlungen zu vertiefen. Sie waren ganz von der Beschaffenheit, um einen langanhaltenden Krieg nach sich zu ziehen, der viel weniger verhängnißvoll gewesen sein würde, wenn man damals den einzigen Grundsatz angenommen hätte, der vernünftigerweise in Anwendung gebracht werden konnte, nämlich die Einführung einer neuen Verfassung, worin man alles in Anwendung zu bringen im Stande gewesen wäre, was für eine Bundes-Republik entsprechend sein mochte.

Die militärischen Häuptlinge von Vera Cruz wollten indeß nur eine „Halbrevolution“ bewerkstelligen. Ihr Manifest beurkundete schon an und für sich ihren

*) Vergl. mit der Note auf S. 110, im ersten Theil für 1839 der Bibl. d. n. Weltk.

Mangel fester Grundsätze und ließ aufs klarste die persönlichen Beweggründe durchschimmern, welche sie geleitet hatten.

Die Minister ihrerseit durchschauten ohne Mühe die Folgerungen der von den Truppen zu Vera Cruz ausgegangenen Bittschrift. Sie versäumten keine Zeit, dem Kongreß die Botschaft des General-Kommandanten dieses Staats, Yberri, vorzulegen, der, indem er eine Abschrift der Erklärung der aufgewiegelten Besatzung mittheilte, aufs neu seine Anhänglichkeit für die Regierung versicherte. Er fügte hinzu, daß er die Truppen als in offener Empörung begriffen betrachtete und zwar durch den alleinigen Umstand, daß sie auf ungesetzliche Weise dem General Santana den Oberbefehl übertragen.

Unmittelbar nach Vorlesung dieser Aktenstücke, hielt der Minister Alaman eine geschickte Rede, worin er den Beweis aufzustellen sich bemühte, „daß der Vizepräsident einer Vorstellung nicht Willfahrung angedeihen lassen könne, die mit bewaffneter Hand geboten werde, ohne sich selbst herabzuwürdigen und alle öffentliche Ordnung über den Haufen zu stoßen.“ Darauf sagte er, daß obschon sowohl er als seine Kollegen sich mit hinlänglicher Festigkeit und genugsamen Mitteln ausgestattet fühlten, um die Insurgenten zur Unterwerfung zu nöthigen, sie dennoch einen augenscheinlichen Beweiß von Mäßigung geben und nie die persönliche Ursach eines Bürgerkriegs sein würden, weil sie bereits ihr Entlaßungs-Gesuch beim Vizepräsidenten eingegeben hätten.“

Die Verzichtleistung auf das Ministerium ward indeß gleichzeitig mit der Weigerung Bustamentes be-

kannt gemacht, das Entlaßungsbegehr anzunehmen. Eine solche Maßregel, die man als eine offene Kriegserklärung gegen die Opposition betrachten konnte, war ein neues Beispiel politischer Heuchelei. Denn wenn wirklich die vier Minister entschlossen gewesen wären, ihr Amt niederzulegen, hätte weder der Präsident noch der Kongreß sie verhindern können, ihren Vorsatz in Ausführung zu bringen.

Der mexikanische Kongreß that nun ganz das Gegentheil von dem, was er eigentlich hätte thun sollen. Statt sorgsam die Ursachen zu prüfen, welche die erste Festung und den ersten Handelshafen des Landes vermocht, gegen die Regierung sich zu erheben; statt dem Ministerium Rechenschaft abzufordern, über die drohenden Folgen seines politischen Verfahrens, begnügte er sich mit der Erklärung, „daß die Bittschrift von Vera Cruz eine wirkliche Empörung sei." Die beiden Kammern erließen zugleich eine Botschaft an den Vizepräsidenten, ihn bittend, sein Kabinet nicht zu ändern und die erforderlichen Maßregeln zur Erstickung des Aufstandes zu ergreifen.

Alaman und seine Kollegen triumfirten. Auf die doppelte Beistimmung des Kongresses und des Vizepräsidenten trozend, trafen sie schnell die zur Unterwerfung der Insurgenten von Vera Cruz erforderlichen Maßregeln. Sie liessen mit großer Schnelligkeit alle Truppen, worüber sie verfügen konnten, gegen das in Aufstand begriffene Land marschiren. Bevor sie jedoch die Feindseligkeiten eröffneten, glaubten sie noch einen versöhnenden Schritt thun zu müssen. Zu solchem Zweck sandten sie drei Beauftragte nach Vera

Cruz, um in dieser Stadt mit Santana und seinen Anhängern vorher sich zu besprechen.

Es ließ sich jedoch leicht voraussehen, daß nachdem das Ministerium sich entschlossen gezeigt, den gegen es gerichteten Angriffen die Spitze zu bieten, ein solcher Schritt kein für die Erhaltung des innern Friedens günstiges Ergebniß darbieten könne. Das beweiset auch die Botschaft, welche die vorerwähnten Beauftragten unterm 25. Januar an Don Gamacho, Statthalter des Staats Vera Cruz, schickten.

Es hieß darin: „General Santana habe sich kategorisch ausgedrückt, indem er erklärt, er sei von verschiedenen Staaten eingeladen worden, sich an die Spitze der Vertheidiger der mit nahem Umsturz bedrohten Verfassung zu stellen, weshalb er, mit alleiniger Annahme der Vermittlerrolle, sich nach Vera Cruz begeben, nun aber, da man das Ministerium durchaus beibehalten wolle, trete er auf als Haupt der Opposition."

Die Beauftragten sagten auch noch: „Santana habe geschworen, nicht eher die Waffen ruhen zu lassen, bis die Mexikaner vom Joche der Unterdrückung frei geworden und sie wieder der Freiheit genössen, die er selbst seinem Vaterlande zu geben sich bemühet, wie das alle Handlungen seines 1821 begonnenen öffentlichen Lebens bezeugten." Die ministeriellen Agenten gestanden ebenfalls, daß diese Erklärung vom Volke mit dem lautesten Beifall aufgenommen worden.

Nach Fehlschlagung des Versuches eines friedlichen Uebereinkommens, rüsteten sich die Parteien zum Kampfe. Das Vertrauen auf beiden Seiten war groß. Landero sprach in seinem „Zensor" von dem bevor-

stehenden Triumfeinzuge der Seinigen in Mexiko, den er im März vorausbestimmte, während die Minister in ihrer offiziellen Zeitung versicherten, daß der Aufstand in Vera Cruz nicht die mindeste Gefahr biete, und daß man zu seiner schnellen Unterdrückung nicht allein auf eine getreue Armee, sondern auch auf Geld und den Beistand der übrigen Staaten sich beruhen könne.

Bei alledem hatte Santana nicht leichtsinnig den Kampfplatz betreten. Es befanden sich um jene Zeit nicht weniger als 400,000 Pesos (1 Million fl.) in der Grenzzoll-Kasse von Vera Cruz und die Eintreibung von mehr als einer Million Pfund (2½ Millionen fl.) war den Insurgenten vollkommen gesichert. Die bewaffnete Macht des Platzes und der Festung San Juan d'Ulloa mochte sich auf etwa 2000 Mann Linientruppen belaufen. Santana war überdem so beliebt in den Orten längs der Küste, daß er unter seiner Fahne eine nicht unbedeutende Menge jener Rancheros oder Jarochos sammeln konnte, die immer zu Pferde sind und ihre gute Klinge von Toledo nie ablegen.

Vera Cruz ist freilich nur von schwachen Mauern umschlossen; doch sind seine Basteien, die sich inmitten einer Sandeinöde erheben, nichts desto weniger furchtbar. Santana vergaß nichts, was dazu beitragen konnte, die Stadt in den besten Vertheidigungszustand zu setzen. Er ward dabei von seinen zahlreichen Anhängern unterstützt, deren Begeisterung sich in dem Maße vermehrte, als die Schwierigkeiten und Gefahren drohender wurden. Das Fort Ulloa wurde dazumal nicht nur für unüberwindlich, sondern selbst

für unangreifbar gehalten, vorzüglich wenn man es durch ein starkes Geschwader zu unterstützen vermochte.

Unabhängig von den fysischen Mitteln, worüber Santana verfügen konnte, hatte er noch die öffentliche Stimmung für sich, wie die von ihm bekämpfte Regierung sie gegen sich hatte. Das Gefecht bei Tampiko hatten seinen Ruf bis zu den entlegensten Grenzen der Republik getragen und ihn gewissermaßen zum Abgott der Küsten-Bevölkerung gemacht, die ihn die Spanier hatten schlagen und zur Wiedereinschiffung nöthigen sehen.

Eine solche allgemein verbreitete Meinung, die kernigen Vorstellungen der unabhängigen Zeitungen Mexikos, die von den in Vera Cruz erscheinenden zuerst aufgestellten Anklagen, die sich so weit erstreckten, daß die Häuptlinge der Regierung des Uebereinverständnisses mit Spanien beschuldigt wurden; alle diese Umstände machten zu Santanas Vortheil den lebhaftesten und tiefsten Eindruck. Denn obschon seine ehrgeizigen Absichten für die einzelnen Staaten kein Geheimniß waren, unterstützten sie ihn dennoch in seinem Unternehmen. Sie fürchteten weniger ihn als die Regierung obsiegend zu sehen, weil die letzte augenscheinlich aus allen Kräften der unumschränkten Gewalt zuschritt.

Unter solchen Umständen forderten die unabhängigen Gesetzgebungen der Staaten Zakatekas, Jalisko und Tamaulipas schon im Januar den Vizepräsidenten auf, das Entlassungsbegehr der Minister anzunehmen, wäre es auch nur, um dadurch einen blutigen Bürgerkrieg zu vermeiden. Allein Bustamente antwortete mit Anmaßlichkeit, „daß ein solches Verlangen

mit seinem Vorrecht in Widerspruch stehe." Er berief sich in allem übrigem auf die Botschaft des Kongresses.

Dieser unterstützte immer noch das Ministerium. Er ergriff neue Maßregeln zu Hemmung des Aufstandes von Vera Cruz. So ward unter andern im Februar ein Dekret veröffentlicht, das augenscheinlich gegen diese Stadt gerichtet war. Es hieß darin, „daß jeder Hafen, welcher dem Gehorsam gegen die gesetzmäßigen Behörden sich entzogen, für den Handel geschlossen sein solle," und man verpflichtete die Kaufleute, zur Bezahlung der von ihnen zu entrichtenden Steuern bei den Zollstätten der Orte, auf die man zählen zu können glaubte. Es ward auch noch ein anderes Dekret erlassen, wodurch alle Individuen, die theilgenommen an dem Aufstande, ihrer Aemter entsetzt und für die sowohl dem Fiskus, als den Zünften oder Privatpersonen enthobenen Summen, verantwortlich gemacht wurden.

Die Verfügung, welche darauf hinzielte Vera Cruz seinen Handel zu entreissen, hatte einigen Widerstand zu erleiden, von Seite der beiden Mitglieder des Kongresses Viya und Echevarria, Kaufleute aus dieser Stadt. Sie geben jedoch, indem sie einer solchen Maßregel sich entgegenstellten, einen auffallenden Beweis von ihrer geringen politischen Fähigkeit und ihrem Mangel an Umsicht.

Kein befremdenderer Widerspruch der allernothwendigsten Grundsätze in der That, als sich für das Ministerium zu erklären und nicht vorauszusehen, daß um Santana zu bezwingen, man nicht bloß den Handel von Vera Cruz, sondern die Stadt selbst zu Grunde

richten müsse, was unfehlbar geschehen wäre, hätte die Regierung eine mit ihren Wünschen verhältnißmäßige Macht und Entschlossenheit gehabt.

Allein dadurch, daß das Ministerium den Hafen von Vera Cruz als blokirt erklärte, ohne den Blokus wirklich in Ausführung bringen zu können, machte es sich gradezu lächerlich. Seine ganze Seemacht bestand nämlich aus zwei oder drei kleinen Goeletten, während Santana alle Leichtigkeit hatte, seine Streitkräfte zur See nach Bedürfniß oder Willkür vermehren zu können. Er konnte also mit den ihn zu Gebote stehenden Schiffen den Hafen immer offen halten und gleichermaßen die Insurrektion dahin versetzen, wo er es für entsprechend halteu würde; was auch die Ereignisse in der Folge zur Genüge rechtfertigten.

Es war ungefähr dasselbe mit der Entrichtung der Zollgebüren, die man Vera Cruz entziehen wollte. Der positive Zustand der Dinge, vorzüglich die geringe Zuneigung des Handelsstandes für Bustamentes Regierung, machte diese Maßregel ganz illusorisch.

Nun hielt man es noch für zweckmäßig, eine Amnestie zu verkündigen, wodurch einzig und allein die Hauptanstifter der Bewegung, über die zeitweise Verbannung verhängt worden, ausgenommen waren. Das betreffende Dekret wurde mit Verachtung und Unwillen in Vera Cruz aufgenommen.

Das Ministerium, das gleich von Anfang nicht hatte nachgeben wollen, hatte schon gegen Ende Januar zu Jalapa etwa 4000 Mann guter Truppen zusammen gezogen, deren Oberbefehl dem alten General Calderon übertragen worden. Der Kriegsminister Facio selbst verließ Mexiko mit Artillerie, Munition

und Geld um den Feldzug zu beschleunigen. Kaum war die Division organisirt, so setzte sie sich gegen Vera Cruz in Marsch.

Aber sei es, daß die Regierung noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, die Sache ohne Blutvergießen beizulegen, sei es, daß sich ihr wesentliche Schwierigkeiten bei Fortschaffung des Geschützes entgegenstellten, die ministeriellen Truppen drangen nur langsam vorwärts, und erst zu Ende Februar traf ihre Vorhut in Santa Fé, einer drei Stunden (2¼ deutsche Meilen) von Vera Cruz entfernten Stadt ein.

Während diesem ganzen Schneckenmarsche überhäufte der „Zensor“ von Vera Cruz das heranrückende Korps mit Spöttereien und Beschimpfungen jeder Art. Er bezeichnete es gewöhnlich nur als die „im Schildkrötensturmschritt herbeieilende große Armee.“ Sagen muß man noch, daß die Generale Yberri und Rincon die beiden Brigaden unter Calderons Befehl kommandirten. Alle drei waren ziemlich bejahrt, weshalb dasselbe Blatt sie häufig Viejos oder Viejecitos (Alte, oder hochbetagte Männchen) nannte, ein Spottname, der bald der ganzen ministeriellen Partei beigelegt wurde.

Wie alltäglich die Benennung auch scheinen mochte, hatte sie nichts desto weniger eine schlagende politische Bedeutsamkeit, weil der Krieg von neuem gegen die alten Grundsätze des spanischen Systems geführt wurde, denen die herrschende Partei nur zu sehr sich geneigt erwiesen.

Kaum war die Vorhut des ministeriellen Heeres in Santa Fé eingetroffen, als Santana, der schon lange den Augenblick einer plötzlichen Ueberraschung

ersehnt, und wahrscheinlich an das alte Sprichwort sich erinnernd: „wer zuerst schlägt schlägt zweimal“, in der Nacht des 24. Februar Vera Cruz mit seinen kühnen Jarochos und zwei Kompagnien Infanterie verließ. Der unerschrockene Landero begleitete ihn. Beinah im Angesicht der Vorhut an ihr vorbeimarschirend, überraschte er zwei Stunden jenseit Santa Fé eine Kriegszufuhr von Munition und Geld, deren er sich bemächtigte, indem die ihr zur Bedeckung dienenden 300 Mann für sich gewann oder sie gefangen nahm. Tags darauf kehrte er mit seiner Beute triumfirend nach seinem Hauptquartier zurück.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Befehlshaber dieses Convois in einem gewissen Einverständniß mit Santana gestanden. Wie dem aber auch sei, ist dennoch so viel gewiß, daß die Infanterie der Bedeckung, als sie den Besieger der Spanier erblickte, sogleich mit Jubelgeschrei zu ihm überging, und daß die Reiterei, nachdem sie einige Individuen hatte fallen sehen, ohne Umstände sich ergab. Eine kurze Anrede Santanas hatte das Wunder bewirkt.

Wie geringfügig dieser Erfolg auch scheinen mochte, wurde er dadurch doch schon an und für sich bedeutend, daß er der erste des Feldzuges war und die geringe Anhänglichkeit der Soldaten für das Ministerium bezeugte. Der Umstand entging weder Facio noch Alaman, die sogleich die Gesinnung aller beim Operationskorps befindlichen Offiziere einer strengen Prüfung unterzogen. Durch die in Folge dieser Maßregel vorgenommene Ausmerzung wurden mehre verabschiedet, in die man nicht genug Vertrauen setzen zu dürfen sich berechtigt hielt. Der Briefwechsel der

beiden Minister, der aufgefangen und öffentlich bekannt gemacht wurde, läßt über diesen Punkt keinen Zweifel übrig.

Die ministeriellen Zeitungen stießen ein schreckliches Geschrei aus gegen Santana, daß er es gewagt, zuerst das Blut seiner Landsleute zu vergießen, zu dem alleinigen Zwecke, behaupteten sie, um seinen verbrecherischen Ehrgeiz zu befriedigen und zur Präsidentschaft zu gelangen.

Die Angelegenheit einer neuen Präsidentschaft war in der That die eigentlich erhebliche, von der beide Parteien am meisten aufgeregt wurden. Denn bisher waren die Sachen dergestalt eingerichtet, daß mit Ausnahme der ersten Wahl, die Präsidentschaft von Mexiko immer der durch die Waffen begünstigten Partei zugefallen war. Es ließ sich mithin voraussehen, daß in dem obwaltenden Kampfe die höchste Staatswürde abermals die Belohnung des Siegers sein werde.

Santanas Freunde entgegneten auf die gegen ihn gerichteten Beschuldigungen, „daß er im Besitze alle der Rechte gehandelt, welche seine eigene Sicherheit ihm gewährte.“ Denn ihnen zufolge hatten die Feindseligkeiten schon an dem Tage begonnen, wo die Truppen der Regierung von Jalapa gegen Vera Cruz aufgebrochen waren und alles Unheil, das der Bürgerkrieg mit sich bringen konnte, mußte einzig und allein dem Ministerium zugeschrieben werden. Weit entfernt also Santana wegen seinen ersten Angriff zu tadeln, wünschten sie ihm vielmer dazu Glück und freueten sich über den von ihm errungenen Erfolg.

Allein wenn man von übertriebenen Hoffnungen

nur unbedeutende Ergebnisse gewinnt, entspricht die Zukunft selten oder nie den darauf begründeten Plänen. Das bewahrheitete sich recht auffallend diesmal bei Santana und Landero. Ueberzeugt, daß sie sich nur persönlich zu zeigen brauchten, um alle Truppen Calderons für sich zu gewinnen, beschlossen sie, einen neuen Ausfall zu unternehmen und zwar mit allen ihnen zu Gebote stehenden Streitkräften. Die Jarochos von Vera Cruz, etwa 2000 an der Zahl, sollten theil daran nehmen. Landero befehligte die Vorhut.

Die beiden Generale brauchten jedoch nicht bis nach Puente Nacional vorzudringen, wohin Calderon anfänglich sich zurückgezogen. Denn schon am 3. März stießen sie auf die ministerielle Armee, die vor dem Flecken Tolome, zwischen Vera Cruz und Puente, in Schlacht-Ordnung aufmarschirt sie erwartete. Santanas Truppen waren müde, zudem ohne Geschütz und ohne Lebensmittel, nur durch geistige Getränke sich erhaltend.

Ohne die Ueberlegenheit des feindlichen Korps zu berücksichtigen, das wenigstens 3000 Mann stark war, und ohne das vortheilhafte seiner Stellung in Beachtung zu ziehen, stürzte sich Landero, an der Spitze seines tapfern neunten Bataillons in die Kolonnen. Diese Unbesonnenheit hatte zur Folge, daß der eigentliche Kern von Santanas Häuflein, Landero und sein Lieutenant Andonaegui inbegriffen, unnützerweise fielen, und als jener seine beinah ganz aus Jarochos bestehende Reiterei vorrücken ließ, die sich nie an Mannszucht hatte gewöhnen wollen, ergriff sie beim ersten Angriffe von Seiten

der Regierungs-Kavallerie die Flucht und zerstreute sich in der wildesten Unordnung rechts und links.

Das zweite Bataillon, worauf sich Santana allein noch stützen konnte, war in einem Augenblicke von der Uebermacht umschlossen, so daß er nach zwei Stunden so zu sagen allein war und sich in Gefahr befand, gefangen genommen zu werden. Er entging nur dem ihm bevorstehenden Geschick mit Hilfe der Nacht und als er seine Meierei erreichte war er nur noch von zwei Adjudanten begleitet. Am andern Morgen begab er sich im traurigsten, der Verzweiflung nahen Zustande, nach Vera Cruz.

Der Sieg bei Tolome war um so vollkommener für die Regierung, weil an diesem Tage alle Truppen, über die Santana verfügen konnte, verschwunden waren, und er überdem in Landero seine beste Stütze verloren hatte. Der Tod des letzten war für ihn ein in jeder Hinsicht sehr empfindlicher Schlag. Denn Landero bekannte sich zu einer Freisinnigkeit der Grundsätze, die man als eine Seltenheit beim mexikanischen Militär betrachten konnte. Er schien berufen wie würdig, einen nicht geringen Einfluß auf das Schicksal seines Vaterlandes auszuüben, weshalb man sein schnelles Ende sehr bedauerte.

Der „Zensor“ behauptete, der in Rede stehende sei lebendig den Ministeriellen in die Hände gefallen, und erst als Gefangener feigerweise von ihnen niedergehauen worden. Es war auch das Gerücht in Umlauf, man habe den Oberst Merino, einen der entschiedensten Anhänger Bustamentes, über Landeros blutigen Leichnam weinen sehen. Solche Thränen konnten aufrichtig sein und der Freundschft zugeschrieben

werden, die beide früher umschlungen hatte, als sie durch die Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen noch nicht getrennt waren. Landero hatte sogar einen leiblichen Bruder, der zu den besten Offizieren des nach Vera Cruz beorderten Korps gehörte, gegen das er ausgezogen war und bei dessen Begegnung er seinen Tod gefunden hatte.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Der Franzosenkönig vorgeblich verhaftet an die Stelle eines gemeinen Regenschirm-Diebes.

Den 10. Januar 1839 erschien der verantwortliche Geschäftsführer des politischen Spottblattes „Charivari," Namens Bauger, vor den Assisen des Seine-Departements, unter der Anklage einer Beleidigung gegen des Königs Person, begründet auf einen in der Nummer vom 16. Dezemb. 1838 des Blattes enthaltenen Aufsatz, dem wir, zur Verständlichung der Sache, nur die als eigentlich beleidigend inkriminirten Stellen entheben wollen. Sie lauten in wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen:

„Man erinnert sich, daß ganz neuerdings ein großer Spitzbube, bekannt unter dem Namen Ludwig Filipp, vor dem Zuchtpolizei-Gericht erschienen ist, beschuldigt einen Regenschirm gestohlen zu haben. Obgleich er hoch und heilig versprochen, in Zukunft

nichts mehr wegzustipitzen, ist er dennoch verurtheilt worden. Denn die Richter haben zu viel Erfahrung, um den Versprechungen Ludwig Filipps den geringsten Glauben zu schenken.

„Der Gaudieb Ludwig Filipp erlitt also seine Strafe seit etwa drei Wochen, als es ihm an einem dieser letzten Tage zu entwischen gelang. Die Lärmkanone ward unmittelbar bei allen Polizei-Kommissären gelöset. Man sammelte auf die Personbeschreibung des Individuums sich beziehende Angaben von verschiedenen Seiten, woraus endlich ein also lautender Verhaltsbefehl entsprang:

„„Wir ꝛc. ꝛc. ertheilen dem .... Bevollmächtigung, den ensprungenen Spitzbuben Ludwig Filipp, von Gestalt korpulent, mit Hängebacken, einer krummen Nase, einer falschen Perücke ꝛc. ꝛc. anzuhalten und festzunehmen, wo er ihn finden wird. Er soll in der Umgegend der Froidmanteau-Straße wohnen. *)"

„Mit solchen Vollmachten versehen, begannen die verschlagensten Polizeidiener ihre Nachforschungen. Weiß man aber, was davon die Folge war? Es ist unglaublich, entsetzlich, unerhört... Einer von ihnen hat den König der Franzosen, Ludwig Filipp, arretirt....

„Das betrübendste in dem Abenteuer ist, daß der König Ludwig Filipp von dem Polizeidiener in dem Augenblick angepackt (empoigné) worden, wo er zu Fuß über den Karusselplatz schritt und daß man

*) Diese Straße befindet sich zwischen den Tuilerien und dem Louvre. Sie wird vorzüglich von öffentlichen Frauenzimmern und Beutelschneidern bewohnt.

ihn schimpflich durch die Straße geschleift (a été ignomineusement traîné dans la rue). Vergebens mochte er betheuern, man irre sich, er sei Ludwig Filipp, der Franzosenkönig, Bewohner des Tuilerienschlosses; man könne ihn, um sich davon zu überzeugen, entweder nach dem Palaste führen, oder der größern Nähe wegen nach dem (Büreau des) Journal des Débats, das für seine Sittlichkeit gutstehen würde. Man hörte nicht auf ihn. Die Spione (mouchards) beschimpften und mißhandelten ihn, ihrer Gewohnheit gemäß, wonach sie ihn in ein finsteres Loch in der Präfektur steckten, dem Staatsoberhaupte solchergestalt einen schlagenden Beweis von der Willkür und Brutalität der französischen Polizei gebend.

„Man kann sich das Entsetzen des Polizei-Präfekten denken, als er von einem so unglaublichen „Mißgriff" sich überzeugte. Das war, meiner Six, etwas ganz anders, als der „Irthum" mit den Demoisellen Michel, obgleich man ihn als ein genaues Seitenstück dazu betrachten konnte. Ein festgenommener und eingekerkerter König, das hatte man in Frankreich seit dem Tempelthurm nicht gesehen.

„Der Polizeidiener, welcher den dummen „Mißgriff" sich hat zu schulden kommen lassen, ist eingesperrt worden, und es ist die Rede, ihn vor das Pairsgericht zu bringen, als Verletzer der Unverletzbarkeit des Königs, indem er ihn verhaftet, und eines Majestäts-Verbrechens dadurch schuldig, daß er ihn geschlagen. Dieser kläglichen Veranlassung wegen haben sich denn auch alle Polizeiknechte im Ministerium des Innern zusammenschaaren müssen. Die Häuptlinge der Polizei waren ebenfalls einbeschieden, um ihr

Gutachten über die betreffenden Anklagspunkte abzugeben.

„Der Spion, welcher den „Mißgriff“ sich zu schulden kommen lassen, hat eine Rechtfertigungsschrift vorgelegt, worin er auseinandersetzt:

„1. Daß sein Verfahren das Ergebniß eines jener „Mißgriffe“ sei, die, nach Herrn Benjamin Delesserts Aeusserung, bei der Polizei-Verwaltung so überaus häufig sind;

„2. Daß da der Polizeibeamte Gody, weil er einer Namensähnlichkeit wegen die Demoisellen Michel verhaftet, nur abgesetzt worden, man gegen ihn nicht eine Hauptanklage anhängig machen könne, weil er, viel zahlreicherer und ernstlicherer Anzeichen wegen, Ludwig Filipp festgenommen, und zwar Aehnlichkeit der Wohnung wegen, indem der Verfolgte als in der Umgegend der Froidmanteau-Straße und der Verhaftete in den Tuilerien, in Nähe dieser Straße hausend, bezeichnet worden; Aehnlichkeit der Korpulenz, da sowohl der Verfolgte wie der Verhaftete, der eine wie der andere, stark beleibt (bien corsés) gewesen; endlich Aehnlichkeit der alten Regenschirme (similitude de rifflards), indem der Verfolgte eines gestohlenen Regenschirms wegen verurtheilt, und der Verhaftete mit einem Regenschirm versehen gefunden worden. Alle diese Beziehungen können also wohl dazu dienen, den zum Nachtheil des Königs Ludwig Filipp begangenen „Mißgriff“ viel mehr zu beschönigen, als den, worüber die Demoisellen Michel sich zu beschweren gehabt. Es ist freilich sehr unangenehm für den König Ludwig Filipp, daß man ihn für einen Dieb gehalten, wie die Demoisellen Michel für

Diebinnen; doch konnte man sich auch gegen den König Ludwig Filipp, wie gegen die Demoisellen Michel, mit der Ausrede entschuldigen, „daß dergleichen „Mißgriffe“ sich sehr häufig zutragen und daß sie bei einer guten Polizei-Verwaltung unvermeidlich sind.“

„Wir wissen nicht, was in der Versammlung der Polizei-Häuptlinge entschieden worden; es ist selbst wahrscheinlich, daß sie gar nichts entschieden haben. Allein man hofft — und in diesem Fall würde Unglück wenigstens zu etwas gut sein — daß man, bei Gelegenheit dieses Ereignisses, die Nothwendigkeit einsehen wird, den Kreis der Willkür zu beschränken, worin die Polizei sich bewegt. Es versteht sich von selbst, daß Ludwig Filipp indeß wieder freigelassen worden ist.“

Auf des Präsidenten Frage, erwiederte der Geschäftsführer des „Charivari“, daß er die Verantwortlichkeit des inkriminirten Artikels übernehme. Der General-Advokat Plougoulm erhob sich nun und sprach:

„Sie wissen, meine Herren, es handelt sich um eine Beleidigung gegen des Königs Person. Bevor man seinen Unwillen laut werden läßt, bei Lesung des Aufsatzes, von welchem Erstaunen wird man nicht ergriffen bei der alleinigen Bezeichnung der Anklage: Beleidigung der königlichen Person!... Man beleidigt einen Privatmann, weil man ihm etwas anhaben will, und zwar zur Befriedigung seines Hasses oder seiner Rachsucht. Aber wie können sich Leidenschaften solcher Art geltend machen gegen einen Monarchen, der gleichzeitig das Beispiel öffentlicher und häuslicher Tugen-

den bietet? Nicht ihn will man also angreifen, sondern seine Autorität, den Karakter, womit er bekleidet ist. Sie werden mithin die Beschuldigung allein unter diesem Gesichtspunkte betrachten."

Näher eintretend in die einzelnen Umstände des Angriffs, hob der Redner ihre Strafwürdigkeit hervor und bewieß die Absicht, den König persönlich beleidigen zu wollen, nicht allein dadurch, daß man ihn mit einem Dieb gewissermaßen in Parallele gestellt, sondern auch, daß man schon früher einen Artikel über denselben Gegenstand gegeben, der wahrscheinlich dem „Charivari" zu wenig giftig geschienen, weshalb es das versäumte doppelt nachzuholen sich verpflichtet gehalten. Er schloß mit den Worten:

„Sie werden das „Charivari" verurtheilen. Sie werden durch Ihr Verdikt — die Umstände, worin wir uns befinden, machen es Ihnen mehr als je zur Pflicht (Bewegung) — den unverletzlichen und geheiligten Karakter der königlichen Person schirmen."

Zur Rechtfertigung des Verklagten sagte sein Advokat, Bethmont, unter andern:

„Bevor ich die Auseinandersetzung des Herrn General-Advokaten, über die in Rede stehende angebliche Beleidigung gegen des Königs Person bekämpfe, muß ich Sie zuerst von den Umständen, den Thatsachen unterrichten, unter denen der Artikel des „Charivari" entstanden ist. Dieser Aufsatz ist nicht das Resultat einer blos eingebildeten Begebenheit, sondern vielmehr einer solchen, die sich wirklich zugetragen. Ein Spitzbube, des Namens Ludwig Filipp, war wegen Entwendung eines Regenschirms zuchtpolizeilich verurtheilt worden. Alle Zeitungen haben die Sache in Rede

gestellt, ohne deshalb eine gerichtliche Verfolgung sich zuzuziehen. Die eine sagte:

„„Ein Kerl, Namens Ludwig Filipp, ist heute vor dem Zuchtpolizeigericht verurtheilt worden, weil er einen Regenschirm gestohlen. Eine so unsägliche Vorliebe für ein altes Regendach (rifflard), hat die Zuhörer zu nicht geringem Gelächter gereizt.“

„Es ist das ein Witzspiel, ein Spaß, der vielleicht, ich gestehe es gern, nicht zu den feinsten gehört. Aber, lieber Gott, wie jämmerlich wäre es, wenn man den Leuten ein Verbrechen daraus machen wollte, daß sie keinen Geschmack haben. Jedenfalls hat man nicht gefunden, daß die Namensnennung eine Beleidigung gegen den König bilde. Ich habe noch eine andere Angabe desselben Ereignisses mitzutheilen, wodurch das „Charivari“ davon unterrichtet worden. Sie lautet wie folgt:

„„Ludwig Filipp hatte seinen Regenschirm verloren, und in der jetzigen Jahreszeit braucht man durchaus einen Regenschirm. Ludwig Filipp konnte deshalb den Regenschirm nicht entbehren. Aber sei es Geldmangel oder Sparsamkeit, Ludwig Filipp hätte gern einen Regenschirm gehabt, der ihm wenig oder nichts koste. Was that nun Ludwig Filipp? Eine gute Frau, die Wittwe Crüchot, besaß einen Regenschirm, o, aber einen Regenschirm, wie es nicht viele gibt, einen Regenschirm, der durch seine Form und seinen mächtigen Umfang ans Entstehen der Kunst erinnerte und augenscheinlich bewies, wie sehr unsere Väter dem Behaglichen vor dem Zierlichen den Vorzug zugestanden. Es war ein alter Familien-Regenschirm, ein tragbares Wetterdach, mit einem Worte

ein Omnibus-Regenschirm, den boshafte Spaßvögel jetzt unter dem Namen Rifflard bezeichnen.

„„Ludwig Filipp, der sich in Regenschirmen kennt*), schlug sich den Besitz dessen der Wittwe zu. Er konnte darunter wohlbeschützt zirkuliren, wenn der Regen in den Straßen der Hauptstadt stromweis floß. Indeß genoß Ludwig Filipp nicht lange die Früchte seines Diebstahls. Unglücklicherweise für ihn, stand er in seinem Stadtviertel nicht im allerbesten Ruf. Es erhoben sich Zweifel über den rechtmäßigen Besitz des alten Regenschirms, worunter er so stolz sich brüstete. Die Nachbarn schwatzten, und von Mittheilung zu Mittheilung gelangte des Spitzbuben Name bis zur Wittwe Crüchot. Sie führte Klage. Ludwig Filipp wurde festgenommen und nach der Präfektur gebracht. Heute vor dem Zuchtpolizei-Gericht erscheinend, ist er zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden."

„Jeder Leser merkt, daß man ihn in Ungewißheit läßt; daß es, wohl oder übel, um einen Spaß zu thun ist. Doch eine Beleidigung gegen des Königs Person gewahrt man darin nicht....

„Dieser Umstand ist übrigens nicht der einzige, der zu dem Aufsatze im „Charivari" Veranlassung gegeben. Die Polizei suchte eine Diebin, Namens Michel. Der Angabe nach sollte sie in einem Hôtel

*) Der König Ludwig Filipp ging, während den ersten drei Wochen nach der Juli-Revolution, als es ihm noch darum zu thun war, den „Bürgerkönig" zu spielen und für populär zu gelten, häufig zu Fuß aus, mit einem Regenschirm unterm Arm, der, sagt man, schon ein wenig altmodisch war, und auch in dieser Hinsicht seine später durch Parteispott sprichwörtlich gemachte Sparsamkeit beurkundete.

garni wohnen. Die Polizei-Beamten kamen nach einem solchen, worin zwei Demoisellen Michel wohnten. Die eine war krank, die andere saß am Bette ihrer Schwester, die genesende pflegend. Man suchte eine Diebin. Um desto sicherer zu gehen, nahm man beide Schwestern. Auf der Polizei-Präfektur untersuchte man die Sache und erkannte sehr richtig, daß zwei Demoisellen nicht eine Diebin sein können, sondern nothwendigerweise zwei Diebinnen sein müßten. Der begangene Irthum war bald erwiesen und die Demoisellen Michel wurden freigelassen. Sie haben einen Bruder, der in Zeitungen schreibt und sich bitter über die Verhaftung seiner Schwestern beschwert. Er erhält keine andere Genugthuung als die Antwort: „Es thut uns leid; aber was wollen Sie, es war ein Mißgriff.“

„Die Presse durfte eine solche Verletzung der individuellen Freiheit nicht ungerügt hingehen lassen. Ohne Zweifel war der Irthum unwillkürlich; er enthüllte jedoch zugleich eben so strafbare Untheilnahme als tadelnswerthen Leichtsinn. Der Polizei-Präfekt antwortete durch eine von den Zeitungen veröffentlichte Note, „daß der Beamte Gody, durch den die Verhaftung bewerkstelligt worden, nicht mehr angestellt sei.“

„Das war der Umstand, den das „Charivari“ nicht unausgebeutet lassen konnte. Es ist spaßhaft; doch sind ernstere Gedanken und Beziehungen von seinen Spalten nicht ausgeschlossen. Die Leute, aus deren Feder die meiste Heiterkeit zu fließen scheint, sind im Grunde nicht immer die am wenigsten ernsthaften. Es hat der Polizei beweisen wollen, daß sie

das Uebel durch die Aeusserung: „es sei ein Mißgriff gewesen,“ nicht wieder ausgeglichen. Deshalb auch ist der Aufsatz nicht gegen den König, sondern gegen die Polizei gerichtet.“

Nach kurzer Berathung erklärten die Geschwornen den Verklagten der Beleidigung gegen des Königs Person schuldig, wonach Bauger zu achtmonatlicher Einsperrung und 6000 Fr. (2800 fl.) Strafe verurtheilt wurde.

Eine Marktschreier-Entführungsgeschichte.

„Achtungswerthe Bewohner dieses Ortes, Sie haben die Ehre inner Ihren Mauern den großen Trabert, den erlauchten Trabert, den einzigen Trabert zu besitzen, den Wohlthäter der Menschheit, den Erfinder des berühmten, weitverbreiteten Opodeldok (balsamum opodeldoc, linimentum saponatum camphoratum). Dieser Balsam, den man mit Recht als universal und unnachahmlich bezeichnen kann, wird bereitet aus Schildkrötenmilch und Nilpferdsfett *). Er ist mit den allerwunderbarsten und ausserordentlichsten Eigenschaften begabt, vorzüglich bei Augenkrankheiten, Glieder-Geschwulsten, Seitenstechen, Lähmungen, Wassersucht rc. rc. Er heilt von Grund aus alle alten, wie alle neuen, gegenwärtigen und zukünftigen Schaden.

---

*) In Wirklichkeit ist der Opodeldok zusammengesetzt aus gleichen Theilen Haus- und spanischer Seife, Kamfer, Weingeist, Tyhmianöl, Rosmarinöl und Aetzammoniumflüssigkeit.

„Sehen Sie diese Flaschen. Sie bemerken darunter blaue, rothe und grüne; ich werde sie Ihnen von allen Farben zeigen. Während meiner letzten Reise nach Sibirien, von woher ich gewöhnlich die Ingredienzien zu diesem Wunderbalsam zu beziehen pflege, hat mir der großmächtige Kaiser Nikolaus davon eine ganze Kiste abgekauft. Die junge Königin von England hat ebenfalls ein paar hundert Flaschen genommen und sich damit von einem sehr hartnäckigen Schnupfen befreit. Die Königin-Regentin von Spanien, Christina, hat mir einen Brief geschrieben, um ihr mit nächster Post zehn Dutzend Flaschen zukommen zu lassen. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen die schmeichelhaften Schreiben vorzulegen, die ich, meines Opodeldoks wegen, von allen europäischen Potentaten erhalten habe, wenn Sie mit Ihren werthen Besuchen mich beehren wollen im Gasthof zu den drei Tauben, wo ich mit meinen Equipagen abgestiegen bin.“

So perorirte der angebliche Gesundheitsbeamte, oder vielmehr der recht eigentliche Marktschreier Johann Adam Trabert, auf dem Platze zu St. Léger vor einem zahlreichen Publikum, das sein Erscheinen um ihn her versammelt. Denn in Frankreich, wie in Deutschland, macht in kleinen Städten, wo alles den sich immer gleichen Gewohnheitsgang dahinschleicht, jedes noch so geringfügige Ereigniß, das in größern Orten gar nicht beachtet werden würde, blos deshalb, weil es dort etwas ungewohntes ist, großes Aufsehn und die öffentliche Neugier beschäftigt sich, in Ermangelung etwas besseren, beinah ausschließend mit der erbärmlichsten Kleinigkeitskrämerei.

Man wundere sich deshalb nicht, wenn der mit kupfervergoldeten Ketten und riesigen Petschaften geschmückte Wunderdoktor, nicht allein von Dienstboten und Kindern, sondern sogar von zierlich gekleideten Damen und Herren, unter denen man den Friedensrichter, der gewöhnlich mit sich selbst zu sprechen pflegte, den Maire, den Posthalter und andere Notabilitäten des Städtchens, bemerkte. Er stand auf einem an seinem halb offenen Wagen angebauten Gerüste, neben sich eine sonderbar gekleidete Frau, die ihrer ziemlich weit vorgeschrittenen Schwangerschaft ungeachtet, auf Stelzen tanzte und dabei eben nicht die schicklichsten Bewegungen und Grimassen machte.

Der wirkliche Name dieser auffallenden Person, wie ihr Verhältniß zu Trabert, ist ein Geheimniß geblieben, an dessen Entschleierung übrigens wenig gelegen ist. Sie selbst nannte sich bald Justine oder Jeannette Pibaquier, bald Madame Schneider, war jedoch mehr bekannt unter dem Namen Papillon, wahrscheinlich der Leichtigkeit wegen, womit der grand écart, die Cabriole und der Saut de carpe von ihr exekutirt wurde.

Der dritte Akteur der kleinen Truppe war ein 15- bis 16jähriger Bursch, den der Marktscheier seinen „Zögling“ zu nennen pflegte und der nichts zu thun hatte, als von Zeit zu Zeit in die Trompete zu stoßen, um die peinlichsten Töne dem Messing-Instrument zu entreissen, oder seine weißgepuderte Perücke zu schütteln und, von einer Mehlglorie umgeben, seine falsche Nase gleich einem Drehorgelschwengel in Bewegung zu setzen, wobei er die abscheulichste Mundmusik von sich gab.

Ganz in Nähe des mit diesem barocken Kleeblatt besetzten Gerüstes, inmitten der Mund, Augen und Ohren weit aufsperrenden Menge, gewahrte man eine höchstens 16jährige Frau, die von Traberts schwülstiger Beredsamkeit ganz bezaubert schien und seine Worte mit einem jedermann sichtbaren Vergnügen verschlang.

Einige theilnehmende Nachbarinnen widmeten zuerst der bewundernden Starrsucht der jungen Eloise Amail, seit zwei Monaten Gattin des Tischlermeisters Ronce, von St. Léger, ihre wohlwollende Aufmerksamkeit und glossirten darüber mit christlicher Liebe. Denn sie wußten, die guten Seelen, daß die junge Frau vor ihrer Verheirathung in näherer Beziehung mit dem schönen, reichen und glänzenden Wunderdoktor gestanden, obgleich sie nur in allen Ehren die Zofe seiner Frau gewesen, nach deren Ableben sie aus seinem Dienst getreten.

Freilich war die Verabschiedung nicht unmittelbar nach dem Tode der Frau erfolgt. Aber wie hätte der betrübte Wittwer seine Hand abziehen können von der armen Waise, bevor er väterlich für sie zu sorgen im Stande war? Sie hatte ihn also, als Knabe gekleidet, auf seinen Kreuz- und Querzügen so lange begleitet, bis er in St. Léger den braven Ronce entdeckt, der sie zu heirathen sich erbötig gezeigt.

Wie es schien, hatte er jedoch die schmucke Eloise nicht vergessen können und sie ihn noch weniger. Mehr als einmal schon hatte sie, während der kurzen Frist ihres Ehestandes, über das prosaische, das unerträgliche desselben sich beklagt und die glückliche Zeit zurückgewünscht, wo jeder Tag ihr eine neue Zerstreuung, ein

neues Vergnügen geboten. Sie versicherte, daß sie nicht glücklich sei mit ihrem Gatten, welch ein ehrlicher, gutmüthiger Tropf er im Ganzen auch war, und mit ihm nie glücklich werden könne. Die Schöngeister des Städtchens sagten deshalb scherzend: „daß für Madame Ronce der Ehestand keine Rosen, sondern nur Dornen getragen."

Trabert seinerseit war nicht ohne besondere Absicht nach St. Léger gekommen. Es hatte ihm hundertmal gereut, daß er seine gewesene Begleiterin nicht selbst geheirathet, statt sie einem andern zu überlassen. Er fühlte sich gedrungen, ihr das zu sagen und sich wo möglich durch ihre Theilnahme zu trösten. Gern hätte er sie bewogen, seiner Truppe sich anzuschließen und ihren frühern Posten bei ihm wieder einzunehmen. Aber sie war jetzt die Frau eines andern, der sie ihm nicht leicht abgetreten haben würde.

Dennoch bemühte er sich, dem Tischler Ronce begreiflich zu machen, daß er einen Vertrag in Händen habe, wodurch Eloisens Vater ihm seine Tochter für zehn Jahre überlassen, daß sie erst vier Jahre theils bei seiner verstorbenen Frau theils bei ihm geblieben und ihm nun eine Entschädigung von 500 Franken (233 fl. 20 kr.) zu zahlen habe, falls sie es nicht vorziehe, noch zwei Jahre bei ihm zu bleiben, wonach er sie ihrer Verpflichtung entledigt halten wolle.

Ronce war zu beschränkt, als daß ein Räsonnement dieser Art für ihn hätte „einleuchtend" sein können; doch wagte er es eben so wenig, den Wunderdoktor ohne weitere Komplimente zur Thür hinauszuwerfen. Trabert bearbeitete nun die junge Frau, die sich um so leichter von ihm bethören ließ, da sie

nur zu geneigt war, ihm zu folgen. Nach einigen Tagen, während denen er in St. Léger genug Leute über den Löffel barbiert, brach er „mit seinen Equipagen" aus den drei Tauben auf und — Madame Ronce verschwand mit ihm.

Der Tischler fand, als er von der Arbeit nach Hause kam, nicht nur seine Frau nicht mehr, es war auch dasselbe mit ihrer Garderobe und 375 Fr. (175 fl.) baaren Geldes, das er in einem Schrank aufzubewahren pflegte, wozu nur er und seine Gattin den Schlüssel hatten. Man benachrichtigte ihn, daß die Vermißte in der Dämmerung die Stadt verlassen und den Weg nach den drei Mühlen eingeschlagen habe. Wirklich traf sie Tags darauf mit Trabert in Loudün ein, und nahm ihr Absteigequartier in demselben Gasthofe, ja sogar in demselben Zimmer mit ihrem Begleiter. Am andern Morgen fuhr sie mit dem Eilwagen nach Saumür, wohin Trabert nachzukommen versprach.

Indeß hatte Ronce seine Klage anhängig gemacht. Er forderte nicht allein seine Frau, sondern auch sein Geld und die ihm entwendeten Sachen zurück. Die erste wurde bald aufgefunden und nach Loudün gebracht. Sie erklärte, „daß Trabert sie auf keine Weise vermocht, ihren Mann zu verlassen, sondern daß sie aus eigenem Antrieb und aus Gründen, welche Zartgefühl ihr nicht zu bezeichnen erlaube, von ihm sich entfernt." Vom Gelde wollte sie zurückgeben, was ihr noch übrig geblieben, eben so die ihr geschenkten Kleidungsstücke, wenn Ronce dieselben verlange; aber mit ihm leben könne sie nicht mehr.

Dieser Aussage ungeachtet, blieb immer noch ein gewisser Verdacht gegen den Marktschreier. Man be-

schuldigte ihn, die junge Frau gegen ihren so langmüthigen Gatten, der sie auch jetzt noch ohne Schadenersatz zu sich zu nehmen bereitwillig sich erklärte, aufgewiegelt zu haben. Um nun den ihn bedrohenden Sturm von sich abzuwenden, bewog er selbst seine ehemalige Begleiterin, einstweilen wieder unter ihres Mannes Botmäßigkeit sich zu begeben, was sie denn auch that.

So beseitigte sich die Entführungs- und Diebstahls-Anklage von selbst, weil es sich nicht erweisen ließ, daß die erste von Trabert veranstaltet oder geleitet worden und daß er vom letzten Vortheil bezogen. Es blieb gegen ihn nur noch die Beschuldigung ungesetzlicher Ausübung der Medizin, der Betrügerei, begründet auf die ihm nicht zustehende Eigenschaft eines Gesundheitsbeamten und der Auflehnung gegen den Maire von St. Léger, dem er eine kleine örtliche Abgabe zu bezahlen mit groben Worten sich geweigert. Er ward, dieses dreifachen Vergehens wegen, zu dreimonatlicher Haft und Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt, die, des reissenden Absatzes seines wunderbaren Opodeldoks wegen, ihm nicht besonders zur Last fallen werden.

Eine erwiesene Mörderin freigesprochen.

Ein junges Frauenzimmer, das ihren ehemaligen Geliebten, einen schon zum dritten Male verheiratheten Mann, Vater mehrer Kinder und demungeachtet im höchsten Grade ausschweifend und verschwenderisch, aus Eifersucht getödtet, erschien vor den Assisen des Seine-Departements, zu Paris, ihre That, die klar

wie der Tag erwiesen war, beharrlich leugnend und — sagen wir es der Wahrheit streng gemäß — nur allein deshalb von den Geschwornen als nicht schuldig erklärt.

So häuft sich in Frankreich, in Folge der übel verstandenen Filantropie der sogenannten „gebildeten Klasse," ein verderbliches Beispiel auf das andere, und wie schrecklich das Ergebniß einer solchen Hintansetzung aller Vernunft, alles Rechts, aller Gewissenhaftigkeit sich auch schon in der Gegenwart gestalten mag, dient es den von schönrednerischen aber hohlen Beweisführungen und Vorurtheilen Befangenen dennoch nicht zur Lehre. Sie gehorchen, als blinde Leidenschaftsmenschen, nicht als richtig erwägende, unparteiische Richter, den Eingebungen des Augenblicks, einer oberflächlichen Rührung, die ein paar Dutzend zarte, nach der neuesten Mode übertrieben herausgeputzte Zuschauerinnen, auf den „reservirten" Plätzen, ihre schöngestickten Battistücher zu den nassen oder trockenen Augen führen läßt.

Die Verbrecherin wird freigesprochen, um den Reihen einer Menge Nachahmerinnen zu eröffnen, die vielleicht weniger schuldig sind, als ihr Vorbild, und die man bloß deshalb zu verurtheilen sich genöthigt sieht, um der gewaltsam nach allen Seiten übertretenden Flut einen Damm entgegenzustellen. Die verschiedenen Rechtshändel, welche wir in solcher Beziehung schon mitgetheilt und noch in Rede zu stellen haben, sind die schlagendsten Belege dazu.

In der gegenwärtigen Sache handelte es sich jedenfalls nicht um eines jener von den so abscheulichen, so entehrenden Lastern des Tages (die jetzt in Frank-

reich so häufig sind, daß man bei ihrer Durchgehung und Erörterung beinah abgehärtet wird) eingegebenen Verbrechen, den traurigen und verhängnißvollen Ergebnissen des moralischen Fiebers, das man fast als ansteckend betrachten kann und das sich gewaltsam einiger Theile des gesellschaftlichen Körpers bemächtigt zu haben scheint.

Es ist um ein Mädchen zu thun, das durch Betäubung und Verführung Mutter geworden, das ihr Verführer später vernachläßigt, weshalb es für sich und ihr Kind mit Noth zu kämpfen gehabt und das mehr noch aus Eifersucht, als der gegen es in Anwendung gebrachten Hartherzigkeit wegen, der Verzweiflung gehorchend, dem Elenden in seiner Betrunkenheit ein unwürdig vergeudetes Leben entrissen.

Scharlotte Cauchois ist 22 Jahr alt, Wäscherin, wohnhaft bei ihrer Mutter zu Maisons-Alfort, bei Paris. Sie ist in Trauer um den von ihr gemordeten Vater ihres Kindes. Bei ihrem Eintritt erhoben sich die zahlreich anwesenden Damen mit Geräusch, stiegen auf die ihnen vorbehaltenen sechs langen Bänke und betrugen sich mit so großer Unschicklichkeit, daß der Präsident Büchot sich genöthigt sah, sie zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

Das Gesicht der Verklagten ist regelmäßig schön. Sie scheint sich über die von ihr begangene That weder besondere Vorwürfe gemacht, noch sie viel betrauert zu haben. Denn ihre vollen, frischen, blühenden Wangen, ihr glänzendes Auge, in das sie nur mit Mühe einige Thränen zu konzentriren vermag, deuten an, daß sie von Schmerz oder Gram sich nicht hat quälen lassen. Eben so untheilnehmend blieb sie

auch während der Vorlesung des Anklage-Protokolls. Aus ihrem Verhör ergaben sich folgende Umstände:

Sie hatte Langlümés Bekanntschaft in der Straße der übeln Worte (rue des mauvaises paroles) in Päris gemacht, in der Wohnung der Person, zu der man sie in einem Alter von noch nicht ganz 16 Jahren in die Lehre gethan. Der Genannte war damals Wittwer von seiner zweiten Frau. Er hatte drei Kinder aus erster Ehe. Unter dem Versprechen sie zu heirathen, suchte er sie für sich günstig zu stimmen; als sie aber demungeachtet seinem Willen sich nicht in der Art unterwerfen wollte, wie er wünschte, ließ er ihr einen Schlaftrunk beibringen.

Auf den Einwurf, daß sie dieses Umstandes früher nie Erwähnung gethan und man die Wahrheit desselben (als ihr von ihrem Advokaten eingegeben) billigerweise bezweifeln könne, blieb sie die Antwort schuldig, eben so auch die auf die Frage: ob sie den angeblichen Hergang der Sache durch irgend einen Zeugen bestätigen könne? Mit Mühe brachte man von ihr heraus, daß die Frau, bei der die Sache sich ereignet haben sollte, Drey heiße. Der Präsident befahl sogleich die Vorladung dieser Person.

Ueberhaupt war die Verklagte äusserst zurückhaltend in ihren Antworten. Sie schien bei jedem Worte der ihr ohne Zweifel tief eingeschärften Lehre sich zu erinnern, ja nicht zu viel zu sagen, um nicht mit sich selbst in Wiederspruch zu gerathen. Wie behutsam sie aber in solcher Beziehung auch sein mochte, blieb sie in ihren Aussagen nicht immer konsequent. Bald war danach Langlümé gut gegen sie und ihr Kind gewesen und hatte eine genügende Unterstützung für sie ausge-

setzt; bald hatte er sie gänzlich vernachläßigt und es ihr am nothwendigsten mangeln lassen. Gegen die letzte Angabe zeugte jedoch nicht allein ihr Anzug, der weit über ihren Stand war, sondern auch ihr unthätiges Leben, indem sie in den letzten Jahren durchaus nichts gearbeitet hatte.

Frage. War Langlümé reich, oder hielten Sie ihn für reich?

Antwort. Ich weiß es nicht.

Fr. Aber Sie wußten doch, daß er viel Geld ausgab, daß er einen großen Kaufmannsladen zu Paris, ein eigenes Haus zu Charenton und ein Landhaus zu Maisons-Alfort hatte, daß er sich Pferde und Wagen, Kutscher und Gärtner hielt und oft 30 bis 40 Personen bei sich zu Tisch hatte?

A. Ja, Herr Präsident.

Fr. Und demungeachtet hätten Sie nicht von ihm verlangt, daß er etwas für Sie und Ihr Kind thue?

A. Ich habe nichts von ihm verlangt.

Fr. Hat er nie gesagt, daß er für des Kleinen Zukunft sorgen wolle?

A. Er hat so etwas gesagt.

Fr. Und doch hätte er nicht Wort gehalten?

A. Nein; er hat mir wohl eine Verschreibung zugestellt, sie bald nachher aber wieder zurückgenommen.

Fr. Folglich hat Ihr Kind nichts von ihm?

A. Nicht das mindeste.

Fr. Und seine Erben, werden sie für den Knaben etwas thun?

A. Sie werden nichts für ihn thun; ich weiß es bestimmt.

So hatte die Unglückliche, durch das von ihr un-

bedacht begangene und beharrlich abgeleugnete Verbrechen am meisten sich selbst und ihrem Kinde geschadet. Sie schien das auch so gut einzusehen, daß sie am meisten darüber betrübt war.

Der Präsident stellte eine gedrängte Uebersicht auf von den Umständen, welche kurz vor Langlümés gewaltsamem Tode sich zugetragen: sein Ausflug am 16. Juli 1838 mit drei seiner Freunde und vier Frauenzimmern, die nicht zu den sittsamsten gehörten, wie seine Rückkehr nach Maisons-Alfort, wo er sich zu seinem Nachbar, dem Speisewirth Bauny begab.

Die Verklagte war sehr entrüstet über die Ankunft jener vier Weiber und äusserte vor mehren Personen ihren Unwillen über sie. Ihre Aufregung vermehrte sich von Stunde zu Stunde. Sie erkundigte sich häufig nach Langlümé und sprach von ihm auf eine Weise, die eine große Erbitterung beurkundete. Man bemerkte sie mehrmals im Hofe seines Landhauses, unstät hin und her irrend, wie unentschlossen, was sie thun oder lassen solle.

Endlich sah die Gärtnerin Compiègne sie ins Haus treten und sich in Langlümés Zimmer begeben, von dessen Thür sie den Schlüssel abzog, wie um sicher zu sein, daß ihr niemand nachkommen könne. Die Frau schlich sich demungeachtet bis zur Thür, um zu hören, ob man sich zanke. Als alles ruhig blieb entfernte sie sich wieder.

Einige Minuten nachher fiel ein Schuß, der von mehren Personen gehört wurde. Der Zeuge Jacquit glaubte, Langlümé habe, seiner Gewohnheit gemäß, aus dem Fenster auf Vögel geschossen und kümmerte sich nicht weiter darum. Ein Freund des letzten, der

ihn schlafend auf dem Sofa gelassen, fand ihn, als er seinen Hut aus dem Sale holen wollte, mit zerschmetterten Kopfe, durch den man ihm, von oben nach unten, eine Kugel gejagt. Die neben ihm stehende Jagdflinte war frisch abgefeuert; der Ladestock lag auf dem Fensterbrett.

Die Verklagte wollte von dem allem nichts wissen. Sie wollte weder das Haus noch das Zimmer betreten haben und antwortete auf alle die einzelnen Umstände betreffenden Fragen: „Ich weiß nichts; ich weiß durchaus nichts.“ Der Präsident erinnerte sie an ihre Aufregung, an ihre Entrüstung über Langlümés Verfahren, an die bittern, drohenden Worte, welche sie vor vielen Zeugen gegen ihn ausgestoßen Sie läugnete entweder gradezu, oder entgegnete, sie erinnere sich dessen nicht mehr.

Der sprechendste Beweis ihrer Schuld lag aber ohne Zweifel darin, daß sie, unmittelbar nach begangener That, nach der Marne eilte und sich mit dem Geschrei: „Ich bin verloren!“ in den Fluß stürzte. Mit vieler Mühe gelang es einem alten Manne, sie aus dem tiefen Loche zu ziehen, in das sie schon versunken war. Auf die Frage: weshalb sie denn eigentlich sich habe ertränken wollen? erwiederte sie: weil sie andere Frauenzimmer bei Langlümé gesehen. Indeß hatte der Fall sich vorher schon ziemlich häufig ereignet, ohne daß sie deshalb so sehr ausser sich gerathen war.

Nach den Aussagen der Zeugen, welche die sogenannte Lustpartie mit Langlümé gemacht, war dieser wohl ein wenig erhitzt, doch nicht betrunken, als man nach Maisons-Alfort zurückkehrte. Eines am Abend

ausgebrochenen Gewitters wegen, hatte man die Nacht bei dem Speisewirth zugebracht, bei dem die Orgie gefeiert worden. Die Männer, welche daran Antheil genommen, waren sämmtlich verheirathet, zwischen 40 und 50 Jahr alt, und hatten zum Theil schon erwachsene Kinder. Zu einem derselben, dem Ziselier Lacaille, sagte der Präsident:

„Wie haben nur Sie, als Familienvater, als Mann von reifem Alter, an einer so empörenden Ausschweifungsszene thatsächlichen Antheil nehmen können? Sehen Sie jetzt die Folgen davon (denn man versichert, daß die Partei von Ihnen veranstaltet worden), ein Ermordeter und ein als seine Mörderin angeklagtes junges Frauenzimmer auf der Verbrecherbank.“

Lacaille. Ich bin nur gekommen, um mit meinem alten Freund einen Tag vergnügt zuzubringen und begreife nicht, wie man mir deshalb einen Vorwurf machen kann.

General-Advokat Plougoulm. Desto schlimmer für Sie, daß Sie es nicht begreifen. Männer von Ihrem Alter sollten andern zum guten nicht zum bösen Beispiel dienen.

Präsident zu dem Zeugen Prévost, der ebenfalls theil genommen an der sogenannten Lustpartie. Wer waren die Frauenzimmer, welche Sie auf Ihrem Ausfluge begleiteten?

Antwort. Ich weiß es nicht.

Fr. Wie, also Sie kannten diese Geschöpfe nicht einmal?

A. Ich hatte sie vorher nie gesehen. Herr Langlümé kannte eine von ihnen und hatte ihr den Auftrag gegeben, drei andere mitzubringen.

Präs. Sie sehen die Folgen eines so schamlosen Begehens. Langlümé würde, ohne diese Orgie, noch jetzt am Leben sein. War sein Aeusseres angenehm?

A. Nein, ganz im Gegentheil. Er hatte rothes Haar und gemeine Züge.

Präs. zur Verklagten. Was sagen Sie dazu? War er wirklich zurückstoßend.

A. Keineswegеs.

Fr. Sie fanden ihn also liebenswürdig.

A. Ja, Herr Präsident.

Die Aussagen der übrigen Zeugen betreffen theils das Benehmen der Verklagten, kurz vor der von ihr verübten That, theils den höchst ausschweifenden Lebenswandel des Ermordeten. Jene war sehr eifersüchtig. Jedesmal wenn er nach Maisons-Alfort kam, bewachte sie alle seine Schritte und gerieth ausser sich, wenn sie Frauenzimmer in seiner Gesellschaft gewahrte. Sie selbst hatte mit keinem andern Manne Umgang. Uebrigens schien sie ziemlich beschränkt und hatte weder Lust noch Fähigkeit zur Arbeit. Man behauptete, Langlümé habe ihr verboten zu arbeiten, weil er ihr von Zeit zu Zeit Geld gab, obschon die von ihm ihr zugestellten kleinen Summen zur Bestreitung aller ihrer Bedürfnisse nicht hinreichend waren. Als man sie aus dem Wasser gezogen und zu dem Speisewirth Bauny getragen, rief sie einmal über das andere: „Er ist tod, er ist tod!" Niemand wußte damals, daß Langlümé nicht mehr lebe und da sie behauptete, ihn nicht gesehen zu haben, konnte sie es eben so wenig wissen. Sie sagte nun zwar, sie habe von ihrem Knaben gesprochen, was jedoch durch ihre

eigene Hinzufügung widerlegt ward: „Armer Knabe, was wird jetzt aus Dir werden.“

Die Klarissa Mignot, verehelichte Drey, bei der die Verklagte in der Lehre gewesen, um nähen zu lernen, trat mit sichern Schritten und frechem Blick auf. Ihr Anzug war der einer großen Dame. Um ihr Gewerbe befragt, bezeichnete sie sich als „Zwischenhändlerin im Tuchverkehr,“ was ein schnell unterdrücktes Gelächter veranlaßte. Auf die Frage: ob sie Langlümé gekannt? antwortete sie ganz ruhig: nein.

Fr. Wie, Sie hätten ihn nie gekannt?

A. Bitt' um Entschuldigung; ich hab' ihn nur ein einziges Mal gesehen.

Fr. Wo haben Sie ihn gesehen, in Ihrer Wohnung oder an einem andern Orte?

A. Ich erinnere mich dessen nicht mehr.

Auf gleiche Weise äusserte sie sich auch über die Verklagte, die sie übrigens durch schöne Worte zu vermögen sich bemühte, sie ganz aus der Sache zu lassen. Diese bestand demungeachtet auf ihrer frühern Aussage und der Präsident entließ die Zeugin mit einem scharfen Verweis über ihr Betragen. Sie zuckte darüber die Achseln und entfernte sich eben so keck um sich schauend, wie bei ihrem Eintritt.

Der General-Advokat unterstützte die Anklage in allen Punkten.

„Dies Frauenzimmer hat das Unglück gehabt einem Menschen das Leben zu rauben,“ sagte er; „sie hat Langlümé umgebracht. Aber sie befand sich unter dem Einflusse einer auf's höchste gesteigerten Leidenschaftlichkeit. Geschworne, Sie können sie freisprechen....

Hätten wir solche Worte ausgesprochen, würde eine Bewegung des Herzens sie Ihnen vielleicht haben aufnehmen lassen. Allein wir stehen nicht an hinzuzufügen, daß Sie bei reiflicher und ruhiger Ueberlegung ihren raschen Ausspruch selbst verurtheilen würden."

Ungeachtet dieser Ermahnung brachten die Geschwornen, nach einer Berathung von kaum zehn Minuten, den Ausspruch „nicht schuldig," in Folge desselben Scharlotte Cauchois sogleich freigelassen wurde. Einige ihrer Bekannten ergriffen die Weinende, hoben sie auf ihre Schultern und trugen sie, alles Sträubens ungeachtet, im Triumf nach dem Quai aux fleurs, wo sie mit ihr einen Wagen bestiegen und gefolgt von einem zweiten, worauf sich die übrigen Zeugen von Maisons-Alfort befanden, unter lautem Jubelgeschrei dahin zurückkehrten.

Das kaiserlich gesinnte Kleeblatt.

Perradier, mit dem Beinamen l'Enrhumé, ein Alter von der Alten unter dem Alten *), ist einer von den zwei Millionen tapferer Soldaten, für die der Lendemain der Schlachten nicht besonders vortheilhaft gewesen. Verwundet bei der Belagerung von Danzig, im Jahr 1813, sagte „sein Kaiser" nicht ein einziges armes Wörtchen zu ihm, unter dem Vorwand, daß er in der Viertelstunde grade nicht in Danzig war. Er sah ihn eben so wenig bei der Musterung der Wiederhergestellten, erhielt von ihm weder

*) Diese in Frankreich allgemein gebräuchliche Wortfügung, bezeichnet einen alten Soldaten, von der alten Garde, unter dem gewesenen oder alten Kaiser.

eine kleine liebkosende Ohrfeige, noch den Orden der Ehrenlegion, dagegen seinen Abschied, mit den gewöhnlichen 200 Fr. (93 fl. 20 kr.) Gnadengehalt, zur Entschädigung für seinen etwas steifgebliebenen linken Arm.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bot er den letzten, wie alles übrige was er nicht erhalten, derjenigen Frau, deren Meinungen am meisten übereinstimmend mit den seinigen waren. Seit 26 Jahren ist Aglaé seine treue Begleiterin und zwar eine so treue, daß, der Versicherung der Bekannten dieses musterhaften Ehepaars zufolge, man nie den einen ohne die andere gesehen, eben so wenig als ohne Marengo, einen alten zahnlosen Köter, das dritte Individuum dieses eben so wohl an Intelligenz als an Appetit sich gleichstehenden Kleeblattes.

Der eben erwähnte Appetit war indeß zu lebendig und positiv, als daß alle drei mit dem geringen Gnadegehalt von 200 Fr. ihn hätten beschwichtigen können, weshalb sie sich ein Gewerbe gewählt. Perradier, der in seiner Jugend das Schuhmacher-Handwerk gelernt, hat es wieder aufgenommen. Seine Frau faßt die von ihm verfertigten Schuhe ein, und ihr Hund trägt bald dem einen den Hammer oder den Knieriem, bald der andern die Formen oder die Zwirnknäuel mit einer Umsicht und Dienstfertigkeit zu, die in ihm eine ziemlich sorgfältige Dressur erkennen lassen.

Es ist in Perradiers Haushaltung gebräuchlich, in der Werkstatt zu frühstücken und die Hauptmahlzeit des Tages bei einem Weinschenker, der zugleich Speisewirth ist, zu genießen. Bei Anbruch der Nacht,

welche Jahreszeit oder welches Wetter es auch sei, machen sich alle drei aus der kleinen Straße in Nähe der Halle, wo sie wohnen, nach der Courtille und dem dort befindlichen, seit vielen Jahren von ihnen besuchten Wirthshause, auf den Weg. Da nehmen sie immer dasselbe Tischende, immer die gleichen drei Taburette und zwar in derselben Ordnung ein: der Mann auf der einen Seite, die Frau auf der andern, der Hund in der Mitte, solchergestalt ein vollkommenes Dreieck bildend.

Seit 25 Jahren ist, nach der einstimmigen Aussage der ältesten Gewohnheitsbesucher dieses Hauses, die beständige Unterhaltung obiger drei Individuen, während ihrer drei- oder vierstündigen Mahlzeit, keine andere als „das Kaiserthum, der Kaiser, seine Familie, sein Hof, seine Armee.“ Seit einem Vierteljahrhundert haben sie nicht ein einziges Mal das Bedürfniß gefühlt, irgend einen andern Gegenstand in Rede zu stellen und mehr als oberflächlich damit sich zu beschäftigen. Die vollständige Geschichte, die sich alltäglich wiederholt, beginnt beim ersten Schoppen Wein mit dem Feldzug in Italien.

Bei diesem Debüt scheint Perradier um einige Zoll größer geworden. Sein Auge sprüht, ein stolzes Lächeln schwebt auf seinen Lippen. Aglaé lauscht schweigend und mit gespannter Aufmerksamkeit. Nur von Zeit zu Zeit macht sich ihre Bewunderung Luft durch die abgebrochenen Worte: „Schöner Kaiser, herrlicher Kaiser, großer Mann, heldenmüthiger Feldherr ꝛc.“ Marengo neigt alsdann den Kopf, was ihm die Liebkosungen seiner Freunde zuzieht, deren Hände sich auf seinem Halse begegnen, sich gegenseitig drücken

und wieder trennen, um beim nächsten Ausruf sich abermals zu finden und dasselbe Manöver zu wiederholen.

Die Geschichte spinnt sich rasch fort. Dem Munde des Invaliden entrollen alle Ruhmepochen, alle Prachtereignisse der großen Periode des Kaiserreichs. Während zwei Stunden hört man nichts, als das Geräusch zerbrechender und aufgeschlagener Throne, nichts als Siegeslieder und Schilderungen fürstlicher Vermählungen, Feierlichkeiten, Paraden rc., begleitet von dem Donner der auf allen Punkten Europas abgefeuerten Kanonen, deren natürliches Echo das große Invalidenhaus in Paris ist.

Aber mit dem vierten Schoppen gelangt man zu 1812. Das Gemälde verdüstert sich, das Herz wird bewegt, die Augen werden feucht. Bei Betonung der Worte: „Rückzug von Moskau, Elba und Waterloo," wird die Stimme des alten Soldaten immer unsicherer, Aglaé lehnt den Kopf gegen die Hand und Marengo läßt die Ohren hängen. Mit S. Helena erreicht die Rührung den höchsten Punkt: Perradier weint, seine Frau schluchzt und sein Hund heult.

Die ab- und zugehenden Gäste, denen die Beweggründe dieser Szene unbekannt sind, fragen sich verwundert: welch ein Unglück den guten Leuten zugestoßen ist? Sie können sich kaum des Lachens enthalten, wenn man ihnen sagt, daß das klagende Trio regelmäßig jeden Abend mit der Neige des sechsten Schoppens, des Todes des Kaisers wegen, in Ausführung gebracht wird.

Doch die Betheiligten bemerken nicht, daß ihr Benehmen für andere ein Gegenstand der Spötterei ist.

Der Invalide stülpt sich seine alte Soldatenmütze über, Aglaé wickelt sich in ihr eben so altes Umschlagetuch und Marengo erfaßt mit seiner Schnauze den mitgebrachten Korb; wonach alle drei nach ihrer Behausung zurücktrottiren, zufrieden mit ihrem Geschick und dem in der Courtille nach ihrer Art vergnügt zugebrachten Abend.

Letzthin war es jedoch nicht also. Die allabendliche Glückseligkeit war durch einen Störenfried, einen großen, starken Schlagetod, einen gewesenen Soldaten der Königsgarde Ludwigs XVIII und Karls X unterbrochen worden. Als nämlich Perradier den beiden andern Dritteln seines Ichs, seiner Frau und seinem Hunde, erzählte, wie sein Kaiser durch die Bourbonen verdrängt, verbannt, getödtet worden, wobei er zugleich einige stereotype, unumgänglich nothwendige Verwünschungen gegen den ersten König der Restauration in seinen Dialog verflocht, fragte ihn der andere, der dadurch die Ehre seiner Kokarde verletzt fühlte, ziemlich barsch:

„He, Graubart, was hat Euch Ludwig XVIII gethan, das Ihr so über ihn loszieht?“

— Mir, entgegnete der Veteran, mir hat er nicht das geringste gethan. Aber ich kann ihn nun einmal nicht ausstehen.

„Und warum nicht, wenns beliebt?“

— Weil er ein ungenügsamer Fresser war.

„Ein Fresser, alter Trunkenbold, ein Fresser, sagst Du? Und Dein Napoleon, den Du zu den Wolken erhebst, was war denn er? Hat er sich nicht auf S. Helena auch einen ordentlichen Schmerbauch angegessen? Gibt es nicht Leute, die behaupten, grade seine

Unmäßigkeit sei die eigentliche Ursach seines Todes? Hätte er noch ein paar Jahre länger gelebt, wäre er gewiß eben so bequem und bewegungsunfähig geworden, als Se. Majestät Ludwig XVIII.“

— Das ist nicht wahr; das sagt kein Franzose. Ihr seid ohne Zweifel irgend ein Tarteifle von là bas jenseit dem Rhein, der sich ein Vergnügen daraus macht, den Namen und Ruhm des großen Kaisers herabzuwürdigen. Ihr seid kein Franzose.

Nein, kreischte Aglaé dazwischen. Ihr seid kein Franzose, Ihr sein ein verkappter Teisch (Deutscher) oder Käserlick (Kaiserlicher).

„Was, alte Schachtel,“ schrie wüthend der gewesene Gardist, „was, ich ein Täsch oder Käserlique? Nehmt das für Eure Mühe ....“

Der erste Schlag zog andere Schläge nach sich. Allein die Partie war sich nicht gleich. L'Enrhumé mußte mit seinen 60 und etlichen Jahren und seinem steifen Arm vor den kräftigen vierzig und der Eisenfaust seines Gegners bald das Gewehr strecken. Eben so leicht wurden die Nägel Aglaés und die 4 oder 5 gesunden Zähne Marengos von ihm entwaffnet. Er machte aus dem ganzen alten Dreiblatt einen Ballen, paukte ihn braun und blau und ruhete nicht eher, als bis die herbeigerufene Wache ihn gewaltsam mit sich fortriß.

Von dem Zuchtpolizeigericht, dem der Wirth, bei dem das Ereigniß sich zugetragen, es ungefähr wie vorstehend schilderte und alles Unrecht dem Königsgardisten aufbürdete, ward dieser zu achttägiger Gefängnißstrafe verurtheilt, begleitet mit der Einschär-

fung, „in Zukunft strenger dem Artikel der französischen Staatsurkunde, wodurch die „Meinungsfreiheit“ garantirt wird, gemäß zu handeln.“

Der politische, moralische und gesellschaftliche Zustand Nordamerikas, nach authentischen Angaben.

Zweite Mittheilung.

Dem vom 25. Januar 1839 datirten Briefe eines seit langen Jahren in den vereinigten Staaten angesiedelten Schweizers, an seinen in unserer Nähe wohnenden Verwandten, einem der ausgezeichnetsten und beliebtesten Schriftsteller unserer Zeit, entheben wir, der Wichtigkeit der Sache wegen, mehre Stellen, die als Gegensätze der vor einiger Zeit durch den Druck veröffentlichten Mittheilungen des Spaniers de la Sagra, „über die nordamerikanische Union“ dienen können.

„Der gute Mann,“ heißt es in dem bezüglichen Schreiben, über la Sagra, „hat es grade recht gemacht, um nur das zu sehen, was seiner vorausgefaßten Meinung entsprechend sein konnte. Er hat allein den bessern Theil des Landes durchreiset, nur das Bessere darin gesucht, ist nicht südlich gegangen von Washington-City, noch ins Innere, wodurch

er dem unangenehmen Gegengewicht zu dem Guten, welches allein er sehen wollte und wirklich gesehen hat, glücklich und klug in seiner Art ausgewichen ist. Jedem Reisenden ist solch Verfahren zu empfehlen, wenn er nicht, wie Howard und andere in die gleiche Kategorie gehörenden Besucher Amerikas, sich gradezu vorsetzt, nur das Böse aufzufassen.

„Bei der hier zu Lande bestehenden, auf keine Weise beschränkten Freiheit, so viel Gutes und Böses zu thun, als man dazu Neigung, oder Interesse dabei hat, finden sich natürlich alle erdenklichen Schattirungen des einen wie des andern und die Extreme beider in unbeschränkter Zahl.

„Was der Freiheit in der Union am meisten fehlt, ist hinlänglicher Schutz für den ehrlichen Mann in der gesellschaftlichen Ordnung, gegen eben diese Freiheit im Besitze derjenigen, welche sie vollkommen wie aufs äusserste zu mißbrauchen verstehen. Der gänzliche Mangel an solchem Schutz ist eben so auffalleud in der hiesigen Staats-Organisation, als verhängnißvoll und unbestreitbar verderblich. Es ergibt sich daraus ein allgemeines Mißtrauen, das vieles Gute hindert und vorzüglich den bessern, kultivirtern Europäer sehr empfindlich zurückstößt.

„Warum unter solchen Umständen die Nachrichten der Reisenden oft so sehr von einander verschieden sind, läßt sich jetzt leicht erklären. Habe doch ich selbst schon erfahren müssen, daß Freunde in der Schweitz meine Berichte, die ich einfach und der Wahrheit streng gemäß abgefaßt, sich widersprechend gefunden, und zwar einzig und allein deswegen, weil ich sowohl die Licht- als die Schattenseite des vorhandenen, im

materiellen wie im intellektuellen Leben, aufzustellen mich verpflichtet hielt.

„Haben Sie meine Mittheilungen über diese Gegenstände gelesen, so haben Sie daraus ohne Zweifel entnommen, mit welchem positiven Rechte ich darüber zu sprechen befugt bin. Der große öffentliche Kredit, der mir jetzt gesichert ist, was ist er anders, wo nicht die Frucht angestrengter Arbeit und bitterer Mühe, entschlossenen Muthes und ausdauernder Beharrlichkeit? ....

„Seit meinem neunten Jahre hab' ich nur etwa 5 oder 6 Jahre ununterbrochen in meiner Vaterstadt mich aufgehalten; die ganze übrige Zeit bin ich auf Reisen gewesen, anfänglich unverheirathet, doch immer mit einer Familie von fünf Kindern. Ich kann also hier wiederholen, was ich früher dem Bildhauer Chantrey in London sagte:

„„Man lernt, wenn man allein reiset, nichts als die Wirthshäuser, Lohnbedienten, mit einem Worte nichts als die Aussenseite kennen. Die Belehrung in solchem Falle ist sehr mangelhaft. Erst wenn man mit seiner Familie inmitten eines fremden Volkes oder Ortes lebt, fühlt man mit derselben und erlangt mehr oder weniger genaue Kenntniß der wahren moralischen Bildung und des wirklichen Zustandes der Gesellschaft. Das auf solche Weise erzielte Ergebniß kann manchmal peinlich, sogar zurückstoßend sein; dennoch ist es das allein richtige und wahre.“

„Als Beweis brauche ich nur zu sagen, daß Chantrey ganz verwundert war, als ich ihm, nach einem kurzen Aufenthalt in London, den innern Zustand einer gewissen Klasse Familien in dieser Stadt

so schilderte, daß er die Wahrheit dessen, was ich ihm sagte, als vollkommen richtig anerkennen mußte.

„Es ist das ein für den nach Nordamerika kommenden Europäer wohl zu bemerkender Umstand. Man kann die Einwohner dieses Landes nur dann richtig beurtheilen, wenn man „durch seine Familie“ mit ihnen in näherer Berührung gestanden. Ich war einer von den wenigen, die sich nicht ganz in allen ihren Hoffnungen oder Voraussetzungen getäuscht fanden. Meine Erwartungen waren nie so hoch gesteigert, als daß nicht wenigstens einige davon hätten in Erfüllung gehen können. Nur in meinen Landsleuten, die ich hierher brachte, hatte ich mehr als einmal das Leidwesen, mich gröblich zu irren....

„Wer Land im Bereiche der Union erwirbt, muß sofort Sorge tragen, daß die Taxe oder Abgabe davon unverzüglich dem betreffenden Staate entrichtet werde, insofern er sein Besitzthum nicht einbüßen will. Ueber das Hinziehen nach den entlegenen Gegenden im Innern, ist die richtigste Betrachtung meines Erachtens, daß, obschon sie sich zusehend stark bevölkern, man im allgemeinen dennoch in Gesittung und Moralität zurückkommt, weil der gesellschaftliche Zustand daselbst nicht nur keine Fortschritte im Guten machen kann, sondern im Gegentheil sich wesentlich verschlimmert und eine Rohheit, eine Unsittlichkeit mit sich bringt, die ans unglaubliche grenzt, die sogar noch in den atlantischen Staaten ziemlich stark ist, und unter den zurückstoßendsten Formen in den südlichen Staaten sich zeigt, wo „Sklaverei“ eins der organischen Grundgesetze ist.

„Dabei müssen die Pflanzer zu Grunde gehen

und sterben fast durchgängig zahlungsunfähig, weil die Arbeit der Schwarzen ihnen sehr theuer zu stehen kommt, sie selbst bei nichts Hand anlegen, demungeachtet aber die großen Herren spielen wollen. Sie verkaufen fast jeden Sonnabend einen oder mehre Sklaven in öffentlicher Steigerung, bezahlen ihre Schulden selten oder nie, sind unsinnige Liebhaber von Pferderennen und den dabei üblichen Wetten, kaufen prächtige Kutschen, für die sie zu Hause nicht einmal eine Remise oder ein Schirmdach haben und die daher sich nur zu bald im kläglichsten Zustande befinden.

„Werden dergleichen Menschen von ihren Gläubigern bedrängt, so machen sie sich mit allem, was sie an Geld oder Geldeswerth auftreiben können, aus dem Staube und ziehen nach Norden oder nach Westen, wo man die saubern Vögel nicht kennt und wo ihren betrügerischen Spekulationen neue Hilfsquellen sich bieten.

„Der große für das bessere Menschengefühl empörende Fall, der so eben in Georgien sich ereignet und noch nicht zu vollkommener Reife gediehen ist, wird einst in der Geschichte der vereinigten Staaten ihr unauslöschlicher Schmachfleck sein, und wo nicht die Vollbringer der scheuslichsten Ungerechtigkeit, welche je begangen worden, doch gewiß ihre unmittelbaren Nachkommen mit schrecklicher Vergeltung heimsuchen.

„Da dringt nämlich der niedrigste Eigennutz mit Gewalt darauf, daß die Zentral-Regierung der Union den Georgiern ein Land zuerkenne, das von einem unabhängigen Volke, den Scherokesen, besessen

wird, die auf einer höhern moralischen Stufe stehen als ihre habgierigen Nachbarn, ihr Land besser bebauen, größere und schönere Häuser, allgemein gesittendere Anstalten haben, als die Georgier selbst hervorzubringen fähig sind.

„Bei ihrer unbilligen Forderung stützen sich diese auf angebliche frühere Versprechungen, die sich durch nichts belegen lassen und auf ein vor alten Zeiten von einem englischen Könige erhaltenes Patent. Welch ein Titel!...

„Und schon bevor irgend eine Entscheidung der Zentral-Regierung eintrifft, theilen sie unter sich das Land der unglücklichen Scherokesen, welche sie verbannen wollen, durch eine Loterie, und treiben in Abwesenheit der Hausväter, die sich zur Vertheidigung ihrer Rechte in Washington befinden (wo man sich nicht scheuet, ihnen einen Vertrag vorzuhalten, der von allen Parteien als falsch annerkannt ist), ihre Weiber und Kinder aus bequemen von Wohlstand zeugenden Häusern mitten im Winter in unwirthbare Wälder, wo sie vor Hunger und Elend umkommen müssen. Was sagt man in Europa dazu und was hält man von einem solchen Benehmen, das nur von fühllosen Ungeheuern in Menschengestalt in Ausführung gebracht werden kann?....

„Weiter im Süden werden die Seminolen durch Krieg in ihrem Geburtslande Florida gleich wilden Thieren gehetzt und ausgerottet, weil sie mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer ihren heimathlichen Herd vertheidigen *). Das Land ist für

*) Vergl. mit der fünften und sechsten Mittheilung über den

europäische Pflanzer größtentheils ohne allen Werth; der Krieg hat schon über 15 Millionen Thaler (37 1/2 Millionen Gulden) gekostet, des in Strömen vergossenen Blutes nicht zu gedenken, und noch läßt sein Ende sich nicht voraussehen.

„Zu welchem Zweck wird aber ein so unsinniges Verfahren in Ausübung gebracht? Damit die Regierung Geld ausgeben muß in einem Lande, wo die sogenannten Pflanzer sonst nichts zu erwerben vermögen. Vortrefflicher Beweggrund! Sollte man nicht meinen, er komme direkt aus einem Narrenhause? Doch nein, das nennt man hier — Staatsklugheit. Und doch kommt man mit allen errichteten Freiwilligenkorps, mit allen zur Bekämpfung ihrer Brüder um schweres Geld geworbenen Indianern zu nichts. Die 3000 Seminolen in Florida bieten allen Streitkräften der vereinigten Staaten Trotz und bedecken sie mit Schmach.

„Was sind die barbarischsten Kriege im Alterthum und in neuern Zeiten, was sind die Sklavenhetzjagden in Afrika und Innerasien selbst im Vergleich mit diesem unbarmherzigen, unmenschlichen Ausrottungskampfe? Wie, die Regierung einer freien, gesittet sein wollenden Nation dekretirt kaltblütig die Vertilgung eines ganzen Volkes, weil dieses Volk nicht gutwillig sein Land, das es seit undenklichen Zeiten bewohnt, verlassen, weil es nicht in eine ihm gänzlich fremde, unwirthbare Wildniß auswandern will, wo es, um davon Besitz nehmen zu können, Krieg

politischen, moralischen und gesellschaftlichen Zustand Nordamerikas, im 9., 10. und 11. Theile für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

mit andern eingebornen Stämmen führen müßte, die unvermeidlich die Vernichtung dieser letzten oder seine eigene nach sich führen würden!....

„Und eine solche Vertilgung wird von jener Regierung nur zu dem Zwecke geboten, um ein durch weite Sumpflachen oder undurchdringliche Wälder größtentheils ungesundes Land, das vor hundert Jahren nicht zum regelmäßigen Anbau geeignet sein dürfte, gänzlich zu veröden, es im vollen Sinne zur Heimath wilder Thiere, gefährlicher Räuber und giftiger ansteckender Fieber zu machen.

„Dürfte ich voraussetzen, daß die mehr als tausend Seiten umfassenden Akten, über die gegen die Scherokesen ausgeübten Greuel und Verbrechen, Interesse für Sie haben könnten, würde ich ein Exemplar davon Ihnen zusenden.

„Die Indianer, die man auf solche Weise mit Gewalt wieder in die Wildniß treibt, obgleich sie mit den britischen Amerikanern wenigstens auf gleicher Bildungsstufe stehen, in so fern sie diese nicht übertreffen — indem sie bereits Druckerpressen und eine Zeitung haben, die wöchentlich einmal in ihrer eigenen Volkssprache wie in englischer, Bericht abstattet über die empörenden Dinge, welche man gegen die unglückliche, von Habsucht und kalter Grausamkeit zum gesellschaftlichen und materiellen Tode verurtheilte Nation in Ausführung bringt — diese Indianer werden gewissermaßen hekatombenweis geschlachtet, indem man sie, bei ihrer Auswanderung nach dem fernen Westen, dergestalt auf Fahrzeuge zusammenschichtet und sie so sehr am Nothwendigsten Mangel leiden läßt, daß ein großer Theil davon unterweges um-

kommen muß. So ist z. B. ganz neuerdings ein ganzes Dampfboot, worauf sich über 400 Scherokesen befanden (ob mit oder ohne Schuld des Steuermannes bleibt unentschieden) zu Grunde gegangen.

„Wahrlich, wenn man sieht auf welche Weise hier mit Menschenleben „Spiel" getrieben wird, ärger als im alten Griechenland und Rom; wenn man genievolle Köpfe, wie den Scherokesen der das Alfabet zu seiner Muttersprache erfunden und die, welche es in Anwendung gebracht, die mit Hilfe desselben Bücher geschrieben, das neue und alte Testament in ihre Sprache übertragen, die freiwillig der christlichen Religion sich zugewendet, Katechismen, Unterrichtsbücher, Schul-, Kirchen- und Volksgesänge verfaßt; kurz wenn man Individuen wie die vorangedeuteten und hundert andere, die umsichtsvolle Landwirthe, gewandte Handwerker, tüchtige Künstler, sogar geübte Schriftsteller und Volkslehrer sind, von einer niedrigen, feigen, ausgearteten Rasse von europäischer Abkunft mit Gewalt zur Barbarei zurückdrängen sieht, bloß um einiger tausend Morgen Landes sich zu bemächtigen, das sie nicht einmal brauchen, da ihr 2800 deutsche Geviertmeilen großes Land jetzt höchstens von einer halben Million Seelen bevölkert wird, so daß deren kaum 180 auf die Geviertmeile kommen, darf man wohl fragen: Welches sind die Wilden?...

„Was dem Fremden beim ersten Blick am meisten in den vereinigten Staaten auffällt, sind die vielen meistentheils wenig dauerhaft, dagegen mit Luxus aufgeführten Häuser, die, man sieht es ihnen an, fast durchgehend zum Wiederverkauf bestimmt sind. Uebrigens darf man in ihrem Innern nicht suchen,

was eigentlich darin sein sollte und was ein Europäer darin zu finden wünscht.

„Es ist, wie bei den Privatleuten, dasselbe auch bei den öffentlichen Anstalten. Alle Gymnasien (Colleges), Universitäten ꝛc. haben Gebäude im Ueberfluß; aber meistentheils armselige Professoren, keine hinlänglich versorgten oder gar keine Bibliotheken, sehr unvollkommene Apparate, die durchgehend gemeine Kaufmannswaare sind und immer in der abscheulichsten Ordnung sich befinden. Ich habe meinen Apparat und den schönsten wie seltensten Theil meiner mathematischen und astronomischen Bibliothek der .... Akademie zu .... *) verkauft. Erstern fand ich einige Zeit nachher im übelsten Zustande und von den Büchern gelang es mir noch die werthvollsten zu retten, die man ohnedem unberührt hätte verderben lassen.

„Ueberhaupt führt man in den vereinigten Staaten viel lieber große Gebäude, ungeheure Steinmassen auf, als daß man einige hundert Thaler zur Anschaffung der nothwendigsten Instrumente verwendet. Es hat sich schon der Fall ereignet, daß jene längst beendet waren, ehe man daran dachte, sie mit den Gegenständen zu möbliren, um deretwillen sie erbauet worden.

„So gibt es in Washington ein prächtiges Hotel, das der Akademie, das für Unbeschäftigte, die nichts besseres zu thun wissen, ein Gegenstand ist, den sie von Zeit zu Zeit besuchen und sogar Lustpartien deshalb veranstalten. Die in Rede stehende

*) Wir halten uns aus Gründen, die man billigen wird, nicht ermächtigt, den Namen anzugeben.

Akademie, die wenigstens hier zu Lande für eine solche gehalten wird, hat die eitle Anmaßung, weit über ähnliche Anstalten in Europa zu stehen, obschon die Professoren, so viel ich weiß, keine oder doch nur wenige der Vorkenntnisse haben, welche sie geeignet machen würden, sie als Zöglinge in die polytechnische Schule in Paris eintreten lassen zu können.

„Wie es nun mit den untergeordneten Lehrern beschaffen sei, können Sie nach dem Verhältniß der abwärts führenden Skala selbst beurtheilen. Das bei den meisten Anstalten dieser Art vorherrschende Kollegiatleben, ist ein höchst kläglicher Ueberrest von Scholastik. Die drei Artikel, worüber die amerikanischen Studenten am lautesten sich beschweren und die den meisten Streit verursachen, sind: 1. Der Studienplan (das geheimnißvolle desselben) an und für sich selbst; 2. der Religionsunterricht, bestehend in der abscheulichsten Exklusivität, die schon häufig der erste Beweggrund des Verfalls solcher Anstalten gewesen ist; 3. die Kost, die zum immerwährenden Gegenstand bitterer Klagen geworden.

„Die Kollegien im kleinen Maßstabe sind sehr häufig, eben so die Sekundar- und Anfangsschulen, doch natürlich wo die Bevölkerung sehr zerstreut ist, nicht im Verhältniß zu dieser, überdem so bestellt, wie oft bloßer „Zufall" es gefügt. Das Pfaffenthum jeder Art, das hier eine recht eigentliche Hanswurstjacke trägt, hat leider nur einen zu großen Einfluß auf die Erziehung, deren Leitung sie fast überall sich versichert hat und noch immer mehr sich bemächtigt. Da indeß die Geistlichen sich gegenseitig mit einer ans komische gränzenden Wuth verketzern und herabwürdi-

gen, ist das Endergebniß ihrer Bemühungen nicht von Belang, und um später die Männer wieder einigermaßen für sich zu gewinnen, müssen sie dieselben mit Hilfe der Weiber bearbeiten.

„Daß alle dies Treiben mehr materielle als intellektuelle Fortschritte befördert, ergibt sich von selbst. Die Folgen davon zeigen sich eben so wohl bei der Zentral-Verwaltung als bei den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten. Die Grundsätze sind im allgemeinen löblich, doch ihre Anwendung ist herzlich schlecht.

„Denn wenn ein Individuum, das zu gewöhnlicher bürgerlicher Arbeit oder Geschäftsführung zu ungeschickt oder zu träge ist, es durch Bestechung oder andere schamlose Umtriebe so weit bringt, daß man es endlich in den Kongreß wählt, so verfolgt es, einmal in demselben, jede Bahn, die ihn zu einem einträglichen Amte führen kann, d. h. es bietet sich selbst feil und wird bald ein willenloses Werkzeug des Präsidenten, der unglücklicherweise mehre tausend Aemter zu besetzen das Recht hat und der nur zu häufig auf die schlaffe Nachlässigkeit des Senats, der ihn kontrolliren sollte, aber selten oder nie seiner Aufgabe Genüge leistet, sich beruht.

„Ueberhaupt ist Mangel an Karakter höchst widerlich auffallend im öffentlichen wie im Privatleben des britischen Amerikaners. Er ist so absolut, so grell, daß er sich schon in den Gesichtszügen beurkundet. Die meisten Personen sind hölzern, steif, ohne natürliche Geschmeidigkeit. Man sollte oft meinen, man habe mit sprechenden und handelnden Automaten zu thun. Furcht ist der einzige Ausdruck, den ich je bestimmt gezeichnet fand.

„Die Leerheit des Geistes und Gemüths verbirgt sich hinter einer Art Nichtachtung, die sich als von Stolz und Selbstgefühl abstammend ausgeben will, jedoch nichts als ein von Eigendünkel und Beschränktheit erzeugter Zwitter ist. Eine selbstsüchtige Düsterheit bedeckt das Gesicht aller Amerikaner mit ihrem einförmigen Schleier und verwischt alle Schattirungen der verschiedenartigen Neigungen, die beim Europäer sich oft so lebhaft auszudrücken pflegen. Sie konstituirt die lebendige Mumie, die an uns vorüberschreitet, ohne uns zu bemerken, ohne das geringste arme Wörtchen mit uns zu wechseln. Sie ist der Klotz der Fabel, den Jupiter Fröschen zum König gesandt. Es ist möglich, daß es auch bei Ihnen dergleichen Subjekte gebe, doch sind sie ohne Zweifel seltene Ausnahmen von der Regel, nicht wie hier die Regel selbst.

„Das eben angedeutete ist vorzüglich das sprechend ähnliche Bild der sogenannten Politiker und der Stellenmänner (der in Amt und Würde stehenden). Kaufleute sind schon etwas offener, obschon auch sie große Vorliebe zu Geheimnißthuerei zeigen, um desto besser ihre reelle Verschmitztheit und Uebervortheilung dahinter zu verbergen.

„Mein zu offenes und ehrliches Ansehn wird daher nicht immer gebilligt, mir sogar als „ein angeborner Verstoß,“ als eine Art Erbsünde oder Muttermahl, zum Vorwurf gemacht, weil es mich überall, wie unter allen Verhältnissen als einen Foreigner, oder nicht Landesgebornen, einen Ausländer, bezeichnet. Leute die mich gar nicht kennen und mich zum

ersten Male sehen, denunziren mich als solchen auf den ersten Blick.

„Ich bin daher nicht gern in den öffentlichen Reise-Vehikeln aller Art und reise am liebsten allein, in meinem eigenen Gefährt. Von Neuyork wähle ich im Winter fast immer, statt der Küstenstraße, die alte innere Landstraße der deutschen Bauern, wo ich in jedem Hause die zuvorkommendste Aufnahme wie die uneigennützigste Gastfreundschaft finde.

„So komme ich nun auf das Kapitel der Dampfschiffe und der Eisenbahnen, die von Müßiggängern, Pufffreunden (Aufschneidern zu eigenem Nutzen) und durch dringende Geschäfte Getriebenen so hoch gepriesen werden, obgleich sie, durch das Streben nach übermäßiger Schnelligkeit, in jeder Woche mehren Menschen das Leben rauben. Erst ganz neuerdings sind in einigen Tagen nach einander in drei Staaten bei 500 Individuen auf solche Weise umgekommen *). Auch die Riegelwege (railroads oder Eisenbahnen) geben dazu ihr gehöriges Quantum Kontribution, obwohl in geringerer Zahl.

„Nächstdem schaden diese neuen Verbindungsmittel auch noch anderweitig sehr bedeutend. Als ich von 1807 bis 1809 in Westpoint am Hudsonstrom (Northriver) wohnte, zählten wir gemeiniglich Sonntags zwischen 70 bis 120 Schaluppen, Schiffe rc. auf einmal. Jedes Fahrzeug hatte mehr oder weniger Passagiere am Bord, der auf den regelmäßig hin- und hergehenden Packetbooten befindlichen nicht zu gedenken.

*) Vergl. mit den früheren Mittheilungen in den verschiedenen Theilen für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

Eine so lebendige Szene verführte eine Menge junge Bauern und andere Individuen, die Reise nach New-York zu machen, wobei sie die Ueberfahrtskosten durch ihre Arbeit beim Auf- und Abladen, wie an Bord selbst, abverdienten. Sie gewannen dadurch Theilnahme und Lust am Leben auf dem Wasser, bekamen große Seeschiffe und das Meer zu Gesicht, wonach die Erzählungen der Matrosen sie bald noch mehr anlockten zu größeren Reisen.

„So entstand eine Schule für gute Seeleute, die ganz in Verfall gerathen ist. Man braucht jetzt nichts mehr als Köche und Unterköche, die zugleich die Heizung zu besorgen haben, mit einem Worte, „Maschinen zu Maschinen." Wenigstens sind das die Haupterfordernisse der Dampfboote, die geübte Matrosen ganz entbehrlich machen. Darf man sich noch wundern, daß die Rasse der unerschrockenen Seeleute, die sich ihrer Dienste für das Vaterland rühmen konnte, bald gänzlich ausgestorben sein wird? Denn was ich so eben von Hudson gesagt, gilt auch von allen übrigen Flüssen und Buchten, die mit Dampf befahren werden.

„Auf ähnliche Weise nehmen die Eisenbahnen den Bauern, die zu einer Zeit ihre Pferde am Pflug gebrauchten, zu einer andern dieselben zu Frachtfuhren verwendeten, das Mittel so viele Pferde zu halten, als sie brauchen zu können vorausberechnen und wodurch sie auch in der Zwischenzeit der Landarbeiten einiges Geld verdienen konnten. Die Eisenbahnen durchschneiden überdem noch die gewöhnlichen Landstraßen an so vielen Stellen, daß sie in ihrer ganzen Ausdehnung nicht mehr befahren werden können.

„Das ärgste und verhängnißvollste dabei aber ist das anmaßliche, tirannische Monopol, das die Dampfschiffe und die Eisenbahnen ausschließend besitzen; ist, daß sie die Reisenden als weiter zu befördernde Waarenballen betrachten, welche sie nebeneinander schichten, ohne sich mehr um ihre persönliche Sicherheit zu kümmern, als wenn sie wirlich leblose Gegenstände wären; ist die dadurch immer mehr um sich greifende für andere höchst bedrückende Arroganz, wozu die britischen Amerikaner nur zu sehr von Natur schon geneigt sind. Denn leider geht die Freiheit hier so weit, daß man sich nicht scheut, „die Freiheit selbst zu verdammen," dagegen Titel- und Herrschsucht öffentlich zu praktiziren.

„Sie wissen, daß das Bankengeschäft in den vereinigten Staaten einen Schlag bekommen hat, der dem Lande sehr nachtheilig geworden, augenblicklich aber zum Theil nur der unvermeidlichen Rückwirkung der überall vorherrschenden Anmaßlichkeit der Geldmenschen zuzuschreiben ist. Die Eisenbahnen werden gewiß mit der Zeit auch ihre Schlappe bekommen, wenn sie die natürlichen Verbindungswege zwischen den einzelnen Orten auf eine fortan unerträgliche Weise gestört haben.

„Sie mögen davon entnehmen, ob ich nicht, befragte man mich um meine Ansichten, große Mäßigung bei den in der Schweiz zu erbauenden Eisenbahnen und zu stiftenden Banken, dringend anrathen würde. Ich bin allen gesellschaftlichen Fortschritten von ganzer Seele zugeneigt. Aber ich habe zu viel gesehen und erfahren, um nicht auf die bestimmteste Weise zu wissen, daß man bei Ueberschreitung gewisser, mit

den Umständen und den örtlichen Bedürfnissen verhältnißmäßiger Grenzen, das Gute vernichtet, statt es zu befördern.

„So ist z. B. hier der äusserst mißliche Umstand obwaltend, daß ein Bauer durchaus kein Geld auf Jahre borgen kann, um sein Land zu verbessern, weil alle Kapitalien in den Banken angelegt sind, bei denen er, gleich dem Fabrikanten, drei-, vier- oder fünfmal seine Schuldverschreibung erneuern und hohe Zinsen zahlen müßte, während er nur einmal säen, erndten und verkaufen kann. Ueberdem muß er noch einen Freund vermögen, mit ihm zu unterschreiben und für ihn gut zu stehen, wonach der andere natürlicherweise dieselbe Bürgschaft auch von seiner Seite in Anspruch nimmt und er dadurch der Gefahr ausgesetzt ist, ohne sein Verschulden, durch einen andern zu Grunde gerichtet zu werden.

„Dadurch wird denn auch erklärlich, woher es kommt, daß von einem an gutem Boden so überreichen Lande, wie die vereinigten Staaten, nicht nur kein Getreide ausgeführt wird, sondern man sogar sich genöthigt sieht, solches noch einzubringen. Aus Mangel an Geld und Händen muß also der Ackerbau vernachläßigt werden, so wie auch die meisten Fabriken zuerst zu Grunde gehen müssen, weil sie ihre Zahlungen vor gewonnenem Absatz zu leisten haben, deshalb mit großem Verlust verkauft werden, bis ein zweiter oder gar erst ein dritter Nachfolger auf den Vermögenstrümmern seiner Vorgänger ein sicheres Auskommen für sich zu begründen im Stande ist.

„Die Deutschen, die sich, auf was sie das „Solide“ nennen, auf Ackerbau und Handarbeit, legen,

kommen dennoch, unter solchem Wechsel der Umstände, zu keinem eigentlichen Wohlstand und das ärgste, was ich in Pennsylvanien selbst gesehen habe, ist, daß beim Mangel an Unterricht, weil es nur wenige und sehr mangelhafte deutsche Schulen gibt *), die Söhne der Deutschen von den britischen Abkömmlingen zur Verachtung ihrer Eltern, zu Trunk, Spiel und andern Ausschweifen sich verleiten lassen, um als willenlose Wähler gebraucht und hintendrein verspottet, wo nicht thatsächlich beleidigt zu werden.

„So kommen sie immer mehr vom Guten ab, werden von Jahr zu Jahr unsittlicher und thierischer, vergeuden auf die unsinnigste Weise, was ihr Vater im Schweiß seines Angesichts erworben und stürzen ihn nicht selten mit Kummer und Verdruß in ein frühes Grab. Es gibt, meines Erachtens, keinen bedauerlichern und schrecklichern Uebergang, als den der Nachkommen der ältern wie der neuern deutschen Einwanderer zum Anglo-Amerikaner, oder wie man hier sagt, zum Yankee (Jänki).

„Die englischen gesellschaftlichen, gerichtlichen, konstitutionellen und übrigen Anstalten, die in den vereinigten Staaten einer Republik angepaßt worden, sind dafür gar nicht geeignet. Die Freiheiten, welche sich halbwilde Normänner, Dänen, Sachsen rc. gegen despotische Erboberherren vor Jahrhunderten ausbedungen, sind nicht mehr entsprechend für einen gebildeten Freistaat des 19. Jahrhunderts. Sie sind

*) Vergl. mit den frühern Mittheilungen in den einzelnen Theilen für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

um so ungeeigneter für seine Bedürfnisse, weil man sich daneben nichts als monarchische Verfassungen denken kann und sie wirklich früher oder später dahin führen werden.

„Ich war früher auch etwas von Anglomanie angesteckt. Allein Ueberlegung und vernünftige Vergleichung, hat mich in kurzem von Grund aus geheilt. So habe ich unter andern die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die so hoch gerühmte Jury (das Geschwornengericht) die unregelmäßigste und am wenigsten auf richtig erwogene Grundsätze, wie am wenigsten auf wirkliche Kenntniß und richtige Urtheilskraft sich beruhende Rechtspflege ist, die sich denken läßt, indem sich das Recht allein in den Händen der Advokaten befindet, von denen die Jury nach Belieben geleitet wird. Die Beweise darüber sind hier und in England zu häufig, als daß ich mich umständlicher damit beschäftigen sollte.

„Ein verwickeltes Wechsel- und Handels-Kombinations-Geschäft durch Leute beurtheilen zu lassen, die von den Kniffen und Schlichen, welche im öffentlichen Verkehr abgeschliffene Individuen in Anwendung bringen, nicht den mindesten Begriff haben, ist ungefähr dasselbe, als wenn man seine goldene Repetiruhr einem Hufschmied oder einem Schuhmacher zum Ausbessern übergeben wollte.

„Gott bewahre, daß man in der Schweiz je auf den Gedanken komme, dergleichen Geschwornengerichte einzuführen, eben so wenig als die Guillotine, die für den Zuschauer das Sterben zu einer Maschine-Verrichtung macht, allen Eindruck, den es sonst hervorgebracht haben würde, vernichtet und überdem das Leiden des Unglücklichen, statt es zu vermindern, nur

vermehrt. Schon vor vielen Jahren hat man angerathen, die Hinrichtungen im Innern der Gefängnisse vorzunehmen, weil die öffentlichen Exekutionen nur dazu dienen, das Gefühl abzuhärten und die Menschen-Schlächterei dem Volke zur Gewohnheit zu machen.....“

Ueber den Einfluß der Eisenbahnen auf die Gesundheit, drückt sich, im Gegensatz zu vorstehendem, die „alte und neue Welt“ folgendermaßen aus:

„Gibt es nicht sehr viele und sehr wichtige Fälle, in welchen die Aerzte ihren Patienten, als einziges Heilmittel, Bewegung und veränderte Luft anrathen? Und wie vieles Unglück würde den Familien, wie viele Verluste der Menschheit erspart werden, wenn es immer leicht wäre, diesen ärztlichen Rath zu befolgen? Aber, wenn wir einige Reiche ausnehmen, wie soll man die Luft verändern, wenn die Entfernung so groß, die Reise so kostspielig, wenn so viele Vorbereitungen zu machen, so viele Einbuße in den Geschäften zu wagen, so viele Sorgen aller Art zu beseitigen sind? Und wo soll man die Bewegung finden? Etwa in den Eilwagen? Ich bin überzeugt, daß es viele, sehr viele Leute gibt, die in unsern großen Städten sich nur darum langsam verzehren, weil sie nicht einmal jährlich eine schnelle Reise machen, die Luft verändern, und ein anderes Land sehen, besonders ein grade passendes entferntes Bad nicht besuchen können.

„Dank den Eisenbahnen, durch sie können Menschen von jedem Gesundheits- und Vermögenszustande große Reisen machen. In Belgien macht man zwölf französische Postmeilen für 24 Sous (33½ kr.). Man

wird von Paris nach Brüssel für 15 Franken (7 fl.) reisen. Ein Bürger von Paris wird in wenig Stunden, seiner Gesundheit wegen, von der Mündung der Seine an die Ufer der Rhone, nach Nizza, Antwerpen, Ostende, überall wohin die Eisenbahn führt, gelangen können.

„Wenn ein Arzt jetzt zum Kranken sagt: Reisen Sie! so will er sich fast immer seiner entledigen; und in der That stirbt im Laufe jedes Jahres eine furchtbare Anzahl dieser von der Medizin Bebannten. Aber mit der Eisenbahn wird er die Kranken nicht so leicht los werden. Ein Patient, den der Arzt, an seiner Heilung verzweifelnd, in ein entferntes Land geschickt hat, wird oder kann in einigen Tagen zurückkehren, seinen Rath anklagend, gebieterisch Hilfe von ihm fordern. Denn das ist die Forderung aller Kranken.

„Die Eisenbahnen werden mithin Ursache sein, daß die Aerzte, statt ihre Patienten zu vernachläßigen, gezwungen sein werden, ein ernstliches Mittel für die bisher unheilbare Krankheit zu suchen. Ich sage es im größten Ernste: ich glaube, daß die Reise zu Lande durch Dampf bestimmt ist, eines der thätigsten, kräftigsten Mittel der Arzneikunde zu werden. Wenn diese jetzt Bewegung und Luftveränderung anrathet, so ist es unmöglich, sich das eine und das andere in einer Dosis zu verschaffen, die nicht drei- oder viermal geringer wäre, als diejenige, welche die Eisenbahn darbieten würde. Es ist daher vierfache Gewalt der Luft und der Bewegung, welche das neue System der Lokomotion in den Dienst der Medizin stellt.

„Man denke sich in der That, wie groß auf der Oberfläche des Körpers die Wirkung eines Luftstromes

sein muß, durch welchen man zehn französische Meilen in einer Stunde macht. Von welcher Seite auch der Wind auf einer Eisenbahn wehe, so hat man, wenn man sich in der Richtung des Impulses frei setzt, immer den Wind im Gesichte; und wenn es Gegenwind ist, so wirkt er mit ausserordentlicher Kraft. Es ist eine Art heftiger Besprengung, wie die der Wellen an einem stürmischen Tage in einem Seebade, ein Dousch- oder Gießbad von Luft, welches die ganze Gewalt der Wasser-Gießbäder hat. Nach Verlauf einer Stunde, die dieses Luftbad dauert, empfindet man das wohlthätige davon durch eine unglaubliche Erregung der Lebenskräfte. Da verschwinden die Wolken von der Stirne, die Uebelkeit, die Schwäche, die Hypochondrie.

„Es wird der Tag kommen, wo die Reise mit Dampfwagen in gewissen Fällen eben so ernstlich und mit mehr Erfolg, als Reisen nach Dieppe und in die Pyrenäen werden angerathen werden. Man wird sagen: Nehmen Sie zehn Seebäder, trinken Sie fünfzig Gläser .... Wasser. Man wird auf den Wagen in freier Luft besondere Sitze für die Kranken und andere zur Stärkung der Restauration der Gesunden errichten; es wird einen Arzt der Eisenbahnen geben, wie es einen Schiffsarzt gibt."

Der Belauf der Postgelder für das Jahr, welches sich mit dem 30. Juni 1836 endigte, war 3,398,455 Doll. 19 Cts. *); die Ausgaben während demselben

*) Ein Dollar oder amerikanischer Thaler zu 100 Cents ist gleich 2½ fl. rhein. und 1 Cent gleich 1½ kr.

Zeitraume 2,755,623 Doll. 76 Cts., wovon 812,802 Doll. 67 Cts. Vergütungen an Postmeister und 1,638,051 Doll. 76 Cts. für Transportirung des Postfelleisens waren, so daß eine Bilanz von 642,381 Doll. 43 Cts. übrig blieb.

Die jährliche Transportation des Postfelleisens am 1. Juli 1836 war zu Pferde und in Sulkies 8,291,504 Meilen *); in Kutschen 17,408,820 Meil.; auf Dampfschiffen und Eisenbahnen 1,878,296, welches die ganze Transportation auf 27 Mill. 578,620 Meilen bringt. In dem Vierteljahre, welches am 30. September endigte, wurde die Transportirung des Felleisens um 375,824 Meilen erweitert. Auch ist seit Dezember 1836 eine Expreß-Post von Philadelphia nach Mobile, eine Entfernung von 1230 Meilen, in Gang gesetzt worden, so daß gegenwärtig die jährliche Transportation des Postfelleisens auf nicht viel weniger als 26 Mill. Meilen berechnet werden kann. Die ordinäre Post muß laut Kontrakt die Reise von Philadelphia nach Mobile in 12 Tagen und 17 Stunden machen; die Expreß-Post braucht nur 5 Tage und 17 Stunden.

Am 1. Juli 1835 war die Zahl der Postämter in den vereinigten Staaten 10,770; am 1. Juli 1836 11,091, und am 1. Dezember 1836 11,100. In dem Jahr, welches sich mit dem 30. Juni 1836 endigte, wurden 666 neue Postämter errichtet, 345 aufgehoben und 1844 Postmeister wurden durch neue ersetzt. Wegen der Ausdehnung der Poststraßen werden die Postämter noch bedeutend vermehrt werden.

---

*) Vier englische Meilen machen eine deutsche.

Der General-Postmeister schlägt vor, daß das Briefporto nach dem 1. Juli 1837 herabgesetzt werden sollte, und zwar auf folgende Weise:

75 Meilen und darunter		5 Cents.
150 „ „ über	75	10 „
300 „ „ „	150	15 „
600 „ „ „	300	20 „
Ueber 600 Meilen		25 „

Auch in Hinsicht des Postgeldes für Zeitungen empfiehlt er eine Reduktion, welche nach der Größe des Bogens und der Entfernung, wohin sie gesandt werden, regulirt werden könnte, wie z. B.: Zeitungsbogen welche 550 Quadratzoll oder darunter enthalten, und nicht über 200 Meilen oder aus dem Staat verschickt werden, ½ Cent; über 200 Meilen oder aus dem Staat, 1 Ct.; Zeitungsbogen, welche über 550 und unter 920 Quadratzoll enthalten, und nicht über 200 Meilen oder aus dem Staat versendet werden, 1 Ct.; über 200 Meilen oder aus dem Staat, 1 ½ Cts.; Zeitungsbogen, welche 920 Quadratzoll oder darüber enthalten, und nicht über 200 Meilen oder aus dem Staat verschickt werden, 1 ½ Cts.; über 200 Meilen oder aus dem Staat, 2 Cts.

Vor einiger Zeit fand in Neuyork eine Wettfahrt zwischen zwei Booten von Castle Garden aus statt. Das eine wurde von drei Brüdern, ganz jungen Burschen, Namens Roberts, das andere von eben so viel erwachsenen starken Männern, geführt. So wenig Anschein vorhanden war, daß erstere siegen würden, vorzüglich weil ihr Boot nicht so gut gebauet schien, als das der andern, kamen sie doch um volle sechs

Bootslängen früher ans Ziel. Sie legten eine Strecke von 2½ englischen oder fast ¾ deutschen Meilen in 19 Minuten und 10 Sekunden durch eine sehr hohe See zurück.

Die neuesten Entdeckungsreisen des Majors Mitchell im Innern Australiens.

Bereits im zehnten und eilften Theil für 1838 haben wir in dem Aufsatz: „Die neuesten Reisen in Afrika, Australien rc.,“ der Versuche des Majors Mitchell gedacht, in das Innere der großen Insel Neuholland vorzudringen, die ihrer ungeheuern Ausdehnung von 100,000 deutschen Geviertmeilen wegen, als Festland betrachtet wird. Sprechen wir uns jetzt etwas umständlicher aus über die Ereignisse, wie über die Endresultate seiner Reisen in jenen beinah ganz unbekannten Gegenden.

Die Zeit wird kommen und sie ist nicht mehr fern, wo die jetzt unternommenen Expeditionen, zur Erforschung des Innern Australiens, bei weitem mehr die öffentliche Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nehmen werden, als es jetzt der Fall ist. Fährt England unausgesetzt fort (wie es ganz den Anschein hat) in demselben Maße, wie seit einigen Jahren, die Einöden des fünften Erdtheils mehr und mehr zu bevölkern und zu zu zivilisiren, so wird man bald die Geschichte seiner Niederlassungen in Neuholland

mit demselben Interesse lesen, wie die der Völker, von denen die Staaten Griechenlands und Italiens gegründet worden.

Die ersten bieten überdem noch einen beachtungswerthen Umstand, der im Alterthum sich nicht ereignen konnte und der ausschließend der neuesten Zeit, wie ihren Sitten und Bedürfnissen, angehört. Er besteht nämlich darin, daß weitaus die meisten Ansiedler in den australischen Kolonien von der europäischen Gesellschaft ausgestoßene Individuen, verurtheilte Uebelthäter (Convicts) sind, deren Betragen in ihren neuen Verhältnissen nicht zu besonders ernstlichen Beschwerden Veranlassung gibt, obschon die Entbehrungen, denen sie nothwendigerweise sich unterziehen müssen, sehr groß sind, weil sie fast täglich mit Hunger und Durst, wie mit Hitze und Frost zu kämpfen haben. Es ist das ein neuer Beweis von dem Nutzen, den man von solchen Unglücklichen noch gewinnen kann, mit einer menschlichern, unserm gesellschaftlichen Zustande im allgemeinen mehr entsprechenden Gesetzgebung.

Major Mitchell brach am 9. März 1835 *) mit seiner Mannschaft von Paramatta auf **). Die Fahrzeuge, welche man zur Beschiffung der Flüsse im Innern des Landes erbaut, wurden auf einen großen

*) Man muß nicht übersehen, daß der März in Australien mit unserm September, hinsicht der Witterung 2c., ungefähr übereinstimmend ist.

**) Paramatta ist eine Stadt von 12,000 Einw., in der zu Neusüdwäles (auf der Südostseite Neuhollands) gehörigen Graffschaft Kumberland. Es ist zwei Meilen von der Hauptstadt der Kolonie, Sidney, das 25,000 Einwohner hat, entfernt.

Wagen geladen. Sieben andere Wagen und eben so viele Reitpferde, waren mit Munition und Mundvorrath belastet. Der letzte war auf fünf Monate berechnet.

Die Expedition sollte ihre Verrichtungen erst zu Büry, 170 englische oder 42½ deutsche Meilen von Sidney, beginnen, weshalb Mitchell die Truppe vorausziehen ließ, um die Gegend durch einige Abschweifungen zur Rechten und Linken genauer kennen zu lernen. Das Land ist sehr gebirgig und der Boden unfruchtbar. Aber die Luft ist so rein, die Ansichten sind so großartig und malerisch, daß man sich nach der Schweiz versetzt glaubt. Es ist dieselbe Temperatur, die gleiche Frische. Deshalb darf man denn auch voraussetzen, daß diese reizende Gegend in Zukunft ein beliebtes Sommer-Stelldichein für alle wohlhabenden Bewohner der Glutregion Süd-Australiens werden dürfte.

Am Fuße des Gebirgs erreicht die wilde Natur ihr Ende. Von da dehnen sich unübersehbare Ebenen aus, mit kleinen hübschen Häusern und Gehöften übersäet, deren zierliche Reinlichkeit den britischen Reisenden freundlich an seine Heimath erinnert und ihm stets neues Vergnügen gewährt. Das flache Land wird von mehren Flüssen, wovon der Wambul oder Macquarie, der Nammoy, der Gwydie und der Karaula die bedeutendsten sind, durchschnitten und befruchtet. Theilweis sind ihre Ufer schon bebaut, doch gewahrt man auch hier und da die unordentlich zerstreuten Hütten der Eingebornen.

Endlich gelangt man nach der Stadt Bathurst mit ihrer Kirche und deren Thurm, dem Hotel des

Statthalters, dem Posthause, den Gefängnissen, Kasernen und den sich beständig erweiternden und verlängernden Straßen, die wie durch einen Zauberschlag mit hübschen Häusern besetzt, aus der Erde emporsteigen.

Die menschliche Thätigkeit hat in diesem Theile Australiens wirkliche Wunder erzeugt. Vor einigen Jahren war die jetzt so heitere, so wohlhabende Stadt noch im Entstehen. Ihre Straßen waren kaum gezeichnet und äusserst schmutzig. Die meisten hatten gar keine Häuser. Die Kolonie der Verurtheilten bestand aus der Wohnung des Statthalters, dem Gefangenhause und der Kaserne, nebst 60 bis 80 unregelmäßig gebaueten Hütten, die eine deutsche Viertelmeile von der Stelle entlegen waren, wo die Stadt gegründet werden sollte.

Eine dieser Hütten stand an einem Teiche, dem man den prunkenden Namen „Bucht von Biskaya" gegeben, und der die beabsichtigte Hauptstraße in der Mitte unterbrach. Die fleißigen Bewohner von Bathurst mußten mehr als eine Bittschrift an die Regierung richten, bevor sie die Erlaubniß erhielten, die Bucht von Biskaya ausfüllen und das Haus abbrechen zu dürfen.

Verdoppelte Bewegung und Thätigkeit waren die unmittelbaren Folgen dieser Maßregel. Bathurst war bald nicht mehr ein schmutziges, aus weit zerstreuten Häusern bestehendes Dorf. Es wurden schnurgrade Straßen und hübsche Plätze angelegt, die man mit Bäumen bepflanzte. Mit einem Worte, alles gewann so schnell und so vollkommen eine andere Gestalt, daß Bathurst jetzt den freundlichsten kleinen Städten Eng-

lands oder Schottlands würdig zur Seite gestellt werden kann.

Eine nicht minder rasche Umgestaltung hat sich auch im Wohlstande der meisten Einwohner ereignet. Zwei Jahre vor seiner Expedition, im Laufe von 1833, übernachtete Mitchell, ungefähr eine deutsche Meile von Bathurst, in einer Schäferhütte, deren Eigenthümer, Karl Booth, sehr arm zu sein schien. Als er diesmal nach derselben Stelle kam, fand er keine Hütte und keinen Schäfer mehr, sondern ein hübsches Haus, dessen Besitzer, derselbe Karl Booth, ein Gentleman geworden. Er hatte sich mit einem der Frauenzimmer verheirathet, die in Großbritannien kein anständiges Unterkommen finden, weshalb sie sich nach Ostindien und nach Australien begeben, wo sie unter zehn Freiern wählen können. Dieser Veränderung schrieb Booth denn auch die glückliche Metamorfose zu, welche seine häuslichen Angelegenheiten gewonnen.

Der Major gelangte den 5. April zu seinen Gefährten, wonach man unverweilt aufbrach. Die Karavane versenkte sich in die Thäler und Schluchten des Kanabolas-Gebirges, überstieg die Hauptkette desselben, zwischen den Grafschaften Bathurst und Wellington, und erreichte ihren auf 4461 englische Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden höchsten Punkt. Vor den Reisenden dehnte sich nun eine ungeheure Masse Urfelsen aus, die bis zum Saum des Gesichtskreises reichte und an deren Fuße einerseit der Lachland und der Murrimbidsche, auf der andern Seite der Macquarie, der Bogan und der Darling strömten.

Gegen Südost erhoben sich aus der vom Lachland

bewässerten Ebene, die von Oxley beschriebenen Hügel. Gegen Nordost zeigte sich eine ungeheure, unübersehbare Ebene, einem weiten Meere nicht unähnlich, und auf der Morgenseite gewahrte man in der Ferne die Gipfel der Croker- und Harveyberge.

Mitchell entschloß sich gegen Nordwest vorzudringen. Der Weg war schön und bot nicht die mindeste Schwierigkeit. An einigen Stellen sah man große mit fettem Grase bewachsene Ebenen, an andern grünende auf ihren Gipfeln bewaldete Hügel. Ein neuer Gefährte, Namens Karl King, der die Strecke von der Emuebene bis hierher in zwei Tagen zurückgelegt, obgleich sie nicht weniger als 145 englische oder 39 deutsche Meilen betrug, stieß jetzt zu den Reisenden. Dieser King war ein Verurtheilter, demungeachtet wurde nach ihm ein kleiner Fluß genannt, der ausgezeichneten Dienste wegen, welche er der Expedition leistete.

Die Reise wurde von jetzt an immer schwieriger; am meisten litt man an Wassermangel. Eines Morgens gewahrte man aus einer tiefen Schlucht in der Ferne ein Haferfeld, dessen von der Sonne gebleichte Halme einige Zeit voraussetzen ließen, daß in der Nähe des Getreidefeldes eine Wohnung gesitteter Menschen sei. Als man näher kam, überzeugte man sich aber, daß die ausserordentliche Trockenheit alle lebendige Wesen vertrieben.

Ein wahrhaft schauerliches Schweigen herrschte in dieser Einöde. Man hörte nicht das leiseste Gesumm. Wilde Thiere, Vögel, Insekten; alles schien verschwunden. Die Lage war kritisch. Der Major, der durch seinen Muth allein das Zutrauen seiner

Begleiter zu erhalten im Stande war, setzte sein Pferd in Galopp und jagte durch ein langes Thal, worin er nach einiger Zeit feuchten Boden und endlich eine starke aus dem Felsen sprudelnde Quelle fand. Nahe dabei war ein kleiner Teich, worin man sich hinlänglich erfrischen konnte. Er ließ sein Pferd saufen und kehrte zu den Seinigen zurück, von denen sein Wiedererscheinen mit einem lauten Freudegeschrei begrüßt ward.

Nach einigem Verweilen auf dieser angenehmen Stelle setzte sich der Zug wieder in Marsch, einem Bache entgegensteigend, dessen Quelle auf dem nahen Berge war. Auf einmal vernahm man ein Geräusch im Walde, das von Holzschlägern herzurühren schien. Man näherte sich dem Orte, von wo es herkam und stieß bald auf eine Truppe Eingeborne.

Der erste, welcher den Reisenden entgegentrat, war ein Mann von heldenmäßiger Gestalt. Er war ganz nackt und hatte nur ein schmales weisses Band, zum Zeichen der Trauer, um die Stirn gebunden. In seiner ganzen Haltung war viel Würde, wodurch die ebenmäßige Schönheit seiner Formen und seines Gesichts noch erhöhet wurde. Seine schwarzen, sprühenden Augen hatten einen wirklich geistvollen Ausdruck.

Er nahete sich den Reisenden, die ihre Zelte aufschlugen und Feuer anzündeten, ergriff einen flammenden Brand, den ein anderer von seinem Stamme ihm gereicht und bot ihn dem Major als Freundschaftszeichen. Die Weiber und Kinder, welche bisher an ihrem Feuer geblieben waren, traten nun auch zu den Briten und es entstand ein kleiner Tauschhandel,

der, so lange der Aufenthalt dauerte, durch keinen Zwist gestört wurde.

Es war am Sonnabend, den 16. April, und schon hatte die Expedition die gegen den Darling sich erstreckende Ebene erreicht. Mitchell ließ seine Truppe den ganzen Sonntag ruhen und wendete sich am Montag gegen den nach Nordwest strömenden Gubang. Nur in langen Zwischenräumen hatte man einige kleine Hügelreihen zu übersteigen, die weder die Wagen noch das Gepäck zurückzuhalten vermochten. Bald nachher gelangte man in ein schön bewaldetes Land, wo es viele Bienen zu geben schien.

Man fand hier auch einen Eingebornen wieder, den man schon früher gesehen, und der dadurch, daß er fortan die Reisenden begleitete, ihnen von großem Nutzen war. Er war mit ungemeiner Scharfsicht begabt und begriff aus den ihm gemachten Zeichen, daß man gern Honig zu essen wünsche. Sogleich fing er mit vieler Gewandheit eine Biene, befestigte ihr mit etwas Harz einen Schwanenflaum auf den Rücken, ließ das Insekt wieder fliegen und verfolgte es mit seinen Blicken überall hin, bis es sich endlich in einen hohlen Baum verkroch, worin der Bienenstock war. Man vertrieb die Bienen durch Rauch beutete den Baum aus und machte ein köstliches Mahl mit dem so sinnreich entdeckten Honig.

Ein unglücklicher Zufall störte inzwischen das gute Einverständniß, das bisher zwischen den Reisenden und den Eingebornen geherrscht. Die ersten hatten eines Tages ihre Zelte am Ufer des Bogan aufgeschlagen und der Major untersuchte, seiner Gewohnheit gemäß, das Bett des Flusses, als schreckliches

Geschrei, worauf ein Flintenschuß folgte, seine Aufmerksamkeit fesselte. Einige Minuten nachher sah er einen seiner Leute herbeieilen, der ihm erzählte: „er habe sich, um wilde Enten zu schießen, nach einem Teich begeben, wo er einen Eingebornen mit seinem Hund an einem kleinen Feuer sitzend gefunden. Bei seinem Erscheinen sei der Wilde aufgesprungen, habe einen durchdringenden Schrei ausgestoßen und sich, mit mehren Feuerbränden in der Hand, die er nach ihm geschleudert, auf ihn gestürzt. Zu seiner Vertheidigung habe er sich genöthigt gesehen, seine Flinte gegen den andern loszudrücken, der davon in der linken Hand verwundet worden. Seitdem geberde er sich wie unsinnig und scheine bald zu jammern, bald zu drohen."

Der Major verlangte, daß man ihn zu dem Manne führe. Er nahm einen Baumzweig und näherte sich ihm mit wohlwollenden Blicken. Der Wilde besänftigte sich und ließ sich nach dem Zelte führen, wo einer der Briten sich den Verrichtungen eines Wundarzts unterzog und seine Wunde verband.

Als es Abend wurde verlangte der Eingeborne, der Gewohnheit aller seiner Landsleute gemäß, die auf dem bloßen Boden schlafen, daß man ein Feuer neben ihm anzünde. Man that was er wünschte und die Flamme knisterte lustig, als ein Brand gegen die Füße dessen rollte, der ihm diesen Dienst geleistet. Der Wilde vergaß nun alles Unrecht der Weissen, über die er so sehr sich zu beschweren hatte und drückte seine Besorgniß, daß der andere verbrannt werden könne, durch den mehrmals wiederholten Ruf: „We, We (Feuer)!" aus. Er beruhigte sich nicht eher,

als bis er sah, daß der Brite nichts mehr zu befürchten hatte.

Bei alledem war er noch sehr mißtrauisch und äusserte jeden Augenblick das Verlangen, sich fortzubegeben, was er denn auch that, sobald sein Schmerz sich einigermaßen gemildert hatte. Er entfernte sich indeß nicht eher, als bis er allen, für die ihm zu theil gewordene Pflege, den lebhaftesten Dank bezeugt. Schon hatte er einige Schritte gemacht, als er wieder umkehrte und bat, man möchte ihn so weit begleiten, bis er die Ochsen und Pferde, vor denen er sich sehr fürchtete, nicht mehr sehe. Man entsprach seinem Wunsche und kaum hatte er die für ihn so schrecklichen Thiere aus dem Gesichte verloren, so eilte er beflügelten Laufes davon. Dies Ereigniß scheint jedenfalls anzudeuten, daß die Eingebornen von Neuholland nicht so böse sind, als sie in den Beschreibungen mehrer frühern Reisenden geschildert worden.

Die Karavane erreichte endlich den Darling. Mitchell ließ an seinem Ufer ein Blockhaus erbauen, zur Sicherung der Abtheilung seiner Truppe, die hier bleiben sollte, während er mit der andern auf dem Flusse sich einzuschiffen beabsichtigte. Man machte die Boote flott, die, obschon man mehr als 500 englische oder 125 deutsche Meilen zurückgelegt, doch nicht das mindeste gelitten hatten. Die beiden Kähne wurden, zum Andenken der Schiffe Cooks, die „Entdeckung" und die „Entschlossenheit" genannt. Man nahm für drei Monate Lebensmittel an Bord, ließ der kleinen Besatzung des Blockhauses solche für eine eben so lange Frist und vertraute ihr die Aufbewah-

rung der für einen vierten Monat hinreichenden, deren man zur Rückreise bedurfte.

Fünfzehn Mann und der Major schifften sich auf dem Flusse ein, der jedoch, wenn schon sehr breit, doch so seicht war, daß man darauf nicht fortkommen konnte. Einmal davon überzeugt, gab man das Unternehmen auf und kehrte nach dem Blockhause zurück. Unterwegs begegnete man zwei kleine Fischernachen, worin sich einige Eingeborne befanden, die beim Anblick der Weissen sogleich die Flucht ergriffen.

Die erbeuteten Boote, die man übrigens nicht mit sich nahm, bestanden nur aus großen Stücken Rinde, die an ihren Enden mit Thon an einander befestigt waren. In jedem Kanot brannte ein Feuer. Obgleich ihr Bau ziemlich unförmlich war, fehlte es ihm dennoch nicht an Festigkeit. Die darin befindlichen Wilden standen aufrecht. Jeder hatte eine lange Stange in der Hand, womit sie ihren Kahn mit Schnelligkeit fortstießen.

Nach der Rückkehr beim Blockhause setzte die ganze Truppe die Reise zu Lande fort und gelangte den 14. Juni (also mitten im Winter) abermals an den Darling. Dieser Theil der Reise war sehr glücklich. Man war durch eine große Landstrecke gekommen, die mit einer dem Klee ähnlichen Pflanze bedeckt war. Die Blume dieser Pflanze war gelb und verbreitete einen sehr angenehmen Geruch.

Man erkannte auch, daß wenn schon der Fluß noch durchwatet werden konnte, die Kähne dennoch schwammen und man sich, mit der Aussicht auf glücklichen Erfolg, einschiffen könne. Leider verhinderte ein zahlreicher Haufe Eingeborner, mit entschieden feindseli-

gen Absichten, die Vollbringung dieses Vorhabens. Männer und Weiber waren am Ufer mit Fischfang beschäftigt.

Als sie die Europäer ansichtig wurden, näherten sich ihrer acht und eine alte Frau dem Major, der sogleich vom Pferde stieg, das zu entfernen sie ihn durch Zeichen einluden. Man that was sie wünschten und das Zusammentreffen schien einen ganz friedlichen Ausgang zu gewinnen, als einer von Mitchells Leuten ihm hinterbrachte, daß als er die Schaafe, welche die Briten mit sich führten und die man während der Nacht im Freien hatte weiden lassen, wieder eintreiben wollte, ein Wilder ihn daran gehindert und die Spitze seiner Lanze gegen ihn gewendet.

Begleitet von drei der Seinigen, die wie er grüne Zweige trugen, begab sich der Major sofort an Ort und Stelle. Sie fanden da einen Mann in Gesellschaft eines Knaben. Beide blickten auf die ihnen als Friedenszeichen gebotenen Zweige mit Nichachtung und stießen mit ihren Füßen Staub gegen die Weissen; doch zogen sie sich gleich darauf zurück, indem sie ein gellendes Geschrei ausstießen und ihre Waffen auf eine drohende Weise schwangen. Es war augenscheinlich, daß sie ihre Gefährten herbei riefen.

Am Abend desselben Tages rückte in der That eine zahlreiche Bande Schwarzer gegen den Ort, wo die Briten ihr Lager hatten. Jeder der ersten hatte einen grünen Zweig, den er zornig bewegte. Ihre Augen sprüheten vor Wuth. Sie spieen gegen ihre Widersacher und forderten sie durch Zeichen und Geschrei zum Kampfe heraus. Der Augenblick war kritisch, und vielleicht wäre Blutvergießen unvermeidlich ge-

worden, hätte nicht ein Eingeborner, nachdem er dem Major ein Pistol entrissen, es unwillkürlich abgedrückt. Der Schuß ging in einen Baum und die Wilden blieben wie versteinert. Sie stellten plötzlich ihre Drohungen ein und entfernten sich mit Blicken, worin sich ihr Entsetzen malte. Bald bildeten sie einen großen Kreis, wie Makbeths Hexen, und eilten sodann mit durchdringendem Geschrei nach dem nahen Walde.

Das überaus feindselige Benehmen dieses Volksstammes vermochte den Major, seine Entdeckungsreise auf dieser Seite, wo man, allem Anschein nach, mit mehrfach sich erneuernden Gefahren zu kämpfen haben dürfte, für jetzt einzustellen. Er hatte überdem sein Vorhaben erreicht, den Darling erkannt und eine große Landstrecke durchforscht, die wenn sie im allgemeinen auch nicht besonders fruchtbar war, doch durch Umsicht, Thätigkeit und Geduld ziemlich ergibig gemacht werden konnte.

Den 12. Juli machte man sich auf den Rückweg und den 10. August erreichte man das vorgedachte Blockhaus, dem man den Namen Burkefort gegeben, und von dem man in grader Linie eine Strecke von 600 englischen oder 150 deutschen Meilen zurückgelegt. Mit Leichtigkeit gelangte man von da an den Ort, von wo man die Reise begonnen hatte.

Das dadurch erregte große Interesse veranlaßte einige Zeit nachher den Major Mitchell, einen ähnlichen Ausflug zu unternehmen, zu dem er am 17. März 1836 mit 25 Mann aufbrach. Man kam zuerst nach Büry, wo man einen Tanz der Eingebornen sah, dem man den Namen Corrobery gegeben. Er wird gewöhnlich Abends mit sprühenden Feuerbränden ge-

tanzt. Der Takt wird durch Schläge auf ein über die Knie eines der Beiwohnenden gespanntes Fell angedeutet, wobei die Tänzer singen.

Bevor die letzten auftreten, bemalen sie sich mit weisser Farbe und halten sich, bis zum Augenblicke ihres Erscheinens, an der möglichst dunkelsten Stelle verborgen. Beginnen Musik und Gesang, so treten sie langsam und mit geheimnißvollen Blicken in den von den Zuschauern gebildeten Kreis. Der Tanz beginnt unmittelbar darauf, indem sich die Tänzer neben einander stellen. Ihre anfänglich langsamen Bewegungen werden allmählich immer schneller und heftiger. Sie gestikuliren dabei mit wildem Nachdruck, schwingen bald ihre Waffen, bald erheben sie die Arme über den Kopf und bei jedem Schlag auf der Trommel springt die eine Hälfte rechts und die andere links. In dem Augenblicke, wo so zu sagen die Wuth der Tänzer, Sänger und Musiker aufs höchste gestiegen, erreicht das Ganze unerwartet sein Ende.

Dergleichen Uebungen, die den Eingebornen immer viel Vergnügen zu machen scheinen, sind bei ihnen ziemlich häufig. Die Reisenden erhielten dadurch einen Begriff von dem, was sie im Innern des Landes zu sehen haben würden. Sie erreichten den Murray, den bis jetzt bekannten größten Fluß im südlichen Australien, in den der Darling sich ergießt und der, nachdem er auf seinem Laufe zahlreiche Zuströmungen aufgenommen, seine Mündung unfern der Känguru-Insel hat. An der Stelle, wo Mitchell ihn erblickte ist er ungefähr 500 Fuß breit und seine Ufer sind 25 Fuß hoch. Man durchwanderte ein hübsches Wäldchen, hinter dem sich ein 4 deutsche Meilen im Um-

fang haltender See befand, wo man mit einer großen Truppe Eingeborner zusammen traf, welche die Briten Schritt um Schritt verfolgte.

Es befanden sich dabei mehre Greise, die sich durch ihr schneeweißes Haupt und Barthaar auszeichneten und die Reisenden durch den oft wiederholten Ruf: „Gowky, gowky (kommet)!“ zurückzuhalten sich bemühte. Der Major entsprach jedoch um so weniger ihrem Verlangen, weil er sich überzeugte, daß sie zu demselben Stamme gehörten, der ihn schon am Dorling weiter vorzudringen verhindert.

Am Abend gab es Lärm. Ein Eingeborner, Namens Piper, der die Reisenden als Dollmetscher begleitete und dem man die Bewachung des Gepäcks anvertraut, benachrichtigte den Anführer, daß die Wilden ihre Weiber fortgeschickt und daß sie, allem Anschein nach, einen Angriff im Schilde führten. Mitchell ließ sogleich seine Leute sich in Reihe und Glied stellen, befahl ihnen dreimal „Huzza!“ zu schreien und ließ einen Schwärmer steigen, bei dessen Anblick die Schwarzen sich zerstreuten. Gleich nachher sammelten sie sich jedoch wieder, und ihre Taktik verändernd, luden sie die Europäer ein, ihrem Tanze beizuwohnen. Da man aber auch dahinter eine List vermuthen mußte, entsprach man ihrem Verlangen nicht, sondern blieb im Gehölz. Sie entfernten sich nun ohne weitere feindselige Bezeugungen und der Ueberrest der Nacht verstrich ganz ruhig.

Am andern Morgen wurden acht Mann auf Rekognoszirung ausgeschickt, mit dem Befehl, im Fall eines Angriffs Feuer zu geben. Aber kaum erblickten die Wilden die Bewaffneten, so liefen sie über Hals

und Kopf nach dem Flusse. Nach etwa einer Stunde erreichte man ebenfalls den Murray, wo man einen großen Schwarm Eingeborner sah, der mehr als je zuvor entschlossen schien, sich den Weissen in den Weg zu stellen und sie an weiterm Vordringen zu hindern.

An der Stelle dieses Zusammentreffens wendet sich der Strom plötzlich gegen Süden, was die Reisenden zwei Tage lang vollkommen desorientirte. Sie machten während denselben etwa 6 deutsche Meilen. Am dritten Tage Morgens erblickte man, fünf Viertelmeilen von dem Orte, wo man über Nacht geblieben, von neuem den Murray, dessen klare Wassermasse sich durch fette, fruchtbaren Wiesen schlängelte.

Die Reisenden sahen sich immer noch von den Wilden verfolgt, und als sie am folgenden Tage aufbrechen wollten, hörten sie auf allen Seiten Kriegsgeschrei. Mitchell mußte sich jetzt sagen, daß wenn er die ungebetenen Begleiter nicht auf eine energische Weise zurücktreibe, er sich der Gefahr aussetze, bald von alle den Stämmen sich umschlossen zu sehen, welche jene mit sich fortreissen konnten. Er ließ deshalb seine Leute am Flusse sich aufstellen und kommandirte Feuer. Sieben Wilde, worunter der Vorsteher, blieben tod auf dem Platze. Mit kläglichem Geheul zerstreuten sich die übrigen in allen Richtungen....

Das Wetter war sehr regnerisch und die Erde überall feucht. Eines Abends, als man sehr an Frost litt, kam man zu einem großen Feuer, das von einer Menge Eingeborne umlagert war. Sie benahmen sich ziemlich freundschaftlich gegen die Ankömmlinge. Die Männer waren vollkommen nackt. Einige schliefen die

Knie gegen das Kinn gezogen und ließen sich nur mit Mühe erwecken. Der Major ward sowohl davon, als von der Schönheit der Haut bei den Eingebornen Australiens, die, obgleich sie jedem Witterungswechsel ausgesetzt, dennoch weich und glatt wie Sammet ist, nicht wenig betroffen. Ihrerseit wunderten sich die Schwarzen nicht weniger, als sie die Briten in ihren Zelten ohne Feuer schlafen sahen.

Man trennte sich und die Expedition wendete sich gegen Mittag. Der Weg war schwierig und an vielen Stellen konnten die Wagen nur mit Mühe fortkommen. Schon wurde die bisher dumpfe Entmuthigung bei der Truppe bemerklicher, als am 10. August *) der Ablick eines reizenden Thalgeländes und mit üppigem Grün bekleideter Wiesen, alle mit neuer Hoffnung erfüllte. Ein in einem zu beiden Seiten von hübschen Bäumen und großblättrigen Pflanzen beschattetem Moosbette fließender Bach bewässerte das Thal. Bald nachher entdeckte man einen bis dahin unbekannten Strom, dem Mitchell den Namen Glenelg beilegte.

Den 18. August machte man die Kähne flott und nahm für zehn Tage Lebensmittel darin auf. Sechs Mann blieben, unter Stapletons Leitung, auf dem Lande; der Major schiffte sich mit den übrigen ein. Der Fluß erweiterte sich bald. Seine Ufer boten eben so abwechselnde als malerische Ansichten. An einigen Stellen erhoben sich senkrechte Felsen und davon herabstürzende hübsche Wasserfälle vermischten ihr klares

*) Jahreszeit wie bei uns im Februar.

Gewässer mit dem des Stroms. An andern Stellen senkten sich saftig grüne oder angenehm bebüschte Abhänge, hier und da mit den wohlriechendsten Blumen geschmückt, allmählig gegen die Spiegelfläche.

Den ersten Tag machte man nur vier deutsche Meilen. Am zweiten war der Fluß schon über 300 Fuß breit und seine mittlere Tiefe betrug fünf Klaftern. Aber je näher man dem Meere kam, um so seichter wurde er. Man umschiffte einen Felsvorsprung und fand zwei Wasserbehälter, worin man, der geringen Tiefe wegen, nur mit Mühe fortkommen konnte. Darüber hinaus erblickte man das Meer, dessen Azurfläche ein unermeßlicher Spiegel zu sein schien. Die südliche Breite der Glenelg-Mündung ist 32° 2′ 58″.

Nach Durchschneidung der Portlandbucht erblickte man Häuser, die man anfänglich für Felsen hielt. Der Major wollte eben sein Fernrohr ergreifen, als einer seiner Leute ein vor Anker ligendes Brick ankündigte. Unmittelbar darauf hörte man einen Kanonenschuß. Man ging ans Land und traf bald einen Matrosen, von dem man erfuhr, daß das Fahrzeug die „Elisabeth Launceston“ von Vandiemensland sei, und daß die große Meierei der Herren Henry sich ganz in der Nähe befinde. Die Reisenden wurden hier sehr zuvorkommend und gastfreundschaftlich aufgenommen. Sie erfuhren von ihren Wirthen, daß diese seit zwei Jahren sich hier angesiedelt und daß während dieser Zeit die Bucht von mehren Wallfischfängern besucht worden, die mehr als 700 Tonnen Fischthran mit sich genommen.

Die Reisen des Majors Mitchell sind nicht ohne besondere Wichtigkeit für die nähere Kenntniß eines ziemlich beträchtlichen Theils von Inner-Australien, namentlich durch die Entdeckung des Glenelgstroms, durch den man eine ziemliche Strecke weit in dasselbe vorzudringen vermag. Denn obschon er an seiner Mündung sehr versandet ist, läßt diese Schwierigkeit sich doch ohne große Mühe übersteigen, und darüber hinaus ist die Schifffahrt nur um so angenehmer. Es läßt sich also voraussehen, daß die Ufer dieses Flusses sich bald bevölkern und daß auch in diesem Theile Australiens sich die Wunder erneuern werden, die der Genius der britischen Gewerbthätigkeit schon auf mehren Punkten des eben so großen als reichen und fruchtbaren Festlandes hervorgerufen hat.

Kleine Kronik neuer gesellschaftlicher Ereignisse.

Ein exzentrischer Karakter.

Im Spätherbst 1838 ist in seinem Landhause Willow-Cottage, bei Etham, in England, ein sehr wohlhabender Mann, Namens Jonathan Walton, in einem Alter von 62 Jahren gestorben. In seiner Jugend verliebte er sich in die Tochter eines Meiers zu Crayford, und war entschlossen mit ihr sich zu verheirathen, als seine Eltern und Freunde, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, halb mit Güte, halb mit Gewalt ihn nöthigten, sich nach Ostindien zu begeben, wo man ihn in einem Handlungshause unterbrachte, dessen Chef er endlich wurde.

Während seiner 22jährigen Abwesenheit von England blieb er in ununterbrochenem Briefwechsel mit seiner Geliebten, die sich beharrlich weigerte, ihr Vaterland zu verlassen, weshalb er selbst den Entschluß faßte, alle seine Geschäfte aufzugeben und nach Europa zurück zu kehren, um mit seiner nun wohl überreifen Schönen in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Unglücklicherweise kam er zu spät. Denn merkwürdig genug war seine Braut zwei Tage vor seinem Eintreffen gestorben. Er zog sich nun in eine einsame Gegend zurück, wo er ein Haus kaufte und allen Umgang mit andern mied, ausgenommen mit dem Bruder

seiner verstorbenen Geliebten, dem er sein ganzes Vermögen (beiläufig eine Million rhein. Gulden) hinterließ, unter der alleinigen Bedingung, seinen beiden Bedienten während 20 Jahren eine jährliche Rente von 75 Pfund Sterling (900 fl.) zu zahlen.

Sein Haus hatte auf der Aussenseite ganz das Ansehn einer gewöhnlichen Bauernhütte. Es war auch im Innern sehr einfach eingerichtet und im Hintergrunde eines kleinen düstern Thalgrundes gelegen. Die durchbrochenen Fensterladen desselben wurden nie geöffnet. Seine Nahrung war die der englischen Handwerksleute. Er hatte nie Wein oder Branntewein vorräthig; dagegen erwieß er den Armen viel Gutes und ließ im Winter regelmäßig Brot, Fleisch und Kleidungsstücke unter sie vertheilen. Ausgenommen unter der Nase, trug er einen langen Bart, ließ sein Haar in großen Locken über die Schultern fallen und bekleidete sich mit einer weiten braunen Kutte. Er hatte ganz das Ansehn eines Eremiten und wurde allgemein unter diesem Namen in der Umgegend bezeichnet. Er war sehr unterrichtet und hatte eine ausgewählte Bücher-Sammlung, die er, nebst allen seinen Möbeln und Kuriositäten, dem Arzt vermachte, der ihm während seiner letzten Krankheit beistand.

Der somnambule Maler.

Der gewesene Juwelier Karl Pageot, jetzt ein reicher Mann, der sein eigenes schönes Landhaus in Passy, bei Paris, bewohnt, ist ein entschiedener Freund und Vertheidiger des thierischen Magnetismus, er selbst, seiner Meinung nach, einer der besten

Magnetisirer und jedenfalls von hoher Begeisterung für die durch den Magnetismus bewerkstelligten Wunderkuren erfüllt. Er hat die Werke von Deleuze und Puységur gründlich studiert, und steht mit allen wahren oder angeblichen Somnambulen in Frankreichs Hauptstadt in Beziehung.

Das Auftreten der jungen Pigeaire in Paris,*) hatte Pageots ganze Theilnahme in Anspruch genommen. Er war gegenwärtig, als in einer ihrer Sitzungen die junge Somnambule, mit einer dicken Binde vor den Augen, Karten spielte und die Partie gewann. In seinem Enthusiasmus nahm er sich vor, dasselbe Experiment bei einem seiner Schüler zu probiren. So viele Mühe er sich aber auch gab, wollte es ihm dennoch nicht gelingen, was ihn fast zur Verzweiflung brachte.

Unser Juwelier laborirte noch an seinem magnetischen Desappointement, als eines Morgens ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren, mit einem offenen Gesichte, in Anzug und Ton sehr anständig, sich ihm als ein Somnambule vorstellte, welcher mit der jungen Pigeare wetteifern könne.

„Ich habe erfahren," sagte er zu dem Erfreuten, „daß Sie ein besonderer Anhänger des thierischen Magnetismus und bereits sehr tief in die Fänomene dieser bewunderungswürdigen Wissenschaft eingedrungen sind. Da nun auch ich um so unerschütterlicher daran glaube, weil ich selbst mit den ausserordentlichen Eigenschaften des Somnambulismus in einem

---

*) Vergl. mit dem Aufsatz: „Entstehen, Ausbreitung und gegenwärtiger Zustand des thierischen Magnetismus," im 7., 8., 9., 10. u. 11. Theil für 1838 der Bibl. d. n. Weltk.

hohen Grade ausgestattet bin, wie die Demoiselle Pigeare im Dunkeln sehen kann, und unter andern Fähigkeiten auch die besitze, als Maler in der dicksten Finsterniß arbeiten zu können, habe ich mein Geheimniß nur einer Person anvertrauen wollen, die es zu würdigen weiß, weshalb ich mich an Sie wende, mit dem Erbieten, von Ihnen, zur Bewerkstelligung des erwähnten Experiments, mich magnetisiren zu lassen.“

Pageot riß die Augen gewaltig auf und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

— Wenn was Sie sagen wirklich wahr ist, rief er, so kann es Ihnen ja nicht fehlen, den von Herrn Bürdin der Akademie zur Ertheilung überlassenen Preis von 3000 Fr. (1400 fl.) zu gewinnen.

Man kam überein, daß der junge Mann am andern Morgen wieder kommen solle. Er brachte eine aufgespannte Leinwand, Farbe unh Pinsel mit. Pageot führte ihn ohne Zeitverlust in sein Kabinet, dessen Fenster mit doppelten Fußteppichen und Laden verschlossen waren, weshalb nicht der mindeste Lichtschimmer von aussen eindringen konnte. Der somnambule Maler verlangte weiter nichts, als daß man ihn, wenn er magnetisirt worden, allein lasse, weil die Gegenwart eines Wachenden störend auf ihn einwirke und in seiner Arbeit ihn hindere.

Alles wurde nach der vorher getroffenen Uebereinkunft in Ausführung gebracht, und als der junge Mann in den tiefsten magnetischen Schlaf versenkt schien, entfernte sich der andere, indem er aus Vorsicht die Thür verschloß und den Schlüssel zu sich

steckte, damit niemand den Künstler in seiner Arbeit störe, die zu sehen er vor Ungeduld brannte.

Nach Verlauf von einer Stunde kam er wieder, um seinen Somnambulen, wenn dieser noch schlafe, zu entmagnetisiren, was jedoch nicht nöthig war, weil er ihn wachend und das Gemälde, eine recht hübsche Landschaft, beendet fand. Pageot war vor Erstaunen ausser sich. Er wollte seinen Augen kaum trauen. Als er aber nach sorgsamer Untersuchung die Ueberzeugung gewann, daß das Bild wirklich auf derselben Leinwand wär, welche der Maler mitgebracht und ihm gewiesen, wurde er so entzückt, daß er seinen künstlerischen Somnambulen mehrmals umarmte und ihn bat, bei ihm zum Mittagessen zu bleiben.

Dieser hatte indeß zu heftige Kopfschmerzen, Folge der starken Anstrengung, welche die Hervorzauberung der gemalten Landschaft in so kurzer Zeit ihm gegeben, daß er durchaus ins Freie mußte, um sich eine starke Bewegung zu machen und seine Organisation wieder ins gehörige Geleis zu bringen. Er versprach am andern Tag wieder zu kommen und über fernerweitige Experimente mit seinem Magnetisirer Rücksprache zu nehmen.

Nachmittags ließ Pageot die Fensterladen öffnen und die dahinter aufgehängten Teppiche wegnehmen. Wie sehr erschrack er nun, als das Kabinet vom Tageslichte erhellt war und er bemerkte, daß der somnambule Maler seinen Schreibpult erbrochen, worin er eine Summe von 500 Fr. (233 fl. 20 kr.) in Silbergeld, eine Brieftasche mit mehren Familienpapieren, Schuldscheinen und zwei Bankscheinen, jeder von

1000 Fr., zu finden, hellsehend genug gewesen, um so mehr, da er zu dieser Operation einer kleinen Blendlaterne sich bedient, was durch einige auf dem Boden zerstreute chemische Zündhölzchen bewiesen wurde. Er hatte nächstdem auch eine mikroskopische Schlaguhr und andere Gegenstände sich zugeeignet, die ihm von einigem Werth geschienen.

Bei alledem war es noch nicht genug für unsern Magnetisirer, sein Geld verloren zu haben, er mußte auch noch seinen Glauben an das wunderbarscheinende Ergebniß des angeblich magnetischen Schlummers aufgeben. Ein weisser Fleck, den er in einem Winkel des Gemaches entdeckte, offenbarte ihm das Mittel, dessen der andere sich bedient, um im Finstern zu malen. Das Gemälde war bereits fertig und nur mit einer Auftragung von Bleiweiß bedeckt gewesen, welche die in den Rahmen gespannte Leinwand vollkommen weiß hatte scheinen lassen. Ein in Wasser getauchter Schwamm hatte sie davon befreit.

Bald nach diesem so schlau bewerkstelligten Diebstahl, fand ein Polizeibeamter am Gestade der Seine eine Farbenschachtel, die er dem Polizeikommissär Jennesson überbrachte. Es ist wahrscheinlich, daß der somnambule Maler sie absichtlich fortgeworfen, um, wenn man sie nach gelungenem Streiche in seinen Händen erblicke, nicht der gegen ihn gerichteten Nachforschung ein mögliches Entdeckungsmittel zu lassen. Von ihm selbst hat man seitdem nicht die mindeste Spur entdeckt.

Ein todter Bankerottirer verwandelt in einen lebendigen Straßenräuber.

Die in Paris erscheinende Zeitung „le Temps“ erzählt in ihrer Nummer 3331, vom 2. Dezember 1838, unter der Ueberschrift: le Mort vivant (der lebendige Todte), auf Spalte 54,045 eine Geschichte, die einem aus der Luft gegriffenen Mährchen auf ein Haar ähnlich sieht, und die wir nur deshalb mittheilen, um durch die Thatsache selbst bemerklich zu machen, welche Ungereimtheiten jeder Art, in politischer wie in gesellschaftlicher Hinsicht, die französischen Zeitungsschreiber der Leichtgläubigkeit ihrer Leser aufbürden zu können sich befugt halten. Wir begnügen uns nach dieser Vorbemerkung den Artikel genau zu übersetzen, wie er am angedeuteten Orte sich uns bietet.

„Vor etwa 30 Jahren kam ein Kaufmann von Dresden, der bankerott machen wollte, auf den Einfall, dadurch auf immer seinen Gläubigern zu entgehen, daß sie ihn für tod und begraben halten mußten. Er besprach sich deshalb mit einem Todtengräber, und kaufte ihm für eine ziemlich bedeutende Summe den Leichnam eines so eben beerdigten Mannes ab, den jener in der nächsten Nacht auf seinem Rücken in des Kaufmanns Haus und Schlafzimmer brachte, wo der letzte ihn in sein eigenes Bett legte, ihm das Gesicht durch zwei Pistolenschüsse entstellte, und mit dem Gelde, das er bei Seite zu schaffen gewußt, nach dem Schwarzwald sich flüchtete, wo er von den „Freunden der Unabhängigkeit“ mit offenen Armen empfangen wurde. Man nahm ihn einstimmig als Mitglied der edlen Kohorte auf.

„Wohl stellte die Gerechtigkeit, benachrichtigt von dem unerwarteten Ereignisse, die gebräuchliche Untersuchung an. Aber da man einen Leichnam mit zerschmettertem Kopfe fand, begnügte man sich Kisten und Kasten zu versiegeln und die Beerdigung des muthmaßlichen Selbstmörders (dessen Angelegenheiten in der größten Verwirrung waren) zu verordnen. Bemerken muß man noch, daß der Bankerottirer seine Gattin von seinem Vorhaben nicht unterrichtet, weil er in Zukunft eben so wohl für sie, als für seine Gläubiger, tod sein wollte. Folge davon war, daß sein Geheimniß wohl verwahrt blieb.

„Nach Verlauf von anderthalb Jahren glaubte seine Quasi-Wittwe, die noch jung und schön war, mit Fug und Recht einen zweiten Gemahl wählen zu können. Sie verheirathete sich und hatte schon mehre erwachsene Kinder, als ihr erster Mann, der mit den Straßenräubern ziemlich gute Geschäfte gemacht, sich wieder in Stuttgart *) zeigte, unter seinem wahren Namen auftrat und behauptete, er komme aus Südamerika. Seine Frau, die er zurückverlangte, hielt ihn für ein Gespenst und rief den Schutz der Gesetze gegen ihn an.

„Das Ereigniß erregte großes Aufsehn in Würtemberg. Man war allgemein auf einen Prozeß gefaßt, weil der erste Gatte einerseit, wie der zweite, seine Frau und seine Kinder auf der andern Seite fest entschlossen schienen, es auf eine gerichtliche Entscheidung ihres Streitfalles ankommen zu lassen. Be-

*) Hier Stuttgart oben Dresden. Der anscheinende Widerspruch ist nirgends erklärt.

vor es jedoch so weit kam, gelang es, dem unerwartet Wiedergekommenen begreiflich zu machen, daß die Regierung über den Ursprung seines neuen Reichthums, wie über die eigentlichen Beweggründe seiner Flucht, und über den zur Begünstigung derselben ersonnenen Kunstgriff mit dem entstellten Leichnam, strenge Rechenschaft abfordern könnte, weshalb es am gerathensten sein würde, sich ganz ruhig zu halten. Das that er denn auch mit einer Klugheit, „die ein besseres Schicksal verdient hätte."

„Die beiden Männer wohnen noch jetzt in Stuttgart, jeder auf seiner Seite, der eine als gezwungener Hagestolz und von den Geschäften zurückgezogener Straßenräuber, der andere um so eifersüchtiger über seine Frau, weil er nicht den „poetischen Wiederschein eines abenteuerlichen Lebens und die Annehmlichkeit mehrer breiten Narben im Gesicht hat, auf die sein Nebenbuhler sich etwas einbilden kann."

Die Schlußbemerkung, die ein Plagiat aus „Han von Island," oder einem andern geistverwandten Erzeugniß der Muse jeune france zu sein scheint, bezeichnet so genau die gegenwärtige verdorbene Geschmacksrichtung der französischen Literatur, daß wir über sie selbst jeder fernerweitigen Erörterung uns enthoben erachten können.

Eine Doppelverehelichung zwischen denselben Personen.

In der Dreieinigkeitskirche zu Hull, in England, hat sich letzthin ein 70jähriger Mann mit einem Frauenzimmer von beinah gleichem Alter trauen lassen. Nach

der Feierlichkeit sagte die Dame, eine kleine ganz gekrümmte Person von anscheinend schwächlicher Leibesbeschaffenheit, zum Prediger:

„Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr, daß Sie vor 20 Jahren mich schon einmal getraut haben?“

— Es ist wohl möglich, entgegnete der Geistliche. Aber, wie Sie sagen, ich erinnere mich dessen nicht mehr.

„Die Sache ist jedenfalls merkwürdig genug,“ fuhr die Matrone fort, „weil Sie mich damals, wie jetzt, mit einem und demselben Mann getrauet haben.“

Der Umstand verdiente näher auseinandergesetzt zu werden, weshalb der Pfarrer sich eine genauere Erörterung ausbat. Die Frau ertheilte ihm dieselbe mit den Worten:

„Es war 1818. Ich hielt mich für die Wittwe eines Mannes, der mich viele Jahre vorher böslicherweise verlassen und sich nach Ostindien begeben hatte. Da machte ich die Bekanntschaft des hier gegenwärtigen Herrn und verheirathete mich mit ihm. Wir hatten mehre Kinder mit einander. Zufällig erfuhr ich letzthin, daß mein erster Mann zu der Zeit, wo ich mich für frei hielt, noch nicht tod war, und daß er erst später gestorben sei. Meine Verbindung mit meinem gegenwärtigen Gatten war also von Rechtswegen ungiltig. Unsrer Kinder wegen, und zu unsrer eigenen Beruhigung, erholten wir uns Raths bei verschiedenen Rechtsgelehrten, die uns übereinstimmend die Weisung ertheilten, einen neuen Heirathsvertrag einzugehen und unsre Ehe nochmals einsegnen zu lassen, um die Zukunft unsrer Kinder, die jetzt

schon erwachsen sind, gegen jede Möglichkeit sicher zu stellen."

Der Prediger, der die in Rede stehende Doppeltrauung vollzogen, scheint zu ausserordentlichen Ereignissen in seinem geistlichen Wirkungskreise bestimmt. Einige Tage vorher hatte er ganz junge Leute zu trauen. Er hielt eine sehr erbauliche Rede, während welcher die Braut in den tiefsten Schlaf versank. Der Bräutigam, der diese Unschicklichkeit erst bemerkte, als er ihr den Ring an den Finger stecken wollte, wurde darüber so entrüstet, daß er die Kirche verließ, mit den Worten: „er wolle eine Frau nicht, die nicht einmal bei der feierlichsten Handlung ihres Lebens sich des Schlafs erwehren könne." Und wirklich ist die beabsichtigte Verheirathung seitdem nicht vollzogen worden.

Leben und Ende einer Spielerin.

Ein junges Frauenzimmer, Opfer der verhängnißvollen Leidenschaft des Spiels, die, seit die unter polizeilicher Aufsicht gestandenen Spielhäuser in Paris durch einen gesetzlichen Beschluß beseitigt worden, in gewisse Speisewirthschaften sich geflüchtet hat, wo Bouillote und Écarté die Roulette, wie Trente et Quarante ersetzen, hat sich vor einigen Tagen in der Lachsgalerie (Passage du Saumon), unter ganz eigenthümlichen Umständen das Leben genommen. Man bezeichnete diese junge und hübsche Person unter dem Namen Malwina in den Spielgesellschaften, die man vielleicht nicht ganz mit Unrecht „Bancal-Konventikel" nennt, nach dem Namen des Hauses Bancal,

in Rodez, wo der durch die Manson so berühmt gewordene Mord an Füaldès verübt worden.

In solchen Versammlungen fehlt es gewöhnlich nicht, wie früher in der Spielanstalt Frascati, an Frauen und Mädchen von etwas zweideutigem Beruf, die auf ihre eigene Hand, oder, wie man zu sagen pflegt, „in ihren eigenen Möbeln wohnen," im übrigen immer sehr anständig gekleidet sind und für den nächsten Morgen keinerlei Sorge haben.

Malwina hatte früher sehr glänzende Tage verlebt. Sie hatte ihre Laufbahn als Figurantin auf einem Theater begonnen und als solche bald einen reichen Wohlthäter gefunden. Sie hatte Kutsche und Pferde, eine Wohnung in der Stadt und eine solche auf dem Lande gehabt. Aber die Herrlichkeit war nicht von langer Dauer gewesen. Von Hand zu Hand übergegangen, hatte sie seit mehren Jahren in vollkommener Vereinzelung geschmachtet, und um sich zu zerstreuen, dem Spiel sich überlassen.

Wie fast alle Spieler anfänglich glücklich, hatte sie nach und nach ihren Schmuck, ihre Möbel, sogar ihre Kleider verkauft, so daß ihr nichts übrig geblieben, als was zu ihrem Anzuge unumgänglich nothwendig war. Sonntag den 23. September verspielte sie den Preis ihres seidenen Halbmantels, und als ihr letzter Thaler verloren war, sagte sie mit scheinbarer Heiterkeit:

„Das Stück ist vorbei; ich kann jetzt abtreten."

Sie borgte von einer ihrer anwesenden Bekannten 40 Sous (56 kr.), angeblich um ein Kabriolet zu nehmen und nach ihrer Wohnung zurückzukehren. Als sie das Zweifrankenstück erhielt, sagte sie:

„Ich bedanke mich für die Wohlthat, welche Sie mir erzeigen. Sie werden dies Geld nicht zurückerhalten; ich brauche es zu nothwendig und werde nicht mehr hierher kommen, so wahr ein Gott im Himmel ist.“

Man scherzte über ihren Schwur, der, wie man weiß, bei Spielern keine besondere Wichtigkeit hat, und eben so oft gebrochen als abgelegt wird. Sie aber wiederholte mit bitterm Lächeln, worin die Verzweiflung ihrer Seele sich ausdrückte:

„Nein, nein, es ist mein voller Ernst; Sie werden mich hier nicht mehr sehen. Diese 40 Sous sind das letzte Geld, dessen ich zur Bezahlung meines Platzes für eine große Reise bedarf, von der niemand zurückgekehrt ist.“

Mehrmals schon hatte sie ähnliche Worte fallen lassen, weshalb man auch diesmal keine besondere Wichtigkeit darauf legte, in der Voraussetzung, daß wenn sie ausgeschlafen, sie wie früher ihr Vorhaben vergessen haben werde. Die theilnehmendste ihrer Freundinnen in der Gesellschaft schlug den Trumpfkönig um, und man dachte an Malwina nicht mehr.

Zwei Tage verstrichen, ohne daß man sie an den Orten, welche sie gewöhnlich zu besuchen pflegte, ansichtig geworden. Ihre Thür war im Innern verschlossen. Die Nachbarn bewarben sich um den Beistand des Polizei-Kommissärs und die Thür ward erbrochen. Die Unglückliche lag ausgestreckt auf ihrem Bette. Sie war tod. Für die geborgten 40 Sous hatte sie einen Korb voll Kohlen gekauft, und diese auf dem Boden ihres Zimmers angezündet. Sie hatte sich ganz weiß gekleidet, einen schwarzen Schleier

über sich geworfen und eine blonde Haarlocke mit einem schwarzen Sammetband an ihrem linken Arm festgebunden. Mit der Locke auf dem Herzen, war sie verschieden.

Am Abend nach ihrer Beerdigung, unterhielt man sich viel von Malwina in der Gesellschaft, wo sie ihr letztes Geld verspielt. Das Écarté verlor dabei indeß nichts und die Bouillote hatte ihre „Vatout“ und ihre „Charlemagnes“ wie gewöhnlich. Nur eine der anwesenden Damen schien betrübter als die andern.... Sie hatte der zu Grunde gerichteten Spielerin, in Ermangelung des von ihr verkauften Halbmantels, ein Umschlagetuch von großgewürfeltem Wollenzeug geliehen, und der Eigenthümer des Hauses, worin Malwina ihre Wohnung hatte, behielt es auf Abschlag der von der Selbstmörderin ihm schuldig gebliebenen Miethe zurück....

Leben, Thaten und Ende eines Produkts der neuesten pariser Gesittung.

Die Menge der jungen Betrüger, Diebe und Uebelthäter jeder Art, welche tagtäglich vor den Zuchtpolizei-Gerichten in Paris figuriren, vermehrt sich fortwährend auf eine fast unglaubliche Weise. Man sieht Knaben von 9 bis 15 Jahren nicht mehr bloßer Taschenschneidereien, oder der Entwendung ausgestellter Waaren beschuldigt, sondern der pfiffigsten Spitzbübereien, der kühnsten Gauner-Unternehmungen. Jünglinge unter 20 Jahr begehen gewaltsame Einbrüche, Straßenräubereien und Mordthaten um größere oder geringere Summen sich zu verschaffen und sie mit feilen Frauen-

zimmern in Saus und Braus zu verprassen, wonach ihnen, nach Verlauf einiger Wochen oder Monate, nichts anders übrig bleibt, als durch Begehen neuer Verbrechen eben so verruchte Hilfsquellen sich zu eröffnen, wie die früher schnell erschöpften.

Ein junger Mensch von 18 Jahren, dessen Namen die Gerichtszeitung nicht nennt, weil er angeblich zu einer anständigen Familie gehört, hat letzthin in der Kirche St-Germain-des-Prés am hellen Tage mit Hilfe eines Taschenmessers den Armenkasten zu erbrechen, und das darin befindliche Geld sich zuzueignen gesucht. Auf der That ertappt, hat er, in der Unmöglichkeit die That zu leugnen, weil sein Messer zerbrochen und in den Kasten gefallen war, kein besseres Mittel zu ergreifen gewußt, als daß er den Kirchendiener überfallen und ihn zu erwürgen sich bemüht.

Ueberwältigt und gebunden, wurde er zum Polizei-Kommissär und von diesem ins Gefängniß gebracht. Hier verschluckte er mehre Opium-Pillen, die er bei sich trug, ein Unternehmen, woran man ihn nicht schnell genug zu hindern vermochte, und das aller eben so schnell als zweckmäßig in Anwendung gebrachten Mittel ungeachtet, den eben so frühen als schrecklichen Tod des leichtsinnigen und verdorbenen Jünglings nach sich zog, der um zu kläglichen Vergnügungen sich die erforderlichen Mittel zu verschaffen, keinen Anstand genommen, sogar die Armenbüchse zu bestehlen, und diebischerweise die Almosen sich zuzueignen, welche für die nothleidendsten Individuen des Pfarrsprengels bestimmt waren.

Strenge Maßregeln gegen den Zweikampf.

Das neuerdings im Königreich beider Sizilien erlassene Gesetz „gegen den Zweikampf“ ist von zu hohem moralisch-politischen Interesse und von zu zeitgemäßer Wichtigkeit, als daß wir es nicht umständlich mittheilen sollten. Es lautet in wörtlicher Uebersetzung wie folgt:

Artikel 1. Jede Herausforderung zum Zweikampf, gleichviel ob mündlich oder schriftlich, ist durch Einsperrung im dritten Grade zu bestrafen, durch Unfähigkeits-Erklärung der Bekleidung aller öffentlichen Stellen, durch den Verlust aller Gehalte während 2 bis 5 Jahren nach Ueberstehung der Strafe. Dieselbe Bestrafung wird auch jeder erleiden, der eine solche Herausforderung annimmt.

Art. 2. Jeder der ein Individuum beschimpft, stößt oder schlägt, weil es eine Herausforderung nicht hat annehmen wollen, ist nach den bestehenden Gesetzen zu bestrafen; doch soll das Maximum der vom Gesetze gegen die betreffenden Verbrechen bestimmten Strafen um ein Grad erhöhet werden. Die Verbannungsstrafe, gleich der Kettenstrafe, zieht den Verlust aller Besoldungen nach sich. Ziehen die Mißhandlungen binnen 40 Tagen Tod nach sich, soll der Schuldige den Gerichten überwiesen und als Mörder zum Tode verurtheilt werden.

Art. 3. Ist die Herausforderung angenommen worden und treffen die beiden Gegner zusammen, ohne daß es zwischen ihnen zum Zweikampf kommt, sollen beide verbannt und ihre Gehalte zurückbehalten werden.

Art. 4. Findet der Zweikampf statt, ohne daß einer der beiden Kämpfer verwundet wird, haben beide

Kettenstrafe ersten Grades und den Verlust ihrer Pensionen zu erleiden.

Art. 5. Bei Verwundungen soll der Verletzte, wenn er seinen Gegner nicht verwundet, nach dem Artikel 4, und der Verwunder mit dem Maximum der bestehenden Gesetzstrafen belegt werden. Der im Zweikampf verübte Todschlag soll als Mord bestraft werden.

Art. 6. Die Leichen der im Zweikampf gefallenen, wie die Leichen derjenigen, welche in Folge eines Zweikampfs zum Tode verurtheilt worden, sollen an ungeweiheter von der Polizei bestimmter Stelle, ohne alle Feierlichkeit verscharrt werden. Solche Begräbnißstellen dürfen mit keinem Denkmal, welcher Art es auch sei, geschmückt werden.

Art. 7. Die Sekundanten, die Ueberbringer einer Herausforderung, wie alle die, welche auf irgend eine Weise am Zweikampfe theilgenommen, sind nach den Artikeln 1, 3, 4 und 5 des gegenwärtigen Dekrets zu bestrafen.

Art. 8. Bei Militär-Personen hat der Zweikampf ausserdem noch den Karakter der Insubordination und ist als solche nach dem Militärgesetze zu bestrafen. Er ist nächstem auch noch den Verfügungen des gegenwärtigen Dekrets zu unterziehen und in diesem Fall ist das noch um einen Grad zu erhöhende Maximum der Strafe darauf anwendbar zu machen. Zöge jedoch eine solche Steigerung des Maximums Todesstrafe nach sich, so soll sie nicht in Ausübung gebracht werden.

Art. 9. Die Strafe der Verbannung, der Einkerkerung und der Galeeren, zieht für die davon betroffenen den Verlust ihrer Orden und Hofwürden

(Onori di corte heißt es; vielleicht also auch des Adels) nach sich.

Art. 10. Alle Vergehen gegen die den Zweikampf betreffenden Gesetze sind dem höchsten Kriminalgericht zu überweisen.

Verschiedenes aus den vereinigten Staaten Nordamerikas.

Zeitungen in der Union. — Die Menge der in den vereinigten Staaten gegenwärtig erscheinenden Zeitungen beläuft sich, nach dem „New York Express“, nahe an 14,000. Im Jahr 1790 hatte Neuhampshire deren nur 5, Massachussets 10, Rhode Island 4, Konnektikut 8, Neuyork 10, Neujersey 2, Delaware 1, Pennsylvanien 14, Maryland 4, Virginien 6, Südkarolina 5, Nordkarolina 3, Georgien 3 und einige in Vermont und Kentucky, zusammen ungefähr 80.

Der schnellste Ostindienfahrer ist ein Seekapitän von Philadelphia, dessen Schiff, die Brigg „Richmond Aesop“ den 16. Mai 1836 von Neuyork nach London und Kanton unter Segel ging, die Themse den 26. Juni verließ und am 15. Oktober in Kanton ankam. Das ist, aller Erinnerung nach, die schnellste Ueberfahrt, welche je bewerkstelligt worden.

Dorf Osthalleluja. — Unter diesem Namen ist im Mischigenstaate ein neues Dorf erbauet worden. Dergleichen Dinge verlieren ihren lächerlichen An-

strich, sagt die „alte und neue Welt," wenn man in einem andern Staate durch einen Ort kommt, dessen englischer Name, wörtlich übersetzt, also heißt: „Der Herr lobe die dürren Beine."

Gerechtigkeitspflege. — Die Todschläger Christian Schmidts, sagt die „alte und neue Welt" in ihrer No. 18, vom 19. April 1837, welche des Mordes im zweiten Grade schuldig befunden waren, sind nach einem dritten Verhöre völlig frei gesprochen worden. Man kann dies Gerechtigkeit im ersten Grade nennen, wenn man sich begnügt, diese hohe und ernste Göttin mit einem russischen oder muselmännischen Gewande bekleidet zu sehen. Man könnte, wenn man so weit gehen wollte, den Ausgang dieses Prozesses als das Resultat glücklich benutzter Connexionen und sophistischer Anstrengungen geschickter und gutbezahlter Advokaten betrachten. Die Gerechtigkeit hängt zuweilen ihr ehrwürdiges Haupt unter dem westlichen Himmel. Man sieht sie oft in Lumpen eingehüllt, mit einer Dornenkrone bedeckt, gegeißelt und verspottet, während die Legionen Priester, die in ihrem Tempel dienen, wie weiland die Pharisäer, mit prahlerischen Denkzeichen und Sprüchlein, mit goldenen Adlern und guten gangbaren Banknoten ihre bodenlosen Taschen ausfüllen. Der Himmel verhüte, daß einst der bluttriefende Körper des erschlagenen Schmidt als Zeuge dieser traurigen Erfahrung auftrete. Aber, wie gesagt, Ehre und Ruhm der Gerechtigkeit, die Mörder freispricht.

Eingewanderte Deutsche im Jahr 1836. — Ihre Zahl beläuft sich, laut dem Berichte des Staatssekretärs vom 15. Februar 1837 auf 25,650.

Im Ganzen trafen in demselben Jahre in den vereinigten Staaten 76,939 Ausländer ein, wovon 56,578 in New-York, 6058 in Baltimore und 2147 in Philadelphia landeten.

Wallfischfänger. — Die neuengländischen Staaten haben 253 Schiffe, welche sich ausschließlich mit dem Wallfischfange beschäftigen und gegenwärtig in See sind. Hievon liefen aus:

Im Jahr	1833	34
„ „	1834	66
„ „	1835	72
„ „	1836	81
		253

Die Bemannung dieser Schiffe erforderte weit über 3000 Mann und ihre sonstige Ausrüstung ein Kapital von 7,000,000 Doll.

Die gewöhnliche Wallfischfängerei setzt noch eine größere Anzahl Fahrzeuge in Thätigkeit, die aber mit geringern Unkosten bestritten werden und in der Regel nicht mehr als ein Jahr zur Ausführung ihres Unternehmens gebrauchen.

Schnelle Reise. Zwei Herren und eine Dame unternahmen kürzlich eine Reise von Bonston nach New-York. Sie gingen um 1 Uhr des Nachmittags ab, langten glücklich in New-York an, wo sie ihren Freunden einen Besuch abstatteten, und waren den nächsten Tag schon wieder in Boston. Reise und Besuch, der freilich nur sehr kurz sein konnte, waren in 24 Stunden abgemacht.

Innerer Verkehr. — Chicago, in Illinois, bietet jetzt ein lebhaftes Gemälde des Verkehrs in fast allen Zweigen menschlicher Industrie dar. Seine Be-

völkerung ist zu 8000 Seelen angewachsen. Ein halbes hundert Advokaten liest einträgliche Kollegien über die Macht und Majestät der Gesetze. 10 Gasthäuser beherbergen die Neugierigen und Durstigen. 3 Zeitungen verkünden die Ereignisse der alten und neuen Welt, und 128 Kaufmannsläden zeugen von dem Spekulationsgeiste seiner Bewohner; einen weitern überzeugenden Beweis hievon findet man in der Uebersicht der kommerziellen Verkaufsliste des vorigen Jahres, in welcher angegeben wird, daß im Laufe desselben über 28,000 Tonnen Kaufmannsgüter in der Stadt abgesetzt wurden.

Riesiger Indianer. — Bei Roxburg, im Massachussetsstaate, wurde das Gerippe eines Indianers ausgegraben, das siebentehalb Fuß lang war.

Warnung gegen deutsche Romane. — In ihrer No. 19, vom 6. Mai 1887 enthält die in Philadelphia erscheinende deutsche Wochenzeitung „alte und neue Welt," nachstehende Mittheilung: „Es ergehen von Neuem öffentliche Warnungen, die überall gehört zu werden verdienen. Deutschland werde seit Kurzem mit Romanen, und selbst aus den ehrenwerthesten Buchhandlungen, überschwemmt, die nur für Bordellen und Zuchthäuser geeignet seien, und die man doch überall in Leihbibliotheken und daraus in den Händen argloser Frauen und Mädchen finde; die ruchlosesten und schamlosesten Erzeugnisse der neufranzösischen Schule würden schamlos übersetzt und nachgeahmt, und es scheint fast, als habe sich eine Zahl deutscher Schriftsteller verschworen, Deutschland mit solchen obscönen Schriften zu überschwemmen, und so Religion und Sitten zu untergraben. Zur Beachtung

für Behörden, Eltern und wohlmeinende Buchhändler und Leihbibliothekare.

Wärme im April zu Philadelphia. — Der niedrigste Thermometerstand im April 1837 war zu Philadelphia, auf der Navy Yard, am 6., nämlich 30 Grad Fahrenheit (— 1° Réaumür) bei Sonnenaufgang, 52° F. (+9° R.) Mittags und 50° F. (8° R.) bei Sonnenuntergang. Sein höchster Stand war am 30. des Monats, nämlich 50° F. bei Sonnenaufgang, 77° F. (20° R.) Mittags und 70° F. (18° R.) bei Sonnenuntergang.

Sonderbare Verwandschaft. — Sie besteht in Norwich, einer Stadt von 8000 Seelen, im Konnektikutstaate, wo eine Wittwe mit ihrer Stieftochter und ein Mann mit seinem Sohn wohnte. Nun verheirathete sich der Sohn mit der noch jungen Wittwe und der Vater mit ihrer Stieftochter. Die Wittwe wurde dadurch Stiefmutter des Vaters ihres Gatten. Sie gebar einen Sohn und wurde dadurch Mutter und Urgroßmutter zu gleicher Zeit. Da nun der Sohn einer Urgroßmutter entweder Großvater oder Großoheim sein muß, so war dies Kind sein eigener Großvater.

Schwedenborgianer in Wiskonsin. — Es hat sich im Wiskonsin-Gebiet eine aus Schwedenborgianern bestehende Kolonie angesiedelt, an deren Spitze sich der berühmte Scott, einer der gelehrten Prediger der Schwedenborger-Kirche, befindet.

Mannigfaltigkeiten.

Merkwürdige Gesundheits-Umstände im untern Aarthal. — Der Jahresbericht für 1838 des Hrn. Dr. Theodor Zschokke, Bezirksarzt von Aarau, enthält mehre interessante Angaben, die, auf mehrjährige Beobachtungen und wohlverstandene Zusammenstellungen sich beruhend, einige nicht unwichtige Thatsachen bieten, die in mehr als einer Hinsicht beachtet zu werden verdienen. Was sich am auffallendsten daraus ergibt, ist der Umstand, daß die gegen das rechte Aarufer sich neigenden Theile des Bezirks Aarau, worüber die Sonnenstrahlen nur hinstreifen, ohne davon zurückzuprallen, wie bei denen am linken Aarufer, viel weniger gesund, und hinsichts der Geburten, der Sterbefälle, der Körpergröße rc., unter weniger günstigen Bedingungen sich befinden, als die letzten. Das zeigt sich schon aus der Zusammenstellung der während den sechs Jahren von 1833 bis einschließlich 1838 in den verschiedenen Gemeinden dieses Bezirks Gebornen und Gestorbenen, wie folgt:

A. Rechtes Aarufer.

Aarau	734	Geborne	589	Gestorbene.
Buchs	182	"	194	"
Suhr	299	"	268	"
Gränichen	603	"	390	"
Unter-Entfelden*)	128	"	86	"
Ober-Entfelden	258	"	179	"
Muhen	268	"	178	"
Hirschthal	124	"	73	"
Rohr	71	"	54	"
	2667	"	2011	"

*) Unter-Entfelden befindet sich, durch seine gegen Mittag gewendete Lage, am Abhang des Distelberges, beinah unter den gleichen Bedingungen, wie die Gemeinden am linken Aarufer.

B. Linkes Aarufer.

Biberstein . . .	182	Geborne . .	113	Gestorbene.
Küttingen . . .	388	„ . .	241	„
Erlisbach . . .	186	„ . .	103	„
Dentschbüren . .	234	„ . .	110	„
	990	„ . .	567	„

Die Stadt Aarau hat, nach der Zählung von 1837, 4057 Einwohner, Buchs 932, Gränichen 2877, Hirschthal 528, Muhen 1215, Ober=Entfelden 1250, Unter=Entfelden 643, Suhr 1423, Rohr 357; der Theil des Bezirks am rechten Aarufer 13,287 Seelen, und auf dem linken Ufer der Aar: Biberstein 648, Dentschbüren 1057, Erlisbach 768, Küttingen 1629, zusammen 4102 Einwohner.

Von tausend Wehrpflichtigen sind 5 Fuß hoch: in Gränichen 509, Ober=Entfelden 544, Buchs 548, Hirschthal 562, Muhen 571, Suhr 596, Rohr 600, Biberstein 771, Aarau 776, Dentschbüren 854, Erlisbach 892, Unter=Entfelden 923, Küttingen 928; was für das rechte Aarufer im Durchschnitt 604 und für das linke 877 macht. Eben so verhält es sich mit den Taubstummen. Das rechte Aarufer hat deren 204, oder 15.35 auf 1000 Einw. und das linke nur 9, oder 2.19 auf 1000 Seelen.

Die Zahl der Gebornen am linken Aarufer verhielt sich, während den sechs vorangedeuteten Jahren, wie 241 zu 1000 und auf dem rechten nur wie 200 zu 1000, oder in einem Jahre dort 40 hier 33. Dagegen ist die Zahl der Sterbefälle am rechten Aarufer verhältnißmäßig größer als am linken. Dort sterben in 6 Jahren im Durchschnitt 151, hier nur 138; es sind mithin am rechten Ufer auf 1000 Einw. jährlich ungefähr 2 Ablebende mehr als am linken. In Buchs ist gar keine Bevölkerungsvermehrung, sondern vielmehr Verminderung, während in Dentschbüren sich die jährliche Vermehrung auf beinah 20 Individuen beläuft.

Als Ergebniß vorstehender Erörterung stellt sich der Satz auf, „daß im Aarthal überall, wo die Sonnenstrahlen dichter anprallen, mithin an der südlichen Abdachung

der Berge, die Menschen größer, lebenskräftiger, gesunder und stärker sind, als die in der Ebene und auf der nördlichen Verflächung des Landes.“ Darum auch findet man die größten Menschen zu Küttingen, Unter-Entfelden und Erlisbach, dagegen die kleinsten in Gränichen, Ober-Entfelden, Buchs, Hirschthal, Muhen und Suhr. Nächst dem Licht trägt auch noch die gleichmäßigere Temperatur und die viel geringere Feuchtigkeit der Luft am linken Aarufer, nicht wenig zu dem durchgehend vortheilhaftern Gesundheitszustande des letzten das ihrige bei; eben so der größere Einfluß der Winde, die kräftigere Nahrung, die Beschaffenheit des Wassers ꝛc.

Im Allgemeinen ist die Nahrung der Bewohner des rechten Aarufers von der des linken wenig verschieden, doch verbraucht man auf dem ersten mehr sogenannten Kaffe, aus Zichorien, Erdmandeln, Löwenzahn, gelben Rüben ꝛc. bereitet, und viel mehr Branntewein, als auf dem letzten, wo man dem Wein immer noch den Vorzug zugesteht. Die Wohnungen sind größtentheils düster, schmutzig, sehr niedrig, aller Lufterneuerung sorgsam versperrt. Folge davon ist, daß in einigen Orten der Kretinismus sehr besorgliche Fortschritte macht. 1810 gab es im Bezirk Aarau nur 57 Stumme und 1835 schon 184, also dreimal mehr als ein Vierteljahrhundert früher. Alte Leute erinnern sich, daß in Buchs nur ein Stummer war, während dieses Dörfchen deren jetzt 42 enthält.

Die russische Reiterei. — In keinem Lande auf der Erde bieten sich so treffliche Hilfsmittel zur Bildung einer guten und zahlreichen Reiterei, als im russischen Reiche. Sie scheidet sich hier in regelmäßige und unregelmäßige. Die erste besteht aus der Garde- und Linien-Kavallerie. Davon befinden sich einige Divisionen in den Militär-Kolonien. Jedes Regiment hat eine Reserve- und sechs Kriegs-Schwadronen. Die kolonisirten Regimenter haben 13 Schwadronen, die Dragoner von Nischnei-Nowgorod und die bei der kaukasischen Armee, haben jedes eilf

Schwadronen. Jede der letzten besteht aus 160 Pferden; die Reserve-Schwadronen haben deren nur 30 bis 40. Die ganze bewaffnete regelmäßige Reitermacht ist aus nachstehenden Elementen zusammen gesetzt: alte Garde 9 Regimenter; junge Garde 3; schwere Kavallerie 8; Linien-Reiterei 32; leichte Reiterei 24 Regimenter.

Bergwerke in den vereinigten Staaten Nordamerikas. — Der Bergbau hat in den letzten Jahren in der nordamerikanischen Union eine große Entwickelung gewonnen. Man hat mehre, zum Theil sehr reiche, Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Eisen- und Zinngruben entdeckt, eben so auch ausgedehnte Steinkohlenlager in Nähe der schiffbaren Ströme. Die meisten steinkohlenhaltigen Ländereien sind jetzt noch um den gewöhnlichen Bodenpreis zu verkaufen. So hat unter andern letzthin ein Privatmann 100,000 Morgen solches Landes um 5 Thaler (12½ fl.) den Morgen erstanden. Die muthmaßlich ergibigsten Goldstriche werden zwischen 10 bis 20 Thaler (25 — 50 fl.) der Morgen bezahlt. Indeß werden die bereits entdeckten Gruben bis jetzt nur sehr nachläßig bearbeitet, weil es denen, welche sie zustehend sind, an hinlänglichem Kapital fehlt, um größere Summen auf ihre Ausbeutung verwenden zu können. Die 1831 gegründete Eisenbergwerks-Gesellschaft von Missuri, ist bis heute die bedeutendste Anstalt dieser Art. Die Eisengruben befinden sich zehn deutsche Meilen westlich vom Mississipi, in den Grafschaften Francis und Madisson. Man ist so eben mit dem Bau einer Eisenbahn von dort bis zum Mississipi beschäftigt. Die benachbarte Gegend ist sehr holz- und kohlenreich. Im westlichen Virginien sind ebenfalls sehr ergibige Eisengruben, vorzüglich in den Grafschaften Nikolaus, Kanawha und Braxton.

Eine Natur-Pyramide in Guyana. — Der britische Naturforscher Schomburgh, der gelehrten Welt schon durch mehre wissenschaftliche Arbeiten bekannt, hat aber-

mals George-Town, in Demerary, verlassen und ist im September 1837 zum dritten Male den Essequibo bis zu seiner Vereinigung mit dem Rupununy entgegengeschifft. Auf dem letzten ist er sodann bis zur Rewa, und auf dieser bis zur Mündung des Quitaro in die letzte vorgedrungen. Unterweges besuchte er die berühmte Natur-Pyramide Ataraipu, eine der größten Merkwürdigkeiten in Guyana. Sie ist an ihrer Basis bis auf eine Höhe von etwa 350 Fuß bewaldet. Die über das Gebüsch sich ergebende ganz nackte, fast vollkommen regelmäßig zugespitzte Granitmasse, hat eine Höhe von 550 Fuß, was dem Ganzen eine absolute Höhe von 900 Fuß über die benachbarte Ebene gibt. Vom Gipfel dieser von der Natur gebildeten Pyramide, hat man eine sehr ausgedehnte und großartige Aussicht über ein noch gänzlich unbekanntes Land.

Ein Muster-Vater. — Der 15jährige Jakob Croxford beschuldigte den 18jährigen Thomas Cameron vor dem Polizei-Inspektor Laing, von Hatton Garden, in London, ihm seinen Geldbeutel mit 9½ Schillinge (5 fl. 42 kr.) entwendet zu haben, indem er ihm behilflich gewesen, wieder aufzustehen. Thomas leugnete; an Zeugen fehlte es, und der Richter wußte nicht, wie er entscheiden sollte, als ein Mann sich durch die Menge drängte und zu sprechen verlangte. „Ich bin der Vater des Burschen, der bestohlen zu sein vorgibt,“ sagte er. „Wie gewöhnlich betrunken, konnte er keinen Pfennig mehr haben; es war folglich unmöglich, ihm etwas abzunehmen.“

Laing. Es ist in der That kein haltbarer Beweis gegen den Beschuldigten vorgebracht worden.

Der Vater gegen den Knaben sich wendend und mit der geballten Faust ihn bedrohend: Hörst Du, Lump. Mit Eurer Erlaubniß, Herr Richter, will ich ihn hier sogleich ein wenig durchprügeln.

Laing. Ich verbiete Euch jede Gewaltthätigkeit in meiner Gegenwart, in so fern Ihr selbst Euch nicht verurtheilt sehen wollt. Es bleibt mir nichts übrig, als den

Angeklagten wieder frei zu lassen. Ihr könnt Euch jetzt alle entfernen.

Die Reihe ist nun an uns, rief der alte Croxford, indem er seinen Knaben vor sich herstieß. Ich will Dir lehren, Dein Geld zu vertrinken und nachher andere zu beschuldigen, es Dir gestohlen zu haben. Frisch, tanze jetzt. — Und damit trieb er den jungen Trunkenbold mit gewaltigen Rippenstößen nach seiner Behausung, wo, wie er sagte, der Tanz mit Begleitung von Karbatsche und Ohrfeigen erst recht beginnen sollte.

Expedition zur Entdeckung der Quellen des weissen Nils. — Mit seinem letzten militärischen Streifzuge nach Kordofan und Darfur, wo der Beherrscher von Aegypten, Mehemet Ali, mit Gewalt seine Sklaven sich verschafft, indem er, bis auf wenige Individuen, die Bevölkerung ganzer Dörfer und Bezirke entführen läßt, hat derselbe Barbar, um sich gleichzeitig das Ansehn eines Halbgesitteten, eines Beförderers wissenschaftlicher Fortschritte zu geben, und unter dem Deckmantel einer zu machenden wichtigen Entdeckung (nämlich der der Quellen des weissen Nils, welche die gelehrte Welt seit langem ersehnt) schlau genug seine Grausamkeit zu verbergen, eine Expedition auf dem Bahr el Abiad, oder Weißstrom (den größern westlichen Nilarm) verbunden. Er hat zu solchem Zwecke drei Schaluppen ausrüsten lassen, die mit 60 auserlesenen Ruderern bemannt und von drei der vorzüglichsten Offiziere der ägyptischen Marine befehligt sind. Einer dieser letzten ist Selim Kapudan Fassulsch Efendi, der in England erzogen worden, und ein zweiter ist Achmet Efendi, ein geborner Schweizer, der in Mathematik, Astronomie und Naturgeschichte sehr bewandert ist. Diese Offiziere haben den Auftrag, dem weissen Nil so weit als irgend möglich entgegen zu dringen, um zur Entdeckung seiner Quellen zu gelangen. In seiner Erklärung über dies Unternehmen äussert der Pascha, daß er dabei nur die Rolle eines „Vorläufers" übernehmen wolle. „Ich weiß

sehr wohl," fügt er hinzu, „daß ich keinen Danville auf Entdeckungsreisen zu senden habe. Wenn jedoch meinen Beauftragten das Unternehmen gelingt und sie glücklich zurückkehren, werde ich Europa davon in Kenntniß setzen. Ich werde einen Aufruf an seine Gelehrten erlassen und mir bloß die Ehre ausbedingen, sie auf den Wegen, die ich ihnen eröffnet, zu leiten und zu beschützen." (Ohne Zweifel war der Verfasser dieser Mittheilung ein Franzose im Dienste des Pascha von Aegypten.)

Stärke der französischen Armee im Frieden und im Kriege. — Nach der Zeitung „l'Armée," deren Angaben man als offiziell betrachten kann, besteht die französische Armee auf dem Friedensfuße aus 311,419 Mann und 62,142 Pferden, und auf dem Kriegsfuße aus 420,265 Mann und 121,892 Pferden.

Zahl der Aerzte in Paris. — Nach dem „Almanach général de médicine," für 1839, gibt es in Paris 1310 praktizirende Aerzte. 1833 zählte man deren nur 1090 und 1836 schon 1220. In sechs Jahren hat sich also ihre Zahl um 220 vermehrt. Ausserdem gibt es noch 200 Gesundheitsbeamten oder Bader (officiers de santé), folglich bei 900,000 Einwohner einen Arzt für 596 Individuen. In den Departementen rechnet man nur 1 Doktor auf 1000 Einwohner. Das Arrondissement von St. Denis hat 52 Aerzte und das von Sceaux 30. Das ganze Seine-Departement hat also 1592 Aerzte auf 1,106,891 Seelen, oder 1 Arzt auf 739 Individuen. Seit 1836 sind in Paris 58 Doktoren mit Tode abgegangen. Die Zahl der Studierenden der Arzneiwissenschaften beläuft sich in diesem Jahre auf 5121 Individuen.

Kritische Uebersicht der neuesten und ausgezeichnetsten Erscheinungen in deutscher Literatur und Kunst.

März 1839.

Die Lebensfrage der Europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung. Von Dr. Karl Hermann Scheidler, Professor in Jena. (Aus der Minerva abgedruckt.) Jena, 1839. In der Bran'schen Buchhandlung. 99 S. in gr. 16.

Das beharrliche Streben des Verfassers der vorligenden Schrift zielte von jeher darauf hin, einerseit auf das Zivilisations-Verderben unsrer Zeit und seine Folgen aufmerksam zu machen, wie anderseit auf die besten Mittel diesem Verderben abzuhelfen. Das beurkundet sich auf die augenscheinlichste Weise in allen seinen früher herausgekommenen Schriften, besonders in der so beachtungswerthen Zeitschrift „Minerva," ferner in seiner „Hodegetik" und in dem 1838 erschienenen Bande seiner staatswissenschaftlichen Abhandlungen.

Die in Rede stehende Schrift: „Die Lebensfrage der Europäischen Civilisation," stellt nun in ihrem ersten Artikel alle die Thatsachen in gedrängter Aneinanderfügung auf, welche die Mängel, Verstöße, Gebrechen und Gefahren unserer heutigen Gesittung recht augenscheinlich und treffend karakterisiren, und hebt im zweiten den positiven und praktischen Nutzen hervor, den man durch Verallgemeinung der in Hofwyl, Meykirch rc., d. h. in allen Schö-

pfungen Fellenbergs, bereits verwirklichten Volksbildungs- und Volksverbesserungs-Anstalten, von der untersten Staffel bis zur höchsten, gewinnen könnte und gewinnen würde.

Wir begnügen uns für jetzt mit dieser oberflächlichen Andeutung, wodurch wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser nicht allein auf die Schrift des Herrn Professor Scheidler hinzuleiten, sondern auch den richtigen Gesichtspunkt anzudeuten wünschen, unter welchem sie vorzüglich zu betrachten ist, uns vorbehaltend, mit dem darin behandelten zeitgemäß-wichtigen und in vielfacher Beziehung höchst beachtungswerthen Gegenstande derselben, in einem unserer nächsten Theile ausführlicher uns zu beschäftigen.

Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen, hauptsächlich unter dem militärischen Gesichtspunkte, nach den zuverlässigsten und neuesten, zum Theil noch nicht benutzten Quellen bearbeitet von F. von Kausler, Obristlieutenant im Königlich Würtembergischen General-Quartiermeister-Stabe, und mit Noten versehen von dem Königl. Würtemb. General-Lieutenant ꝛc. ꝛc. Grafen von Bismark. Erster Band. XXI und 552 S. in 8. Mit 5 Uebersichtskarten und 10 Schlachten-Planen. Freiburg im Breisgau, 1838. In der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung.

Seit der 1755 zu Wien erschienenen „Histoire du Prince français Eugène de Savoye," von Mauvillon, einem Werke, das man sowohl in geschichtlicher, als in taktischer und strategetischer Beziehung, als die beste aller ältern militärischen Lebensbeschreibungen des Prinzen Eugen betrachten kann, sind eine Menge Schriften veröffentlicht worden, die über den Helden des 18. Jahrhunderts neues Licht verbreiten und beachtungswerthe Aufschlüsse geben. Dieser Umstand vorzüglich hat den durch seinen „Atlas der merk-

würdigsten Schlachten der alten, mittlern und neuern Zeit," durch seine „Militärische Rekognoszirung des Donau-Gebiets" und mehre andere Werke rühmlichst bekannten Herrn Verfasser veranlaßt, ein so thatenreiches Leben aufs neue dem militärischen Publikum als Muster zu bieten. Sein Streben zielte bei dieser Aufgabe hauptsächlich darauf hin, den großen Feldherrn, dessen Heldenwirken er zu schildern hatte, aus seinen eigenen Aeusserungen, soweit diese ihm zugänglich waren, so wie aus denen seiner Zeitgenossen, kennen zu lernen.

Eugens Feldzüge haben das Eigenthümliche, daß ihre hohe strategische Bedeutung erst dann vollkommen einleuchtet, wenn man sie Schritt für Schritt auf der Karte verfolgt. Um das nun seinen Lesern möglich zu machen, hat Hr. von Kausler von den verschiedenen Kriegsschauplätzen Uebersichtskarten gegeben. So finden wir zu diesem ersten Theile die Uebersichtskarten: Nr. 1. zu den Feldzügen des Prinzen gegen die Türken; Nr. 2. der Rhein-, Main-, Mosel- und Ober-Donau-Gegenden; Nr. 3. zu seinen Feldzügen in Piemont, in den Jahren 1690 bis 1696; Nr. 4. zu den Feldzügen von 1701, 2, 3, 5 und 6 in Oberitalien; Nr. 5. zum Feldzuge von 1707 im südlichen Frankreich. Die Schlachtpläne betreffen: Nr. 1. die Umgegend von Wien; Nr. 2. das Schlachtfeld von Zentha; Nr. 3. die Gegend von Carpi; Nr. 4. das Schlachtfeld von Chiari; Nr. 5. die Gegend von Cremona; Nr. 6. das Schlachtfeld von Luzzara; Nr. 7. Schlachtfeld von Höchstädt; Nr. 8. Schlachtfeld von Cassano; Nr. 9. Umgegend von Turin; Nr. 10. Umgegend von Toulon. Die Plane der Schlachtfelder von Marsaglia und Staffarde hat Verfasser deswegen weggelassen, weil die bis jetzt herausgegebenen ihm ganz ungenügend geschienen.

Das erste Buch des Werks umfaßt: Eugens Abkunft, Jugendjahre und erste sechs Feldzüge gegen die Türken, 1663 — 1688. — Im zweiten Buche sind dargestellt: Deutschlands Verhältnisse in den Jahren 1689 und 1690. Eugens diplomatische Sendung an den Turiner Hof. Seine Feld-

züge 1690, 91, 92, 93, 94, 95 u. 96 in Oberitalien. Eugens Feldzüge von 1697 u. 98 gegen die Türken. — Das dritte Buch enthält: Eugens Feldzüge von 1701, 2 und 3 in Italien gegen die Marschälle Catinat, Villeroi und Vendôme. — Im vierten Buche befindet sich: Eugens und Marlboroughs Feldzug an der Donau und am Rhein, im J. 1704, und die Kriegsereignisse desselben Jahres in Italien, Spanien und Portugal. — Das fünfte Buch betrifft: Eugens Feldzüge in Italien in den Jahren 1705 und 6. Seine Expedition nach dem südlichen Frankreich 1707.

Jedem Buche sind verschiedene interessante Bemerkungen des Grafen von Bismark beigefügt, wodurch die Wichtigkeit des eben so richtig gedachten, als umsichtsvoll dargestellten und gut geschriebenen Gesammt-Inhalts des Werkes noch erhöhet wird. Von den vier Beilagen verdient besonders die erste, über die abscheuliche, beinah unglaubliche Lebensweise des Marschalls Villeroi beachtet zu werden. — Wir werden, bei Erörterung des zweiten Theiles, Gelegenheit haben uns ausführlicher über das Ganze auszusprechen.

Hans von Reinhard, Bürgermeister des eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz. — Beitrag zur Geschichte der Schweiz, während der letzten vier Jahrzehnte; bearbeitet nach Reinhards nachgelassenen Denkschriften, Tagebüchern und Briefwechsel von Conrad von Muralt, Alt-Bürgermeister des Kantons Zürich. Mit dem Bilde des Bürgermeisters H. von Reinhard. Zürich, 1839. Bei Orell, Füßli u. Kompagnie. XVI u. 591 S. in gr. 8.

Eine sowohl durch die eigenthümlich interessanten Lebens- und Schicksalsverhältnisse des betreffenden, in der Schweiz verdientermaßen hochgeachteten Staatsmannes, als durch die beigefügten zahlreichen politischen und diplo-

matischen Aktenstücke oder Belegschriften wichtige und in jeder Beziehung sehr beachtungswerthe Biografie. Man verdankt sie einem andern Staatsmanne, der im mehrjährigen fast täglichen Geschäftsumgange mit dem Verblichenen gestanden, und dem nach Reinhards Ableben dessen gesammter schriftlicher Nachlaß, seine eigenhändigen Notizen über seinen Lebenslauf, seine über alle ihm anvertrauten wichtigen Missionen sorgfältig geführten Tagebücher, seine Privatkorrespondenz, seine reichhaltigen Sammlungen von Akten und zahlreichen aus verschiedenen Federn geflossenen Denkschriften, zugestellt wurden.

Das auf solche Weise und aus solchen Mitteln entstandene Werk ist ein trefflicher, sehr entsprechender Beitrag zur Geschichte eines wichtigen Zeitraumes, dessen der direkt revolutionären Einwirkung Frankreichs auf die Schweiz und des Verfahrens Napoleons gegen dieselbe. Hans von Reinhard ward geboren in Zürich den 20. Februar 1755. Er starb den 23. Dezember 1835. Nach Beendigung seiner Studien reisete er von 1775 bis 77, trat sodann in die Staatskanzlei, wurde als Landammann im Thurgau angestellt und als Legationssekretär nach Genf geschickt. Er war Landvogt in Baden, als 1798 die Staatsumwälzung in der Schweiz ausbrach. Damit begann seine eigentliche höhere politische Laufbahn. Er war einer der Abgeordneten zur Konsulta in Paris, und spricht sich bei dieser Gelegenheit freimüthig aus über das Vermittelungswerk des ersten Konsuls. Reinhard ward 1807 Landammann der Schweiz. 1808 und 1809 wurde er in das kaiserlich-französische Hauptquartier abgeordnet. 1810 war er Beauftragter in Schaffhausen, zur Unterhandlung mit Würtemberg, wegen infammerirten schweizerischen Eigenthums. Mit Flue und Müller von Friedberg begab er sich 1811 nach Paris und blieb daselbst, nach Abreise seiner Kollegen, als ausserordentlicher Gesandter. Er war 1813 zum zweiten Male Landammann der Schweiz, als nach der ausserordentlichen Tagsatzung im November, die verbündeten Heere in die Schweiz einrückten. Bis zur Schlichtung

der Wirren und bis zu der neuen Konstituirung einer Tagsatzung der 19 Kantone, im April 1814, blieb er an der Spitze der Bundes-Angelegenheiten während der ganzen langen und stürmischen Tagsatzung in Zürich. Unter seiner Leitung wurden auch die Instruktionen für die Gesandschaft nach Wien berathen. Als Bürgermeister von Zürich war Reinhard 1816 Präsident des Vororts. Nach der Staatsumwälzung von 18$^{30}/_{31}$ zog er sich von der öffentlichen Laufbahn zurück und beschloß sein vielbewegtes Dasein im Privatstande.

Unter den beigefügten Aktenstücken zeichnen sich besonders nachstehende aus: Kurzes, von dem ersten Konsul der helvetischen Regierung eingesandtes, Gegenprojekt zu einer Verfassung für die Schweiz. — Korrespondenz zwischen der helvetischen Gesandtschaft in Paris und dem helvetischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, d. d. 2. Mai 1801. — Schreiben des Kaisers Napoleon an den Landammann Reinhard, d. d. Finkenstein, den 18. Mai 1807. — Schreiben des k. französ. Ordonnanz-Offiziers von Wattenwyl an seinen Vater, den Landammann der Schweiz, d. d. Fontainebleau, den 9. Oktober 1810. — Note des Herrn von Lebzeltern und Grafen Capo d'Istria, betreffend den Einmarsch der alliirten Heere in die Schweiz, im Dezember 1813. — Aktenstücke, betreffend die Sendung des Grafen Senft von Pilsach nach Bern ꝛc. — Einige Aktenstücke betreffend die auf dem Kongresse zu Wien stattgefundenen Unterhandlungen, über den Wiederanschluß der drei Thäler Veltlin, Cleven und Worms an den Kanton Graubünden. — Wörtlicher Inhalt der stattgefundenen Mittheilungen an die eidgenössische Gesandschaft, über die zu Wien abgeschlossenen die Schweiz betreffenden Verhandlungen. — Denkschriften der östreichischen, russischen, preußischen und niederländischen Minister, über die Frankreich vorzuschreibenden Friedensbedingungen, d. d. Juli und August 1815. — Akten, enthaltend die Anerkennung der ewigen Neutralität der Schweiz, vom November 1815. — Votum des Landammanns von Reinhard, über den neuen

Bundes-Entwurf; vorgetragen dem großen Rathe des Standes Zürich im Februar 1833.

Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. Unter vielseitiger Mitwirkung neu bearbeitet von Dr. Heinrich Schreiber. Mit 9 Stahlstichen, einer Karte der Umgebung und einem Plan der Stadt. X und 444 S. in 12. Freiburg, 1838. Herdersche Kunst- und Buchhandlung.

Diese durchaus neu bearbeitete Ausgabe des Taschenbuchs „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen," zeichnet sich nicht allein in literarischer Hinsicht sehr vortheilhaft aus, sondern auch in artistischer Beziehung, durch die beigegebene vortreffliche Karte der Gegend von Freiburg, von Dr. J. E. Wörl, durch den wenn auch kleinen, doch vollkommen entsprechenden Plan der Stadt und durch neun schöne Ansichten in Stahl: 1. eine Ansicht von Freiburg; 2. das Schloß Zähringen; 3. die Loretto-Kapelle bei Freiburg; 4. der Titisee, gegen den Feldberg; 5. der Münster in Freiburg; 6. das Schloß Umkirch; 7. Alt-Breisach; 8. Badenweiler; 9. der Eingang der Hölle. Alle diese Bilder sind gut und richtig gezeichnet und bei der Griffel-Arbeit mit einer Zartheit und Wärme behandelt, welche sie zu ausgezeichneten landschaftlichen Miniaturen macht.

Was der rühmlichst bekannte Herr Verfasser hauptsächlich in seinem Buche hervorzuheben sich bemüht, ist die Darstellung der Entwickelung und des Bestandes eines deutschen Gemeinwesens unter gegebenen Verhältnissen der Lage und Geschichte. Er wollte zeigen, was in der Umgebung von Freiburg die Natur darbietet und wie sich Industrie und Handel dessen bemächtigen ꝛc. ꝛc.

Der Inhalt des Taschenbuches umfaßt: A. einen Ueberblick der Geschichte von Freiburg, von den Zeiten der Römer bis zur Gegenwart; B. eine Beschreibung der Stadt

und ihrer Umgebungen: 1. natürliche Beschaffenheit; 2. die Stadt an sich; 3. die Bewohner der Stadt; 4. Anstalten und Vereine; 5. Umgebungen von Freiburg, nahe und entferntere Spaziergänge und Ausflüge: nach S. Peter und S. Märgen, neue Wallfahrt, Himmelreich, Hölle, Steige und Titisee, Oberried und Feldberg, Staufen, S. Trudpert, Münsterthal und Bölchen, Badenweiler, Alt-Breisach, Neu-Breisach und Kolmar, Kaiserstuhl, Emmendingen und Hochberg. Suggenthal, Schwarzenberg und Glotterthal, Waldkirch, Kandel und Simonswald.

Freiburg ligt unter 47° 59′ 45″ nördl. Br., 25° 31′ östl. Länge und 850 — 870 Fuß ü. M. Die Ebene fällt von Freiburg hinweg so beträchtlich, daß der Münster in dieser Stadt 220 Fuß höher ligt, als die in grader Richtung kaum 5 Stunden entfernte Unterstadt von Alt-Breisach und selbst noch 130 Fuß höher, als der Domplatz auf dem Breisacher Berge. Ueber der Stadt erhebt sich der 400 Fuß hohe Schloßberg und dahinter der Roßkopf, bis zu einer absoluten Höhe von 2290 Fuß. Der Kandel ist 3900 Fuß hoch und der gegen Südost sich erhebende Feldberg, der Gipfel des Schwarzwald-Gebirges, 4600 Fuß. In weiterer Ferne zeigen sich der 4350 Fuß hohe Belchen und der 3600 Fuß hohe Blauen. Der höchste Punkt der ganz vereinzelten Gebirgs-Vorwacht des Kaiserstuhls, ist bei den neun Linden 1762, und die Höhe bei der Katharinen-Kapelle 1562 Fuß ü. M. Freiburg ist 5 Wegstunden (3¾ Meilen) von Alt-Breisach, 7 St. (5¼ M.) von Badenweiler und von Neustadt im Schwarzwald, 13 St. (9¾ M.) von Basel, von Donaueschingen und von Offenburg, 18 St. (13½ M.) von Schaffhausen, 3 St. (2¼ M.) von Emmendingen, 9 St. (6¾ M.) von Lahr, 17 St. (12¾ M.) von Straßburg, 24 St. (18 M.) von Baden und 30 St. (22½ M.) von Karlsruhe entfernt.

Das Klima von Freiburg ist gesund, wegen der reinen Luft und der gemäßigten Temperatur der Oertlichkeit. Nur der vom Schwarzwald herwehende kalte Abendwind und die manchmal lange anhaltenden Regen, auch die

Herbstnebel sind unangenehm. Der mittlere Barometerstand beträgt 27 Zoll 3,8 Linien und die mittlere Temperatur 7,8 Grad Réaumür. Interessant ist die „geognostische Skizze der Umgebungen von Freiburg," doch zu ausgedehnt, als daß wir uns davon irgend eine Entnehmung vergönnen dürften. Es ist dasselbe mit der „Uebersicht des Pflanzenreichs und des Thierreichs."

Die Beschreibung der Stadt ist recht anziehend. Sie begreift die Paragrafen: äusserer Anblick; Eintritt in die Stadt, Thore (S. Martins-, Schwaben-, Prediger- und Breisacherthor); Straßen und Plätze; Dreisam, Gewerbskanal, Mühlbach, Bäche, Brunnen (32 öffentliche und 84 Privatbrunnen) mit ihren Denkmälern; Anzahl der Häuser (1168, worunter 20 landesherrliche Gebäude); Kirchen (Münster, im 12ten und 13ten Jahrhundert erbaut, mit einem 356 Pariserfuß hohen Thurm, und die evangelische von 1829 bis 1838 erbaute Ludwigskirche, mit einem 195 Fuß hohen Thurm); bürgerliche Gebäude (das Kaufhaus, Museum, Theater, Rathhaus, das alte und neue Universitätsgebäude, der großherzogliche Palast, das Regierungsgebäude, Seminarium, die Kaserne, das Krankenspital, das Zuchthaus, ꝛc.).

Die Bevölkerung von Freiburg mehrt sich von Jahr zu Jahr. 1786 belief sie sich auf 7691 kathol. Einwohner, 1809 auf 116 Evangelische und 8457 Katholiken, zusammen 8573 Seelen und 1836 schon auf 878 evangelische und 11,645 katholische, zusammen 12,523 Einwohner. Im Ganzen werden in Freiburg ungefähr gleich viel Knaben und Mädchen geboren. Aktivbürger hatte die Stadt zu Anfang 1838: 1449.

Die Abschnitte: Lebensart und Karakter; Gesundheitszustand; Erwerbszweige; Vereine zur Verbesserung der Landwirthschaft ꝛc.; Gewerbe und Fabriken; Postwesen, Handel; Behörden (weltliche und geistliche) ꝛc. ꝛc. enthalten vieles beachtungswerthes. Nicht minder lesenswerth sind die über die Anstalten und Vereine, wie die Unterrichtsanstalten, das Gymnasium, die Universität, 1837

mit 400 Studierenden, die Bibliothek, das akademische Naturalienkabinet; das mathematisch-physikalische Kabinet; das chemische Laboratorium; die anatomischen Sammlungen; der botanische Garten; die Blinden-Anstalt; die Vereine für Wissenschaft und Kunst; die Wohlthätigkeits-Anstalten; das Krankenhaus und Klinikum; die Sicherheit- und Straf-Anstalten.

Die Anstalten zum geselligen Vergnügen sind das Museum, 300 Mitglieder, 63 Journale und Zeitschriften, auch Bücher von allgemeinem Interesse, Bibliothek von 440 Nummern zum Theil sehr bändereicher Werke, 49 Nummern von Atlanten und 234 Nummern von Musikalien, gibt Abendgesellschaften, Konzerte, Bälle wöchentlich einmal; die bürgerliche Lesegesellschaft, über 360 Mitglieder, hält 50 polit. und literarische Zeitschriften, hat eine Bibliothek von 2000 Bänden, gibt ebenfalls Abendgesellschaften und Bälle; das Theater, Konzerte, Redouten; die Gasthäuser, Kaffehäuser, Bierkeller und Bäder. Die Spaziergänge und die Ausflüge in die Umgegend von Freiburg haben wir schon oben angedeutet.

Die beigegebene Karte gereicht dem schon an und für sich äusserst zierlich und wohlverstanden ausgestatteten Taschenbuche zu noch größerem Schmuck. Sie stellt auf eine eben so richtige und treue, als klare und malerische Weise, „die Landschaft von Freiburg auf 6 Stunden im Umkreis“ dar, und zwar im Maßstabe von $\frac{1}{100,000}$ der natürlichen Größe. Sie reicht gegen Mitternacht bis Boozheim, Kenzingen, Brettenthal und Elzach, gegen Morgen bis Schonach, Neukirch, Lenzkirch und Schluchsee, gegen Mittag bis Seebruck, Geschwend, Badenweiler und Neuenburg und gegen Abend bis Banzenheim, Neu-Breisach und Markolsheim. Sie umfaßt also mehre interessante Thäler des Schwarzwald-Gebirgs, namentlich das Höllen-, das Unter- und Ober-Münster-, das Glotter- und Ibenthal, den Wagensteig, einen Theil der Vierthäler mit dem 2600 Fuß hohen Titisee, den noch 200 Fuß höher gelegenen Schluchsee, den 3400 Fuß hohen Feldsee, am östlichen

Abhang des Feldberges. Es ist auf dieser Karte auch die Richtung angedeutet, welche nach den drei Projekten die Eisenbahn zu verfolgen haben würde, die nach dem dritten sich ziemlich nahe unter Freiburg hinwegziehen würde.

Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der Altenburgischen Bauern. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage der Kronbiegelschen Schrift, von Karl Friedrich Hempel, Adjunkt und Pfarrer sen. in Stünzhayn bei Altenburg, Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig. Mit einem Fürwort von dem Bauer und Anspanner Zacharias Kresse in Dobraschütz an seine Stammgenossen. Nebst 10 kolorirten Lithographien. XVIII und 127 S. in 8. Altenburg, 1839. Schuphasesche Buchhandlung.

Das Schriftchen von dem Maler Kronbiegel: „Ueber die Sitten, Trachten und Gebräuche ꝛc. der Altenburgischen Bauern," das 1796 herausgegeben wurde und zwei Auflagen erlebte, war fast ganz vergriffen und erscheint nun, weil immer noch viel gesucht, in einer dritten ganz umgearbeiteten, erweiterten und geschmackvollen Ausgabe. Nach dem gemüthlichen poetischen Fürworte des Naturdichters Kresse, der nichts mehr als Landmann sein und bleiben will, bietet dies kleine aber interessante Werk im ersten Abschnitt eine historische Einleitung über das Herzogthum Sachsen-Altenburg und den altenburgischen Volksstamm der Sorben-Wenden, der sich auf 40,000 bis 50,000 Seelen beläuft. Die Gesammtzahl dieses ganzen Slaven-Stammes kann auf 150,000 Individuen berechnet werden. Der zweite Abschnitt betrifft die altenburgische Bauernschaft, ihr Gemeinwesen, ihre Tracht, die männliche wie die weibliche, die ältere wie die neuere und neueste, ihre

Sitten und Gebräuche, ihre Vorzüge und Fehler, ihre häuslichen Einrichtungen, Landwirthschaft und Mundart, ꝛc. ꝛc. Den Schluß macht eine Erörterung über die heutigen stammverwandten Wenden in der Oberlausitz. Alle diese Gegenstände sind mit der genauesten Sachkenntniß geschrieben und auf eine eben so unterhaltende als befriedigende Weise vorgetragen. Die beigegebenen ausgemalten Lithografien stellen dar: 1. neun verschiedene Kopfputze der ältesten Zeit; 2. vier Männertrachten; 3. sieben Frauen- und Männertrachten; 4. vier ältere originelle weibliche Trachten, unter andern die der Hebamme; 5. fünf Männer- und Weibertrachten der Gegenwart; 6. fünf Figuren in einer altenburgischen Landschaft; 7. der ehemalige Hochzeitbitter und drei Hormtjungfern; 8. eine ländliche Wirhshausstube mit Wirth und Wirthin, vier Kartenspielern und zwei Nebengestalten; 9. ein Bauernaufzug mit einem vorreitenden Trompeter; 10. eine Marktszene, belebt von altenburger Bäuerinnen.

Naturgeschichtliches Kabinet des Thierreichs. Von Sir William Jardine. Vierter Band. Wiederkäuende Thiere. Erster Theil: Kameele, Hirsche, Rehe, Antilopen ꝛc. Deutsch bearbeitet von Dr. August Diezmann. Mit dem Bildnisse und der Lebensbeschreibung Campers. Nebst 33 kolorirten Abbildungen und einer Vignette. XX und 138 S. in kl. 8. Pesth, 1837. Verlag von C. A. Hartleben.

Gleich den drei ersten Bänden dieses Werkes, die wir im ersten, zweiten und sechsten Theile für 1838 der Bibl. d. n. Weltk. angezeigt und gewürdigt haben, ist auch der vierte sowohl durch seinen interessanten und gediegenen Inhalt, als durch seine trefflichen Abbildungen, wahrhaft ausgezeichnet. Er begreift eine gutgeschriebene Abhandlung über das Leben und die Schriften des niederländischen

Naturforschers Peter Camper (geboren 11. Mai 1722 zu Leyden, gestorben zu Haag den 7. April 1789). Nach der Einleitung über die wiederkäuende Thiere im allgemeinen, folgt die zu den jedesmaligen eben so korrekten als geschmackvollen Abbildungen gehörige individuelle Beschreibung: 1. des baktrischen oder zweibuckeligen Kameels und des arabischen Kameels oder Dromedars; 2. des braunen Llamas, Männchen und Weibchen; 3. des thibetanischen Moschusthiers; 4. des Napu; 5. des Elenn, Elenthiers, Elk oder Elch; 6. den Rennthiers; 7. des Damhirsch; 8. des fossilen Elenn; 9. des Wapiti; 10. des Nepalhirsches; 11. des großen Rusa oder schwarzen Hirsches; 12. des Rusa von Timor; 13. des gefleckten Axis oder indischen Hirsches; 14. des braunen Schwein-Axis; 15. des gemeinen Rehes; 16. des Guazupuco oder hohen Hirsches; 17. des Guazu-y oder kleinen amerikanischen Hirsches; 18. des Guazu-pita oder rothen Hirsches; 19. des Muntschak; 20. seines Kopfes; 21. der Giraffe von Nordafrika; 22. des Cabril; 23. des Takhaitze; 24. des Algazel; 25. der Mondes-Antilope; 26. des Kevel; 27. des Springer oder Springbocks; 28. der Sömmerings-Antilope; 29. des sonderbaren Pallah, mit den langen vielfach gewundenen Hörnern; 30. des Klippspringers; 31. des Tschikara, Tschaku oder Tschansing; 32. des Grimm; 33. der Salts Antilope.

Carl Gustav Jochmanns, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke. Dritter Band. 244 S. in 8. Hechingen, 1838. Im Verlag der F. X. Rieblerschen Hofbuchhandlung.

Der dritte Band von Jochmanns „Reliquien" steht in nichts hinter den beiden ersten Bänden zurück, die wir im ersten und achten Theile für 1837 der Bibl. d. n. Weltk. in Erwägung gezogen; er übertrifft sie in einigen Beziehungen sogar noch durch die Schärfe, Zusammendrän-

gung und Gediegenheit der Gedanken, die man — dürfte man es wagen das Materielle zur Bezeichnung des Intellektuellen zu verwenden — manchmal ein recht eigentliches Ideen-Consommé nennen könnte. Das bewahrheitet sich vorzüglich in der merkwürdigen Abhandlung: „zur Naturgeschichte des Adels.“ Nicht weniger treffend und wahr, manchmal äusserst pikant sind die „Erfahrungsfrüchte.“ Wir machen besonders auf nachstehende Artikel aufmerksam: Der Rückschritt; gemiethete Talente; Schein trügt; die alte, gute Zeit; Ursach und Wirkung; Gesittung ohne Sittlichkeit; stehende Heere; die Obskuranten; das Lächerlichmachen der Wahrheit; Einsamkeit; Mystizismus; Religion; papierner Menschenwerth; Lob und Tadel; das Ende der Welt; Vaterlandsliebe; Recht und Vorrecht; Unsterblichkeit der Seele; Spießbürgerei; verschiedene Publizität; Rom; Selbstmörder; römische Vaterlandsliebe; die Bahn der Zivilisation; der Sultan und die heilige Allianz; politische Arithmetik; die Greuel der Revolution; die geschminkte Ferse; Meinungs-Uniformen; die Mystiker in den Wissenschaften; die Geburtsstunde der Revolutionen.

Parzen und Eumeniden. Von Gustav Bacherer. Erster Band: Der Zauber-Jüngling von Strasburg. — Der Todtengräber von Gürau. Zwei Chroniken-Novellen. 356 S. in 12. Frankfurt am Main, 1838. Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Als Erzeugnisse einer reichen, schwelgenden Fantasie, verdienen die beiden Chroniken-Novellen: Der Zauber-Jüngling von Strasburg und der Todtengräber von Gürau, eine besondere Beachtung. Es herrscht darin eine vielseitige Verwendung der lebendigsten Szenen, der abwechselndsten Bilder, der ausserordentlichsten Begebenheiten. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird davon gefangen gehalten

und, wie auf intellektuellen Etappen, vom Ungewöhnlichen zum Seltsamen, ja bis zum Schauderhaften geführt. Sie schwankt ungewiß zwischen Glauben und Unglauben, zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, zwischen Licht und Finsterniß. Dabei aber ist ein immer durchgreifendes Interesse vorherrschend, neben einer Fülle, Gewandheit und Lauterkeit des Styls, die man, als des Verfassers Feder eigenthümlich, betrachten kann.

Leben F. von Schill's. Von Dr. Heinrich Döring. Auch unter dem **Titel: Gallerie der Helden.** Dritten Bandes erste Abtheilung. Mit einem Stahlstich, den Helden zu Pferde darstellend. 140 S. in 8. Leipzig, 1838. Verlag von W. Langewiesche in Barmen und Iserlohn.

Das Leben des zu früh gefallenen preußischen Helden Schill, der seinem Vaterlande noch so wichtige Dienste hätte leisten können, hat nicht allein ein hohes Interesse für dieses, sondern für ganz Deutschland, ja für alle gesitteten Völker. Es ist eines jener Muster für Recht, Wahrheit und Ehre sich selbst opfernder Existenzen, die in Zeiten der Eigensucht Seltenheiten genannt werden müssen, die man als glänzende Meteore betrachten kann, welche nur alle hundert Jahre einmal sich zeigen und die man grade deshalb um so mehr anstaunt.

Darum auch ist die Epopee „Schill" in ihrer Gesammtbedeutsamkeit fast jedem Deutschen bekannt. Allein nur wenige kennen die Einzelnheiten eines so ruhmelecktrischen, eines so thatensprühendes Lebens. Man muß die vorliegende Schrift lesen, um zu der Theilnahme, der Bewunderung, dem Enthusiasmus sich hingerissen zu fühlen, die es in der Brust jedes Denkenden zu erwecken das herrliche Vorrecht hat. Denn Schill war ein Held in vollem Sinne des Wortes, der einfach edle und großartig tapfere Verbote des nach ihm kommenden kriegerischen Messias Deutschlands, des Marschalls Vorwärts.

Dr. Döring hat einen so reichhaltigen und soliden Stoff würdig verarbeitet. Das von ihm dem Publikum gebotene „Leben Schills" ist zugleich gediegen und abwechselnd, noch mehr gehoben durch einen anziehenden Styl, der es mit Vergnügen lesen läßt. Die typografische Ausstattung ist schön. Des Helden Bild in Stahl dient dem Ganzen zu noch höherm Schmuck.

Die in demselben Verlage erscheinende „Gallerie der Helden," (eine Reihe allgemein interessanter Lebensbeschreibungen berühmter Krieger), mit Stahlstichen, enthält: Erster Band: Marschall Vorwärts! Oder: Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, angefangen von Dr. Rauschnik. Nach dessen Tod fortgesetzt und vollendet. Zweiter Band: Leben Washingtons. Von Hofrath Eduard Gehe. Dritten Bandes erste Abtheilung: Ferdinand v. Schills Leben. Von Dr. Heinrich Döring. Dritten Bandes zweite Abtheilung: Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tyroler in den glorreichen Kämpfen von 1809. — Vom Vollender des „Marschall Vorwärts." Vierter Band: Siebengestirn östreichischer Kriegshelden. Prinz Eugen, Laudon, Fürst Schwarzenberg u. s. w. Von Dr. Hermann Meynert. Fünfter Band: Wallensteins Leben. Von A. v. Tromlitz. Sechster Band: Friedrichs des Großen berühmteste Generale. Ziethen, Leopold v. Dessau, Prinz Heinrich u. s. w. Von O. v. Czarnowsky.

Der Inhalt der fernern Bände, an welche jedoch Niemand gebunden sein soll, kann erst später angegeben werden.

Inhalt des dritten Theils.

Seite

Digitized by Google